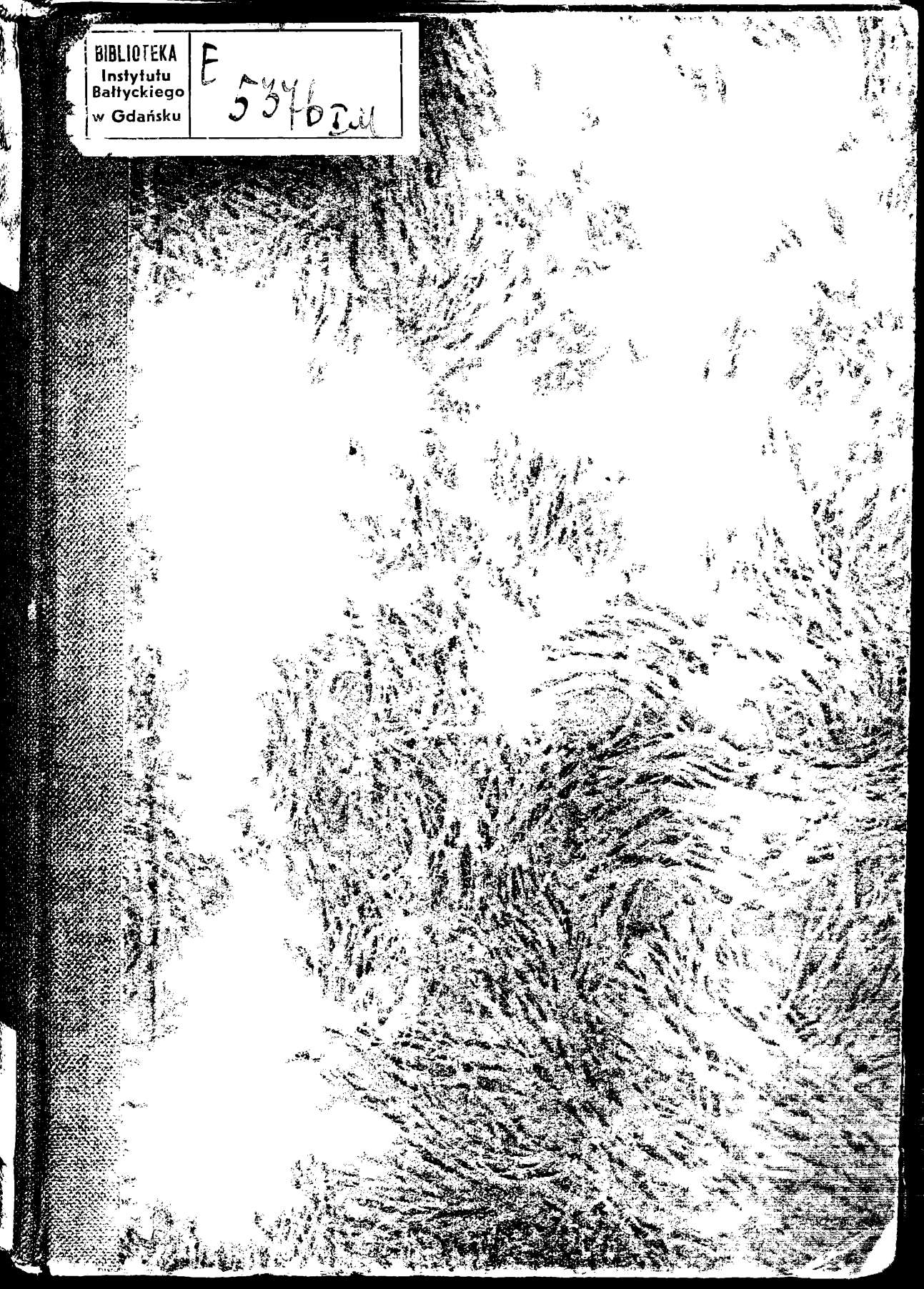
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E 534 b Dział



Ha 974

33124

74084

050 + 070] :: 327 = 112,2

E 63 76 + M

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Honorarprofessor an der Universität, München, General-Major a. D.

Unter ständiger Mitarbeit von
Dr. K. Wiedenfeld, Geh. Legationsrat, o. Professor an der Universität, Leipzig, a. o. Professor *Dr. H. Lautensach*, Gießen, *Dr. G. Herrmann*, Leipzig und *Dr. Albrecht Haushofer*, Berlin.
Schriftleitung: *Kurt Vowinckel*, Berlin - Grunewald

X. JAHRGANG 1933
II. HALBBAND
HEFT 7—12 / JULI—DEZEMBER

BERLIN-GRUNEWALD

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

4 476

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 7—12 / Juli—Dezember 1933

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

PLANHEFTE

12 / Dezember Asien den Asiaten? (Ostasienheft)

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

M. Baumann / Raum und Staat — Eine Entgegnung IX/554
F. Burgdörfer / Zur Biologie des Auslanddeutschtums X/609*
H. Fink / Die deutsche Maasgrenze IX/509*
W. Flemmig / Japans zweites Schwert: die Wirtschaft XII/724
Fragen zur Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) .. X/619
F. Gandenberger von Moisy / Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen . XI/637*
Geopolitik als nationale Staatswissenschaft X/573
A. Hahl / Deutschland und der Stille Ozean VII/393
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/424, VIII/480*, IX/540, X/595*, XI/675, XII/750
A. Haushofer / Literaturbericht aus der atlantischen Welt VII/442, X/634, XI/699, XII/764
K. Haushofer / Auftakt zu einem Ostasienheft XII/701
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum VII/430, VIII/487, IX/547*, X/602, XI/681, XII/756
K. Haushofer / Ein Bilderbogen XII/722*
K. Haushofer / Die erste geopolitische Weltwandkarte VIII/505
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum VIII/506, IX/566
K. Haushofer / Georg Wegener zum 70. Geburtstag VII/436
J. G. von Herder / Über Schönheit und Nützlichkeit der Geographie IX/564
F. Hesse / Wo steht die deutsche Außenpolitik? VIII/445

H. Hummel / Büchertafel X/635
H. Jahrreiss / Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum II VII/385
H. Kohn / Bibliographie des Vorderen Orients 1930—1933 . . IX/570
M. Kornrumpf / Werdender Weltluftverkehr . . . XI/646*
J. Kunst / Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer XII/732*
H. Lehmann / Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen" VIII/493
E. Lerner / Die Entwicklung der Parteien der malayischen Bewegung in Niederländisch-Indien IX/536
G. Maass / Geopolitik als nationale Staatswissenschaft IX/559
M. Meisner / Bergwirtschaft und Geisteswelt VII/416
O. von Niedermayer / Die Eisenbahnen Rußlands XI/664*
O. von Niedermayer / Die Mandschurei XII/707*
O. von Niedermayer / Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper II . . . VII/402*
H. Ochsner / Wehrgeopolitik XII/761
K. Pintschovius / Der ökumenische Gedanke als Grundlage eines neuen Entwicklungsbegriffs XI/695
Die Reichsautobahnen VIII/479*
C. Ross / Das französische Kanada VIII/469
C. Ross / Kanadas Zukunft XI/652*
E. Samhaber / Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates . X/587
B. K. Sarkar / Von Herder zu Hitler . . IX/526
R. von Schumacher / Josef März: Die Adriafrage . . XII/762
J. Semjonow / Die Wasserstraßen in der Sowjetunion IX/516*
W. Volz / Industrie in den Osten! Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung II VII/437
von Waldeyer-Hartz / Verbietet Deutschlands geographische Lage ein Hinaustreten auf See? . . VIII/462
S. Warneck / Das Problem der Ostchinesischen Bahn XII/717
Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck XII/747
G. Wiedemann / Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens XI/688
H. F. Zeck / Adam Müller, ein Beitrag zum Thema „Geopolitik und Katholizismus" VIII/501
F. C. Zitelmann / Die Lage der Landwirtschaft in Kuba IX/531
*** / Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien XII/738
*** / Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg. X/574
*** / Der Süd-Ostraum VIII/455

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt
VII/424, VIII/480*, IX/540, X/595*, XI/675, XII/750
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum
VII/430, VIII/487, IX/547*, X/602, XI/681, XII/756

GRUNDFRAGEN

M. Baumann / Raum und Staat — Eine Entgegnung IX/554
Fragen zur Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) X/619
F. Gandenberger von Moisy / Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen XI/637*
Geopolitik als nationale Staatswissenschaft .. X/573
J. G. von Herder / Über Schönheit und Nützlichkeit der Geographie IX/564
M. Kornrumpf / Werdender Weltluftverkehr XI/646*
H. Lehmann / Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen" VIII/493
G. Maass / Geopolitik als nationale Staatswissenschaft IX/559
M. Meisner / Bergwirtschaft und Geisteswelt VII/416
K. Pintschovius / Der ökumenische Gedanke als Grundlage eines neuen Entwicklungsbegriffs XI/695
H. F. Zeck / Adam Müller, ein Beitrag zum Thema „Geopolitik und Katholizismus .. VIII/501

AUFSÄTZE

Deutschland

F. Burgdörfer / Zur Biologie des Auslanddeutschtums X/609*
H. Fink / Die deutsche Maasgrenze..... ..... IX/509*
F. Hesse / Wo steht die deutsche Außenpolitik? VIII/445
Die Reichsautobahnen VIII/479*
B. K. Sarkar / Von Herder zu Hitler IX/526
W. Volz / Industrie in den Osten! Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung II VII/437
von Waldeyer-Hartz / Verbietet Deutschlands geographische Lage ein Hinaustreten auf See?..... VIII/462
G. Wiedemann / Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens XI/688
*** / Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg X/574

Europa

H. Jahreiss / Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum II VII/385
O. von Niedermayer / Die Eisenbahnen Rußlands..... XI/664*
O. von Niedermayer / Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper II VII/402*
J. Semjonow / Die Wasserstraßen in der Sowjetunion IX/516*
*** / Der Süd-Ostraum VIII/455

Asien

W. Flemmig / Japans zweites Schwert: die Wirtschaft XII/724
A. Hahl / Deutschland und der Stille Ozean . VII/393
K. Haushofer / Auftakt zu einem Ostasienheft XII/701
K. Haushofer / Ein Bilderbogen XII/722*
J. Kunst / Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer XII/732*
E. Lerner / Die Entwicklung der Parteien der malayischen Bewegung in Niederländisch-Indien .. IX/536
O. von Niedermayer / Die Mandschurei XII/707*
S. Warneck / Das Problem der Ostchinesischen Bahn XII/717
Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck .. XII/747
*** / Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien . XII/738

Amerika

C. Ross / Das französische Kanada VIII/469
C. Ross / Kanadas Zukunft XI/652*
E. Samhaber / Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates X/587
***F. C. Zitelmann / Die Lage der Landwirtschaft in Kuba IX/531

Persönliches

K. Haushofer / Georg Wegener zum 70. Geburtstag . VII/436

LITERATURBERICHTE

A. Haushofer / Literaturbericht aus der atlantischen Welt VII/442, X/634, XI/699, XII/764
K. Haushofer / Die erste geopolitische Weltwandkarte VIII/505
H. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum VIII/506, IX/566
K. Hummel / Büchertafel X/635
H. Kohn / Bibliographie des Vorderen Orients 1930—1933 IX/570
H. Ochsner / Wehrgeopolitik XII/761
R. von Schumacher / Josef März: Die Adriafrage XII/762

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Erdumspannendes

MacPharaos Traum VIII/480
Weltluftverkehr XI/650

Deutschland

Das geplante deutsche Autostraßennetz ... VIII/479
Die geplanten Autostraßen und das deutsche Sprachgebiet X/598
Deutscher Restschutzraum XI/638
Die startbereiten Flugzeuge um Deutschland XI/641
Die Geburtenentwicklung in Elsaß-Lothringen X/618
Zur Geschichte der Maasgrenze IX/515
Die strategisch ungünstige Lage Deutschlands XI/639

Rußland

Eisenbahnnetz des asiatischen Teils der UdSSR.	XI/667
Eisenbahnnetz des europäischen Teils der UdSSR.	XI/665
Verteilung der Landbevölkerung im asiatischen Teil der UdSSR.	VII/409
Verteilung der Landbevölkerung im europäischen Teil der UdSSR.	VII/409
Gebiete landwirtschaftlicher Siedlung in der UdSSR.	VII/408
Städte, Industrie- und Arbeitersiedlung im asiatischen Teil der UdSSR.	VII/408
Städte, Industrie- und Arbeitersiedlung im europäischen Teil der UdSSR.	VII/408
Die zwischenregionalen Wasserverbindungen im europäischen Rußland	IX/523
Der Weißes-Meer-Kanal ..	IX/525
Das Projekt des Wolga-Don-Kanals	IX/524

Asien (außer Russisch-Asien)

Chinesische Eisenbahnen	XII/724
Gefahr der Friedfertigen	IX/550
Hagenbeck in Ostasien	XII/722
Thronwechsel im Irak	XII/723
Bahnen in der Mandschurei	XII/709
Neptuns Pilgerfahrt	IX/550
Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer	XII/735

Amerika

Das geopolitische Gerüst Kanadas	XI/657
Kuba und Rußland.....	XII/722
Kuba und die USA.	XII/723

TABELLEN

Welthandel 1930—1932	VIII/481
Handelsflotten 1914—1933	VIII/482
Bevölkerungsstatistik Ostdeutschlands und Westpolens	VII/441
Industriebevölkerung im Deutschen Reich	VII/439
Siedlungsmöglichkeiten in Ostdeutschland	XI/689
Geburtenstatistik der Deutschen in Europa	X/617
Soziale Umschichtung der russischen Bevölkerung	VII/429
Bevölkerung in Stadt und Land in der UdSSR.	VII/414
Dichte des Verkehrsnetzes in Rußland	XI/673
Wachstum der 5 größten Industrieorte Westsibiriens	VII/412
Geburtenstatistik Südslawiens .	X/611
Geburtenüberschuß in Südslawien	X/612
Geburtenstatistik der Deutschen in der Batschka	X/614
Geburtenstatistik der Deutschen in Südslawien	X/612

HERMANN JAHRREISS:

Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum II

2. Frage:

Wie fügt sich der Ostseekreis in den Prozeß der Bildung und Umbildung des europäischen Staatensystems?

Klären wir zunächst die Frage!

Untersucht man die Herrschaftsverhältnisse für einen bestimmten Menschheitskreis wie wir hier für den von den Germanen gesammelten europäischen, so muß man sich zunächst die zwei möglichen Hauptkonstellationen vor Augen halten: Entweder ist der ganze Kreis ein einziger Herrschaftsverband (oder gar bloß Teil eines weiterfassenden Herrschaftsverbands) oder nur Teile des Kreises sind Herrschaftsverbände; dort ist die herrschende Ordnung diejenige eines Staates, mag er sich vielleicht auch nicht Staat nennen; sie ist staatsrechtlich; hier ist sie eine Koordination von Staaten, eine völkerrechtliche Ordnung. Man hat mit Recht gesehen[1]), daß die Geschichte immer wieder das Streben der einzelnen Menschheitskreise zeigt, von einer dieser Formen zur anderen zu wechseln und wieder zu wechseln. Kontraktion und Lösung, Zusammenballung und Zerfall, Straffung und Auflockerung im ewigen Hin und Her! Eine Gesamtherrschaft, und wäre sie auch stark dezentralisiert, bricht auseinander im Kampf, der von der einen Seite als Separatismus, Rebellion verleumdet, von der anderen als Freiheitskrieg nach dem „Selbstbestimmungsrecht", als Sturz rechtloser Hegemonie verteidigt wird. Und später will die staatsrechtliche Form wiederkommen; imperialistische Brutalisierung heißt jetzt die Verleumdung des Kommenden, seine Verteidiger aber predigen: heraus aus der Anarchie zur Ordnung und Leistung!

Für die ganze europäische Menschheitsgruppe ist nun dieser Wechsel bisher nicht praktisch geworden. Sie hat bisher nie unter einer Herrschaft gestanden. Der einzige Anlauf dazu — der napoleonische — ist knapp vor dem Ziel steckengeblieben.

Aber für Untergruppen Europas, oft sehr große Untergruppen, haben wir wiederholten Wechsel dieser Art erlebt. Das Bild verschiebt sich nur hier regelmäßig dadurch, daß mit dem Wechsel der Verfassung für die betreffende Gruppe eine Vergrößerung oder Verkleinerung der Gruppe verbunden wird. Dies ist unser Fall. Zeiten, in denen der Ostseebezirk auf sich gestellt ist, eine deutlich greifbare Untergruppe Europas bildet, wechseln mit Zeiten, in denen dieser Bezirk in andere

1) So vor allem neuerdings Richard Schmidt, Verfassungsausbau und Weltreichsbildung, und Jahrreiß, Europa als Rechtseinheit.

Bezirke eingreift oder von anderen Bezirken her in Anspruch genommen wird. Und im Ostseebezirk selbst erleben wir Zusammenziehungen und Zerstückelungen.

Ich zeichne in großen Zügen: Auch in den Zeiten seiner größten Ausdehnung — unter Trajan — hat das Römische Weltreich aus dem mittleren Stockwerk Europas nie mehr als die Gebiete rechts der Donau und den ganzen Balkan umfaßt (und das war wohl schon ein Übernehmen, von Rom her gesehen! Das Reich bricht gerade an der Adria auseinander). Erst der zunächst fränkisch geleitete nachrömische Staatsbau auf weströmischem Boden reißt den größeren Teil Mitteleuropas in das kleinere Imperium, das sich aber immer mehr nur formal um das Ringen in den Marken kümmert und kümmern kann. Im Ostseekreis zwar wird das Dänemark Göttriks von Karl dem Großen getroffen und in der Folgezeit sogar einmal tributpflichtig; die Beziehungen bleiben aber sehr lose, und im übrigen greifen die Machtausstrahlungen des Reichs nach der Süd- und Südostküste der Ostsee während des Rekolonisationsprozesses gegen die Slawen; aber auch da ist das „Reich" doch mehr eine Kulisse; es sind schon deutsche Angelegenheiten, die man verhandelt[1]).

Wir dürfen deshalb an den Eingang unserer weiteren Darstellung den Satz stellen: der Ostseekreis, von dem jene Kräfte ausgingen, die unser „Europa" als einen Menschheitskreis schufen, hat nie zu jenem Imperium gehört, das als germanischer Nachfahr des Römischen Weltreichs den selbstmörderischen Kampf mit dem Sacerdotium austrug; er ist deshalb auch nicht hineingerissen worden in den Prozeß des Zerfalls dieses Reiches in Nationalstaaten. Der Ostseekreis, in dem der Nationalstaatsgedanke älter, aber auch anders fundiert ist, hat so stark für sich gelebt[2]), daß er in seinem nordgermanischen Teil noch heute in einer gewissen Isolierung steht und aus dieser Isolierung geradezu ein Programm macht[3]).

Es hat nun in der Geschichte dieses Kreises Zeiten gegeben, in denen sein Staatenbildungsprozeß den Raum sprengte (wie unter Knud dem Großen und unter Gustav Adolf) oder fremder Staatenbildungsprozeß in ihn eindrang (wie unter Peter dem Großen); im ganzen aber hat er sein Leben für sich gelebt. Davon sei zunächst die Rede.

Der Ostseekreis in vergleichsweiser Isolierung

Als die Normannen nach allen Seiten zu sporadischer Kolonisation ausholten, traten in Dänemark, Norwegen und Schweden als größere nordische Reiche auf. Ja,

---

1) 1227 siegen die Norddeutschen über Waldemar II., den mit Papst und Welfen verbündeten Herrscher des dänischen Ostseegroßreiches. — Über die Auswirkung des Kampfes der Staufer gegen die Welfen im Norden vgl. neuerdings Otto Westphal, Gustav Adolf, S. 32 ff. **2)** Die Ausstrahlungen des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum auf die inneren Kämpfe der nordischen Reiche wie auf ihre Beziehungen zueinander sollen dabei nicht verkleinert werden. **3)** Das gilt besonders für die Zentralmacht dieses Gebiets, Schweden, wie Schrepfer, a. a. O., S. 99, richtig sieht.

die Bildung dieser „Groß"staaten ist wohl eine der Ursachen für die früher skizzierten Normannenzüge.

Die drei Reiche haben etwa ein Jahrtausend gebraucht, ehe sie sich im Großen und Ganzen mit ihrem nationalen Besitzstand begnügten und die Bahn frei machten für den heutigen Zustand der kaum noch bedrohten, wenn auch nicht reibungslosen Koordination einer stattlichen Zahl von Ostsee-Anrainerstaaten. Dänemark und Schweden haben dabei abwechselnd, in jahrhundertelangem Kampf miteinander, den Versuch gemacht, einen größeren Teil, wenn nicht die gesamte Weite des Ostseebezirks in die eine Hand zu bekommen.

Die Dänen

Dänemark wird durch die Meerengenkonstellation[1]) auf den Weg von Byzanz gezwungen. Die Ostsee soll dänisches Binnenmeer werden. Schon unter Knud dem Großen hält es den Eingang zur Ostsee in der Hand. Unter Waldemar dem Großen und seinen Söhnen gehört ihm Südschweden und weithin die deutsche Ostseeküste, später sogar Estland. Nach einem kurzen Emporschnellen der schwedischen Schale der Waage bringt Margaretes Kalmarer Union durch mehr als ein Jahrhundert ganz Skandinavien unter dänische Führung. Und noch um 1600 ist Dänemark, im Besitz der Linie Schonen, Gotland und Ösel, die erste Ostseemacht.

Die Schweden

Schweden, dessen staatsbildendes Kernland um Uppsala liegt, holt dreimal in Intervallen von rund dreihundert Jahren aus.

Um 1000 hält es — zum Teil schon seit mehr als hundert Jahren — Finnland, große Teile der späteren Ostseeprovinzen, Teile der deutschen Ostseeküste und des Insel-Dänemark. Doch ist da vieles fraglich[2]). Dann sinkt Schweden in einem hundertjährigen inneren Krieg zwischen Goten und Schweden, zwischen Christen und Heiden zurück (seit 1050).

Bald nach 1300 — Finnland ist in Kreuzzügen von rund 1050 bis 1300 gewonnen — wird dem inzwischen zur ersten Macht aufgestiegenen Dänemark Schonen wieder abgenommen, bald jedoch abermals verloren.

Das 17. Jahrhundert bringt die schwedische Großmacht; um 1660 umfaßt sie außer dem alten Außenland Finnland Karelien, Ingermannland, Estland, Livland, Memel, Pillau, Elbing, Vorpommern, Rügen, Wismar und die strategisch entscheidenden Inseln Gotland und Ösel. Wir stehen unmittelbar vor der Verwirklichung eines schwedischen Ostsee-Imperiums. Da kommt Hemmung und Rückschlag. War früher dänischer Gegenstoß die Ursache des Abstiegs, so diesmal der Aufstieg Brandenburgs — die moderne Ostseemacht Deutschland ist im Keim zu

1) Vgl. Braun, Die dänische Landbrücke (Nordische Rundschau, Oktober 1929). 2) Vgl. z. B. C. Weibull, Sveriges och Danmarks äldsta historia.

sehen — und der russische Sprung an das Baltische Meer. Es geht jetzt Schweden so wie um dieselbe Zeit an der symmetrisch entsprechenden Stelle dem Osmanenreich.

Die Deutschen

Deutscher Initiative entspringt das Werk des Deutschen Ordens. Er dringt in den preußischen Raum ein, den die seit rund 1140 von der Ostsee überhaupt zurückweichenden Polen freigegeben haben. Der Vormarsch wird ausgedehnt und treibt heimatangeschlossene deutsche Herrschaft bis an den Finnischen Meerbusen, als der Schwertritterorden, auch eine deutsche Gründung, in seiner Litauernot seinen livländischen und kurländischen Machtbereich dem rettenden Deutschen Orden übergibt. Auf dem Höhepunkt seiner Macht wird dann der Orden Gegenspieler der Kalmarer Union.

Die Polen

Polen, mittlerweile mit seinem Schicksal an Böhmen geknüpft (dessen König Ottokar II. übrigens infolge seiner Kreuzzugshilfe für den Deutschen Orden der Namensvater Königsbergs geworden ist), dann mit Ungarn verbunden, wendet sich rund ein Vierteljahrtausend nach seinem Abzug aus dem Ostseebezirk wieder dem Norden zu. Seine Vereinigung mit Litauen schafft die Großmachtgrundlage. Es durchstößt die Stellung des Ordens, vertreibt ihn zum einen Teil, zum anderen bringt es ihn in Lehnsabhängigkeit; schließlich kommt es unter Polens Führung zur Verweltlichung des Ordens und zur Gründung des Herzogtums Preußen unter Polens Oberherrlichkeit. Zu einer ausschlaggebenden Ostseemacht wird Polen aber nicht. Schweden, Brandenburg, Rußland drängen es, einander dabei oft hemmend, nach schweren Kämpfen ab.

Das Ergebnis: eine ausgesprochen germanische Triebkraft bringt durch fast tausend Jahre höchst wechselvollen Kampf um das Binnenmeer. Aber keine der Mächte kann es zu ihrem Binnenmeer machen. Der Grund oder die Gründe? Wir werden sie sofort über die bisherigen Andeutungen hinaus erkennen, wenn wir den Ostseekreis nunmehr in die Staatenumwelt eingliedern.

Der Ostseekreis in der Staatenumwelt

Jetzt stehen wir in der Nordsee und sehen von außen auf die Meerengen: England, vielleicht auch Holland können jederzeit an das Tor von Kopenhagen pochen. Und wir stehen jetzt am Limes: Deutschland, noch nicht fest umrissen, aber ungeheuer aktiv, wird wohl nicht immer nach Rom sehen, sondern die Chancen seiner Flurnachbarschaft wahrnehmen. Und wir stehen an der Wolga, gewöhnt an unendliche Räume; die Ostsee ist uns nicht ferner als das Schwarze Meer und nicht weniger nötig. England, Deutschland und Rußland, drei Großmächte, die Gründung und Aufstieg dem Blut aus dem Ostseekreis verdanken, wirken auf diesen Kreis zurück und empfangen neuerlichen Einfluß.

Die Nordsee

Knud der Große, dessen Bündnis dem Deutschen Konrad II. die Auseinandersetzung mit dem König Polens erleichtert, trägt um 1000 die Krone eines Reichs, das Südschweden, Norwegen und Mittelengland umfaßt, wie Griechenland von Italien bis Kleinasien — allerdings nicht in sich geschlossen — regiert hatte; und später gleicht Dänemark mit seiner Herrschaft über Norwegen und Island dem Ostrom um 500 n. Chr. Das Reich um Sund und Belte hat schließlich auf die Alleinkontrolle der Meerengen verzichten müssen. Der große Seehandel der Holländer in der Ostsee, die der deutschen Hanse Boden abjagen und gerade darum von Schweden und Dänemark als Bundesgenossen gegen die deutschen Kaufherren gefördert werden, war nicht bloß ein Zwischenspiel, und die erzwungene Einfahrt einer holländischen Flotte in die Ostsee in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges mußte warnen. In der weiteren Auseinandersetzung zwischen Dänemark und dem Schweden Karls X. hilft holländische Seemacht den Dänen, englische zeitweilig den Schweden. Im „Haager Konzert" Englands, Hollands und Frankreichs werfen sich die Randmächte der nördlichen „Adria" und Paris zu Schiedsrichtern über das nördliche „Schwarze Meer" auf. Schon im Nordischen Krieg setzt dann der Gegensatz zwischen kommender britischer Weltseemacht und drohendem russischen Riesenlandblock ein. Und in den napoleonischen Wirren gelingt England vor Kopenhagen, worum es bei Gallipoli wider die mit Deutschland verbündete Türkei rund ein Jahrhundert später vergeblich anstürmt, um es dann kurz darauf doch zu erreichen. Heute hat England in den ehemaligen Ostseeprovinzen starken Einfluß; es liegt nicht mehr vor der Einfahrt in die Ostsee, die nichts ist als der riesigste Hafen des ganzen Kontinents; wir denken an die Position Genuas und Venedigs um Kertsch herum gegen 1200, als sie das griechische Kaisertum in Konstantinopel gestürzt hatten und nun den Handel aus Südrußland durch die Meerengen nach Italien in ihrer Hand hielten.

Der Druck von Osten

Der slawische Raum, der dem Ostseekreis im Grunde immer fremd geblieben ist, gewinnt mit dem polnischen Durchbruch durch die Ordenslande im 15. Jahrhundert und mit dem russischen Marsch nach dem Westen von rund 1700 bis 1810 — Newamündung, dann Umklammerung des Finnischen Meerbusens und nun Sicherung der Klammer durch Erwerb der beiderseitigen Randländer — die Bedeutung einer ständigen Störung der immer wieder nach Isolierung strebenden germanischen Staatenwelt. Wir sprechen davon noch.

Das Reich der Mitte

Das Reich der Franken kommt, wie wir schon andeuteten, unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern zu einem gewissen Einfluß in Dänemark; es bleibt

eine kurze Fühlung. In großem Maßstab geht deutsche Initiative mit der *Deutschen Hanse* in den Ostseekreis. Die rechnende Kraft eines durch politische Städtebündnisse gestützten Handelsimperialismus, der uns modern anmuten möchte, durchdringt den ganzen baltischen Bezirk, dazu aber das Nordseebecken, ganz Nord- und Mitteldeutschland und das Reich von Nowgorod[1]). Seit dem Sieg über Waldemar Atterdag und dem Stralsunder Frieden blüht diese äußerlich lockere Herrschaft ohne massierte, aber wirkungsvolle Kraft[2]); den üblichen Methoden der Länderkriege, besser Dynastienkriege durchaus nicht vergleichbar, schiebt sie sich über die Prestigepolitik der Staaten hinweg. So hat sie freilich auch nicht, als Schwedens Große 1363 dem Mecklenburger Herzog ihren Thron gaben, den Rückhalt für eine deutsche Nordreichspolitik liefern können. Nach dem Abstieg des Kaisertums und des Papsttums und bei der Schwächung des Deutschen Ordens wäre aber die Hanse die einzige mögliche Stütze überhaupt gewesen; Schweden focht zwar im Krieg der Hanse gegen Waldemar Atterdag mit ihr, aber die Hanse, in sich wegen der lübischen Hegemonieansprüche nicht einig, konnte den deutschen König der Schweden nicht stützen, als ihm der Adel alle Festungen nahm und ihn zwang, die den deutschen Kaufleuten eingeräumten politischen Rechte zu nehmen. Durch Margarete wird Dänemark in den deutsch-schwedischen Kampf gezogen, der mit dem Einsatz der Viktualienbrüder zu einem nicht mehr klassifizierbaren Krieg wird. Die Macht der Hanse ist zerbrochen. Ihre letzte große Tat ist die Hilfe, die sie Gustav Wasa im schwedischen Freiheitskampf gegen die Dänen bringt. Sie entscheidet den Krieg.

Die Beziehungen des Ostseekreises zu der Staatenumwelt zeigen uns also die germanischen Nordreiche als im ganzen passiv.

Das gilt in gewissem Sinn sogar von der größten Kraftanstrengung des Nordens in der Neuzeit, von dem schwedischen Eingreifen in den Dreißigjährigen Krieg, das uns zunächst überraschen muß[3]). Die damals von Schweden hereingeworfene Energie wirkt sich noch heute formend aus. Daß sie mindestens mit ausgelöst wurde, um dem von Anfang an katholisch erzogenen Wasa auf dem polnischen Thron, dem Verbündeten des Kaisers, den Griff nach Schwedens Krone zu wehren, steht fest. Aber in jener Lage ging es tatsächlich nicht bloß und nicht im letzten

---

1) Sie hat „den Norden und Osten" Europas „dem Verkehr voll erschlossen" (Vogel, S. 36). 2) Hieran knüpft Herbert Schroeder, Der Hanseatische Block (Baltische Monatshefte, 1932, Heft 10) sichtlich an, wenn er ganz Europa in ein mediterranes (lateinisches) und in ein hanseatisches zerlegen will. Er rechnet zum „hanseatischen Nebenraum" als Eckpfeiler Deutschland und England. Sodann Skandinavien, Finnland und die baltischen Länder, weiter aber auch Belgien und die Niederlande und als Ausläufer Österreich, die Schweiz, schließlich Island. 3) Im einzelnen vgl. darüber jetzt Johannes Paul, Gustav Adolf; Leipzig 1932. Paul betont sehr richtig, daß bis Breitenfeld das schwedische Eingreifen einen defensiven Grundzug hat.

um Throne, und Gustav Adolf hat jedenfalls nicht nur den weltlichen Anspruch der Weichselgroßmacht zurückgewiesen, sondern ein anderes gerettet, die Reformation. Was er sich dabei gedacht hat, ob er zuerst um den Thron besorgter König oder Imperialist oder Verteidiger des Glaubens gewesen ist, bleibt für unseren Zusammenhang ohne Bedeutung. Der Erfolg der schwedischen Intervention in Deutschland steht fest[1]). Man kann ihn aber nicht feststellen, ohne unsere bisherige Fragestellung zu erweitern. Das sei unserem Schlußwort vorbehalten.

Vorerst ist hier ein anderes zu berichten.

Die Politik der Abschließung der Ostsee

Mit dem Zusammenbruch der schwedischen Großmachtstellung kommt der Gedanke der Interessenverbundenheit der nordgermanischen Ostseeländer im gesamtkontinentalen, ja weltweiten Spiel der wahren Großmächte zum Leben. Es wurde Zeit, daß man zu verwirklichen versuchte, was im schwedisch-dänischen „Frieden" von Roskilde 1658 von den Schweden als Grundsatz diktiert worden war und wogegen sich die Mächte des Haager Konzerts selbstverständlich hatten wenden müssen und mit Erfolg gewandt hatten, nämlich die gemeinsame Abschließung der Ostsee gegen feindliche Kriegsschiffe der Nicht-Ostseestaaten. Der dänisch-schwedische Block war nun in der gleichen Lage wie die Hohe Pforte. Er hat das Problem der Schließung der Meerengen so wenig wie sie gemeistert.

Der Zar, der Hauptmieter des europäischen Erdgeschosses, hat die endlose Mittelwohnung; aber es sind nur „Berliner Zimmer"; die Sonne scheint in die kleineren Wohnungen des Sultans und der skandinavischen Könige; der großenteils vereiste, dann wieder versumpfte und auch in seinen blumigen Bezirken ausgangslose sibirische Riesengarten kann den Zaren nicht trösten und nicht hindern, sich wenigstens nach der einen Seite auf den Katechismus der Selbsthilfe zu besinnen. Aber hinter einem schwachen türkischen Flurnachbarn sieht er vor allem den Widerstand dessen, der die sonnigsten Häuser der Welt besitzt und im Europagrundstück das am Boulevard gelegene Gartenhaus, dazu den lieblichen Malteser Gartenpavillon und im Hochhaus selbst das Turmzimmer Gibraltar mit dem allsehenden „Spion" unkündbar bewohnt, und der dem Zaren nicht nur den Ausgang ins Freie verschließen, sondern sich eine gewisse Kontrolle über das Erdgeschoß sichern will. So geht es denn um Öffnung und Schließung der beiden „Dardanellen"; bei Konstantinopel tritt Rußland gegen die Tür, bei Kopenhagen möchte es einen Riegel vorschieben. Uns trifft hier nur der Wunsch Petersburgs, in der Ostsee Rückendeckung zu haben. Im Englisch-Französischen Weltkrieg, 1759,

1) So jetzt auch Richard Schmidt: Gustav Adolf; die Bedeutung seiner Erscheinung für die europäische Politik und für den deutschen Volksgeist (Zeitschrift für Politik, Bd. XXII, Heft 11, 1933).

ist es freilich noch nur der Wunsch, nicht mit in den Strudel hereingerissen zu werden, wenn es sich mit Schweden auf die Schließung der Meerengen einigt; Dänemark tritt 1760 bei. Zwei Jahrzehnte später wird diese Haltung erneuert; Preußen tut jetzt mit. Kurz nach der Jahrhundertwende zerbricht England vor Kopenhagen den Riegel und damit Napoleons Hilfsstellung im Norden des ihm fast völlig hörigen Europa. Der englisch-russische Gegensatz, ohnehin immer noch mehr eine Zukunft als eine Gegenwart, kann im Augenblick der Bedrohung beider Großmächte durch den korsischen Eroberer keine Realität sein. Fünfzig Jahre noch, und er wird für Rußland im Krimkrieg zum Schicksal werden: England steht, die militärische Hauptlast den Franzosen überlassend, von den Alandsinseln bis Dagö-Ösel vorm Finnischen Ausfalltor des Zaren und im Süden ganz entsprechend vor Sewastopol. Im Russisch-Japanischen Krieg und bald danach (1907) in einer Anregung an Deutschland nimmt Rußland die Versuche wieder auf, die Zone vom Sund ostwärts zu einem Polsterpuffer für sich auszugestalten. Die Parole heißt im Jargon der Zeit: Die Ostsee den Ostseeländern! Es bleibt vergeblich. Und im Kampf des Westeuropa der Weißen Armeen gegen das junge Sowjetregiment steht Rußland vor einer genauen Wiederholung der Lage des Krimkriegs. Die Rechnung bezahlen diesmal aber die Gegner.

Die Ostsee als protestantisches Meer

Wir sagten: Der Ostseekreis ist, wenn man von flüchtigen Streifen absieht, immer außerhalb der Reichweite derjenigen Staatenwelt geblieben, die man weitherzig als Erben des Römischen Reichs ansprechen kann. Aber das gilt nur eben für die räumlich begründete Herrschaft, von der allein wir ja bisher sprachen und die unser Thema ist. Wir können aber das Bild, das sich uns bot, nicht vollendet sehen, wenn wir nicht dies bedenken:

Neben räumlich begründeter Herrschaft kann unter Menschen auch Herrschaft sein (und ist es wohl immer) über die Anhänger des gleichen Bekenntnisses. Damit stehen wir vor einer Herrschaft auf konfessioneller Grundlage, vor kirchlicher Herrschaft. Zwischen Herrschaft auf räumlicher Grundlage, Staatsherrschaft, und Herrschaft auf dem Fundament des Bekenntnisses, Kirchenherrschaft, kommt es stets zu gegenseitiger Einwirkung; Geburt, Wachstum, Krankheit, Tod der einen werden Mitursache für Kommen, Wandlungen, Gehen der anderen; die eine stützt, paralysiert, tötet die andere. Damit erreichen wir den äußersten Rand unseres Themas. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß die Fortwirkung des griechisch-römischen Staatsgedankens auf den größten Teil der Germanenreiche ohne die Ausbreitung der römischen Weltkirche nicht gedacht werden kann. Diese Weltkirche ist jedoch weiter gedrungen als das Rom-fortführende Imperium: Sie hat auch den Ostseekreis erobert. Aber eben, weil dort von Rom nur der kirchliche Einfluß

auf Dauer und wegen seiner Isoliertheit[1]) viel schwerer als anderswo Boden gewonnen hatte, mußte es die Reformation leichter haben als etwa im Deutschland der geistlichen und weltlichen Rom-Nachfolge, und die Restaurationsgefahr mußte, da es um die Wiederherstellung des einzigen römischen Einflusses gegangen wäre, auf um so entschiedenere Abwehr stoßen. So glückt dieses: Schwedens Macht, auf weltherrschaftlichem Gebiet nie wirklich zum Dominium maris baltici aufsteigend, stützt die evangelische Konfession rings um die Ostsee, erhält sie und macht die Ostsee zum protestantischen Meer.

Damit wird die Bilanz der Bedeutung des Ostseekreises für die Staatsentwicklung in Europa wenigstens mittelbar wieder aktiv.

ALBERT HAHL:
Deutschland und der Stille Ozean

Wenn auch mit der Krise die amerikanische Durchdringung der pazifischen Randländer Mittel- und Südamerikas notwendig einen gewissen Stillstand erreicht hat, es wird dadurch an dem Ergebnis nicht gerüttelt, daß auf der östlichen Seite des Großen Ozeans ein stetig wachsendes Übergewicht der kontinental und südwärts gerichteten Entwicklung unter der Führung des Nordens zu verzeichnen ist. Uns Deutschen ist die Möglichkeit, von der Geldseite her eine Verstärkung der wirtschaftlichen Verbindung mit Mittel- und Südamerika eintreten zu lassen, genommen. Wir zehren überwiegend von der Vergangenheit und den aufgespeicherten Kräften. Diese sind beschlossen in dem Einflusse deutscher Wissenschaft auf die Entwicklung der pazifischen Randstaaten und in der Bodenständigkeit des Deutschtums in jenen Gebieten. Die Entfaltung hatte sich nicht überall gleichmäßig gestaltet; wir haben in der Vergangenheit am stärksten wohl in Guatemala, Bolivien und Chile Wurzeln in den Boden getrieben. Aus dieser Verwurzelung sprießt heute unsere Kraft mit dem Ergebnis, daß für die nächste Zeit Anregung und Befruchtung unserer Beziehungen ebenso stark von dem seßhaft gewordenen Deutschtum ausgehen werden wie von uns selbst. Damit bleibt die Frucht aus früheren Leistungen erhalten und leitet sich die Gewißheit her: daß wir wohl eingeengt, aber nicht verdrängt werden können.

1) Es ist freilich nicht so, als hätten die Missionsreisen allein das schwere Werk vollbracht. Eine gewisse Rückendeckung hatte die Kirche bei ihrem Vormarsch im Norden: das dänische Großreich unter Knud, in dem Rom über England her der Staatsmacht und den Staatsmitteln die christlichen Ziele weist. Der Erzbischof von Canterbury läuft dem bremischen den Rang ab. Die Skandinavienreise des päpstlichen Legaten, des Engländers und späteren Papstes Hadrian IV., im Jahre 1152 versinnbildlicht im äußeren Abschluß der Christianisierung zugleich deren Werdegang.

Die Brücke zwischen den östlichen und westlichen Gestaden des Großen Ozeans stellt die weit ausgedehnte Inselflur dar, die, von Japan auslaufend, ihre größte Ausdehnung in der Breite von West nach Ost südlich des Äquators erreicht. Geographisch gehört sie nördlich dieser Linie zu Asien und im südlichen Teil zu Australien. Die umfassende Handelstätigkeit des Hamburger Hauses Johann Cesar Godefroy & Söhne in der pazifischen Inselwelt im vorigen Jahrhundert ist bekannt. Sie erfuhr durch die finanziellen Schwierigkeiten der Firma Anfang der 80er Jahre eine wesentliche Einengung. Schließlich verdichteten sich die deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen zur kolonialen Arbeit in Samoa und Deutsch-Neuguinea. Aber Deutschlands Einflußnahme war auch rege geblieben in Fidschi, Tanga, Tahiti, um nur die wichtigsten Stützpunkte des Handelsverkehrs zu nennen. Was an Werten zu Anfang der 80er Jahre verlorengegangen war, hatte sich in 30 Jahren unermüdlicher Arbeit wieder aufholen und vervielfältigen lassen. In Pflanzung und Handel der beiden Kolonien allein waren über 100 Mill. M. deutschen Kapitals angelegt, etwa 2000 Deutsche waren auf den Inseln in Stellung oder seßhaft geworden, deutsche Schulen und Missionen verbreiteten Wissen und Kultur. Die wirtschaftliche Stellung und damit der Güterumschlag Deutschlands mit der pazifischen Inselwelt waren schließlich so weit wieder gediehen, daß der Zusammenschluß aller wichtigen Stützpunkte zur Verbindung mit der Heimat wie zur gegenseitigen Förderung durch eine von Neuguinea aus laufende und umfassende Schiffsverbindung eben bei Kriegsausbruch vor der Verwirklichung stand. Die im Versailler Vertrag gebotenen Möglichkeiten wurden von Frankreich und England sowie seinen beiden Tochterstaaten Australien und Neuseeland gründlich ausgenützt und führten zur Austreibung aller Deutschen, verbunden mit der Wegnahme aller wirtschaftlichen Werte und damit auch zur Vernichtung der deutschen kulturellen Bestrebungen, die sich einzig in Neuguinea noch im Wirken der deutschen Missionsgesellschaften teilweise behaupten konnten. Unmittelbare deutsche wirtschaftliche Beziehungen zur Inselwelt des Pazifischen Ozeans südlich des Äquators gibt es nicht mehr; die Franzosen und Briten beherrschen das Feld.

Mit der Erwerbung der Karolinen, Palau und Marianen von Spanien im Jahre 1899 hatte sich der deutsche koloniale Besitz vom Äquator bis zum 20° nördlicher Breite vorgeschoben. Er lag damit als Brücke zwischen dem australischen Süden und dem asiatischen Norden. Auf seinem Boden trafen sich, da die Kolonie jeder Mitarbeit geöffnet stand, Australier, Malayen, Chinesen und Japaner im Anbau und Handel mit uns und unter sich. Die Inseln nördlich des Äquators sind Japan zugefallen; Neuguinea und die Melanesischen Inseln unterstehen Australien als Mandatsgebiet. Der australische Bundesstaat hat seine Abschließungspolitik gegen asiatische Zuwanderung und Betätigung auf die Inselwelt übertragen. Der Äquator bildet damit heute die Trennungslinie. Mit der Erwerbung der Karolinen ist Japan Australien um 20 Breitegrade nähergerückt. Eine scheidende oder vermittelnde

Macht steht nicht mehr dazwischen. Die für Amerika den Seeweg nach den Philippinen weisende Linie Hawai—Guam—Manila liegt weitab von dieser Grenzscheide. Australien, Neuseeland und die gesamte britisch-französische Inselwelt südlich des Äquators mögen rund 9 Millionen Bewohner zählen. Bei der Erschwerung oder Unterbindung der freien Zuwanderung ist an eine rasche Volkszunahme nicht zu denken. Die asiatischen Randländer des Großen Ozeans, Niederländisch-Indien, Siam, China und Japan bergen eine Bevölkerung von rund 650 Millionen Menschen und bieten damit einem Drittel der Menschheit Raum, einen viel zu engen Raum, wie die Erlebnisse der letzten 40 Jahre uns ebenso belehren wie die Gegenwart. Wie immer auch der heutige Gegensatz zwischen China und Japan sich gestalten möge, ob weiterer Kampf oder völkischer Ausgleich die Entscheidung bringen wird, so muß man sich klar halten, daß nicht zwei verschiedene Kulturwelten aufeinanderstoßen, sondern die Not des Tages aus der Menschenanhäufung die Ausdehnung fordert. Das vor unseren Augen sich abspielende Ringen hat aber noch eine weitere Bedeutung; es wird der Streit um die Führung ausgetragen. Sie wird bedeutsam werden, wenn der Raum in der Mandschurei in etwa einem Menschenalter ausgefüllt sein wird.

Die Gütererzeugung beider Völker hat längst ihren Lauf über See genommen. Wir begegnen ihrem Wettbewerb nicht nur in Ostasien und Indien, sondern auch im östlichen und westlichen Afrika. Aus der gleichen Wirtschaftslage und der Kulturverbundenheit beider Völker wird neue Stoßkraft sich entwickeln, die mit Notwendigkeit südwärts gerichtet sein wird, nicht nordwärts und noch weniger nach Westen; genau wie Nordamerika sich den Süden des Kontinents zum engeren Wirkungsfeld erkoren hat. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich der Mitte und dem Süden des Kontinents zugewendet, um Kapital und die Güter des Gewerbefleißes unterzubringen. Japan und China müssen südwärts drängen, in erster Linie, um den Menschenmassen Raum zu bieten. Damit türmt sich für die kommenden Zeiten ein gewaltiges Problem empor, gleichbedeutend für Wirtschaft, Volkstum und politischen Machtwillen. Kein Völkerbund und keine Pakte der Gegenwart können dieser kommenden Entwicklung Einhalt gebieten. In der Presse ist bereits die Frage erörtert worden, ob der Austritt Japans aus dem Völkerbund die Rückgabe des Mandates über die früher deutschen pazifischen Inseln nach sich ziehen würde. Japan hat diesen Darlegungen sofort eine Absage zuteil werden lassen. Die Ausfallstellung für eine Ausbreitung im südlichen Pazifischen Ozean wird in seiner Hand bleiben.

Für uns erhebt sich die Frage, wo wir stehen und welche Ausblicke sich in den Randländern des Stillen Ozeans ergeben. Die Beantwortung setzt für einige der Gebiete eine Untersuchung unserer Lage voraus.

Neuseeland hat keine besondere deutsche Einwanderung aufgenommen. Dieses

Inselreich mit seinen 1,3 Millionen Einwohnern ist, von den Resten der Maoribevölkerung abgesehen, in Wirtschaft und Kultur vollwertig englisch. Was an deutscher Beteiligung in der Wirtschaft vorhanden war, hat der Krieg vernichtet. Erst mit dem Jahre 1922 setzte ein Güteraustausch wieder ein, der im Jahre 1929 in seinem Umfange etwa den Vorkriegsstand wieder erreicht hatte. Bei einem Gesamtaußenhandel von über 2 Milliarden Reichsmark entfällt auf Deutschland etwa 1,5% dieses Wertes.

Australien weist eine verhältnismäßig starke deutsche Zuwanderung auf, anhebend mit dem Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Pflege und Erhaltung des Deutschtums litt darunter, daß nicht, wie nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein gleichmäßig sich fortsetzender Zustrom erfolgte, sondern die Zuwanderung in bestimmten Zeitabschnitten stattfand.

Eine kulturelle Einwirkung auf die Lebenshaltung der Australier hat sich nicht bemerkbar gemacht. Der englische Zuschnitt überwiegt weitaus. Wirtschaftlich dagegen war der deutsche Zustrom zum Teil führend, namentlich in der Landwirtschaft. Auch die Einflußnahme auf Handel, Handwerk und Industrie läßt sich heute noch nachweisen. Der Krieg hat die Reichsdeutschen und Österreicher restlos vertrieben. Ihr Vermögen verfiel der Beschlagnahme und Enteignung. Damit gingen wertvolle deutsche Kapitalanlagen in Grundbesitz, Handel und Bergbau verloren. Nach Kriegsausbruch wurde die Zufuhr deutscher Waren verboten. Erst 1922 wurde diese Anordnung außer Kraft gesetzt. Seitdem hat sich der Handel mit Deutschland langsam wieder entwickelt und stand ab 1928 mit einem Umschlag von rund 150 Millionen Reichsmark etwa auf der Hälfte des Vorkriegswertes. Er erfuhr eine Belebung durch die Wiedereinsetzung der deutschen Schiffahrt nach Australien vom Jahre 1926 ab. Unsere Zufuhren wurden erschwert durch die Vorzugsbehandlung der englischen Waren, die vor der Ottawa-Konferenz 12,5% des Fakturenwertes ausmachte. Die Bindungen der Ottawa-Beschlüsse haben nicht zu einer Senkung der Tarife gegenüber England und den Dominien geführt, sondern zu ihrer Erhöhung gegenüber den nichtbritischen Staaten. Der deutsche Handel, ohnedies durch den Sturz der englischen Währung benachteiligt, wird sich in der wieder erlangten Höhe nicht behaupten können.

Das bodenständig gewordene Deutschtum hat unter den Bedrängnissen des Krieges und unter der völligen Abschließung von der Heimat weit über die Zeit des Friedensschlusses hinaus schwer gelitten. Nach allen Nachrichten darf man annehmen, daß heute noch 50000 Personen im Fühlen und Denken deutsch sind und sich unserer Sprache im Umgange bedienen. Aber der Nachschub fehlt. Der eigene Nachwuchs verfällt steigend der Anpassung an die Umgebung. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß nach zwei Menschenaltern nur noch eine Erinnerung an eine deutsche Abstammung bestehen, das Deutschtum selbst aber erloschen sein wird, wenn nicht erneut die Zufuhr frischen Blutes stattfinden sollte. Diese Bevölkerung von etwa 50000 Seelen befindet sich zu etwa einem Siebentel in den großen Städten Melbourne, Sydney, Adelaide, Brisbane, Perth; zu sechs Siebentel ist sie in der Landwirtschaft tätig, und hier zum Teil in geschlossenen Siedlungen in Südaustralien, Victoria- und Queensland. Die gesellschaftliche und damit stärkende Zusammenfassung erfolgt in Vereinen und in den Kirchengemeinden. Hier muß rühmlich die deutsche Kirchengemeinde Sydney erwähnt werden, die als einzige

sich dem evangelisch-deutschen Kirchenbund angeschlossen und im Gottesdienst die deutsche Predigt beibehalten hat.

Für uns Deutsche erscheint Australien für die nächste Zeit kaum als Zielland für eine Auswanderung geeignet. Es sind auch in den letzten sechs Jahren im ganzen kaum 600 Reichsdeutsche wieder dorthin gegangen.

Niederländisch-Indien gehört zu den wenigen Gebieten der Erde, in denen die deutsche Betätigung durch den Krieg und den Versailler Vertrag nicht berührt worden ist. Das Inselreich liegt durchaus im tropischen Erdgürtel. Eine Einwanderung und Seßhaftmachung kommt daher nicht in Frage, ganz abgesehen von der Rücksichtnahme auf die starke und in der Zahl stetig wachsende Eingeborenenbevölkerung. Gleichwohl hat sich unter der Führung der Holländer eine starke und einheitliche Überlieferung auf Grund der Erfahrungen von 4 Jahrhunderten herausgebildet. Der Deutsche war immer ein willkommener Mitarbeiter als Soldat, Kaufmann, Pflanzer, Techniker, Missionar und Wissenschaftler. Die holländische Regierung hat auch in letzter Zeit Forschungsreisen und Studien Deutscher, soweit nur möglich, begünstigt. Im holländischen Inselreich mögen heute etwa 3000 Deutsche wohnen. Sie haben sich am 27. Jan. 1915 im Deutschen Bund zusammengeschlossen, der eine eigene Zeitschrift „Die deutsche Wacht" herausgibt. An allen größeren Orten bestehen noch besondere, der Pflege der Geselligkeit und der Landsmannschaft dienende Vereine. Bemerkenswert ist, daß der Deutsche Verein in Soerabeia im Jahre 1927 einen wissenschaftlichen Sammeldienst begründet hat und in der Heimat das durch freiwillige Leistungen gesammelte Material zur Verfügung stellt.

Die Barmener Rheinische Mission wirkt erfolgreich seit 80 Jahren unter den Batakern in Sumatra. Aus einem wilden, kampflustigen Bergvolk sind unter ihrem Einflusse Ackerbauern geworden. Die Mission unterhält über 400 Volksschulen, dazu noch Krankenhäuser und ein Asyl für Aussätzige. Wie sehr ihre Dienste anerkannt werden, geht daraus hervor, daß die holländische Regierung ihr unterstützend zur Seite stand, als die Spenden aus der Heimat infolge der deutschen Armut nachließen.

Auf dem Gebiete der Wirtschaft hat die Geldknappheit Deutschlands zur Abstoßung mancher Werte geführt. Im Plantagenbau gibt es heute nur noch 2 deutsche große Unternehmungen, während im Handelsverkehr noch etwa 25 bedeutendere Firmen tätig sind. Im Güterumschlag ist die deutsche Schiffahrt rege beteiligt, namentlich durch den Frachtschnelldienst der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd. Nach der deutschen Statistik lieferte Deutschland im Jahre 1930 nach Niederländisch-Indien Waren für 131 Mill. RM. und bezog von dort Landeserzeugnisse im Werte von 262 Mill. RM. Diese an sich beträchtlichen Werte verleihen uns erst die 5. Stelle in der Außenhandelsbetätigung des Inselreichs. Nach Holland folgen unmittelbar die Vereinigten Staaten von Amerika. Der Gesamtaußenhandel ist von 2676 Mill. fl. im Jahre 1925 auf 1410 Mill. fl. im Jahre 1931 gefallen. Der Ausfuhrüberschuß von fast 1 Milliarde fl. im Jahre 1925 ist auf 194 Mill. fl. 1931 zusammengeschrumpft. Auch dieses reiche Land leidet schwer unter der Krise, doppelt schwer, weil die Preise seiner Erzeugnisse rascher und tiefer gesunken sind als die der Fertigwaren.

Arbeitslosigkeit unter den Europäern wie unter den einheimischen Arbeitern war die unvermeidliche Folge dieser Schrumpfung. Unter der Eingeborenenbevölkerung sind Störungen besonderer Art nicht aufgetreten, weil die Heimatdörfer die aus den Städten und Pflanzungen Zurückgewanderten aufsaugen konnten.

So schwer die Auswirkung der Krise auch auf den Deutschen lastet, so besteht doch bis jetzt keine Gefahr für den Fortbestand unserer wirtschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Betätigung in dem gastfreundlich geöffneten holländischen Kolonialreiche.

China

Der in China vorhandene Gegensatz, ob die Fortentwicklung unter Aufnahme der technischen Errungenschaften der westlichen Kultur oder unter ihrem Ausschluß erfolgen soll, ist 1911 mit dem Sturze der kaiserlichen Dynastie eindeutig im Sinne einer Aufnahmebewegung entschieden worden. China steht heute mitten im Kampfe um seine Nordprovinz. Innere Kriege und Wirren haben seit dem Tage der Revolution dazu noch das Land und seine Bevölkerung verheerend heimgesucht.

Gleichwohl hat China bisher seine Stellung im Außenhandel behauptet. In dem chinesisch-japanischen Tarifabkommen vom 6. Mai 1930 erkennt Japan die chinesische Zollautonomie an, der China in einem autonomen Zolltarif vom 1. Januar 1931 mit Zollsätzen von 5—50 vom Hundert des Wertes der Güter Ausdruck verlieh. Der jährliche Gesamtgüterumschlag im Außenhandel bewegt sich gegenwärtig zwischen 3—3,5 Milliarden RM.; für ein Volk von wenigstens 450 Mill. Menschen eine kleine Ziffer. Die Handelsbeziehungen zu Deutschland haben unter dem Druck der Weltkrise und durch das anhaltende Fallen des Silberkurses gelitten. Immerhin ist Deutschland an dem Außenhandel mit etwa 350 Mill. RM. beteiligt. In den letzten Jahren kauften wir von China doppelt soviel, als wir dorthin lieferten. Hier spielen unsere Bezüge von Soyabohnen, im Jahre 1931 über 130 Mill. RM. wertend, eine ausschlaggebende Rolle. Die neue chinesische Industrie, die nach moderner Art mit Maschinen betrieben wird, bringt Streichhölzer, baumwollene Wirkwaren, Gewebe, Seife, Porzellan, Kerzen und Zement hervor. Diese Waren werden durch den neuen Zolltarif erheblich begünstigt. Die Fabrikation liegt zur Zeit durch die Kriegswirren brach. Von uns nimmt China auf: Maschinen, Werkzeuge, Medikamente, Farben, Material für Verkehrsanlagen. In dem beiderseitigen Verkehr tritt aber das Verlangen Chinas in den Vordergrund, sich die technischen Errungenschaften der westlichen Welt anzueignen, um sich eigenes Rüstzeug in Wirtschaft und Machtstellung auszubauen. So weitreichend nun auch das Eindringen der westlichen Technik sich in den großen, dem Handelsverkehr offenen Städten schon ausgewirkt haben mag, das weite Innere des ungeheuren Landes ist davon noch kaum berührt. Das Volk lebt und arbeitet in der alten in Familie und Gilde verankerten patriarchalischen Weise. Es soll nur angedeutet werden, welche ungeheuren Umwälzungen vor sich gehen müßten, wenn die Loslösung der Massen aus der alten engen Verbundenheit zur Wirklichkeit werden, der Strom der Menschen sich in Bewegung setzen würde.

Wir sind in China im Vergleich zu anderen Völkern zahlenmäßig nie stark hervorgetreten. Der Austreibung während des Krieges folgte ein bereits 1920 einsetzender rascher Rückstrom zunächst der erfahrenen alten Kaufleute, denen aber neue Kräfte sich anschlossen und sich auch gut behaupteten. Im Jahre 1914 befanden sich rund 3000 Reichsdeutsche in China und waren 273 größere Handelshäuser tätig. Diese Zahlen sind in der Gegenwart wieder erreicht. Im Handel sind heute rund 2000 Deutsche tätig, die übrigen verteilen sich auf Missionare, Lehrer, Ärzte, Tech-

niker und andere Berufe. Örtlich betrachtet, wohnt etwa die Hälfte aller Deutschen in Shanghai, in Tientsin vielleicht 500, in Peking, Canton, Hankau, Charbin etwa je 150, um nur einige der Hauptniederlassungen zu nennen. Auch berufliche Vereinigungen haben sich herausgebildet, so ein Verband deutscher Ingenieure und eine deutsche Ärzte-Vereinigung; der Geselligkeit tragen Sport- und Theatervereine Rechnung. In allen Städten mit einer größeren deutschen Ansiedlung befinden sich auch deutsche Schulen für die heranwachsende Jugend. Für die Gesundheitspflege sorgen rühmlich das deutsche Hospital in Peking, das Faber-Krankenhaus in Tsingtau und das deutsch-chinesische Privatkrankenhaus in Tsinanfu. Der Handel wird gefördert von 6 deutschen Handelskammern und dem Geldverkehr dient die Deutsch-Asiatische Bank mit ihren verschiedenen Niederlassungen.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß sich wirtschaftlich und geistig ein reges und fruchtbringendes deutsches Leben in China wieder entfaltet hat, gefördert und getragen durch verständnisvolle Mitarbeit in der Heimat, ausstrahlend vor allem von dem China-Institut der Universität Frankfurt a. M., dem deutschen China-Institut in Berlin, der Gesellschaft für ostasiatische Kultur in Berlin, dem Verbande für den Fernen Osten und dem deutsch-ostasiatischen Verein in Hamburg-Bremen. Chinesen und Deutsche begegnen sich in dem Bemühen, ihre Beziehungen auf allen Gebieten des Lebens zu vertiefen. Die Änderung unserer Rechtsstellung durch den Versailler Vertrag hat schädliche Wirkungen nicht ausgeübt. Der deutschen Betätigung in dem ungeheuren Raum Chinas stehen die Tore offen. Es bleibt nur zu wünschen, daß mit dem Erstarken des nationalen Gefühls auch die innere Beruhigung und der Friede nach außen dem vielgeprüften chinesischen Volke bald beschert sein möchten.

Japan

Die Japaner haben dem Neugestalter ihres Heerwesens, dem General Meckel, ein schönes Denkmal in Tokio gesetzt. Öffentliche Denkmäler erinnern auch an Robert Koch und an den Chemiker Gottfried Wegener, der Jahrzehnte hindurch Lehrer an den Hochschulen Japans und Berater seiner Industrie war. Das japanische Bürgerliche Gesetzbuch ist auf dem deutschen aufgebaut. Viele Bestimmungen wurden fast ohne Änderungen übernommen. Japan suchte und fand Vorbilder in Deutschland für Unterricht, Forstwirtschaft, Rechtswissenschaft, Gesundheitspflege, Philosophie und Technik. Die Verbundenheit Deutschlands und Japans in Wissenschaft und Kultur ist durch den Krieg nur vorübergehend gestört worden. Während desselben konnten die deutschen Schulen ihre Tätigkeit ungestört fortsetzen. Für das weggenommene Privateigentum wurde nachträglich Entschädigung gezahlt. Bereits 1920 konnten der deutsche Botschafterposten und kurz darauf auch die Konsulate in Kobe und Yokohama wieder besetzt werden. Die Pflege der deutschen Sprache hat nicht abgenommen. Die gegenseitige Vertiefung in die beiden Kulturen und das

Schöpfen aus den Darbietungen der beiden Völker ist im Flusse und wird weiter noch anwachsen. Diese Aufrechterhaltung der Beziehungen auf geistigem und kulturellem Gebiet führte auch zu einer raschen Wiederbelebung des Güteraustausches nach dem Kriege. Die in Japan lebenden Deutschen sind der Zahl nach längst wieder so stark wie vor dem Kriege. Das Neueinströmen unserer Landsleute fand eine gewisse Begünstigung durch die Nachfrage der japanischen Industrie nach Technikern und Ingenieuren. Die früher üblichen Dauerstellungen für Lehrkräfte auf allen Gebieten der praktischen Staatsverwaltung und der Wissenschaft werden dagegen heute nicht mehr oder nur noch vereinzelt dargeboten. Japan hat gelernt; es begrüßt gern noch hervorragende Kräfte, ruft sie wohl auch noch herbei, aber nur noch in der Form von zeitlich gebundenen Vortragsfolgen. In der Zusammensetzung hat durch diese Wandlung die deutsche Bevölkerung gegen früher eine gewisse Änderung erfahren. Der Techniker und der Kaufmann überwiegen. Von japanischer Seite werden heute nicht mehr Massengüter gefragt, sondern überwiegend Qualitätswaren. Die früher umfangreiche Einfuhr von Maschinen ist völlig zurückgegangen. Japan stellt sie jetzt selbst her. Es kauft nicht mehr unsere Ausfuhrgüter, sondern geistige Erzeugnisse. Deutsche Patente sind für eine Verwertung in Japan Gegenstand des Verkehrs geworden. Diese durch den Krieg und seine Geldgewinne beschleunigt ausgelöste Umstellung in der Aufnahmefähigkeit Japans hat schließlich dazu geführt, daß nunmehr nutzbringende Verbindungen deutschen und japanischen Kapitals zur Auswertung von Erfindungen oder Patenten auf japanischem Boden sich bilden.

Der Gesamtaußenhandel Japans ist von einem jährlichen Durchschnitt von über 4 Milliarden Yen durch die Kriseneinwirkung um etwa über 1 Milliarde gesunken. Der Rückgang hat sich auch für uns fühlbar gemacht. Immerhin stand unsere Einfuhr nach Japan im Jahre 1930 mit über 93 Mill. Yen noch über der englischen. Japan hat seine Außenhandelsbeziehungen durch Handelsverträge unter Zugrundelegung der Meistbegünstigung weitreichend geregelt. Der zwischen Japan und Deutschland geschlossene letzte Handelsvertrag datiert vom 17. April 1928. Er bedeutet in gewissem Umfange den Abschluß der ruhmvollen Tätigkeit des Botschafters Dr. Solf. Die japanische Wirtschaft ist dem Zuge der allgemeinen Wirtschaft gefolgt und hat mit weitgehender Unterstützung der Regierung die Industrie nach dem Kriege völlig neugestaltet. Die Zusammenlegung und Rationalisierung schien für die japanische Gütererzeugung und für den Außenhandel ein unbegrenztes Gebiet zu öffnen. Seit 1930 ist aber die modernisierte japanische Industrie gleichfalls den Wirkungen der Weltkrise empfindlich ausgesetzt worden. Stockung des Absatzes, Stillegung von Betrieben, Arbeitslosigkeit, Senkung aller Löhne und Gehälter, Rückgang der Staatseinnahmen machen sich ebenso empfindlich bemerkbar wie bei uns. Um diesen schlimmen Auswirkungen zu begegnen, hat Japan zunächst keine Zollerhöhungen vorgenommen. Dagegen hat sich das Verbot der Goldausfuhr in der internationalen Wertstellung des Yen sofort ausgewirkt. Die heimische Industrie erhielt damit einen gewissen Schutz, den man mit 20—25% in den Warenpreisen annehmen darf. Aber im Juni 1932 ist Japan mit scharfen Zollerhöhungen vorgegangen, die 35% für die spezifischen Zölle betragen und die Einführung neuer Schutzzölle für 27 Gruppen bis dahin für die Einfuhr freier Waren geschaffen haben. Die Handelsbilanz hat sich indessen gleichwohl bisher nicht aktiv gestalten lassen, weil die Ausfuhr nach China unter dem seit Oktober 1931 allgemein in die Erscheinung getretenen Boykott der japanischen Waren in China zu leiden hat.

Innere Wirren und offener Kampf hemmen zur Zeit die Entwicklung im Fernen Osten. Die Gegensätze ringen um die Lösung; der Streit um die künftige Führung tritt in den Vordergrund. Der Ausgang ist noch ungewiß. Gleichwohl darf als Ergebnis einer Prüfung der Lage ausgesprochen werden, daß unser Einfluß in Kultur, Wissenschaft und Technik in den in kurzen Zügen gestreiften Ländern sich halten und festigen wird. Wirtschaftlich kämpfen wir für unsere Ware mit der eigenen Erzeugung der Länder wie mit den großen Industrievölkern einen harten Streit um den Markt. Die Zeit der billigen Massenwaren ist im Fernen Osten vorüber. Er stellt sie selbst her und wirft sie im Wettbewerb mit uns auf den Weltmarkt. Wir werden weiterhin nur vorankommen, wenn wir in der Auswahl der Personen zur Führung der Geschäfte und in der Auswahl der Darbietungen unserer Industrie unser Bestes als ehrliche Kaufleute ebenso zur Verfügung halten, wie wir bisher schon aus dem Schatze unseres geistigen Rüstzeuges willig und gern die auserlesenen Gaben dargeboten haben und weiterhin darbieten werden. Unsere Wirksamkeit im Fernen Osten ist heute von politischen Hemmungen befreit. Hierin ruht eine Stärke, die dem Ausbau und der Vertiefung der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen auch inmitten der Kämpfe zugute kommt.

Die aufgeworfene Frage nach unserer Stellung und unserer Zukunft im Stillen Ozean darf zusammenfassend nun beantwortet werden. Wir haben uns überall behauptet, wo bodenständiges Deutschtum der Heimat zu Hilfe kam, vor allem in den Randstaaten Mittel- und Südamerikas; wir haben die durch den Krieg und seine Auswirkungen erlittenen Verluste wieder aufgeholt, wo wir ehrlichem Verständnis gegenüberstanden, beruhend auf dem früher beiderseitig aus Leistung und Gegenleistung geschöpften Vertrauen. Wir blieben in der pazifischen Inselwelt und in den beiden britischen Dominien entwurzelt und werden dort auch nicht wieder festen Fuß fassen, solange die Erschwerungen für Handel und Einwanderung in Geltung bleiben. Die weltumspannende Politik Englands hat es für richtig gehalten, durch die Beschlüsse von Ottawa die Schranken zu verstärken. Die damit erhoffte Belebung des innerbritischen Verkehrs wird machtpolitisch in eine Schwächung Australiens auslaufen. Seine Verteidigung wird allein bei England ruhen, sobald die Menschenmassen des Fernen Ostens notwendig im Stillen Ozean die Äquatorlinie überschreiten müssen. Unsere Blicke sind heute nach dem Norden des gewaltigen Weltmeeres gebannt. Sie werden aber südwärts gelenkt werden, sobald im Norden der Kampf um die Führung ausgetragen sein wird.

OSKAR VON NIEDERMAYER:

Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper II

2. Von 1914 bis 1933

Den Einwirkungen des russischen Bevölkerungsdruckes auf den Weltkrieg, den Einflüssen der aus Rußland sich gegen Westen in Heeresform in Bewegung setzenden gewaltigen Volksmassen auf Kriegsbeginn und Kriegspläne nachzugehen, wäre ein anziehendes Thema, das aber nicht in den Rahmen unserer Betrachtungen gehört. Es sei nur erwähnt, daß diese Wirkungen sehr viel tiefer gehen und weiter reichen, als man gemeinhin annimmt. Ihre volle Bedeutung ist auch heute noch nicht von uns erkannt, sonst würde man in weiteren Kreisen die gegenwärtige Entwicklung in Rußland mit anderen Augen verfolgen.

Sehen wir uns jetzt den durch den Weltkrieg verursachten Bevölkerungswandel an! Der Krieg leitete mit einem Male den inneren Volksdruck ab; er öffnete ein Ventil im Westen, freilich wohl mit einer von den Reichslenkern nicht beabsichtigten Wirkung. Er leitete tiefgreifende Strukturwandlungen der russischen Bevölkerungsverteilung und -zusammensetzung ein.

Er mobilisierte einen großen Teil der arbeitsfähigen Bevölkerung, etwa 16 Millionen. Die gesamten Kriegsverluste an Toten, Vermißten und Verwundeten dürften 7 Mill. betragen, darunter etwa 2 Mill. Tote. Dazu sind dann noch die durch Krankheit, Gefangenschaft, Geburtenverringerung kommenden Verluste mit vielleicht 6 bis 7 Mill. zu rechnen. Durch die Abtrennung der westlichen Randstaaten gingen Rußland etwa 26 Mill. Menschen verloren. Trotzdem war die Gesamtbevölkerungszahl des beim neuen Rußland verbliebenen Landes gegenüber 1914 etwas gestiegen: 1914 (neue Grenzen): 140 Mill., 1917: 142 Mill., wovon über $^1/_4$ in den Städten wohnte, die 12% Zuwachs erhalten hatten.

Der Ausbau der Kriegsindustrie schuf neue Konzentrationspunkte. Je größer die Stadt, desto größer war auch ihr Wachstum.

Aus den Kriegsgebieten wandte sich eine zahlreiche Flüchtlingsbevölkerung ins Innere Rußlands. Nach der amtlichen Registrierung soll ihre Zahl 2,7 Mill. betragen haben; doch ist sie in Wirklichkeit sehr viel größer gewesen. Der größte Teil, darunter ein großer Prozentsatz Juden, entzog sich der Registrierung, welche auch nicht die zahlreichen unterwegs Gestorbenen enthält. Man schätzt die Gesamtzahl der Flüchtlinge auf über 10 Mill. In dieser Zahl sind auch über $^1/_2$ Mill. von der Kaukasusfront inbegriffen. Der größte Teil ließ sich im europäischen Rußland, und zwar in den Gouvernements Petersburg, Moskau, Charkow und Jekaterinoslaw nieder, ein kleinerer Teil im Kaukasus und in Asien.

Die Übersiedlungsbewegung nach Asien war in den Kriegsjahren fast ganz ins Stocken gekommen. Machte sie im Jahre 1914 noch etwa 300000 Menschen aus, so sank sie 1916 auf 9000 bei 7000 Rückwanderern und 1917 auf unter 5000 bei fast 6000 Rückwanderern. In Mittelasien erfuhr die Bevölkerung eine nicht unerhebliche Veränderung durch den blutig niedergeworfenen Aufstand des Jahres 1916, der zur Folge hatte, daß ein Teil der turkmenischen Bevölkerung nach Persien und Afghanistan und etwa 30% der gesamten Kirgisen nach China flohen. Die Russen besetzten deren freie Ländereien, ein Vorgehen,

das nach der Revolution bald wieder gegen sie ausschlagen sollte. Diese empfindliche Bevölkerungsverringerung wurde noch verstärkt durch die Mißernten der Jahre 1917/18 und die dadurch hervorgerufene Hungersnot, die Hunderttausende dahinraffte.

Die Ernährungsverhältnisse hatten sich im Laufe des Krieges im ganzen Lande erheblich verschlechtert; sie gaben auch den ersten Anstoß zur Revolution. Das Transportwesen versagte, die Nahrungsmittelzufuhr in die Städte stockte, die Industrie erhielt keine Brennstoffe mehr; ein Chaos begann. Die Provisorische Regierung wurde durch die Bolschewiken im November 1917 vertrieben. Friedensschluß, Demobilisierung des zerfallenden Heeres, Kampf gegen den inneren Feind, Nationalisierung der Wirtschaft, Wiederbelebung der gewaltig gesunkenen Produktion, Beseitigung der Spannung zwischen Stadt und Land, Versorgung der Städte mit Brot, alles mußte zugleich in Angriff genommen werden. Die Bevölkerung des ganzen Landes war in gewaltiger Bewegung, deren zahlenmäßige Erfassung außerordentlich schwer ist, da mit der Revolution die Registrierung gestört wurde, die kirchlichen Aufschreibungen aufhörten und die neuen Maßnahmen erst allmählich einsetzen konnten.

Überall loderte der Bürgerkrieg auf, der den größten Teil des Territoriums des neuen Sowjetstaates ergriff. Nur der Moskauer Rayon, die zentralen Gebiete und ein Teil des Nordwestrayons blieben von ihm verschont. Besonders zerstörend wirkte er in der Ukraine, wo er mehrmals hin und her wogte. Alles, was sich mit Verpflegung versorgen wollte, wandte sich in die Ukraine, von der weite Gebiete zerstört und ausgeplündert wurden. 1920 war der Bürgerkrieg im wesentlichen beendet.

Die zu den Weißen Truppen in die Ukraine flüchtenden politischen Emigranten schätzt man allein auf 2 Mill. Im Laufe des Bürgerkrieges wurden etwa 11%, d. h. 5 Mill. der gesamten männlichen Bevölkerung mobilisiert. Seine Verluste sind schwer zu schätzen, dürften aber nicht unter 1 Mill. Menschen betragen.

Durch Dekret vom Februar 1918 wurde der gesamte Boden dem werktätigen Volke zur Nutznießung überlassen. Damit kamen 40 Mill. Desjatinen in die Hände der Bauern, die so 86% des gesamten anbaufähigen Landes erhielten; 11% nahm sich der Staat für seine Sowjetbetriebe, 3% kamen an Kollektivwirtschaften. Der Anteil am Boden stieg von 1,87 auf 2,26 Desjatinen pro Bauer. Das brachte wohl vorübergehend eine Befriedigung — man brauchte ja die Hilfe der Bauern im Bürgerkrieg —, aber keine fühlbare Minderung des Landhungers.

Die Versorgung der kämpfenden Armeen, der Städte, vor allem der Arbeiterschaft und der sozial Bevorrechtigten mit Lebensmitteln fiel dem Bauern zur Last, gegen den sehr bald staatlicher Zwang angewendet werden mußte. Das Getreide wurde gewaltsam beigetrieben, auch die Überschüsse weggenommen. Die Verringerung der Aussaatflächen und die in den Jahren 1921/22 in den südöstlichen und östlichen Gebieten herrschende außerordentliche Dürre

führte zu einer Hungerkatastrophe, von der mehr als ein Viertel der Bevölkerung Sowjetrußlands in den Landstrichen zwischen Wjatka und Astrachan, in der Ukraine und Teilen des asiatischen Rußland erfaßt wurden. Es war die größte Hungersnot der russischen Geschichte; sie war gefolgt von Seuchen aller Art.

900 000 Menschen flohen vor dem Hunger und wurden mit der Bahn abtransportiert. Außerdem gab es natürlich noch viele nicht registrierte Flüchtlinge, deren Zahl kaum geringer gewesen sein dürfte. Die meisten stammten aus den Gebieten von Samara, Saratow, der Tatarischen Republik und Simbirsk. Die Cholerafälle werden auf 5 bis 600 000 geschätzt. Die in den Jahren 1917/20, also schon vor der Haupthungersnot, von der Flecktyphus-Epidemie Heimgesuchten beziffert man auf 20 Mill., von denen $2^1/_2$ bis 3 Mill. gestorben sein sollen. Seuchen und Hungersnöte haben also nicht weniger verändernd in den Bestand der russischen Bevölkerung eingegriffen als der Krieg. Die Hungerkatastrophe 1921/22 dürfte wohl im ganzen 5 Mill. Menschen das Leben gekostet haben.

Diese ganze Periode ließ immer mehr die Differenzierung zwischen Stadt und Land hervortreten. Wir haben als ein Hauptmerkmal der Vorkriegs- und Kriegsperiode die große Zuwanderung der Landbevölkerung in die Städte bezeichnet. Die Stockung im wirtschaftlichen Leben und die Schwierigkeit der Versorgung der Städte zur Zeit des politischen Umschwungs erzeugten eine erhebliche Verminderung ihrer Bewohnerzahl durch erhöhte Sterblichkeit und Abwanderung ins Dorf, wo zudem der durch die Revolution neu gewonnene Bauernboden lockte. Auch hier marschierten wieder die größten Städte mit der größten Abnahme an der Spitze. Am meisten wurden davon die großen Industriezentren betroffen, wo die Arbeitslosigkeit bedrohliche Formen angenommen hatte. Soweit festzustellen, verloren die Städte Europäisch-Rußlands in den Jahren 1917 bis 1920 etwa 33% ihrer Bevölkerung; besonders stark wurde Leningrad betroffen, von wo ja auch die Regierung nach Moskau verlegt worden war. Es hatte

1917: 2 420 000 Einwohner,	1919: 800 000 Einwohner,
1918: 1 409 000	1920: 722 000

Die Bevölkerung Moskaus fiel in den gleichen Jahren von 1,7 Mill. auf 900 000. Die Landbevölkerung dagegen nahm in gleichem Maße zu, aber auch ihre Betriebe, während die bisher Überschüsse liefernden Großbetriebe fortfielen. Das führte in den Jahren 1917/19 zu einer Verringerung des Viehbestandes und der Anbauflächen.

In den Hungerjahren 1921/22 erfolgte wieder eine Rückwanderung in die Stadt. Die Landbevölkerung verminderte sich mit Ausnahme der nördlichen Rayone und eines Teiles der Ukraine durchschnittlich um 5%; in der Krim sogar um 18%, in dem Gouvernement Samara um 19, in Tatarien um 16%. Ungeheure Folgen zeigten sich in Kasakstan, wo sich in den Jahren 1917/23 die gesamte Landbevölkerung um 31% verringerte. Im allgemeinen ist festzustellen, daß da, wo Bürgerkrieg und Hungersnot herrschten, die Bevölkerung ab-

nahm, in den übrigen Teilen durch natürlichen Zuwachs und durch Zuwanderung von Flüchtlingen aus den Kampf- und Hungergebieten zunahm. Das alles führte zu einer völligen Umgruppierung der Bevölkerung. Ein weiteres Charakteristikum der Kriegs- und Bürgerkriegsverluste ist die Verteilung der weiblichen und männlichen Bevölkerung; auf 100 Männer kamen in der Sowjetunion 111,8 Frauen. Am stärksten überwogen sie in der RSFSR. mit fast 121. Die männliche Bevölkerung überwog lediglich im Fernen Osten (Kolonialland!), bei den Kirgisen und in Turkestan.

Nach dem Wiederaufleben der Wirtschaft setzte bald wieder, mit Ausnahme der Hungerrayone, eine Zunahme der Stadtbevölkerung ein. Die Verbrauchsgebiete übertrafen dabei weit die Produktionsgebiete. Je größer die Stadt und je besser ihre Verkehrsverbindung, desto schneller zog sie wieder die Menschen an. Im Durchschnitt betrug diese Vermehrung in den Jahren 1920 bis 1923 15%; sie betraf vor allem den europäischen Teil der Russischen Republik, die Ukraine und Kasakstan, wobei die Städtebevölkerung in Turkestan sich infolge des Hungers, in Weißrußland infolge der Landumteilung und des polnischen Feldzuges und in Transkaukasien infolge Auswanderung nach Machtübernahme der Sowjets weiter verminderte.

Was die natürliche Bevölkerungsvermehrung anbetrifft, so sank die Geburtenziffer in den Hungerjahren und stieg 1923 erneut an[1]), erreichte aber noch nicht das Vorkriegswachstum. Während in Europa die nach dem Kriege gestiegene Zahl der Eheschließungen und Geburten bald wieder auf das frühere Niveau fiel, die Sterblichkeit aber bedeutend abnahm, blieben beide in Rußland im Laufe dieser Umwälzungszeit gleich hoch, höher als in den westeuropäischen Ländern.

Die Übersiedlungsbewegung war durch den Bürgerkrieg, dessen Fronten die Siedlerwege sperrten, zum Stillstand gekommen. Viele mögen auch durch die Hoffnung auf die Agrarrevolution zurückgehalten worden sein.

1918 überschritten 175000 Siedler vor allem aus den nördlichen Gouvernements den Ural; sie wurden aber durch den Bürgerkrieg aufgehalten und nach Süden, vorzugsweise in das Dongebiet abgelenkt. Die Mißernte 1920 erzeugte eine neue Siedlerwelle, die wohl $^1/_2$ Mill. betragen haben mag und sich nach der Ukraine und dem Nordkausasus wandte. Sibirien erhielt in den Hungerjahren die meisten Flüchtlinge, vielleicht 1 Mill., von denen ein Teil in der Folgezeit wieder in die Heimat zurückkehrte. Aus den westlichen, nordwestlichen und nördlichen Gouvernements fand fernerhin im Jahre 1923 eine Reihe von eigenmächtigen Übersiedlungen statt; ihre Zahl wird mit über 100000 angegeben, von denen allein 58000 aus dem Westgouvernement stammten. Der größte Teil (62%) dieser Siedler hatte die Absicht, sich in das durch die Hungersnot entvölkerte Gebiet an der Wolga zu begeben, kleinere Teile wollten nach dem Nordkaukasus, der Ukraine und der Krim und nur 1% nach Sibirien, wo man kein freies Land mehr erwartete.

Ja, aus Asien hatte sogar eine rückläufige Bewegung eingesetzt. Mit der Revolution und der Einführung der Autonomie waren die Agrar-

1) 1923 in der RSFSR. 19,3 $^0/_{00}$, in der Ukraine 18,3 $^0/_{00}$ Überschuß.

rechte der einheimischen Bevölkerung verkündet worden. Es begann die „Liquidation" der durch die russische Kolonisation begangenen „historischen Ungerechtigkeit". Aus Turkestan, Kasakstan, dem Transkaukasus und dem Nordkaukasus wurden die russischen Ansiedler vertrieben, ein großer Teil von ihnen niedergemacht. Unermeßlicher Schaden wurde angerichtet, wertvolle Kulturarbeit vernichtet. Allein in Turkestan wurden in der ersten Jahreshälfte 1921 6000 russische und mennonitische Wirtschaften mit 30000 Menschen liquidiert. Ähnliches geschah in Kasakstan. Besonders grausam ging die „Dekolonisierung" im Nordkaukasus vor sich, wo es zu erbitterten Kämpfen kam.

Auch in Sibirien war die Bevölkerung in Bewegung gekommen. Hier hatte sich die Ernährung in den Taigagebieten immer schwieriger gestaltet und so zu einer Massenabwanderung nach den südlichen Steppenlandschaften um den Altai geführt. Dabei soll das Gouvernement Tomsk gegen 40% seiner Bevölkerung verloren haben. Nach Europäisch-Rußland überwog die Zahl der Rückwanderer die von dort kommenden Einwanderer. Nach dem Fernen Osten waren zur Bürgerkriegszeit nur einige wenige neue russische Siedler gekommen; dafür aber betrug die gelbe Zuwanderung 700000 Mann! Machten die Chinesen und Koreaner 1917 noch 17% der Gesamtbevölkerung aus, so 1923 bereits 25%.

Es ist für uns kaum zu ermessen, was das russische Volk im Laufe der Revolutions-, Bürgerkriegs- und Hungerjahre durchgemacht hat. Kaum ein anderes Volk hätte diese furchtbaren Leiden in der Form überstanden wie das russische, das, durch seine lange traurige Geschichte erzogen, gelernt hat zu wandern, feindlichem Dank auszuweichen, sich umzustellen und umzugruppieren. Verwundert es da, wenn es nach solchen Katastrophen immer wieder neu sich zusammenfindet, neue Lebenskräfte aus neuem Boden schöpft und schließlich trotz oder vielleicht besser wegen seines niedrigen Lebensniveaus in seiner Zahl immer weiter steigt? Gegen Ende des Jahres 1923 begann sich bereits die Gesamtzahl der Bevölkerung der Sowjetunion der 1914 auf dem gleichen Territorium Lebenden zu nähern.

Erst nach der Sicherung der Außengrenzen konnte die Sowjetregierung an den Innenaufbau, an die Beseitigung der inneren Nöte gehen. Der Druck vor allem vom Lande hatte bedenkliche Formen angenommen. Die Zeit des Kriegskommunismus mußte beendet, das Klasseninteresse des Proletariats vorübergehend zurückgestellt werden, galt es doch, den Staat selbst und die Macht in ihm zu retten. Die Nep ersetzte die gewaltsamen Beitreibungen durch eine Naturalsteuer; die private Initiative der Bauern wurde begünstigt. 1922/23 konnte zum ersten Male wieder Getreide ausgeführt werden. Doch schon die Ernte des Jahres 1923, die geringer ausgefallen war, brachte eine Enttäuschung; die staatlich festgesetzten niedrigen Einkaufspreise ließen den Bauern, der die teuren Industriewaren nicht kaufen

konnte, mit seinem Getreide zurückhalten. Die Preisschere entstand; die kaum angeknüpften Beziehungen zwischen Stadt und Land wurden wieder gefährdet; der Industrieaufbau kam in eine immer schwierigere Lage; das Transportwesen versagte. Diese Entwicklung und die Mißernte des Jahres 1924 verhinderten dann jegliche Getreideausfuhr. 1926 hörten die Aussaatflächen zu wachsen auf. Die ungleiche Entwicklung der russischen Volkswirtschaft, Industrie, Landwirtschaft und Verkehr, begann sich in ihren Folgen zu zeigen.

Wenn auch die Aussaatfläche in den Jahren 1922/26 nicht unbeträchtlich zugenommen hatte, auch die Bevölkerung war weiter gewachsen. Sie drängte jetzt wieder vom Lande in die Industriegebiete und Städte, die um über 1 Mill. Einwohner zunahmen. 1924 wurden 800000, 1927 1350000 Arbeitslose in den Städten registriert.

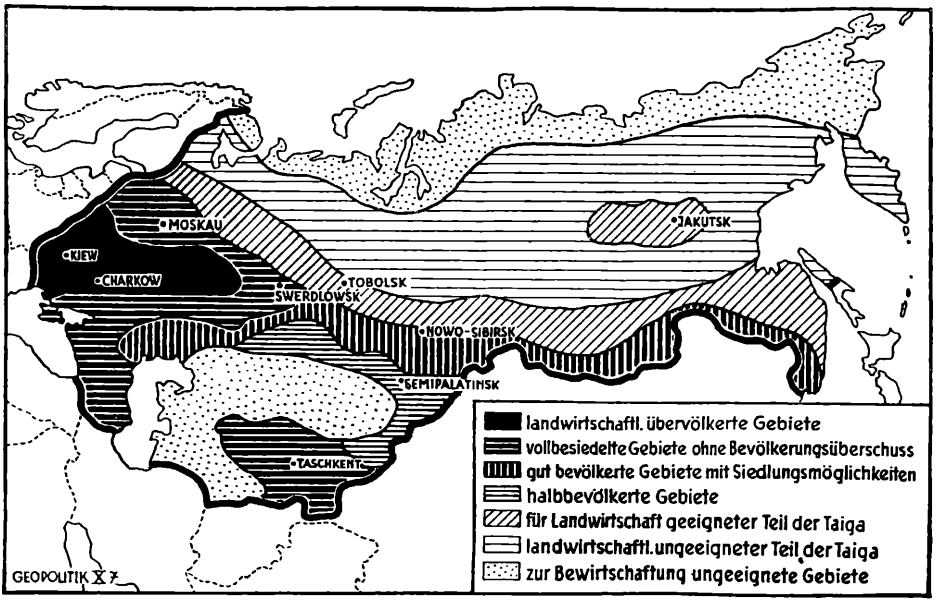
Die Siedlungspolitik des Sowjetstaates nahm erst mit dem Jahre 1923 greifbare Gestalt an. Es wurde ein Fünfjahrplan für die Zeit von 1923 bis 1928 zur Überführung von 630000 Siedlern in die dünn bevölkerten Gebiete des Ostens und Nordens aufgestellt. Man wollte die landwirtschaftlichen Randgebiete stärker bevölkern. Die zahlreichen Umsiedlungsanträge der Bauern — fast 1,7 Millionen — veranlaßten die Regierung, dieses Kontingent auf 1,2 Millionen zu erhöhen. Tatsächlich gelang es aber nicht einmal — die Übersiedlung selbst begann 1924 — die erste Zahl von 630000 umzusiedeln, sondern lediglich 400000. Dazu kamen dann noch etwa 260000 eigenmächtige Siedler. Diesen Zuwanderern aber stand eine Rückwanderung von 224000 gegenüber.

1925 wurde ein „Haupt-Umsiedlungs-Komitee" gegründet, das einen zehnjährigen Siedlungsplan für 5,2 Mill. Menschen aufstellte. Nach dem Plan wollte man die Hauptmasse der Siedler in die näher liegenden europäischen Rayone und erst in zweiter Linie in das asiatische Kolonialgebiet leiten, weil dort noch nicht die nötigen Vorbereitungen getroffen werden konnten. Über 50% sollten in die Rayone der Wolga und des Nordkaukasus kommen, 20% in den Norden des europäischen Rußland, die übrigen in den Ural und nach Sibirien. Tatsächlich aber kamen die meisten Umsiedler nach Sibirien (40%) und dem Fernen Osten (24%), nur 26% an die Wolga und in den Nordkaukasus, und keiner nach dem Norden. Die für die Umsiedlung bereitgestellten Geldmittel reichten bei weitem nicht aus. Infolge der Nationalisierung des Bodens war dem Bauern die Möglichkeit genommen, sein Land zu verkaufen. Dieser Mangel wurde auch durch die kostenlose Überlassung von Ackerboden in den Kolonisationsgebieten nicht ausgeglichen.

Die Siedler kamen in diesen Jahren großenteils aus dem zentralen Schwarzerdegebiet und dem mittleren Wolgagebiet; im Vergleich zur Vorkriegszeit verringerte sich jetzt die Rolle der Ukraine und Westrußlands. Wieder war es der Landmangel, die geringe Rentabilität, der zunehmende staatliche Druck, der die Bauern in die Ferne trieb. Die Frage der agrarischen Übervölkerung wurde immer akuter. Von einer Reihe russischer Volkswirtschaftler und staatlicher Institute wurden Berechnungen der überschüssigen arbeitsfähigen Agrarbevölkerung vorgenommen, die in ihren Ergebnissen zwar weit voneinander abweichen, aber immerhin einen Einblick in die Bedeutung dieses Problems gewähren:

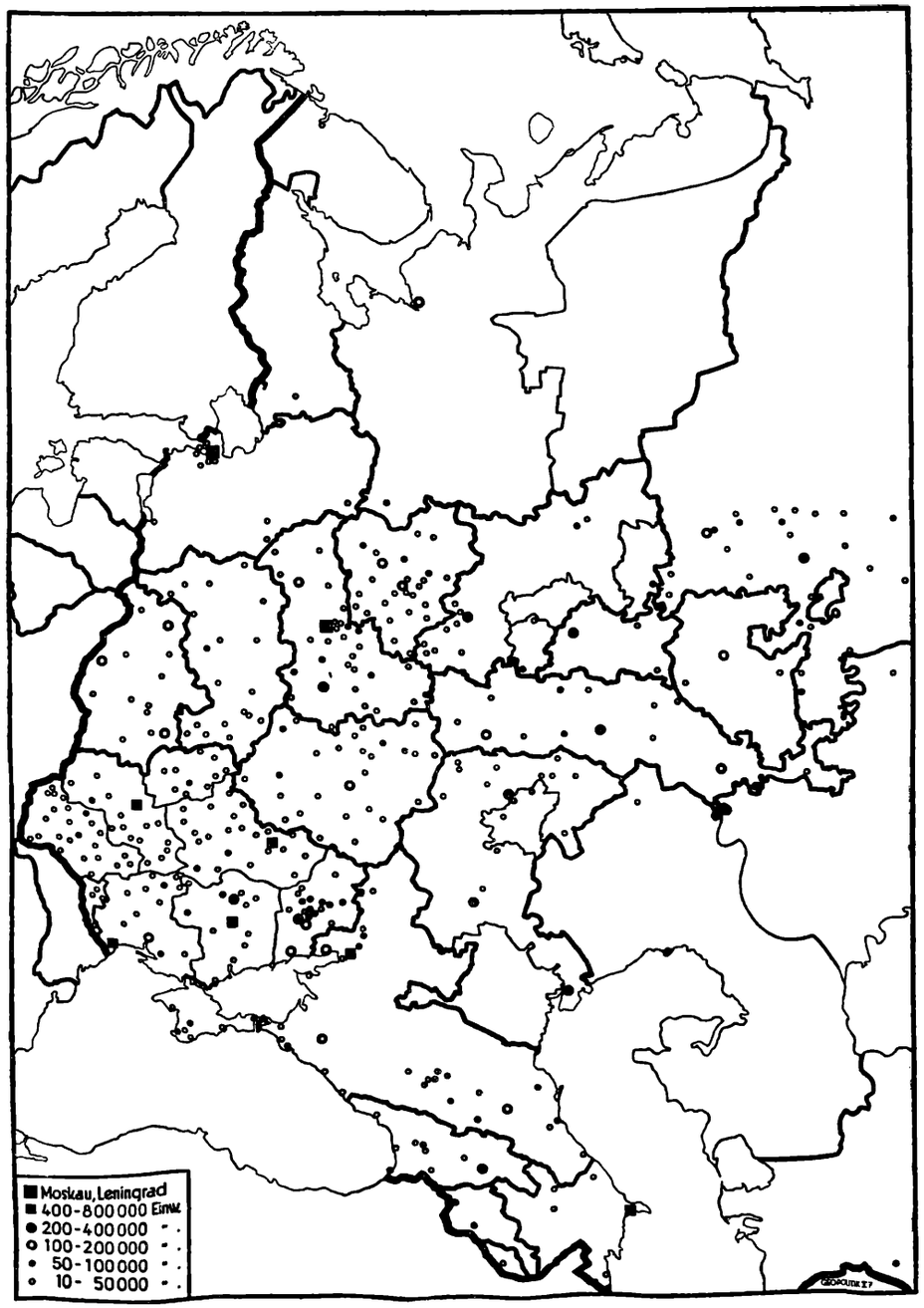
Gosplan der Ukraine 1925 für die Ukraine etwa 7 Mill.; Lubny-Gerzyk 1923 für 4 Hauptprovinzen des zentralen Teiles der Sowjetunion etwa 14 Mill.; Merkulow 1924 für das zentrale Schwarzerdegebiet etwa 3 Mill.; Strumilin 1925 für USSR. 6 Mill.; Gosplan der USSR. 1927 für USSR. 7 Mill.; Oganowsky 1924 für USSR. 20 Mill.

Aber wo sollen denn nun alle diese Massen überflüssiger Bevölkerung angesiedelt werden? Wie weit reicht überhaupt der ganze zur Verfügung stehende Raum für diese Zwecke aus? Diese Fragen standen nun mit aller Schärfe vor der Sowjetregierung, wie sie auch die früheren Regierungen immer wieder beschäftigt hatten. Es ist aber wichtig, ihnen jetzt einmal etwas näherzutreten, soweit das im Rahmen dieser Abhandlung möglich ist.

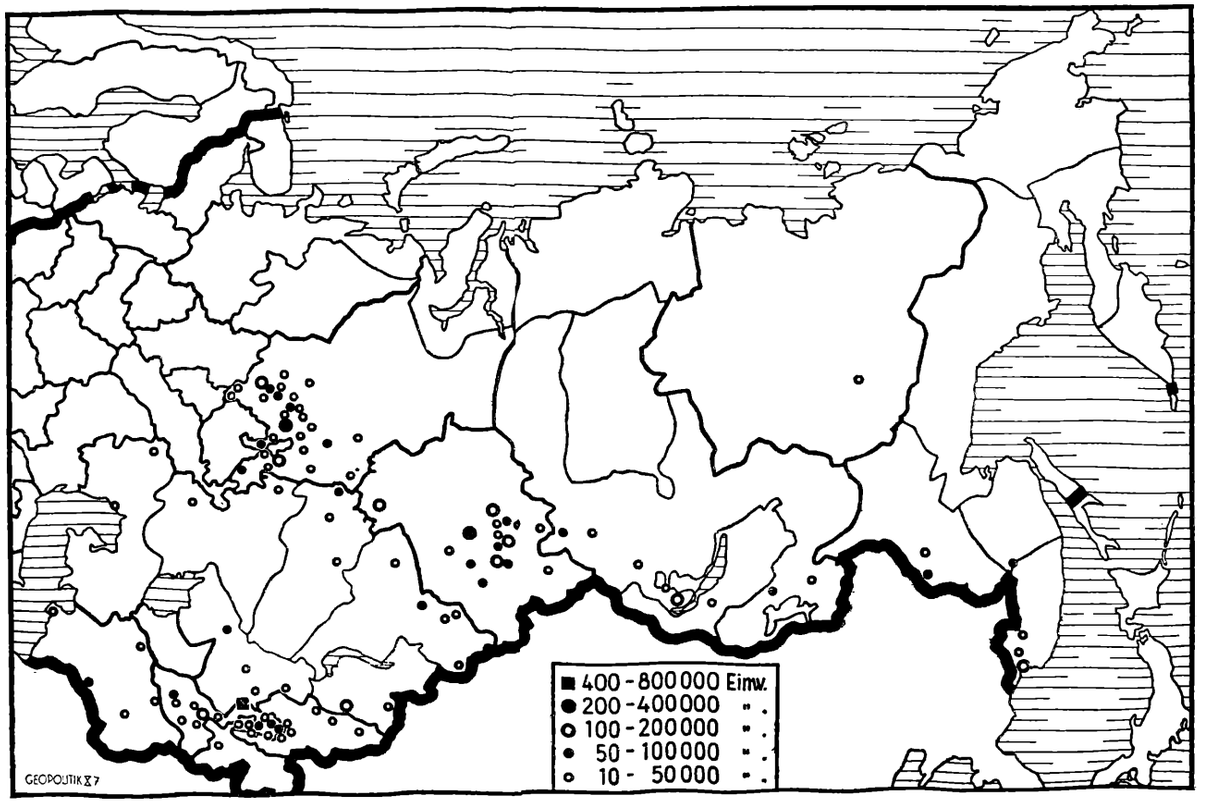


Karte 3: Gebiete landwirtschaftlicher Siedlung in UdSSR.

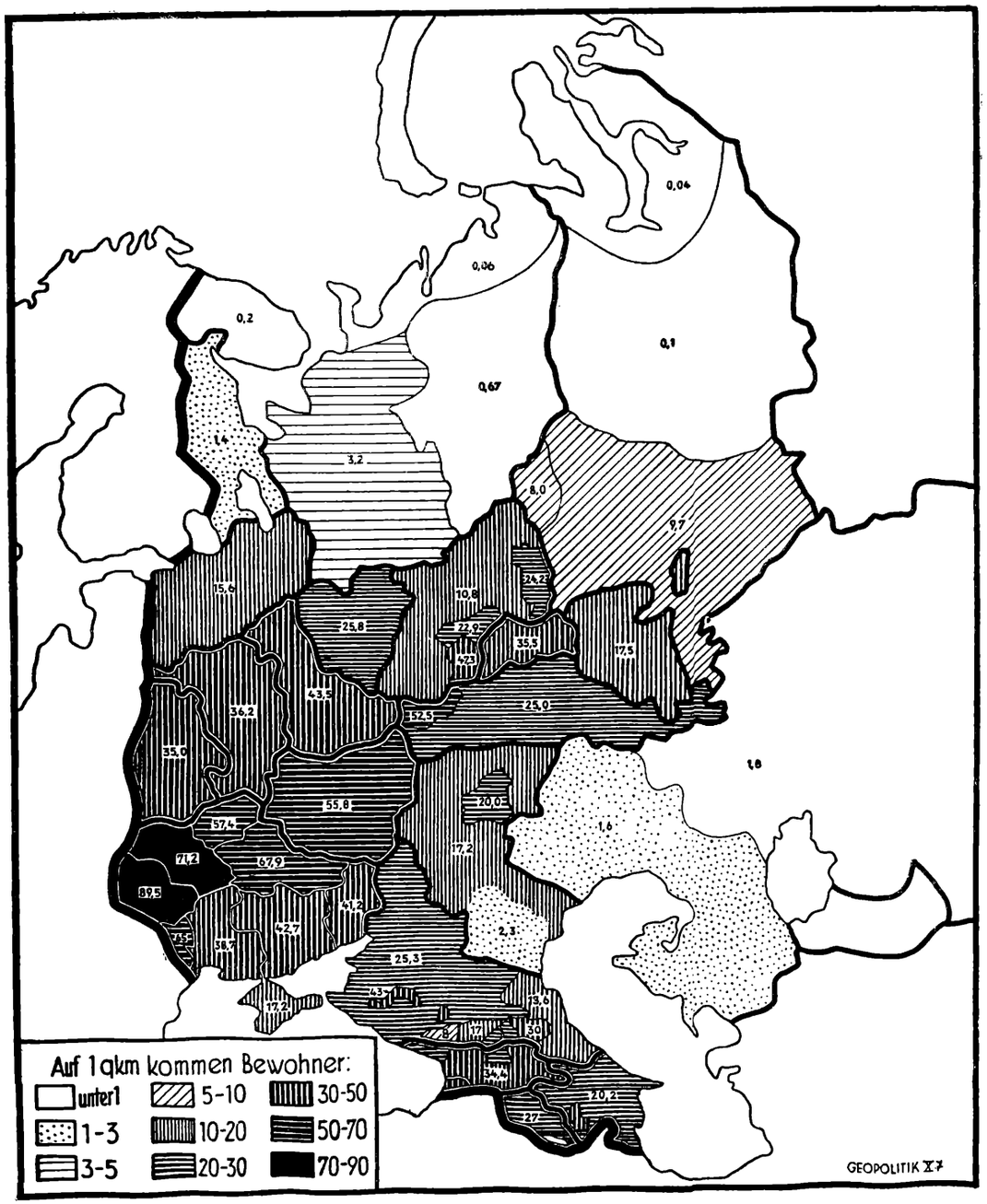
Von den 2093 Mill. ha des gesamten Territoriums der USSR. sind die Tundra und die Wüstenzone mit 470 Mill. ha zur Besiedlung ungeeignete Gebiete (ich folge hier den von Bolschakow angestellten Berechnungen); ihnen gegenüber stehen die Gebiete, welche bei einer Dichte von 100 und mehr entschieden — für russische Verhältnisse — übervölkert sind; sie machen etwa 120 Mill. ha aus. Es sind dies das zentrale Schwarzerdegebiet, die Ukraine, Weißrußland, Teile der westlichen und nordwestlichen Rayone sowie das Mittelwolgagebiet. Ein anderer Teil umfaßt die Gebiete, welche zwar übervölkerte Landstriche, aber auch Landreserven haben und sich in einer gewissen Gleichgewichtslage befinden: etwa 300 Mill. ha. Eine letzte Gruppe, zu der die Taigazone, die Gebiete mit künstlicher Bewässerung in Mittelasien, aber auch verhältnismäßig gut bevölkerte Gebiete, wie Teile der unteren Wolga, des Nordkaukasus, des Ural und der an der sibirischen Bahn gelegenen Landstriche gehören, bieten theoretisch auf einem Flächenraum von 1200 Mill. ha Siedlungsmöglichkeiten; in der Praxis freilich ist deren Verwendbarkeit sehr viel geringer. Wirtschaftliche und klimatische Gründe ermöglichen nur am Südrand der Taigazone auf einer Fläche von ungefähr 230 Mill. ha landwirtschaft-



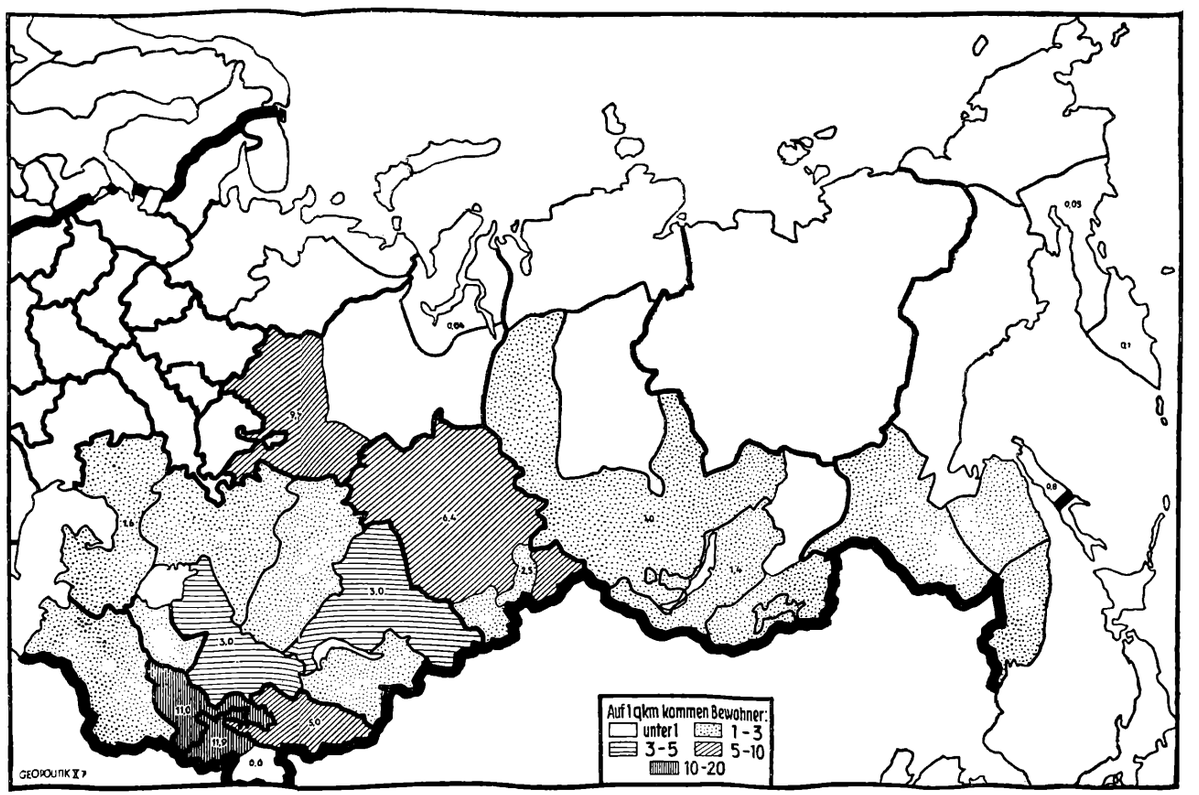
Karte 4: Städte, Industrie- und Arbeitersiedlung im europäischen Teil der UdSSR.



Karte 5: Städte, Industrie- und Arbeitersiedlung im asiatischen Teil der UdSSR.



Karte 6: Verteilung der Landbevölkerung im europäischen Teil der UdSSR.



Karte 7: Verteilung der Landbevölkerung im asiatischen Teil der UdSSR.

lichen Anbau bei vorwiegender Viehhaltung. Nach entsprechender Melioration und verkehrstechnischer Erschließung könnte dieses Gebiet vielleicht bis zu 8 Mill. Menschen aufnehmen. Unter gleichen Voraussetzungen könnte man in Mittelasien etwa 4 Mill. Siedler noch unterbringen. Der übrige Siedlungsraum von der unteren Wolga über den Ural bis zum Baikalsee gewährt nur einer beschränkten Zahl von Neusiedlern Platz (1 bis 2 Mill.?), da die ungünstige Marktlage der für eine Besiedlung größeren Stiles in Frage kommenden Gebiete zu extensiver Bewirtschaftung zwingt und eine größere Dichte als 10 kaum zuläßt. (Siehe Karte 3, die im wesentlichen einer Abhandlung von Czechowicz entnommen ist.)

Diese Berechnung zeigt, daß im günstigsten Falle 13 bis 14 Millionen Menschen in Russisch-Asien neu angesiedelt werden könnten.

Aber welche Voraussetzungen müßten dafür erst erfüllt werden! Selbstredend haftet allen diesen Zahlen eine starke Problematik an; zur genauen Bestimmung des Kolonisationsvolumens ist eine sehr viel bessere Erschließung Russisch-Asiens erforderlich. Aber man bekommt doch wenigstens einen ungefähren Anhalt.

Vergleichen wir unsere eigene Volksdichte von 134 mit der der Sowjetunion von 1926, die noch nicht den Wert 7 erreicht, betrachten wir die Höchstwerte von 80 bis 100 in einzelnen Landstrichen der Ukraine, berücksichtigen wir das ungeheure Territorium mit seinen ungemein fruchtbaren Schwarzerdeböden, so erscheint es uns verwunderlich, daß man in Rußland überhaupt von einer agrarischen Übervölkerung sprechen kann. Welche Abstriche an landwirtschaftlich nicht nutzbarer Fläche im großen zu machen sind, haben wir soeben ausgeführt. Wir müssen hier aber auch noch beachten, daß in Deutschland nur etwa 23% der Gesamtbevölkerung der Landwirtschaft angehören, im zentralen Schwarzerdegebiet dagegen fast 90%; ferner daß ein Viertel bis ein Drittel des Ackers Brache ist (im europäischen Rußland 30 Mill. Desjatinen) und für die Bebauung ausfällt und daß nicht zuletzt auch klimatische Einflüsse die volle Ausnutzung der Schwarzerde verhindern. So kommt es, daß in Rußland die auf den einzelnen Menschen zu rechnende durchschnittliche Saatfläche teilweise erheblich geringer ist als in Deutschland. Und die gleiche Saatfläche ergibt in Deutschland den dreifachen Ernteertrag! Rückständige Kultur, rückständige Technik und die anderen bereits erwähnten Faktoren führten zu einer immer weiteren Ausdehnung des Ackerbaues auf Kosten der Weide, zur Einschränkung der Viehhaltung, zur saisonmäßigen Abwanderung der Bauern zum Nebenerwerb und zur dauernden Übersiedlung in andere Gebiete. Kein Wunder, daß daher die Agrarübervölkerung sich im Schwarzerdegebiet am ersten und am stärksten bemerkbar machte.

Die Erweiterung des Nahrungsspielraumes kam der Bevölkerungsvermehrung in keiner Weise nach. Die Volkszählung vom Dezember 1926 gibt uns darüber nach der 1897 erfolgten Zählung zum ersten Male wieder zuverlässigeren Einblick. Danach betrug die Bevölkerung der USSR. 147 Mill., von denen 121 Mill. auf das Land und 26 auf die Städte entfielen. Das bedeutet seit 1923 eine jährliche Zu-

nahme von etwa 3,5 Mill. und ein außerordentliches Wachstum der Städte, das vor allem auf die industrielle Entwicklung zurückzuführen ist, deren Arbeiterzahl um 1 Mill. zunahm.

Mit dieser Bevölkerungsvermehrung hielt die landwirtschaftliche Produktion nicht Schritt. Die ersten planwirtschaftlichen Versuche des Staates wurden vom Bauern durchkreuzt, der auf die wechselnden Preisfestsetzungen, Steuervorschriften und zunehmende Beschränkung des Privathandels mit Zurückhaltung der Ware antwortete. Die Nep hatte allmählich zu einer neuen sozialen Differenzierung im Dorfe geführt mit Folgen, ähnlich wie wir sie bei der Stolypinischen Reform beobachtet haben, nur daß jetzt die Kleinbauernschicht durch die inzwischen erfolgte stärkere Aufteilung des Grundbesitzes (1916: 21 Mill., 1927: 25 Mill. Bauernwirtschaften) erheblich angewachsen war. Der Kampf gegen den Großbauern, den Kulaken, und um die Sozialisierung der Landwirtschaft begann. 1928 war das Ende der Nep und der Beginn des ersten Fünfjahrplanes, welcher der schnellstmöglichen Industrialisierung des Landes (Landesverteidigung!) dienen sollte. Die Voraussetzungen dafür aber konnte nur wieder die Landwirtschaft schaffen, die man durch Mechanisierung und Kollektivierung unter bestimmenden staatlichen Einfluß bringen wollte. Die neue Sozialisierung der Landwirtschaft knüpfte an gewisse Gedankengänge der alten Mirverfassung an.

Nach dem Fünfjahrplan sollten 13,6% aller Bauernwirtschaften kollektiviert werden. Die 1929 einsetzenden Zwangsmaßnahmen verursachten eine fluchtartige Bewegung der Dorfarmut in die Kollektiven. Schon Ende Februar 1930 waren 55% der Bauernwirtschaften kollektiviert. Der Kampf gegen den Kulaken wurde immer rücksichtsloser geführt; nach Auhagen wurden im Winter 1929/30 500000 Menschen deportiert. Als man dann die ungeheure Gefahr dieser Massenbewegung erkannte und Stalin seinen berühmten Artikel: „Das Schwindeligwerden vor Erfolgen" schrieb, setzte in großen Teilen der Sowjetunion eine rasche rückläufige Bewegung ein, besonders in den zentralen und nördlichen Gebieten; sehr viel weniger in den Steppengebieten, die ja der maschinellen und kollektiven Betriebsform viel günstigere Bedingungen boten. War so die Zahl der Kollektivbauern von 15 auf 5 Mill. im Laufe des Jahres 1930 gesunken, so waren durch erneuten Druck im Herbst 1931 wieder über 60% der Bauernwirtschaft kollektiviert, in den Steppengebieten 80 bis 90%. Eine völlige Änderung des sozialen Aufbaues der russischen Landwirtschaft war erreicht. Die Auswirkung dieser Maßnahmen auf die Viehhaltung war katastrophal; sie ging um etwa 30% zurück. Aus 25 Mill. Kleinbauernwirtschaften entstanden 300000 Kollektivbetriebe, die von über 3000 Maschinen-Traktoren-Stationen bedient werden sollten.

Daß eine solche Entwicklung auch einen gewaltigen Einfluß auf die Bevölkerungsbewegung üben mußte, liegt auf der Hand. Da Bauern ohne Land vielfach in die Kolchosen eintraten, erfuhr die saisonmäßige Abwanderung von Landarbeitern zur Industrie eine Stockung, die bei ihrem stürmisch fortschreitenden Ausbau diesen Arbeitermangel unangenehm zu fühlen bekam und sich durch Vergünstigungen und Verträge mit den Kollektivwirtschaften die nötigen Arbeitskräfte zu sichern suchte. Die Mechanisierung und Rationalisierung der Landwirtschaft im

Großbetrieb (Getreidefabriken) aber machte Millionen von Arbeitskräften frei und vergrößerte den ländlichen Bevölkerungsüberschuß. Dieser Umstand und die schwere Lage der Kolchosbauern führten zu einer neuen Landflucht. Die Städte und Industriegebiete füllten sich mit Beschäftigung und Lebensunterhalt suchenden Bauern. Wenn auch die Industrie einen großen Teil der agrarischen Übervölkerung aufnehmen konnte, die Mehrzahl der — meist ungelernten — Arbeiter ging über ihren Bedarf. Die ungeheure Bedeutung des Industrieausbaues vom volkswirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Standpunkte aus ist von der Sowjetregierung klar erkannt worden. Sie wurde um so stärker in den Vordergrund gestellt, je mehr sich die Schwierigkeiten und Beschränktheiten der inneren Kolonisation bemerkbar machten.

Nach dem Fünfjahresplan war die Umsiedlung von etwa 2 Mill. Menschen vorgesehen, d. h. etwa 1/8 des natürlichen Bevölkerungszuwachses. Man wollte sie in erster Linie in Sibirien, dem Fernen Osten und Kasakstan bringen, kleinere Teile in den Murmanrayon, die Krim und die östlichen Baumwollebezirke von Aserbeidschan. 1928/29 erreichte die Zahl der Übersiedler 320000; sie stammten meist aus dem West- und Leningrader Rayon, aus der Ukraine und Weißrußland, und wandten sich in der Mehrzahl nach Sibirien, dem Fernen Osten und dem Ural, während Wolgagebiet und Kasakstan nur geringe Menge aufnahmen. Es zeigte sich jetzt entgegen den Beobachtungen aus der Vorkriegszeit, daß auch die Bauernschaft der Industriegebiete größeren Anteil an die Übersiendlung nahm. 1929/30 fiel die Zahl auf 72000, von denen die Hälfte wieder nach Europäisch-Rußland zurückkehrte. Die Maßnahmen der Sowjetregierung zur Kollektivierung und Gründung von Getreidefabriken, aber auch die ungenügende Sorge für die Siedler hatten diesen Rückgang herbeigeführt. Die Getreidefabriken hatten sich vor allem in Kasakstan, Westsibirien, dem südlichen Ural, an der Wolga und im Nordkaukasus meist auf Böden ausgebreitet, die ruhten oder verlassen worden waren, wodurch der für sie in Betracht kommende Raum eingeschränkt wurde. Nur im Nordkaukasus und im nördlichen Kasakstan schob sich der Ackerbau etwas in die jungfräuliche Steppe vor. Seit dem Jahre 1930 hat die (freiwillige) Übersiedlung im wesentlichen aufgehört.

Der Verstädterungsprozeß machte aber nun unheimliche Fortschritte. Er übertraf in der Wirkung weit die Kolonisation. Der Fünfjahresplan sah in seiner Optimal-Variante ein Anwachsen der Stadtbevölkerung von 24% vor; tatsächlich wuchs sie von 1927 bis 1932 um 12 Mill., von 25 auf 37 Mill., d. h. um 48%

Es gab 1932 allein 128 Städte mit einer Bevölkerung über 50000, von denen 44 reine Industriestädte sind; 45 Städte haben heute eine Bevölkerung von über 100000, 1897 waren es deren nur 14. In der Zeit von 1897—1931 zeigen Zunahmen von über 400% die Städte: Grosny, Archangelsk, Tscheljabinsk, Stalingrad, Swerdlowsk, Baku. Andere Städte sind ganz neu entstanden. In der Zeit von 1926—1931 haben die stärkste Zunahme die Städte: Makejewka

(Dmitrjewsk), Tscheljabinsk, Stalingrad, Stalin (Jussowo), Archangelsk, Marjupol, Swerdlowsk, Gorki, Grosny, Perm, Nowo-Sibirsk, Iwano-Wosnessensk.

Man sieht hier deutlich die Entwicklung der Hauptindustriezentren und vor allem die Dezentralisation der Industrie nach den Hauptrohstoffgebieten[1]), die vielfach an der Peripherie des Reiches liegen. Diese Industriezentren ziehen nun auch einen großen Teil der überschüssigen Bauern — aber auch Stadtbevölkerung an (s. Karten 4 u. 5).

Als besonders charakteristisch sei auf das Wachstum der 5 größten Industrieorte Westsibiriens hingewiesen:

	1926	Ende 1932
Nowo-Sibirsk	180 000	300 000
Stalinsk	3 901	240 000
Prokopjewsk	10 735	150 000
Kemerowo	23 215	130 000
Leninsk	19 676	80 000

Und wie war die weitere Entwicklung auf dem Lande? 1930 brachte dank günstiger klimatischer Verhältnisse eine relativ gute Ernte; die Mißernte des Jahres 1931 dagegen rief erneut Ernährungsschwierigkeiten in den Hauptlandwirtschaftsgebieten hervor, die einen beträchtlichen Teil der Bauern auf die Wanderschaft trieben. Auch die Ernte des Jahres 1932 endete mit einem Mißerfolg. Zwar war die Anbaufläche seit 1928 um 21 Mill. ha vergrößert worden, dafür aber der Ernteertrag pro ha erheblich zurückgegangen. Eine extensive Erweiterung der Anbaufläche war so gut wie unmöglich gewesen. Der Viehbestand war weiter in bedrohlichster Weise zusammengeschrumpft. Von der geplanten Produktion an tierischen Erzeugnissen wurde nur 1/3 erreicht. Auch die übrigen für die Volksernährung in Betracht kommenden Wirtschaftszweige blieben in ihrer Produktion teilweise hinter den Planaufgaben zurück. Die Kollektivierung machte 1932 nur mehr wenig Fortschritte; der Bauer aber wurde noch mehr an sie gebunden, da ihm die Möglichkeit genommen wurde, bei seinem Austritt aus der Kollektive die von ihm eingebrachten Produktionsmittel wieder zurückzuerhalten. Die Getreidefabriken erfüllten nicht die in sie gesetzten Erwartungen; sie begannen sich zu teilen und zu verkleinern. Durch die fortschreitende Kollektivierung und Mechanisierung war eine weitere Zahl von Arbeitskräften frei geworden. Nach den Berechnungen des Moskauer Kolchos-Institutes vom Jahre 1931 waren in den Kollektivwirtschaften 6 bis 8 Millionen überzählige Menschen; die wirkliche Zahl dürfte wohl noch größer gewesen sein. Dazu kam die Verlangsamung des Tempos des industriellen Ausbaues und eine größere Rationalisierung auch hier, die abermals Arbeitskräfte frei machte. Die Städte waren überfüllt und die Kolonisationsgebiete noch zu unerschlossen.

Die Fluktuation der Industriearbeiter nahm immer größere

1) Vgl. die Karte zu Semjonow, Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion, Heft 5/1932, Seite 283.

Ausmaße an; besonders groß wurde sie beim Bergbau, geringer bei Metallurgie und Maschinenbau. Sie zieht sich durch die ganze Planwirtschaftsperiode und erreichte im Jahre der Hauptkollektivierung 1930 ihre größten Werte. Als Hauptgrund dafür sind die schlechten Entlohnungs- und Wohnverhältnisse anzusehen.

Was diese Fluktuation für den ganzen Arbeitsprozeß bedeutete, ist klar. Als Beispiel für die großen Ausmaße dieser Bewegung seien nur einige Zahlen aus dem Donez-Kohlenrevier angeführt: 1932 liefen 423 000 Arbeiter und Angestellte von den Gruben weg, während zur gleichen Zeit 408 000 neu eingestellt wurden; die entsprechenden Zahlen für den Januar 1933 betragen 32 000 und 35 000.

Durch neue Regierungserlasse sollte dieser zwischen der Industrie und dem Dorf hin und her flutende Strom eingedämmt und Maßnahmen zur Bildung ständiger Arbeiterkaders eingeleitet werden. Die Arbeiter sollten 2 bis 3 Jahre an ihre Arbeitsstätte gebunden, eine strenge Arbeitsdisziplin eingeführt werden.

Die Umsiedlungsprojekte mußten zurückgestellt werden. Wohl hatte die Sowjetregierung im Laufe der Durchführung der Planwirtschaft eine Umsiedlung der Bevölkerung nach meist politischen Gesichtspunkten in großem Umfange durchgeführt, und zwar vor allem in Gebiete, welche der freiwillige Siedler ungern aufsuchte: an das Weiße Meer und in die sibirische Taiga. Zahlen lassen sich dafür schwer angeben. Die ungünstige Ernährungslage des Winters 1931/32 brachte in den Mißerntegebieten an der Wolga und in Sibirien, in der Ukraine und in Kasakstan die Landbevölkerung in eine besonders starke Bewegung; ganze Dörfer und Landstriche verödeten; die Landflucht nahm Formen an, welche die Sowjetregierung zwangen, zu außergewöhnlichen Maßnahmen zu greifen.

Um der drohenden Übervölkerung der größeren Städte zu begegnen, wurde im April 1933 eine Regierungsverordnung über die Ausgabe von Pässen erlassen, um unerwünschte Elemente aus ihnen zu entfernen und fernzuhalten. Sie betraf 28 Städte, Sitze der großen Industrien und wichtige Grenzpunkte. Die Zahl der auf diese Weise Entfernten dürfte vielleicht 2 Mill. betragen; sie setzen sich meist aus Leuten zusammen, die im Laufe der beiden letzten Jahre infolge der Kollektivierung in die Großstädte gekommen waren. Ob dieses Mittel eine nachhaltige Wirkung haben wird, ist zu bezweifeln. Heute flutet die vor dem Hunger fliehende Bevölkerung des ganzen südlichen und südöstlichen Rußland in großen Massen durch das Land und brandet an die Städte.

Immer mehr richtete sich das Augenmerk der Leiter des Sowjetstaates auf die Intensivierung der Landwirtschaft, auf die Einführung einer rationellen Fruchtfolge, Hebung der Bodenkultur als den einzigen Weg, auf dem der agrarischen Übervölkerung ernstlich zu Leibe gegangen werden kann. Sie steht hier vor einer ungeheuren Aufgabe, die zu lösen auch ungeheure Kräfte und Opfer erforderlich sind.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung der Sowjetunion wird heute mit etwa 165 Mill.

angenommen, wovon 128 auf das Land und 37 auf die Städte entfallen. Sie verteilt sich auf die einzelnen Republiken in runden Ziffern wie folgt:

Republik:	Gesamt:	Stadt:	Land: (in Millionen)
RSFSR.	113	25	88
Ukrain. SSR.	32	7	25
Weißruss. SSR.	5,4	1	4,4
Transkauk. SFSR.	7	2	5
Usbek. SSR.	4,8	1,2	3,6
Turkmen. SSR.	1,2	0,2	1
Tadschik. SSR.	1,2	0,1	1,1

Dem Geschlecht nach gibt es 80 Mill. Männer und 85 Mill. Frauen. Der Geburtenüberschuß betrug 1930 im europäischen Teil 16,9 ‰ (Deutschland 6,5 ‰). Die Sterblichkeit war nach Angabe der Sowjet-Statistik erheblich zurückgegangen und betrug 19,3 ‰ geenüber 28,6 ‰ im Durchschnitt der Jahre 1911—1913.

Ich habe versucht, auf Grund des neuesten sowjetstatistischen Materials eine Karte der Bevölkerungsverteilung von Stadt und Land (Karten 4, 5, 6, 7) zu zeichnen; sie mußte sich in ihrer Ausführung nach dem vorhandenen Zahlenmaterial richten. Aus ihr geht aber zur Genüge die Bedeutung des Verstädterungs- und Industrialisierungsprozesses und das Bild der Besiedlung des flachen Landes hervor. Ein Vergleich mit der Bevölkerungsverteilung von 1913, ja selbst der von 1928, dem Beginn der ersten Fünfjahresplanperiode, zeigt deutlich die starke Verlagerung. Darauf näher einzugehen, fehlt hier der Raum.

Es ist verwunderlich, daß trotz der empfindlichen Notlage der russischen Bevölkerung ihre Zahl dauernd in so hohem Maße zunimmt. Sollte das wirklich auf eine geringere Sterblichkeit, auf größere Hygiene und Volksaufklärung zurückzuführen sein? Oder ist es die typische Erscheinung der Verelendung der Massen, wie wir sie bei unserem Proletariat beobachten? Wird vielleicht gerade durch den Sozialisierungs- und Kollektivierungsprozeß, durch die staatliche Kinderfürsorge ein Anreiz zur Vermehrung gegeben? Das sind Fragen, auf die wir heute noch kaum eine befriedigende Antwort finden können[1]).

*

Überblicken wir nochmals kurz das Bild der heutigen Lage. Die natürliche Bevölkerungsvermehrung läßt die agrarische Übervölkerung immer bedrohlicher anwachsen. Die in den letzten Jahren ungesund angeschwollenen Städte und Industriegebiete vermögen keine nennenswerte Menschenzahl mehr aufzunehmen. Die Städte, deren Versorgung immer schwieriger wird, müssen bereits durch besondere

1) *Die Antwort wird wohl nur von der kommenden Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und dort vom Biologen gegeben werden können. Es mag aber schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden: hier liegt eine Parallelerscheinung zum deutschen Volkskörper vor. Ebenso wie dieser in seiner Gesamtheit — auch außerhalb der Reichsgrenzen — von Geburtenrückgang und Verkümmerung erfaßt ist, so hat umgekehrt der Wachstumsvorgang den russischen Volkskörper in seiner Gesamtheit erfüllt. Diese Lebensvorgänge ganzer Volkskörper scheinen von dem, was wir unter „wirtschaftlichen Voraussetzungen" verstehen, weitgehend unabhängig zu sein. Sie vollziehen sich nach Gesetzmäßigkeiten, die wir zu sehen beginnen, aber noch nicht kennen und noch weniger begreifen.* *Die Schriftleitung.*

Kontrollmaßnahmen gegen Zuzug abgeschlossen werden. Die Industrie sucht sich einen festen Stamm von Arbeitern zu erhalten, muß aber ihre Arbeiterzahl eher einschränken als vermehren. Die für Kolonisation ohne größere Meliorationen geeigneten Böden in Asien sind besetzt und kommen für eine Massenabnahme vorläufig nicht in Frage. Wohl ist eine Erweiterung der Anbaufläche in der Taiga und Steppe möglich, aber nur nach größeren Meliorationen, mit großen Geldmitteln und vor allem nach Ausbau der Verkehrswege. Eine Übergrenzwanderung größeren Stiles ist ausgeschlossen; im Gegenteil, die gelbe Einwanderung droht das fernöstliche Gebiet dem russischen Siedler mehr und mehr zu nehmen. Und die Landwirtschaft? Die Sowjetgüter suchen ihren Arbeiterstand ähnlich wie die Industrie durch strenge Maßnahmen zu binden; sie haben ihren Bedarf im wesentlichen gedeckt. Ähnlich steht es mit den Kollektivwirtschaften; sie haben wohl nur für Saisonarbeiter Verwendung, die sie aber im Winter nicht ernähren können. Das Klein- und Hausgewerbe aber liegt darnieder. Der Einzelbauer spielt keine Rolle mehr. Also bleibt nur die Intensivierung der Feldbauwirtschaft, und zwar da, wo auch die Bevölkerung am dichtesten siedelt und die klimatischen Bedingungen (Niederschlagsmengen!) dies gestatten. Sie durch die Maschinisierung zu erreichen, hat seine schweren Gefahren. Bei der kulturellen Zurückgebliebenheit der Bauernbevölkerung und den immer noch vorhandenen großen Mängeln der industriellen Produktion kann es sich nur um einen allmählichen vorsichtigen Prozeß handeln. Als Betätigungsfeld einer großzügigen Maschinisierung und Kollektivierung bieten sich die dünn besiedelten weiten Steppengebiete des Südens und Südostens an, sehr viel weniger die dichter besiedelten westlichen und zentralen Gebiete. In der trockenen Steppe aber setzen wieder die klimatischen Bedingungen eine natürliche Grenze. Die Überschätzung der Bedeutung der Maschine hat hier bereits zu ernsten Rückschlägen geführt.

Die Landwirtschaft und damit die gesamte Wirtschaft des Staates befinden sich in einer schweren Krise, deren Erkenntnis sich auch die Sowjetregierung nicht verschließt. Ihre Lösung ist nicht nur eine rein russische Frage. Die Garantie äußeren Friedens würde eine sehr viel langsamere, gleichmäßigere und gesündere Entwicklung der Volkswirtschaft des Landes ermöglichen. Dann wird vielleicht endlich auch Frieden kommen diesem gequälten, seinem Boden entwurzelten, unstet hin und her irrenden, nach neuen, besseren Lebensformen suchenden russischen Volk. Die Maschine beherrschte die Periode des ersten Fünfjahresplanes; in einer Schärfe wie nie zuvor ist in Rußland heute das Problem „Mensch" gestellt.

MAX MEISNER:

Bergwirtschaft und Geisteswelt
Eine geopolitische Betrachtung

Zu den Hauptaufgaben der Bergwirtschaft zählt die Bereitstellung der wichtigsten Kraft- und Werkstoffe für die rastlos arbeitende Kulturmenschheit. Hierdurch ist die Bergwirtschaft an der gesamten Weltrohstoffversorgung sehr wesentlich beteiligt; und mithin erscheint sie zunächst ihrer inneren Wesenheit nach von ausgesprochen stofflicher Natur.

Trotzdem ist sie aber auch mit der Welt des rein Geistigen aufs innigste verbunden, weil vielseitige Wechselbeziehungen sie mit dieser verknüpfen und zahlreiche Einwirkungen aus ihr sie beeinflussen.

Solche Beziehungen und Einflüsse sind nicht überall gleich ohne weiteres ersichtlich. Ihre Gesamtheit aber wird bei kritischer Betrachtung der Erde als Ganzes leicht kenntlich, und ihre Einzelheiten treten namentlich im Lichte geopolitischer Anschauung deutlich zutage.

Die Betrachtung der ganzen Erde zeigt nämlich auf den ersten Blick, daß die bergwirtschaftliche Rangordnung von Völkern und Staaten keineswegs ihren geographischen Ausmaßen oder ihrem natürlichen Mineralreichtum entspricht. Das Deutsche Reich z. B. ist an der ganzen Oberfläche der Erde mit 0,1%, an ihrer bloßen Landoberfläche mit 0,3 und an ihrer Bevölkerung mit fast 3, an ihrer Gesamtbergwerkserzeugung dagegen mit rund 8% beteiligt, steht also als Bergwirtschaftsgebiet unverhältnismäßig hoch. Ähnlich verhalten sich auch die meisten anderen Kulturvölker. Das hier offenbare Mißverhältnis kann aber nicht allein auf der geographischen Mineralverteilung beruhen und ist somit nicht stofflich begründet — denn nutzbare Lagerstätten gibt es fast überall, und gerade die reichsten von ihnen liegen oft in noch wenig erschlossenen Gebieten ohne viel Kultur. Es muß also eine andere Ursache haben. Diese aber findet sich tatsächlich auf geistigem Gebiet, nämlich im hohen Stande der geologischen Wissenschaft bei den Kulturvölkern, welche ihre Lagerstätten aufsucht und durchforscht, andererseits auch in der Leistungsfähigkeit ihrer Bergtechnik, welche die als bauwürdig erkannten Vorkommen aufschließt und ausbeutet.

Die Betrachtung der Erdkarte veranschaulicht noch mehr. Sie zeigt recht sinnfällig, daß die Kraft- und Machtverhältnisse der heutigen Menschheit recht ungleichmäßig und eigenartig verteilt sind, nämlich folgendermaßen:

Der größte Teil aller heute auf der Erde vorhandenen technischen, weltwirtschaftlichen und namentlich weltpolitischen Energien vereinigt sich offensichtlich auf ganz wenigen, scharf umgrenzten Kraftfeldern, von denen das größte etwa nordatlantisch, ein anderes, kleineres mongolisch oder fernöstlich genannt werden

könnte. Jenes umfaßt die nordatlantischen Staaten oder Staatengruppen, d. h. die eisenerzeugenden Industrieländer Nordamerikas und Westeuropas in Gestalt von den Vereinigten Staaten, England, Belgien und Frankreich — Deutschland (Minette-Ruhrkoks), dieses Nordostchina mit Japan und benachbarten Küstenstrichen. Im Lichte geopolitischer Betrachtungsweise nun erscheinen diese Kraftfelder gleichzeitig als die natürlichen Heimatgebiete der beiden Nutzminerale, deren Gewinnung am Anfang jeder technischen Kultur steht — Kokskohle und Eisenerz. Woraus sich ergibt, daß das technische, wirtschaftliche und politische Antlitz der Erde letztlich bergwirtschaftliche Grundzüge trägt; und dies bedeutet — weil die Technik als Nutzbarmachung der Naturkräfte, die Wirtschaft als menschliche Zweckführung des großen Kraft- und Stoffhaushalts der Natur und die Politik als Kunst sinnvoller Staatenlenkung alle drei schließlich im Geistigen wurzeln — im ganzen nichts anderes als eine innige Verbundenheit von Bergwirtschaft und Geisteswelt, deren Hauptelemente eben durch die Wechselbeziehungen zwischen Bergbau oder Bergwirtschaft einerseits und Technik, Weltwirtschaft und Weltpolitik andererseits gebildet werden.

Die Beziehungen zwischen Bergwirtschaft und Technik sind ebenso zahlreich wie vielgestaltig. Im ganzen ist das Verhältnis zwischen beiden längst gegenseitig geworden. Die Bergwirtschaft liefert der Technik die unentbehrlichen Kraft- und Werkstoffe Kohlen, Erdöl und Metalle; sie verdankt ihr dafür ihren besten Absatzmarkt und das technische Rüstzeug des Bergmanns. Es ist durchaus sinnfällig, daß z. B. die erste Dampfmaschine zur Wasserhaltung und die erste Eisenbahn als Abfuhrweg eines Bergwerks gedient hat, denn hierin kennzeichnet sich nur der natürliche Grundzug einer zwangsläufigen kulturgeschichtlichen Entwicklung. Gerade die Spitzenleistungen der Technik in Gestalt ihrer Erfindungen und Entdeckungen haben von jeher Bergbau und Bergwirtschaft durch Verbesserung ihrer Arbeits- und Absatzbedingungen allseitig belebt, und der Bergbau hat deshalb im technischen Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen allenthalben einen gewaltigen Aufschwung genommen, wobei der günstige Einfluß des technischen Fortschritts bis in viele Einzelheiten gut verfolgbar erscheint.

Beispielsweise hat die Erfindung der Sicherheitslampe die Leistungsfähigkeit des Kohlenbergbaus durch wesentliche Verminderung seiner Gefahrenquellen beträchtlich gesteigert; die Erfindung der Dampfmaschine wurde zum Anstoß alsbaldiger starker Zunahme der Weltkohlenförderung und diejenige von Explosionsmotor und Dieselmaschine zu wichtigen Marksteinen der Erdölgewinnung. Der Aufschwung der neueren Elektrotechnik wurde zum Lebensnerv der ganzen Kupferwirtschaft und die rasche Entwicklung von Luftfahrt und Flugwesen zum Anlaß stärkerer Durchforschung, Gewinnung und Verwendung der verschiedenen Leichtmetalle.

Darüber hinaus sind auch durch Erfindungen und Entdeckungen eine ganze Reihe früher wertloser Bodenschätze überhaupt erst verwertbar geworden. Beispielsweise hat die Erfindung des Thomasverfahrens den vordem fast unbrauchbaren Phosphorerzen, die Erkenntnis vom Düngewert des Kalis den bislang achtlos zur Halde gestürzten Staßfurter Abraumsalzen, und

die Erfindung der Stahlveredlung den ursprünglich mißachteten Nickelerzen plötzlich zu großer Bedeutung verholfen, während Goldschmidverfahren und Tonerdehydrolyse erst die praktische Verwendbarkeit der bislang unerschwinglichen Metalle Chrom und Aluminium ermöglichte und, neuerdings, die Entdeckung des Radiums die Wertigkeit der früher kaum ausgenutzten Uranerze mit einem Schlage vervielfachte.

Diese Aufzählung ließe sich unschwer noch durch weitere Beispiele vermehren; andererseits wäre sie aber auch unvollständig ohne einen kurzen Hinweis darauf, daß der technische Fortschritt den Bergbau nicht immer nur begünstigt, sondern ihn unter Umständen auch recht schädlich beeinflussen kann.

So z. B. ist die schon erwähnte Thomasschlacke zum Wettbewerber des Naturphosphats geworden. Die verbesserte Ausnutzung gewisser Kraftstoffe, wie Staubfeuerung, Kohlenveredlung oder Rohölhydrierung, und die Erfindung brauchbarer Ersatzmittel für sich verknappende Bergwerkserzeugnisse, wie z. B. Luftsalpeter, Kunstgraphit und Petrolasphalt in und seit dem Kriege sind schließlich nur zu Lasten der Bergwirtschaft gegangen, und die Zukunft birgt vielleicht mit weiterem Fortschreiten der Technik hier noch ungeahnte Möglichkeiten. Es kann z. B. als sicher gelten, daß die sog. Kohlenverflüssigung die Aussichten der Naturöle keineswegs verbessern wird, und noch ernstere Befürchtungen umschließt möglicherweise auch die Zukunftsfrage der praktischen Atomzertrümmerung. Wenn es zutrifft, daß im Falle des Gelingens ihrer technischen Vollendung aus 1 kg Kohle eine Energiemenge gewinnbar wird, „mit der ein 20000-t-Schiff rund um die Welt fahren kann", so würde das offenbar eine weitere starke Verelendung des ganzen Weltkohlengeschäftes zur unausbleiblichen Folge haben, welche hinwiederum mit Vervielfachung der Absatznöte und Arbeitslosenheere schließlich zu einer neuen Weltwirtschaftskrise von ungeahntem Ausmaß führen müßte, nachdem schon die heutige wenigstens zum Teil offenbar der neuerdings vollzogenen technischen Eroberung der Welt zur Last liegt.

In solchen Zusammenhängen bekundet sich bereits die enge Verbindung zwischen Bergbau und Weltwirtschaft. Diese Bindung ist schlechthin selbstverständlich, weil der Bergbau als einer der wichtigsten Rohstofferzeuger zu den Hauptstützpfeilern des ganzen Weltwirtschaftsgebäudes gehört. Sie ist auch zahlenmäßig gut nachweisbar. Wenn man den Geldwert der gesamten Urproduktion, d. h. der Rohguterzeugung, deren Umsatz, Verwertung und Verbrauch die Weltwirtschaft verkörpern, heute mit etwa 140—160 Milliarden Reichsmark veranschlagt, so beteiligt sich daran der Bergbau mit schätzungsweise 35—40 Milliarden oder rund 25%. Schon diese Zahlen kennzeichnen deutlich die hohe weltwirtschaftliche Bedeutung des Bergbaus, die außerdem auch in der graphischen Statistik bildhaft hervortritt. Denn hier folgen die wichtigsten Förderkurven so genau der gleichzeitigen weltwirtschaftlichen Gesamtentwicklung, daß einige von ihnen, wie z. B. die Erzeugung von Kohle und Eisen, geradezu als Richtwege der Weltwirtschaftskurve gelten können. Und wiederum sind es auch bei der allgemeinen Weltwirtschaft deren klare Spitzenleistun-

gen, die Hochkonjunkturen und Wirtschaftskrisen, welche die Schicksalsgemeinschaft mit Bergbau und Bergwirtschaft am besten widerspiegeln, weil sie gerade auf den bergbaulichen Förderkurven als deutlich ausgeprägte Wellenberge und Wellentäler besonders plastisch hervortreten.

Ebenso belangreich wie für die Weltwirtschaft als Ganzes erscheinen Bergbau und Bergwirtschaft auch für einzelne Volkswirtschaften. Denn es gibt nicht wenige Länder, deren staatliches und wirtschaftliches Dasein fast von einem bestimmten Bergbauzweige abhängt. So lebenswichtig, um nur einiges zu nennen, der schon erwähnte Chilesalpeter für Chile erscheint, so wichtig ist etwa auch die Platingewinnung für Kolumbien und die Goldproduktion für Südafrika, der Eisenerzbergbau für Lothringen-Luxemburg, der Graphit für Ceylon und die Kohle für England und Deutschland. Namentlich dies letzte hat erst die jüngste Vergangenheit bestätigt.

Es darf heute als ausgemacht gelten, daß dem Deutschen Reiche hauptsächlich die Kohle seinen beispiellosen Aufstieg vor, sein Durchhalten in und seine allmähliche Wiedererhebung nach dem Weltkriege ermöglicht hat[1]). Und ebenso kann auch als ausgemacht gelten, daß für England der Kohlenbergbau und namentlich die meisterhaft als politisches Kampfmittel gehandhabte Kohlenausfuhr wichtige Hauptstützen der hohen britischen Weltgeltung sind.

Der Hinweis auf die Verwendung der englischen Kohle als politische Waffe, die übrigens nicht vereinzelt dasteht, denn in gleicher Weise sind auch schon andere Mineralschätze, wie z. B. das russische Platin und namentlich die verschiedenen großen Erdölvorkommen wiederholt ausgespielt worden, eröffnet bereits einen guten Ausblick auf die Beziehungen zwischen Bergwirtschaft und Weltpolitik. Diese treten zwar meist nicht so klar zutage, wie die anderen bergwirtschaftlichen Verflechtungen, sind aber darum nicht weniger belangreich. Und auch sie sind am leichtesten nachweisbar bei den Spitzenleistungen, welche die Politik als „Fortsetzung mit anderen Mitteln" vollbringt, wenn die zünftige Staatskunst versagt, d. h. bei Kriegen oder kriegsähnlichen Streitfällen. Gerade die neueren Kriege erscheinen im Lichte geopolitischer Betrachtung fast durchweg mit bergwirtschaftlichem Hintergrunde. Hier ist z. B. der Streit um Elsaß-Lothringen und Oberschlesien keine Nationalitätenfrage mehr, sondern lediglich ein Kampf um das reichste Eisenerzgebiet und das zweitreichste Kohlenrevier Europas; die Ruhrbesetzung galt vornehmlich dem Ruhrkoks, der über die politischen Grenzen zur Minette strebt. Der Kleinkrieg im bolivianischen Chako erscheint als Ringen um erdölhöffliches Neuland, und

1) Diese Feststellung erscheint gerade im Augenblick zeitgemäß, wo sich die Ruhrbesetzung zum zehnten Male jährt und es noch frisch erinnerlich ist, wie damals dieser Verlust des besten deutschen Kohlenreviers binnen kurzem die bislang trotz allem noch leidlich widerstandsfähige Markwährung bis zur völligen Auszehrung unterhöhlte und Deutschlands ganze Volkswirtschaft an den Rand eines bodenlosen Abgrundes brachte.

der Großkampf um die Mandschurei geht um aussichtsreiche und seit Jahrzehnten umkämpfte Kohlen- und Eisenerzvorkommen.

Besonders nach dem Weltkrieg haben bergwirtschaftliche Bedingtheiten die große Politik viel zwingender beherrscht, als dem Besten der Völker dienlich war. Unrichtige und kurzsichtige Behandlung bergwirtschaftlicher Lebensfragen im „Friedensvertrag" von Versailles tragen die Hauptschuld, daß der Weltbrand des großen Krieges bis heute nur gedämpft, aber noch nicht abgelöscht werden konnte, so daß er gewissermaßen unterirdisch weiter schwelt, um von Zeit zu Zeit immer wieder an den verschiedensten Stellen zu heller Flamme neu hervorzubrechen. Es ist deshalb nur folgerichtig und gewiß kein Zufall, daß die Stellen dieses Aufflackerns, sei es die Ruhr oder Oberschlesien, Mexiko, Mesopotamien oder Persien, der Chako oder der neue Mandschukostaat, durchweg wichtige Bergwirtschaftsgebiete sind. Denn es handelt sich bei ihnen um lauter Landstriche mit noch unerschlossenen Vorräten von Kohle und Erdöl als der Bodenschätze, deren Gewinnung am Ende der technischen Kultur steht.

Hier bekundet sich mithin abermals ein deutlich geopolitischer Hintergrund der Bergwirtschaft, und gerade die Entwicklung seit Versailles berechtigt wohl dazu, die genannten Gebiete auch noch für die Zukunft als bedenkliche Reibungsflächen anzusprechen, an deren einer sich möglicherweise über kurz oder lang ein nächster Weltbrand entzünden kann[1]).

Aber die Erörterung der Verflechtung zwischen Bergwirtschaft und Weltpolitik braucht keineswegs nur in den düsteren Ausblick auf einen neuen Krieg einzumünden. Denn auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß gerade die gemeinschaftliche Bearbeitung weltumspannender Bergwirtschaftsfragen seit dem letzten Krieg recht viel zur geistigen Wiederannäherung der Völker und damit zur allgemeinen Wiederbefriedung der Welt beigetragen hat. Als Beispiel dafür sei nicht gerade der Aufgabenkreis des Genfer Völkerbundes angeführt, weil dessen bergwirtschaftlichen Arbeiten bislang nur wenig praktischer Erfolg beschieden gewesen ist, wohl aber die Tätigkeit der Internationalen Geologenkongresse mit ihren dankenswerten Mineralbestandsaufnahmen, ferner die Weltkraftkonferenz, die Weltmontanstatistik u. ä. m.

Abschließend bliebe noch anzumerken, daß die Bergwirtschaft nicht nur auf dem Umweg über Technik, Wirtschaft und Politik, sondern stellenweise auch ganz unmittelbar aus der reinen Geisteswelt beeinflußt und beherrscht wird. Es ist z. B. längst bekannt, daß der Weltedelsteinhandel seine Hauptstützen in „der Eitelkeit der Frauen und in der Dummheit der Männer", also auf rein geistigem Gebiete hat[2]); und die neuesten Wirrungen in der Geldwirtschaft der Welt haben abermals bewie-

1) Vgl. Meisner, M., Erdöl und Kohle in der Weltpolitik. Berlin 1922. 2) Vgl. Meisner, M., Edelmetalle und Edelsteine am Irrwege der Weltwirtschaft. Berlin 1931.

sen, daß der Hauptwert des Goldes nur in der menschlichen Einbildungskraft, also rein psychologisch begründet ist[1]).

Der vorstehend dargelegte innige Zusammenhang zwischen Bergwirtschaft und Geisteswelt könnte eigenartig erscheinen, weil die Bergwirtschaft, wie eingangs betont, vorwiegend stofflicher Natur ist. Trotzdem aber ist er im Grunde keineswegs befremdlich, weil eine enge Verbundenheit zwischen Stofflichkeit und Geistigkeit wie etwas Naturgebotenes überhaupt die gesamte Erscheinungswelt beherrscht. Denn sie offenbart sich schon gefühlsmäßig im allgemeinen Menschenleben, wo das wirkliche Verhältnis jedes Einzelnen zur Umwelt nur von seiner geistigen Einstellung zu den Dingen abhängt. Darüber hinaus aber ist sie auch wissenschaftlich nachweisbar mittels der neueren Erkenntnisse der naturwissenschaftlichen Forschung, in deren Licht bekanntlich alles stoffliche und geistige Geschehen als wesenseins, weil letztlich dem gleichen Urgrunde entwachsen erscheint. Denn der moderne Naturforscher sieht heute beides als Frucht der gesetzmäßigen Bewegung im unendlich kleinen. Er hat die großen Naturkräfte, wie Schall, Licht, Wärme, Farbe und Elektrizität längst als Luft- oder Ätherwellen erkannt und ausgedeutet; er sieht sogar den Stoff schlechthin, d. h. die Eigenart der Grundstoffe, wesensbedingt durch den Elektronentanz im inneren Atomgefüge; und er vermutet auch als Wurzel jeder Geistesregung und Gedankenbildung nichts anderes als einen — vielleicht auch elektrophysikalisch beschwingten — Zellkernreigen in der grauen Hirnrinde, dem Denkwerkzeug aller vernunftbegabten Wesen. —

Bewegung ist alles. Dies ist gewissermaßen zeitloses Naturgesetz, und als solches offenbar seit Jahrtausenden von der Menschheit intuitiv erfühlt und durch berufene Vertreter ihrer Geistigkeit im Wechsel der Zeiten schon mehrfach ausgesprochen worden. Denn man darf Heraklits klassisches *πάντα ρεῖ* aus Hellas' grauem Altertum hier wohl im gleichen Sinne werten wie aus Deutschlands geopolitischer Reifezeit siebentausend Jahre später das feinsinnige Künstlerwort: „Im Anfang war der Rhythmus!"

Wilhelm Heilig:
Ein englisches Stadt- und Landbaugesetz

In England trat im Jahre 1925 ein Gesetz in Kraft, das eine Regelung des Ausbaues der Städte zum Ziele hatte. Das Gesetz trug die Bezeichnung „Town Planning Act" (Städtebaugesetz). Mit Wirkung vom 1. April d. J. ist dieses Gesetz außer Kraft gesetzt. An seine Stelle tritt „Town and Country Planning Act" (Stadt- und Landbaugesetz). Was veranlaßte England zu der Maßnahme, ein erst vor acht Jahren geschaffenes Gesetz durch ein neues zu ersetzen? Die Frage läßt sich auf

1) Vgl. Meisner, M., Der Januskopf des Goldes. Berlin 1928.

einfache Weise beantworten. England sieht sich — wie Deutschland — vor der Tatsache, daß der Ausbau seiner Städte in der bisher geübten Art zum Stillstand gekommen ist. Es sieht sich — wie Deutschland — vor der Aufgabe, den Um- und Ausbau seiner stadtwirtschaftlichen Anlagen und die überall einsetzende Stadt-Land-Bewegung planvoll durchzuführen. England hat in genau demselben Maße unter den Auswirkungen der Streusiedlung zu leiden, wie dies in Deutschland der Fall ist. Unter Streusiedlung ist in diesem Zusammenhang nicht etwa die im Münsterland heimische, bäuerliche Siedlungsart zu verstehen, die dort von altersher üblich und ein echt germanisches Erbstück ist. Hier handelt es sich um Stadtfluchterscheinungen, um den plötzlich aus der Not heraus entstandenen Trieb zur Scholle, der alle bestehenden Baugesetze zu überrennen droht und in den Ausstrahlungsgebieten der Großstädte zu üblen Folgen führen muß. Dies ist der tiefere Grund der Unzulänglichkeit des englischen Städtebaugesetzes, und daher erfolgte die Vorlage und Genehmigung eines Stadt- und Landbaugesetzes.

In wortgetreuer Übersetzung lautet dessen Einleitungsbestimmung: „Ein Gesetz, den Entwurf von Plänen zu genehmigen für Geländeerschließung auf städtischem oder ländlichem Gebiete und in diesem Zusammenhang das Städtebaugesetz aufzuheben und mit Berichtigungen von neuem zu verordnen. Das Gesetz soll außerdem für den Schutz ländlicher Schönheiten, für die Erhaltung von Gebäuden und anderen schönen oder interessanten Objekten Sorge tragen, die Erwerbung von Land für Gartenstädte erleichtern und sonstige Verfügungen im Zusammenhang mit den vorgenannten Angelegenheiten treffen."

Nach den Bestimmungen des Gesetzes können Ortsbehörden oder Grafschaftsräte die Ausarbeitung oder Annahme eines Planes durchführen. Je nach örtlichen Gegebenheiten können sie sich zu einer Planungsgemeinschaft zusammenschließen. Ein solcher Zusammenschluß bedarf der Genehmigung des Gesundheitsministers. Auch seitens der Grundeigentümer können Planungsvorschläge den zuständigen Behörden unterbreitet werden. Wir sehen in solchen Maßnahmen ein Anstreben der gleichen Ziele, die wir in Deutschland durch den allmählichen Ausbau der Landesplanungsstellen verfolgen.

Das besondere Verdienst des englischen Gesetzes ist in einer Regelung der Begriffe der Eigentumsbeschränkung, Enteignung, Zwangserwerbung und Entschädigung, eines Wertzuwachses, gewisser Bauverbote und Baubeschränkungen zu suchen.

Je dichter die Besiedlung eines Landes ist, um so notwendiger erweisen sich im Interesse der Allgemeinheit gewisse Einschränkungen eines unbedingten Verfügungsrechtes des einzelnen über sein Grundeigentum. Rücksichtnahme auf Verkehrsbelange, auf gesundheitlich unbedingt notwendige Maßnahmen, auf eine gewisse Beschränkung öffentlicher Ausgaben für Erschließungszwecke ist Voraussetzung für eine ersprießliche Ent-

wicklung aller Gemeinwesen. Ein Gesetz, das diese Berücksichtigungen einschließt und von Enteignungsmaßnahmen gleichzeitig sparsamsten Gebrauch macht, dürfte am ehesten dazu angetan sein, zur Entwicklung eines gesunden Gemeinsinnes beizutragen.

Man muß gestehen, daß das vorliegende englische Gesetz dem Eigentumsbegriff weitgehende Rücksichtnahme entgegenbringt. Nur im Falle der Weiterentwicklung der Gartenstadtbewegung werden Zwangserwerbungsmaßnahmen besonders ins Auge gefaßt, jedoch unter ausdrücklichem Hinweis auf eine entsprechende Entschädigung der Grundeigentümer, denen ein Einspruchsrecht bis zum höchsten Gerichtshof eingeräumt wird.

Das englische Gesetz, das Schottland in seine Maßnahmen einbezieht, läßt sich keinesfalls auf deutsche Verhältnisse übertragen. Schon der Verwaltungsapparat ist von dem deutschen grundverschieden. Immerhin sind die Regelungen auf dem Gebiete der vorgenannten Eigentumsbeschränkungen für uns von großem Interesse, um so mehr, als die deutschen Verhältnisse eine endgültige Gleichschaltung unseres Baurechtes gebieterisch fordern.

Unsere Ortschaften und Städte leiden an einer Zerrissenheit ihres Ausbaues, die nur durch unsere rasche wirtschaftliche Entwicklung einigermaßen entschuldigt werden kann. Nun sind wir im Begriffe, eine Umstellung unseres Wohnungswesens zu vollziehen, einen Übergang vom Etagenhaus zum Flachbau. Ein Gesetz, das durch Planungs-Beschränkungsmaßnahmen der einsetzenden Bodenspekulation entgegentritt, ist nicht nur erforderlich, sondern in höchstem Maße dringlich, und ein solches Gesetz kann weder seiner Bezeichnung noch seinem Inhalt nach als ausgesprochenes Städtebaugesetz in Frage kommen. Es muß den Charakter eines Reichsmantelgesetzes tragen und unter Ausschaltung aller technischen Vorschriften und Maßnahmen eine reichseinheitliche Regelung grundsätzlicher Art auf all den Gebieten bringen, die bisher als unumschiffbare Klippen angesehen werden mußten und die ich oben bereits nannte.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

„Die Achtundfünfzigste" (Weltkonferenz) — mit dieser höhnischen Überschrift begrüßt die „Moskauer Rundschau" den Beginn der Verhandlungen in London; siebenundfünfzig Weltkonferenzen seit Versailles — und was ist dabei herausgekommen? Der Schluß liegt nahe, daß man auch von der Achtundfünfzigsten nicht viel erwartet. Trotzdem sind die meisten Staaten mit ihrer „ersten Garnitur" zum mindesten aus dem Bereich ihrer Wirtschaftspolitik vertreten; aber darin liegt schon der erste und entscheidende Geburtsfehler der Konferenz: es gibt keine „Wirtschaftspolitik" im alten Stile mehr; die Wirtschaftspolitiker können zwar Empfehlungen geben, aber diese Empfehlungen werden nicht befolgt und können gar nicht befolgt werden, weil sie im Gegensatz zu den politischen Selbstbehauptungswünschen vieler, wenn nicht der meisten Staaten stehen — derselben Staaten, die Wirtschaftspolitiker der älteren Schule noch als Sachverständige reden und raten lassen. So ist es kein Wunder, daß die Londoner Wirtschaftskonferenz noch weniger zielgerichtet, noch führungsloser erscheinen muß als andere Konferenzen der letzten Jahre. Weltumspannender Wirtschaftsaustausch ist immer — und völlig unabhängig von den Besitzformen und von den Formen der privaten oder staatlichen Organisation, in denen er sich abspielt — eine Sache des Gebens und Nehmens, niemals eine Sache des Nehmens oder des Gebens allein. Wo der Wille zum Nehmen aufhört, ist es auch mit der Fähigkeit des Gebens früher oder später zu Ende. Man kann nicht ausführen wollen, wenn man die Einfuhr sperrt; man kann nicht Zinsen verlangen, wenn man dem Schuldner die Ausfuhr sperrt. Es gibt einige wenige, sehr klare Grundtatsachen: gerade die aber werden höchstens theoretisch anerkannt; in der Praxis geschieht das Gegenteil. Beispiele gibt es hundertfach. Mancher Staat ist nur zu gern bereit, die Maschinenausfuhr nach der Sowjetunion zu fördern; russisches Getreide und russisches Holz dafür hereinzulassen — dessen weigert er sich. Die Vereinigten Staaten verlangen von Kuba die Erfüllung aller Verpflichtungen finanzieller Art; auf den kubanischen Zucker — das einzige Produkt, mit dem die Insel wirksam zahlen kann — legt man einen so hohen Einfuhrzoll, daß es für die Kubaner billiger ist, wenn sie ein Drittel ihrer Ernte verfaulen lassen, als wenn sie den Versuch machen, die Zollschranken der Vereinigten Staaten zu überspringen. Der gleiche amerikanische Farmer, der sich freut, wenn er seinen eignen Zucker zu guten Preisen los wird — wenn er dann etwa Geld an seinen kubanischen Hotelaktien verliert, so ist er wenig erbaut. Chile: man verlangt von ihm die Zahlung seiner Verbindlichkeiten, man will gerne dorthin exportieren — aber Kupfer und Salpeter aus Chile finden keinen Abnehmer... Es ist überall das gleiche. Das „freie Gefälle" des Welthandels ist zerstört durch den Weltkrieg,

den Frieden, der kein Frieden war, und die anschließende Entwicklung; die politischen Kräfte, die den wirtschaftlichen den Rang abgelaufen haben, treten nach außen in vielen Staaten nur getarnt auf, das staatliche Außenhandelsmonopol ist einstweilen erst an wenigen Stellen eingeführt; gleichzeitig mit abnehmender Wirtschaftsfreiheit stellt die Technik immer schnellere Verkehrsmittel, eine immer stärkere Überwindung des Raumes (zu friedlichen, wie zu weniger friedlichen Zwecken) zur Verfügung — und dann soll eine Konferenz, deren Teilnehmer von den vielfältigsten Teilinteressen gebunden sind, etwas Entscheidendes vorwärtsbringen! Das kann sie nicht. Solange die herrschenden Staaten der Welt sich weigern, an die großen Fragen der politischen Weltorganisation: der Gleichberechtigung der Besiegten, der Revision der Verträge, der Militärorganisation, der wirtschaftlichen Arbeitsteilung nach großen Gesichtspunkten heranzugehen, solange sehen wir keinen Erfolg irgendwelcher Weltkonferenzen auch nur als Hoffnung. Mit einem taktischen Spiel um Währungsparitäten, um Gold oder Nicht-Gold ist es nicht getan. Grundsätzlich freilich ist die Währungsfrage besonders wichtig, weil jede wirtschaftliche Operation davon abhängt, daß der Maßstab, in dem man rechnet, als gültig vorausgesetzt wird (man überlege sich einmal, wo die Welt technisch stünde, wenn Gewichts-, Längen- und Flächenmaße nicht nur von Land zu Land verschieden wären [was sie ja teilweise noch sind], sondern in ihrem Maßinhalt variabel!). Man schlachtet die Kuh, die man melken will, wenn man die Währung „schleifen" läßt, um vielleicht vorübergehend Exporterleichterungen zu gewinnen. Englands Abgehen vom Pfund war eine Kampfmaßnahme gegen gefährliche Gold- und Währungsspiele der anderen (es ist gut, wenn gerade von deutscher Seite daran erinnert wird, daß der Angriff auf die fremde Währung eines der beliebtesten Mittel französischer Staatskunst gewesen ist; heute will man in Paris davon nichts wissen und tritt als getreuer Schirmherr der stabilen Währungen auf, die auf keine Weise in die Gefahr politischen und wirtschaftlichen Experimentierens gebracht werden dürften); aus der Abwehrmaßnahme von damals ist ein Dauerzustand geworden, an dem schon große Teile der englischen Wirtschaft Gefallen gefunden hatten — bis die Freude durch die japanische und die amerikanische Nachfolge wieder erheblich verringert wurde. Es geht mit den Währungsexperimenten wie mit vielen anderen: der erste, der sie macht, hat für einen kurzen Zeitraum einen gewissen Vorteil; folgen die anderen nach — und sie sind meist dazu gezwungen —, dann gibt es nur mehr einen allgemeinen Schaden, der auch für den ersten den Anfangsvorteil wieder aufhebt. Daß Dollar und Pfund wieder stabilisiert werden müssen — darüber besteht kein Zweifel. Es fragt sich nur, welche Erfahrungen vorher gemacht werden müssen, bis die Stimmung sowohl in England wie in den Vereinigten Staaten dafür reif ist. Am Beispiel der Vereinigten Staaten läßt sich zeigen, daß man Erfahrungen anderer Völker selten nützt: das Wohlgefühl, das sich in den ersten Stadien einer Inflation ergibt, wird nach Dauer und

Wirkung erheblich und betrüblich mißverstanden. Die innere Unsicherheit der Führung ist in Washington groß; sie strahlt in empfindlichster Weise nach London herüber.

So zerflattert die Londoner Konferenz, kaum daß sie begonnen hat; es sieht aus, als ob man wieder einmal nur Einzelergebnisse zu registrieren hätte (die freilich, wie z. B. eine mögliche russisch-englische Verständigung über den jüngsten Streit, nicht unterschätzt werden sollen). Die großen Fragen werden nicht gelöst, sie werden nur vertagt werden — und dann kann das alte Spiel von vorn beginnen. Wie in London, so in Genf. Teilnehmer an der Abrüstungskonferenz zu sein: das ist heute schon ein Lebensberuf. Und selbst für den Fall, daß die Abrüstungskonferenz einmal zu einem formalen Abschluß ihrer Beratungen käme — dann ist im „Viermächtepakt" für eine neue Basis der Verhandlungen gesorgt.

Der Abschluß des Viermächtepakts ist ein bemerkenswertes Ereignis der europäischen Politik. Er kam zustande aus dem Wunsch des Entgegenkommens gegenüber einem (wie sich nachträglich herausstellt) nicht oder nicht genügend vorhandenen amerikanischen Bedürfnis, sich an der europäischen Stabilisierung zu beteiligen — und durch die bekannte Energie des italienischen Ministerpräsidenten. Der Wortlaut des Paktes ist ein diplomatisches Meisterstück insofern, als er sachlich genug sein mußte, um überhaupt etwas auszusagen, und dehnbar genug, um eine sehr verschiedenartige Interpretation zu erlauben. Die Ziele, die man mit dem Viererpakt in Rom und in Paris verbindet, sind einigermaßen entgegengesetzt; es sind die alten einander widerstreitenden Ziele der französischen und der italienischen Politik: Stabilisierung des europäischen Systems der Gegenwart auf der einen Seite, Lockerung und Umgestaltung auf der anderen Seite.

Ein Vertrag, der England, Frankreich, Deutschland und Italien zu besonderer und bevorzugter Beratung aller Probleme der großen europäischen Politik vereint, kann sehr verschieden angewandt werden. Er kann zunächst dazu dienen, die Basis für neue Verhandlungen zu bieten, wenn bestehende Konferenzen am Ende ihres Lateins angelangt sind. Er kann darüber hinaus zu geeigneten Zeitpunkten dem Interesse der einzelnen Mächte dienstbar gemacht werden. Für Italien ist es vorteilhaft, in einem Kreis beraten zu können, in dem Freunde und Gegner der Vertragsrevision der Stimmenzahl nach anders verteilt sind als im Völkerbundsrat und in der Völkerbundsversammlung. Frankreich ist jede neue Garantie der bestehenden Grenzen erwünscht. England ist an jeder Vereinbarung freundlich beteiligt, in der ihm selbst die Rolle des Vermittlers mit einiger Bewegungsfreiheit vorbehalten bleibt. Der Kampf zwischen Frankreich und Italien ging nun hauptsächlich um zwei Punkte: um das Prinzip der Ausschließlichkeit der Großmächte, d. h. praktisch um die Ausschaltung Polens und der Kleinen Entente aus dem Vertragstext; um das größere oder geringere Maß der Bindung des Viermächtepakts an die Friedensverträge, die Völkerbundssatzung, Locarno und Kellogg-Pakt. Die Einigung bedeutet

ein Kompromiß: Frankreich hat sich damit einverstanden erklärt, daß es ohne seine kleinen Verbündeten den neuen Vertrag eingeht (wobei die Kleine Entente und Polen in sehr verschiedener Weise sich verhalten haben: in Prag hat man sich öffentlich mit den von Frankreich geschaffenen Garantien zufrieden erklärt; in Warschau hat man offiziell geschwiegen, inoffiziell um so deutlicher gezeigt, daß man unzufrieden ist). Auf der anderen Seite hat Frankreich eine enge Bindung des Textes vor allem an die berühmten Paragraphen 16 und 19 der Völkerbundssatzung erreicht, die als Schlingen gegenüber allzu energischen Bewegungen revisionsfreudiger Mächte gedacht sind und bisher leider durchaus in dem gewünschten Sinne gewirkt haben. Soviel zum Grundsätzlichen des Viermächtepakts. Seine erste praktische Bedeutung wird darin liegen, daß er die Verhandlungsgrundlage bilden wird, wenn die Abrüstungskonferenz endgültig gescheitert ist.

Neben den internationalen Konferenzen in London und Genf, über die sehr viel berichtet wird, steht eine andere internationale Konferenz, über die sehr viel weniger berichtet worden ist und die doch — ein seltenes Ereignis! — mit einem positiven Ergebnis abgeschlossen hat. Allerdings wurde auch das erst erreicht, nachdem die Mehrzahl der Delegierten bereits auf gepackten Koffern saß. Es ist dies die Europäische Wellenkonferenz in Luzern. Deren Aufgabe war, die Überfüllung des europäischen Luftraumes mit konkurrierenden Radiowellen durch ein friedliches Übereinkommen zu beseitigen. In den Kinderjahren des Rundfunks hatte man ohne viel Überlegung neue Stationen eingerichtet und in den einzelnen Ländern wenig Rücksicht aufeinander genommen. Infolgedessen lagen die Stationen mit ihren Wellen zu dicht aneinander, Störungen waren häufig; man kam schon früh zu der Einsicht, daß eine Einigung über die Verteilung der Wellen international nötig sei. Man hat auch schon früh gewisse Übereinkünfte erzielt. Immer wieder aber kamen Vorstöße, bald hier, bald dort; es begann schon innerhalb Europas ein wahrer Wettkampf der Wellen, die Sender wurden verstärkt und vermehrt, jedes Land suchte seine Nachbarn zu überschreien. Das war schon der Zustand im kleineren Europa; östlich aber grenzt an Europa die Sowjetunion, und diese hatte sich grundsätzlich an keiner europäischen Wellenkonferenz beteiligt; die russischen Sender kümmerten sich nicht um die Wellen des übrigen Europa und funkten rücksichtslos dazwischen. Sie griffen dabei nicht nur in den Wellenbereich des Unterhaltungsfunks hinein, sondern auch in den Teil des Wellenbandes, der aus durchaus berechtigten Gründen der Sicherheit dem Seeverkehr vorbehalten ist. Am Seeverkehr hat Rußland ein verhältnismäßig geringes Interesse — im Gegensatz zu den westeuropäischen Staaten, vor allem England. Die Hauptaufgabe der Luzerner Konferenz also war, die Russen an den Verhandlungstisch zu bringen. Das ist gelungen; die Russen haben sich an dem neuen europäischen Wellenplan beteiligt; Europa im Sinne des Rundfunks reicht also nunmehr bis zum 40. Grad östlicher Länge und zum 30. Grad nördlicher Breite, also bis zur Linie Archangelsk—Moskau—Rostow

im Osten und bis Kairo und zum Sahararand im Süden. Einige kleinere europäische Staaten haben sich freilich von dem allgemeinen europäischen Funkfrieden ausgeschlossen, weil sie mehr als die eine Welle beanspruchten, die ihnen zugewiesen wurde, oder weil sie mit deren Länge und Nachbarschaft nicht zufrieden waren.

Die Einigung im Funkbereich beruht auf der Erkenntnis, daß allerdings die strenge Behauptung der staatlichen Souveränität auf einem Gebiet von derartiger Schnelligkeit der Raumüberwindung, konsequent durchgeführt, zur Zerstörung des Funkwesens führen muß. Wenn jeder Staat das Recht hat, auf jeder Welle zu funken, dann versteht man überhaupt nichts mehr. Deshalb die Notwendigkeit einer Einigung, die nichtsdestoweniger, nachdem sie erfolgt ist, begrüßt werden muß — weil im Leben des einzelnen wie der Völker und Staaten das Nötige keineswegs immer geschieht. Es ist seltsam genug, wenn zur selben Zeit, wo der europäische Wellenplan fertiggestellt wird, die Freiheit des Empfangs beseitigt wird. In der Tschechoslowakei z. B. wird man bestraft, wenn man die Reden reichsdeutscher Persönlichkeiten aus der Luft in den Lautsprecher einfängt. Die deutsche Stimme soll über Böhmen stumm bleiben; die Tschechoslowakei schließt sich damit an die russischen Methoden der Funkbehandlung an. In der Sowjetunion werden aus politischen Gründen Empfangsapparate für Fernempfang nicht ausgegeben. Der durchschnittliche russische Hörer kann nur die offizielle Sowjetmeinung im Rundfunk hören. Er darf nichts wissen, was sonst gesendet wird. Das hindert den Sowjetstaat nicht, von der Rundfunkfreiheit der übrigen Welt intensiven Gebrauch dadurch zu machen, daß in den verschiedensten Sprachen revolutionäre Propaganda über die Welt verbreitet wird. Darin liegt ein ernsthaftes Problem. Rundfunkwellen sind nicht an staatliche Grenzen gebunden, sie können im höchsten Maße sowohl dem Völkerfrieden wie dem Völkerunfrieden dienstbar gemacht werden. So unangenehm der Rundfunk sein kann, wenn er einer politischen Macht von außen her als Träger einer fremden Propaganda entgegentritt, so angenehm ist er, wenn er aktiv als Mittel der Propaganda gebraucht werden kann. Bei dem gegenwärtigen Zustand der technischen Entwicklung, die schwerlich zurückgeschraubt werden kann auf den Punkt, wo nur der Ortssender empfangen werden konnte, werden sich alle Staaten der Welt bewußt sein müssen, daß die politische Nutzung des Rundfunks in der Außenpropaganda eine passive und eine aktive Seite hat, welche sorgsam aufeinander abgestimmt werden müssen. Ähnliches gilt, freilich längst nicht so kraß, von der Presse. Versucht man (wie es in jüngster Zeit zum Beispiel von Seiten der Tschechoslowakei gegenüber dem Deutschen Reich geschehen ist) eine Grenzwand gegen die gesamte öffentliche Meinung anderer Länder zu errichten, so führt das zur Selbstisolierung und dadurch früher oder später zu dem Schaden, der dann erwächst, wenn ein Volk seine Nachbarn auch in dem begrenzten Umfange nicht mehr kennt und versteht, in dem solches Kennen auch zwischen benachbarten, ja sogar zwischen stammverwandten Völkern (wie etwa Engländern und Amerikanern) möglich ist.

Nach diesen allgemeinen und grundsätzlichen Betrachtungen über ein für die Dauergestaltung des geopolitischen Weltbildes in Europa sehr wesentliches Thema noch einige Einzeltatsachen aus dem Bereich der atlantischen Welt. Aus dem Sowjetbereich genaue Zahlen zu bekommen, ist schwierig nicht nur für den Ausländer. Wenn in so hohem Maß wie in der Sowjetunion — in noch höherem Maß, als es jede, auch die objektivste Statistik erfordert — Ziffern frisiert werden, dann kommt es leicht vor, daß in einem bürokratischen Aufbau auch solche Ämter, die unfrisierte Zahlen haben müßten, nicht mehr wissen, wie weit sie sich auf statistische Quellen verlassen können. Daher die große Unsicherheit, die über Wirtschaftszahlen der Sowjets besteht, und die Scheu, die jeder gewissenhafte Berichterstatter haben muß, solche Zahlen zu benutzen. Sie sind immer nur teilweise richtig. Aber gewisse Anhaltspunkte geben sie doch. Und so entnehmen wir einem Aufsatz von K. Nixdorff aus der „Moskauer Rundschau" vom 25. Juni folgende Zahlen über die soziale Umschichtung der russischen Bevölkerung im Gefolge des Fünfjahresplanes von 1928 bis 1931. Danach waren aus einer Gesamtbevölkerung von jeweils 150,6 und 160,6 Millionen

	Im Jahre 1928	1931
Arbeiter und Angestellte	11,6	18.5 Millionen
Kolchosbauern	2,0	59,6
Einzelbauern	110,0	50,0

Die Liquidation des russischen Bauerntums in nüchternen Zahlen! Bemerkenswert sind im übrigen auch die Schichten, die in dieser Zusammenstellung nicht enthalten sind...

Aus dem mitteleuropäischen Bereich sei der Besuch des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös in Berlin erwähnt — verbunden mit einer unzweideutigen Absage an den ungarischen Legitimismus ein erfreulicher Beweis dafür, daß französische und italienische Ausrichtung den Donauraum nicht völlig unterworfen haben. Gömbös' Besuch kam nicht aus heiterem Himmel nach Berlin. Er war ein Ergebnis außenpolitischer Arbeit, die vielleicht gerade deswegen erfolgreich war, weil sie still war.

In Spanien hat eine fünftägige Regierungskrise zur Neubildung der Regierung Azaña geführt. Der Versuch des Präsidenten, das Steuer langsam nach rechts zu drehen, ist damit mißlungen. Die Entkirchlichung des spanischen Lebens schreitet mit schnellen Schritten vorwärts; es muß sich zeigen, ob Staat und Kirche aus den Vorgängen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte in anderen romanischen Ländern etwas gelernt haben. Die spanische Entwicklung kommt ein Menschenalter nach der französischen und berührt sich mit dem Kirchenkampf in Mexiko, wie er anderen gleichartigen Kämpfen in lateinamerikanischen Staaten vorausgeht.

An südamerikanischen Einzeltatsachen seien kurz gestreift: eine sich langsam anbahnende Besserung des chilenischen Wirtschaftslebens, verbunden mit einer politischen Beruhigung; die vorläufige Einstellung des Konflikts zwischen Kolumbien

und Peru im oberen Amazonasgebiet; steigende innerpolitische Spannung in Kuba, wo revolutionäre Explosionen ebenso denkbar sind wie der dann folgende „Zwang" für die Vereinigten Staaten, nordamerikanisches Leben und Eigentum zu schützen; die Errichtung einer japanisch-brasilianischen Handelskammer in São Paulo, welche die Stärkung des wirtschaftlichen Austausches zwischen Brasilien und Japan zum Ziele hat und je nach dem Standpunkt als Zeugnis kühnen Unternehmungsgeistes oder als Warnungssignal für andere Mächte gewertet wird; endlich eine Annäherung zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko in wirtschaftlichen Fragen, die ausgeht von dem gemeinsamen Interesse an der Stabilität des Silberkurses. In den Vereinigten Staaten selbst zeichnet sich ein hohes Maß von innerer Unsicherheit der gesamten Staatsführung ab. Die sozialen Krisenerscheinungen, vor allem in den Farmerstaaten, haben stellenweise recht bedrohlichen Charakter angenommen; die Autorität der politischen wie der wirtschaftlichen Führung (Untersuchung gegen Morgan!) ist stark erschüttert. Isolierende Kräfte haben stark an Boden gewonnen. Die Rückwirkung zeigt sich in der Gespaltenheit der amerikanischen Delegation auf der Londoner Konferenz. Sie eröffnet die schlechtesten Aussichten für deren Zukunft.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Der chinesisch-japanische Waffenstillstand — ein Kraftausgleich beider Mächte im Raum zwischen der chinesischen Mauer und den Bahnen von Tientsin über Kalgan in ihrem mandschurischen Streit — ist eine ungeheure Niederlage aller übervölkischen Einrichtungen zum angeblichen Schutze des Friedens und der Schwachen und Wehrlosen. Er ist zugleich ein Beweis der Überlegenheit faschistischer Lebensformen über loser gebündelte Räume, Reiche und Völker — mögen sie nun Jung-China oder SSSR. (Sowjetbünde) oder USA. oder British Empire oder Commonwealth über ihre Firma schreiben. Er ist alles eher als ermutigend für solche Menschen — besten Willens voll —, die ihren Glauben auf eine baldige Überwindung der Gewalt durch die Macht des Rechtes gesetzt haben; es sei denn, daß hinter dessen Buchstaben, auch den ungerechten, die nötige Macht stehe.

Trotz der Niederlage, die zugleich das bisherige jungchinesische Staatssystem und seine internationalen Verankerungsversuche bloßstellt — namentlich von Eugen Chen über Indien, USA. (Th. Peoples Tribune, Shanghai, V. 33) und panasiatische Vorschläge neu zu beleben versucht —, klafft die grundsätzliche Spaltung in der Staatskulturauffassung zwischen Internationalismus und Nationalismus als primäre Grundlage vielleicht nirgends schärfer, als augenblicklich zwischen China und Japan. Dabei können freilich von der chinesischen Volksmasse mit ihren 480 Millionen, die etwa 37 der Mandschurei mit Jehol bereits als abgezweigt an-

gesehen werden, so daß rund 130 gegen 440 stehen. Auch die kontinentalen Riesenräume des sogenannten wilden Westens Chinas (Sinkiang-Aufstand) sind in bedenklicher Bewegung, die auf Losreißung und Hineintriften in den Sowjetbereich hinauslaufen könnte, wie bei der Außenmongolei. (Peoplis Tribune, 16. 5. 33.)

Diese Abzweigung geht von einem Reich mit etwa 92 Millionen unmittelbarer Zugehörigkeit aus, von denen nur 65 als Träger des Reichswillens — und diese weitgehend bevormundet — angesehen werden können.

Daß einer achtfachen Überlegenheit das Gesetz von einer solchen Minderzahl überhaupt auferlegt werden konnte, beweist, daß die Minderheit den Zeitpunkt des Vorgehens ausgezeichnet wählte, aber doch vor allem, daß die Mehrheit nur etwa ein Achtel des politischen Auftriebs und Machtwillens ihrer Gegner besaß.

Letzte geopolitische Gründe dieses Willensunterschiedes werden uns klar, wenn wir etwa die Rede des bedeutenden chinesischen Finanzministers Dr. T. V. Sung (Schwager von Chiang-Kai-Check, wirtschaftliche Seele der Kuo-Min-Tang-Regierung von Nanking) vor der Weltwirtschaftskonferenz prüfend mit ähnlichen japanischen Äußerungen zur gleichen Frage vergleichen („Times", 16. 3. 33, S. 9) und des in Berlin wohlbekannten Generals J. Matsui Aufsatz (a. d. „Gaiko Jiho", engl. i. „Transpacific v. 11. 5. 1933, S. 6).

Wir halten damit geopolitische Auffassungen leitender, ihrer Verantwortung bewußter Staatsmänner beider führenden Völker Ostasiens, etwa aus der gleichen Zeit über dasselbe Thema. Wie grundlegend ist aber der Unterschied! Sung betont den Gegensatz des Mangels, der Unterentwicklung und fehlenden Kaufkraft in China zu Überproduktion, Fülle und Marktübersättigung in andern Ländern und leitet daraus seine unerschütterliche Überzeugung von der Verwerflichkeit aller Isolierung her, die wir doch in Wirklichkeit weltüber am Werk sehen. Dann vergleicht er die Raumgliederung und Verkehrserschließung der ungefähr gleich raumweiten USA. mit der chinesischen: 275 000 miles Eisenbahn gegen 7000; 300 000 miles Motorstraßen gegen 20 000; 2600 Goldmark Handelswert auf den Kopf gegen 7 und ähnliche Kontraste, die nach seiner Meinung zur Entwicklung Chinas durch fremdes Kapital und zur Investierung einladen sollten — nur daß es eben am Sicherheitsfaktor fehlt. Dann führt Sung mit Recht und Stolz die Leistung der Wiederherstellung der Yangtsedämme ins Treffen, die 1931 der Hochflut Einlaß auf den Grundbesitz von 43 Millionen Menschen gewährten und bereits 1932 wieder in einer Ausdehnung von rund 8000 Kilometer stark genug waren, um eine Rekordernte in derselben strombefruchteten Landschaft völlig zu schützen. (Neue Flutgefahr wird für 1933 befürchtet.)

Vom Ruf „Asien für die Asiaten" aber sagt er ablehnend: „Die Monroelehre für Asien und ähnliche Schlagworte sind befremdlich für unsere Auffassung von internationalem Geschäftsverkehr, und wir haben nicht die Absicht, ihnen zu folgen." „Wir verwerfen nationale oder regionale Isolierung." „Wir hoffen, die Ver-

brauchskraft und die Lebenshaltung, die Wirtschaftsentwicklung und die Ausbeutung unsrer Rohstoffe durch Methoden zu fördern, die internationales Zusammenwirken (cooperation) steigern und davon Gewinn zu ziehen. Wir heißen fremdes Kapital und fremde Geschicklichkeit willkommen. Wir bestreben uns, eine Zoll- und Steuerpolitik aufrechtzuerhalten, die das Eindringen fremder Güter nicht erschwert." Die Praxis freilich handelt vielfach anders; besonders begreiflich ist am Schluß der Rede des chinesischen Finanzministers der Aufschrei: „Wir müßten wahrlich ohne jedes Wirklichkeitsgefühl sein, wenn wir uns einbilden sollten, irgendein hier erreichbarer Erfolg könne dauern, wenn wir nicht auch eine befriedigende Lösung für das Problem der Abrüstung, Entwaffnung und Sicherheit fänden."

Wie ganz anders las man es bei General Matsui:

„Der Mandschureistreit hat sich vor allem als Werkzeug zur Bloßstellung der Grundfehler des Völkerbundes erwiesen." — „Alle die Pakte sind das Erzeugnis einer europäischen Geisteshaltung (mentality), nur gemacht für die Rassenpsychologie der europäischen Völker (aller??); es war unmöglich und unvernünftig, zu erwarten, daß sie sich auf rassenfremde Völker und Kulturen in anderer sozialer Umwelt und Seelenstimmung würden anwenden lassen." „Asiaten müssen in ihren eigenen Kulturgewändern bleiben."

„Der Grundzug der Weltpolitik geht auf die Schaffung von Großblöcken aus mehreren Ländern mit jeder Möglichkeit des Wettbewerbs zwischen den Großblöcken, Großräumen. Großbritannien bildet nur einen der sichtbarsten, ein volles Siebentel der 56 Völkerbundstimmen umfassend, einen Völkerbund innerhalb des Völkerbundes. Frankreich hat eine Gefolgschaft aus Polen und Kleiner Entente mit Tschechoslowakei, Südslawien und Rumänien, und kann auf diese Weise den Völkerbund unter Druck setzen. Ebenso sind USA. als kontrollierende Macht ganz Amerikas und die Sowjetbünde politische und wirtschaftliche Einheiten. In Asien nun bilden Japan und China solche Einheiten, aber das Unglück ist, daß sie nicht zusammen arbeiten, im Völkerbund nie im Einklang gehandelt haben; und daher kommt das Unheil der Verschleppung ihres Streites vor dieses Forum."

„Das Problem aber hätte zur Lösung durch die beiden streitenden Teile unter sich gedrängt und zur Bildung eines ostasiatischen Blocks nach seiner Entscheidung, statt zur Entfremdung der beiden asiatischen Großvölker." „Asien muß seine Probleme allein lösen; das ist ein unerschütterliches Faktum!" (Wie ganz anders betrachtet es Japan, als China vorher!) — Dann kommt bei Matsui eine wahre Fundgrube fernöstlicher geopolitischer Leitsätze, die wir unmöglich erschöpfen können. Nur noch ein paar Proben: „Es gibt nur zwei Wege, Asien für die Asiaten zu sichern: einen durch pflegliche Steigerung des Gegensatzes zu Europa und Amerika, um Asien in diesem Zeichen zu verfestigen, und den andern: den Weltfrieden durch enge Zusammenarbeit mit Europa und Amerika zu versteifen."

„Nun kann aber ein Verband schwacher Nationen, so viele ihrer sein mögen, niemals hoffen, einen ernsthaften Kampf gegen eine große, starke Volkheit zu bestehen." (Quintessenz der japanischen Erfahrung von 1931 bis 1933.) „Jeder solche Versuch würde zu schwere Lasten auf Japans Schultern legen." „Man kann ja auf diese Sorte Asiatenbund hoffen, aber noch ist dafür nicht die Zeit." — „Sowjetrußland hat zu einer ähnlichen Sorte Verband aufgerufen; mit seinem Schlagwort der Emanzipation der Rassen Asiens; aber das ist nur ein Mittel zur Überwältigung der kapitalistischen Staaten durch Bolschewisierung Asiens. Die Einheit Asiens muß ganz anderer Art sein und durch Kooperation mit andern Großblöcken in andern Weltteilen wirksam werden." Man sieht: die kleineren staatlichen Bruchstücke, die „Fragments", zählen für solche Betrachtung schon überhaupt nicht mehr! Nur „eine von Frankreich geführte zentraleuropäische Gruppe" läßt Matsui gelten, ganz unsentimental, wie er ist!

„Der chinesisch-japanische Streit ist ein Gipfel schmachvoller Selbstvergessenheit der Asiaten." — „Selbstverständlich müßten in einen solchen Asienbund nicht nur die unabhängigen asiatischen Räume einbezogen werden." (Indien! — beiderseits, von Eugen Chen für China, von vielen Japanern für Japan umworben, in schneller Erfüllung der Vorhersagen von Dr. Das in „Indien in der Weltpolitik", vgl. „Geopolitik", Heft 12/32, S. 763/64.

Schließlich münden Matsuis Vorschläge in ein großzügiges Kooperationsprogramm zwischen China und Japan, freilich unter japanischer Führung.

Wir haben dieser Auseinandersetzung des japanischen Faschismus über seine Vorstellung von der Form künftigen Zusammenarbeitens mit der Welt, und der bald kosmopolitisch, bald nationalistisch schillernden Nachfolger Sun Yat Sens mit ihr deshalb soviel Raum gegeben, weil sie uns kennzeichnend für zwei große Grundrichtungen geopolitischer Weiterentwicklung überhaupt scheinen — mindestens im indopazifischen Kraftfeld:

Die eine geht von höchstmöglicher Durchgestaltung eigenwertiger, selbständiger, kräftiger Teilräume und Volkheiten aus, die erst dann, wenn sie das Höchste an Eigenwuchs, auch im Raume, erreicht haben, mit ihrem Originalbeitrag zum Ganzen streben wollen.

Die andre faßt als Hauptziel die Herstellung eines Völker- und Länderbreis mit verwischbaren und verwischten Grenzen ins Auge, der dann wieder in willkürlich geballten Teilräumen und Rassen- wie Volksgemischen zum erneuten Aufgehen gebracht werden soll. Die Mittel dafür bewegen sich in den verschiedensten Breiten: von hochkapitalistischen und rein manchesterlichen bis zu marxistischen, menschewikischen und bolschewikischen; nur scheinen uns die vorgeschlagenen Backpulverrezepte, meist rein materialistischer Art, vielfach mehr aufgewärmtes Altpapier als lebenskräftige Keime zu enthalten.

Dem ersten Weg hat sich im indopazifischen Bereich entschlossen Japan verschrieben; den zweiten verkündet die Kuo-Min-Tang-Regierung, wenn auch vielleicht mit dem Hintergedanken: wenn wir euch erst auf dem Majoritätsprinzip haben, sorgen wir schon für das Gewicht unsrer 500 Millionen; wenn wir das fremde Kapital erst herein haben, mag es sehen, wie es wieder hinauskommt, wofür ja Beispiele genug vorliegen; und wenn wir den Fremden ihren „Skill" abgesehen haben, werden sie schnell wieder draußen liegen, wofür es auch naheliegende Muster gibt, die ja auch Indien schon ins Auge faßt.

Warnen könnte die Fremden vor allzu großer Vertrauensseligkeit — von der die Welt ohnehin heute nicht voll ist — das furchtbare Bild innerer Zerfahrenheit in China, das z. B. „Far Eastern Review" aufrollt und kartographisch belegt („Red scourge in China", Bd. XXIX, Nr. 4, S. 145—147).

Einige bisher unbestrittene Zahlen aus dem Nankinger Bericht General Ho Ying-chins: Vom Juni 1928 bis Mai 1931 sind über 260000 Andersdenkende von den Kommunisten umgebracht, 220000 Häuser verbrannt und für 940 Millionen Goldmark Werte vernichtet worden, 1,5 Millionen Menschen aus ihrem Besitz geflohen. In Honan, wo angeblich die Ordnung eine Weile durch Chiang-Kai-Checks Feldzug wiederhergestellt war, wird die Zahl der toten oder landflüchtigen Opfer des Kommunismus auf 3 Millionen geschätzt.

Die Zentralkräfte der kommunistischen Organisation werden beiderseits des Yangtse auf nicht mehr als 140000 Köpfe, aber wirkliche Köpfe, angeschlagen, denen Fliegende Kolonnen und Rotgarden unterstehen, die Führer meist noch von Russen (Galen) herangebildet. Auf Grund aller seiner Informationen zeichnet O. M. Green eine Chinakarte, deren rote Schatten über vier Fünftel von Kiangsi, zwei Drittel von Hunan, Hupe, Fukien, ein Drittel von Kwangsi (West), von Kwangtung (Nord) umfassen und nach Szechuan, Kweichow, Anhwei und Honan reichen, Herde auch in Kiangsu und Chekiang nachweisen. Er bestätigt die schon einmal von uns gebrachten Angaben, daß es sich um Lähmung oder Neugestaltung von fast 1 Million Quadratkilometer, z. T. besten Bodens, und 90 Millionen Menschen handelt, also Umfang und Volkszahlen von mitteleuropäischen Ausmaßen.

Neben diesem soziopolitischen Ringen um Raum geht das ethnopolitische stiller, aber noch unaufhaltsamer rund um den Pazifik einher. Es wird uns etwa aus den sorgfältig ausgewerteten Zahlen der letzten kanadischen Zählung (VI. 1931) klar. Ein Alarmruf aus Ottawa (Times, 16. VI. 33, S. 13) zeigt dem Briten das Sinken britischen Blutanteils von 57,3% (1901) auf 54,08% (1911) — nach einem Anschwellen auf 55,40% (1921) — (Kriegsauftrieb!) herab zu 51,86% — eine recht knappe Mehrheit. Der französische Blutanteil umfaßte 1931 2928000, der deutsche 474000, dann folgten an fremdstämmigen 225000 Ukrainer, 157000 Juden, 146000 Polen, dann erst 123000 Indianer, mit weitem Abstand 46519 Chinesen und 23342 Japaner, im ganzen 84458 Fernostasiaten. Aber die

Japaner wuchsen im letzten Jahrzehnt um 50 %, der französische Anteil um rund 20 %, der britische um rund 10,5 % — bei einem Stand von 5341000 unter 10377000 (1931). Ein Vitalitätssignal im Nordpazifik!

Zwischenvölkische Bestrebungen machen sich im kleinen Stil auch in Indien bei den zwei augenblicklich akuten Länderfragen geltend: in Alwar und der Neubildung von Orissa, wo es immerhin bei der Abgrenzung gegen Madras um die Zuteilung von 1750000 Menschen geht, wobei die Uryas den Ganyam-Distrikt (im Süden) zugunsten Orissas erweitern wollen, die Andhra-Organisationen Berhampur und sein Küstenland bei Madras belassen möchten. Beide Parteien führen historische, soziale und wirtschaftliche Gründe ins Treffen und brauchen höchst modern Geopolitik als Kampfmittel.

Andrer, noch heiklerer Art ist das wiederholt gezeigte Alwar-Problem, bei dem nun der Herrscher außer Landes weichen mußte, während anglo-indische Funktionäre sein Land „wieder in Ordnung bringen", d. h. einer turbulenten Islamminderheit zum Durchtrotzen gegenüber einer überwiegenden Hindumehrheit verhelfen, was der Radja verhindern wollte. Das dringt als Wahrheitshintergrund selbst durch die Darstellung der „Lesson of Alwar" in d. „Times of India" v. 23. 5. 33. „S. Hoheit hat bei den letzten Wirren langsamer begriffen, wie der Strom des Geschehens lief, als die, welche darüber wachten." Das heißt, er vermochte dem „Wigelwagel" gegenwärtiger Macdonaldscher Indienpolitik nicht elastisch genug zu folgen, was auch sehr wackere, konservative Mitglieder des indischen Beamtenkörpers oft nicht können. Darum wurde er als Sündenbock in die Wüste geschickt. Aber das begegnet oft den Charakterfesten von charakterschwächeren Händen; und wenn es geschieht, ist es immer ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit und von unsicherer Herrschaft (Lost dominion!). Die Rolle der indischen Regierung zwischen den Fürsten und ihren Fürstenstaaten ist oft nicht beneidenswert; die Tatsache aber hier, daß man einem Islamdruck von außen in der gerechten Sache eines kleinen Fürsten nachgab und diesen opferte, statt den Islamhetzern den Herrn zu zeigen. „Eine Sektion Punjabfarmer kam ihren Glaubensgenossen in Alwar bei direkter Aktion gegen die Regierung zu Hilfe." Merkwürdige Freizügigkeit! Mit welchem Recht steckt man dann von England aus seine Nase hinein, wenn Ähnliches innerhalb seelenverwandter volkspolitischer Struktur in Mitteleuropa geschieht?

Nach anglo-indischer Reichslogik müßte man Herrn Dollfuß außer Landes schicken!

„Kehrt erst zu Hause vor der eigenen Tür", könnte man mit Recht, an die Vorgänge in Alwar anknüpfend, reichsbritischen Konservativen und Liberalen sagen, „ehe ihr euer Licht in Mitteleuropa ungebeten leuchten laßt."

Ausgezeichnete Hilfsmittel zur wirtschaftlichen Überschau indopazifischer Gebiete haben in jüngster Zeit geschaffen: Professor Eijiro Honjo-Kyoto mit

einer „Bibliographie zur Japanischen Wirtschaftsgeschichte in europäischen Sprachen von 1796—1931", soweit sie dem hervorragenden Forscher über die letzten 200 Jahre japanischer Wirtschaftsgeschichte bemerkenswert schien (Kyoto, Japan 1933 — in englischer Sprache); eine Übersicht, die jedes Wirtschaftsinstitut haben müßte, die auf der Linie neuerer Arbeiten von Inouyé, Rosinski, Schepers, auch der vorzüglichen fortlaufenden literarischen Beobachtungen und Verzeichnisse von Dr. Hans Praesent liegt (u. a. „Ostasiatische Rundschau").

Weiterhin Prof. Dr. Benoy Kumar Sarkar mit den Aufsätzen: „Economic and Social Developments in Modern India" (Journal of the Bengal Nat. Chamber of Commerce, März 1932); „Economic Planning for Bengal" (Insurance and Fin. Review, Calcutta, März 1933; „The Pursuit of science & scientific Research in Modern Bengal" (India and the World, Nov. u. Dez. 1932). Die Gestaltung der Probleme zeigt, wie ähnlich im Grunde auch im indopazifischen Bereich die Hauptrichtungen der geistigen geopolitischen, staatspolitischen Bewegungen mit vielen der europäischen sind. Hsi Chia, Finanzminister von Manchukuo, beschreibt kurz und gut dessen Finanzen in „Supplement to Intern. Gleanings from Japan" (League of Nat. Assoc. Tokyo, IV, 1933), worin auch ein Aufsatz von Solf über die Ursachen des Fernostkonflikts nachgedruckt ist, der uns zeigt, wie aufmerksam kluge und unparteiische Äußerungen des Westens dort aufgenommen werden.

Ein Grund mehr, sie auf die Goldwaage zu legen, und nicht zu glauben, man überhöre dort die aus der Ferne eingeschlagenen Fenster. Pierre Liautey wußte, warum er seine Mahnung für Frankreich schrieb: L'Extrême-Orient et la société des Nations (Revue de Paris, 15. 5. 33). Sie ist voll gepfefferter Wahrheiten! „Retour à l'Asiatisme imposé" auch durch die Kunst der USA.! Wahrhaftig, wenn Italien, Japan und Deutschland nicht der Reihe nach von selbst auf die ihnen wesensgemäße Form des Faschismus gekommen wären: Sowjets von der einen Seite, Angelsachsen und Westmächte von der andern hätten ihn allen dreien beigebracht.

Georg Wegener zum 70. Geburtstag! (31. Mai 1933)

Verspätet, aber von Herzen wünscht die Geopolitik Georg Wegener ihr „ad multos annos"! Schuld trägt, daß auch Freunde nicht ahnten, der ewig junge, farbensprühende Schilderer seiner Weltreisen, der Flugzeugführer des „Zaubermantels" (F. A. Brockhaus), der Lenker seines „Neuen Fluges" könne je in die Nähe der Bank der Alten kommen. War er doch in seinem Leben, das immer zwischen Krieg und Frieden, weltüber, durch Gefahren fuhr und von ihnen seine Weihe erhielt, auch einer unsrer besten Kriegsberichterstatter, dem wir den „Wall von Eisen und Feuer", die umfassende, von Vaterlandsliebe durchglühte Schilderung der Westfront so wenig vergessen wollen, wie sein koloniales Werk und seine ahnungsvolle Kündigung einer neuen Zeit — Trotz alledem! — aus dem Jahre 1920, seit dem er so Vielen die Seele stärkte, als ein echter Pionier der Geopolitik, aus innerstem, raumbezwingendem Wesen heraus.

K. Haushofer.

Vorbemerkung
zu W. Volz, Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung II

Im folgenden zieht Geheimrat Volz die Folgerungen für den Osten aus dem Überblick über die Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur Deutschlands, den wir im Juniheft veröffentlichten. Der Aufsatz weist auf die Notwendigkeit hin, neben der Siedlung im Osten, deren Ausmaß begrenzt ist, vor allem auf die Lebensmöglichkeit des deutschen Ostbauern zu achten; in diesem Zusammenhang redet er der Stadtbildung und Industrialisierung im deutschen Osten das Wort. Damit wird eine Forderung erhoben, der auch die Geopolitik zustimmt.

Allerdings muß sie auf Grund der Feststellungen über das Wesen der Verstädterung warnen, das Ziel der Ostarbeit in einer von städtisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkten diktierten „Prosperität" zu sehen. Die Notlage des Ostens rührt zum guten Teil aus seiner Einseitigkeitsentwicklung her, aus den großen landwirtschaftlichen Monokulturen. Sie gilt es aufzulösen mit einem Wall weitgehend selbstgenügsamer, also nur teilweise für den Markt arbeitender Bauernsiedler. Damit wird auch der Stadt- und Industrieentwicklung Ziel und Grenze gesetzt. Es darf sich bei ihr nicht um die Ausweitung und Weitertreibung der Monokulturen handeln, die etwa für die Ernährung des übrigen Deutschland mit Getreide oder Schweinen zu sorgen hätten. Ziel muß sein, unsere Ostprovinzen, auch durch Umsiedlung nicht standortgebundener Industrien aus anderen Teilen Deutschlands, weitgehend selbstgenügsam zu machen.

Denn wir wollen eines nicht vergessen: im Gefolge von Stadt und Industriemonokultur marschiert unweigerlich der Geburtenrückgang. Ihn in den Ostgebieten zu stärken, heißt, sie erst recht verlieren. Es gibt aber ein organisch ausgewogenes Zusammenspiel zwischen Stadt und Land. Dieses für unseren Osten mit behutsamer, aber entschlossener Hand zu schaffen, ist die schwere Aufgabe der Staatsführung. Die Schriftleitung.

Wilhelm Volz:

Die deutsche Wirtschaftsstruktur und das Problem der Ostsiedlung II

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit; die Nachkriegsentwicklung hat manches Alte zusammenbrechen lassen, und nicht nur bei uns, auch sonst in der Welt ist vieles in Trümmer gegangen. Unser Ziel aber ist es, neues Leben erblühen zu lassen, den in seinen Fugen krachenden Wirtschaftsbau unseres Vaterlandes neu und fest erstehen zu lassen für eine glücklichere Zukunft. Aber wie?

Da tritt die Planung in ihr Recht. Es heißt, sich Rechenschaft geben — über

das Alte — über die Grundlagen des Alten — über die Richtung der neuen Entwicklung — über ausgenutzte, aber auch unausgenutzte Möglichkeiten —, damit man so die Ansatzpunkte zum Handeln finde.

Die Grundlage des deutschen Wirtschaftslebens ist aus der Natur des Landes heraus die Landwirtschaft — der Bauer. Ein gesunder Bauernstand, der von seiner Arbeit lebt und fest auf seiner Scholle sitzt, muß das Fundament des Reiches sein — so, wie er das Fundament der sicheren geschichtlichen Entwicklung war. Noch besteht die deutsche Landwirtschaft in angestammter Wichtigkeit als wesentlicher Grundpfeiler deutscher Wirtschaft — noch steht der gesamte anbaufähige Boden unter dem Pfluge in allen Teilen des Reiches, und eine gleichmäßige Schicht landwirtschaftlicher Bevölkerung überdeckt alle Stücke unseres Vaterlandes. Aber die Landwirtschaft leidet bittere Not, und am schwersten ist die Not dort, wo der Bauer stark auf sich selbst angewiesen ist und der gewaltige Überschuß der Produktion infolge ungünstiger Verkehrslage unter bösen Absatzschwierigkeiten leidet, wo die hohen Transportkosten eine rentable Verwertung ausschließen — in unserem Osten. Und gerade dort brauchen wir, schon aus Gründen unserer äußeren Sicherheit, einen starken und dichten deutschen Siedlerwall. Aber unser Osten ist dünn besiedelt, und die Bauernschicht unseres Ostens ist dünn, wie nirgend sonstwo in unserm Vaterlande! Also zwei Aufgaben ergeben sich für unsern Osten: Gesundung der Landwirtschaft und Erhöhung der Volksdichte!

Unwillkürlich erhebt sich da die Frage: in welchen Gebieten unseres Vaterlandes ist die Bauernschicht am zahlreichsten? und aus welchen inneren Gründen?

Aus den Tabellen ist leicht zu ersehen: im Südwesten mit 42—44 Landwirten pro Quadratkilometer und der Rheinprovinz mit ihrer 39; außerdem in Oberschlesien mit 43. Das ist aber das Anderthalbfache bis fast Doppelte des Ostens. Neben historischer Entwicklung sind klimatische Gunst, gute Verkehrslage und reichliche Industriebildung, welche mit ihren Menschenmassen guten Absatz der Agrarprodukte sichert, die Ursachen.

Klimatische Gunst läßt sich für unsern Osten nicht schaffen; eher schon ist das Verkehrsproblem planvoller Förderung und Ausgestaltung zugänglich. Sicher aber wird man am Aufbau einer beachtlichen Industrie im Osten bewußt arbeiten müssen. Der Vorteil liegt auf der Hand: Industriebevölkerung als unmittelbare Konsumenten der landwirtschaftlichen Produktion; damit wird zugleich das Verkehrsproblem gemildert. Aber wie Industrie schaffen?

Vergegenwärtigen wir uns das Bild, das die Volkszählung von 1925 uns gibt: Schlesien mit seiner (auf der Tabelle zumeist unter „sonstige Betriebe" aufgeführten) Schwerindustrie und die Niederlausitz hat eine beachtliche Industrie; im übrigen Osten hingegen ist sie überaus gering entwickelt. Ein sehr großer Teil geht auf das Handwerk und kleine Gewerbe ab, das in seinen mannigfachen Branchen für Stadt und Land unentbehrlich ist, so daß für eigentliche Industrie nur ein bescheidener Anteil obiger Zahlen übrigbleibt. Auch

Es waren beschäftigt (in Tausenden von Personen) in:

	Ober-schlesien	Breslau	Liegnitz	Frankfurt a. O.	Grenzmark	Köslin	Königsberg	Gum-binnen	Allenstein	West-preußen
Industrie und Handwerk	210	347	255	240	27	54	83	40	37	33
Handel und Verkehr	78	176	84	83	18	31	67	25	22	16
Steine und Erden, Glas usw.	15	29	40	23	1½	4	4	3	3	2
Eisenwaren	10	17	11	10	2	3	5	3	3	2
Maschinen- usw. -bau	10	24	18	16	1	3	6	2	1	7
Mechanik und Optik	4	10	4	5	½	1	3	1	1	1
Textilindustrie	10	34	42	48	—	1	1	1	—	—
Bekleidungsgewerbe	17	55	25	25	4	8	12	6	5	3
Baugewerbe	30	48	31	32	8	13	21	8	8	3
Nahrungsmittelindustrie	23	42	25	23	5	8	13	6	6	7
Holz- usw. -gewerbe	15	29	23	24	5	8	10	5	8	4
Papierindustrie	7	13	11	5	—	3	4	4	—	—
Lederindustrie	1	4	3	2	—	1	1	½	—	—
Sonstigen Betrieben	68	43	22	27	—	1	4	—	2	4

diese Industrie, meist in kleineren Betrieben, dient wesentlich dem Lokalbedarf, z. B. Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, Reparaturwerkstätten, Ziegeleien usw. Eine Verarbeitung eigener Rohprodukte findet eigentlich nur in der Nahrungsmittelindustrie und dem Holzgewerbe statt; aber auch hier sind es erst Anfänge — vergleicht man die Arbeiterzahlen mit denen Schlesiens, so sieht man, wie bescheiden die Anfänge sind; der Regierungsbezirk Breslau allein hat in diesen Branchen fast ebensoviel Arbeiter wie der gesamte Osten zusammengenommen. Hier ist also für den Osten noch ein weites Feld der Entwicklung.

Aber — dies Bild ist dasjenige von 1925. Es besteht nicht mehr. Schon durch die Tatsache der Grenzzerschneidung ist ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Industrie der Absatzgebiete beraubt und damit zum Erliegen gebracht worden, und schließlich bis auf bescheidene Reste der Agrarkrise und der wirtschaftlichen Not zum Opfer gefallen. Aber auch im übrigen Reich hat ja die Industrie einen katastrophalen Zusammenbruch erlitten. —

Es muß neu aufgebaut werden allenthalben. Da sollte vor allem auch an unsern Osten gedacht werden, und mit der Sanierung der Landwirtschaft sollte im Osten planmäßig und zielbewußt eine starke Industrie aufgebaut werden! — natürlich eine Industrie, wie sie dem Osten auf Grund der natürlichen Ausstattung eignet: Verarbeitung und Veredelung der landwirtschaftlichen Produkte und der Holzreichtümer. Gelingt es, diese an Ort und Stelle zu hochwertigen Erzeugnissen zu verarbeiten, so ist damit auch das schwierige Transportproblem zu einem guten Teile gelöst; die veredelten Waren werden die hohen Transportspesen tragen können.

Und weiter, sind erst einmal die geeigneten industriellen Anlagen da, so wird der Landwirt sich in seinem Betriebe auf die regelmäßige Belieferung derselben einrichten können und einrichten. Haben wir im Osten erst Großschlächtereien, welche die Schweine zu Speck und Schmalz und Schinken usw. verarbeiten — und

der deutsche Bedarf ist groß! —, so werden die Landwirte ihr jetzt unverkäufliches Getreide, ihre Kartoffeln, die jetzt in Mengen unverwendbar verderben, rationell und rentabel an Schweine verfüttern können. Unser Osten ist ja auf Grund seiner natürlichen agrarischen Ausstattung der naturgegebene Schweinelieferant unseres Vaterlandes — der Nordwesten dagegen hatte diese Rolle nur auf Grund seiner Hafennähe und billigen ausländischen Getreides übernommen[1]). Dies Beispiel ließe sich auf vielerlei andere Produkte sinngemäß anwenden.

Gerade die jetzige Zeit, wo allenthalben im Reich ungezählte industrielle Betriebe aller Art zusammengebrochen sind, sollte beim Neuaufbau ausgenutzt werden, um den Osten industriell genügend auszustatten — natürlich nur im Rahmen des dem Osten Eignenden. So muß es sich unschwer erreichen lassen, die Zahl der industriellen Bevölkerung im Osten stark zu heben, vielleicht zu verdoppeln — ein bescheidenes, aber immerhin bedeutsames Ziel! Damit wird auch die übrige Bevölkerung entsprechend ansteigen, die Städte werden wachsen.

Die Stadt hat große wirtschaftliche und kulturelle Aufgaben, und die Bildung gesunder, kräftiger Stadtwesen hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; sie sind die natürlichen Zentren für eine weite Umgebung. Die kleine Landstadt hat ihr natürliches Umland, und wie sie von einer mehr oder weniger großen Zahl umliegender Gemeinden ihr Leben hat, so versorgt sie ihrerseits dieselben mit vielerlei wirtschaftlichem Bedarf und ist allenthalben der Mittelpunkt. Dasselbe gilt in gesteigertem Maße für die mittleren und größeren Städte. Ein gesunder Binnenmarkt, der lebt und leben läßt. Gleiches besteht in vielleicht noch stärkerem Maße auf kulturellem Gebiet[2]). Für das religiöse Bedürfnis ist ja in jeder Landgemeinde gesorgt, und Arzt und Apotheke und Rechtsbeistand bietet auch das kleinste Städtchen; aber schon das gute Buch, die höhere Schule, die größere Zeitung, und gar Theater und Konzert, Museen, Ausstellungen und gute Vorträge wird man nur in größeren Städten finden, ebenso ist es mit wirtschaftlicher, nationaler und sonstiger geistiger und kultureller Anregung. Schon dieser Grund allein ist wichtig genug, die ostdeutsche Stadt zu fördern — sie hat eine große, auch außenpolitische Bedeutung. Fördern wir die Industrie, so fördern wir die Stadt; — fördern wir die Stadt, so fördern wir auch die Kultur.

1) Es scheint sich hier bereits eine Umstellung im angegebenen Sinne anzubahnen. Die jüngste Schweinezählung in Preußen hat ergeben, daß trotz stark geschrumpfter Nachfrage und damit einer Verringerung des Gesamtbestandes doch Brandenburg, Niederschlesien und Oberschlesien ihre Bestände noch aufbauen, während in den Gebieten der nordwestdeutschen Schweinehaltung die Bestände auffallend stark abgenommen haben. Beides zusammen deutet auf eine Abwanderung der Schweinemast nach dem Osten — was nur sehr zu begrüßen wäre. 2) Gerade hier ist unser Osten arg vernachlässigt. Das kommt z. B. schon in der Verteilung der Hochschulstädte zum Ausdruck; während unsere Westgrenze von 16 Hochschulen in doppelter Reihe besetzt ist, stehen im weiten Osten Königsberg und Breslau völlig allein da — hierzu kommt noch Danzig.

Industrie erzeugt Leben. Die erhöhte Menschenzahl kommt unmittelbar der Landwirtschaft zugute, die einen vergrößerten Kreis von Abnehmern ihrer Erzeugnisse, die mit gesichertem Absatz auch verbürgte Rentabilität findet. Und damit wächst die Möglichkeit, auch von kleinerer Fläche den Lebensunterhalt zu haben; dann aber wird die Aufnahmefähigkeit auch für eine erhöhte Anzahl von Landwirten steigen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung wird zahlenmäßig wachsen. Damit ist das zu erstrebende Ziel erreicht — und alle drei Maßnahmen: zur Gesundung der Landwirtschaft, zum Aufbau einer Industrie und zur Förderung der ostdeutschen Städte in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung — arbeiten einander in die Hand, und jede unterstützt die andere in ihrer Auswirkung, zum Besten möglichst inniger Durchdringung. —

Was der „deutsche Siedlerwall" bzw. eine größere Volksdichte im Osten für die deutsche Gesamtheit bedeutet, lehrt eindeutig ein Vergleich mit dem von unseren östlichen Grenzmarken umrahmten Teilstück unseres polnischen Nachbarn.

Geburtenhäufigkeit	Einwohner pro qkm	Einwohner in tausend Köpfen	Fläche in tausend qkm	Provinz. bzw. Reg.-Bezirk	Wojewodschaft	Fläche in tausend qkm	Einwohner in tausend Köpfen	Einwohner pro qkm	Geburtenhäufigkeit
20—25	61	2,296	37	Ostpreußen	Warschau	29	3,710	86	30—35
20—25	48	681	14	Köslin	Pomerellen	16	1,086	66	25—30
20—25	78	951	12	Stettin	Posen	27	2,114	80	25—30
20—25	43	343	8	Grenzmark	Lodz	19	2,633	138	30—35
unter 20	67	1,293	19	Frankfurt	Kielce	26	2,937	114	30—35
20—25	118	3,230	27	Niederschles.	Schlesien	4	1,298	301	25—30
25—30	142	1,379	10	Oberschlesien	Krakau	17	2,297	132	30—35
20—25	79	10,172	127	**Osten**	**W.-Polen**	138	16,075	109	30—35

Also einer Bevölkerung von 10 Millionen bei uns stehen in Polen auf leidlich gleichem Raume 16 Millionen gegenüber — 4 Großstädten (oder wenn man das deutsche Danzig hinzurechnet, ihrer 5) stehen in Polen deren 9 gegenüber. Bei alledem hat Polen auch noch den großen Vorteil der inneren Linie, also der Konzentration, während unser Osten ein langes schmales Band darstellt — und den anderen, je länger, desto stärker sich auswirkenden Vorteil einer erheblich größeren Geburtenzahl, d. h. sehr viel schnellerer Volksvermehrung.

Es wird verständlich, wenn die Polen von Westwanderung sprechen und mit der Oder- oder gar Elbgrenze liebäugeln. Das für unsern Osten geprägte, traurige Wort „Raum ohne Volk" hat leider einen tiefen Sinn! Es hilft uns nur ein deutscher Siedlerwall im Osten — ein dreifältiger Wall: ein Wall deutscher *Menschen*, ein Wall starker *Wirtschaft* und ein Wall blühender deutscher *Kultur*.

Wenn uns das gelingt, diesen dreifältigen Wall zu bauen, so können wir wieder singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" — und es wird hohe Zeit, ans Werk zu gehen. Aber vielleicht ist trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten die heutige Zeit nationaler Erweckung gerade die rechte Zeit für dies lebensnotwendige Werk! —

ALBRECHT HAUSHOFER:
Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Otto Hoetzsch: La Politique extérieure de l'Allemagne de 1871 à 1914. 87 S. Librairie Kundig, Genf 1933. Geh. RM. 4,—.

Die Aufgabe, für einen ausländischen Leserkreis eine Übersicht über die deutsche Außenpolitik von 1871 bis 1914 zu schreiben, ist schwer, Hoetzsch hat sie mustergültig gelöst. Sein Buch enthält eine wertvolle Zusammenfassung eines fast unübersehbaren Materials und ist geschickt auf den Leserkreis abgestimmt, für den es bestimmt ist.

Wolfgang Hartke: Kulturgeographische Wandlungen in Nordostfrankreich seit dem Kriege. Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete. 83 S., 13 Karten. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1932. Geh. RM. 3,—.

Was ist in der Nachkriegszeit aus den Gebieten Nordostfrankreichs geworden, in denen der Krieg das ganze Landschafts- und Siedlungsbild entscheidend geändert hatte? Eine Frage, über die merkwürdigerweise nicht einmal in Frankreich geschrieben worden ist. So füllt die Arbeit von Hartke eine wesentliche Lücke aus. Ausgehend von der „Kriegslandschaft", werden behandelt: die rechtlichen Grundlagen des Wiederaufbaus, die Wiederherstellung der Landwirtschaft, der Neubau von Städten und Straßen, die Industrialisierung und die damit zusammenhängenden, sehr wichtigen Fragen der Bevölkerungszusammensetzung, Binnenwanderung und Ausländerzufuhr. Die Arbeit fußt auf genauer eigener Kenntnis und reichem Material — als Gesamtergebnis ist festzuhalten, daß die „Kriegslandschaft" erstaunlich schnell in eine normale Kulturlandschaft rückverwandelt worden ist —, ein Bild, das jeder bestätigen wird, der das Kampfgebiet in den letzten Jahren selbst durchfahren hat.

Otto Stolz: Die Ausbreitung d. Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. 3. Bd. 2. Teil. 336 S., 11 Tafeln. R. Oldenburg, München und Berlin 1932. Geh. RM. 12,50.

Der zweite Teil des dritten Bandes dieses schon früher in seiner grundsätzlichen Bedeutung gewürdigten Werkes enthält die geschichtlichen Urkunden für das Deutschtum des Südtiroler Kerngebiets um Bozen und Meran für das Hochmittelalter. Die Sprache der Urkunden ist völlig eindeutig. Es ist dankbar zu begrüßen, daß die Publikation in dieser Vollständigkeit möglich gemacht werden konnte.

Friedrich Vortisch: Die Aalandfrage. 214 S., 2 Karten. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1933. Geh. RM. 10,—.

Die Aalandsinseln in der nördlichen Ostsee haben etwas über 100 Jahre lang eine große geopolitische Bedeutung gehabt: von dem Verlust Finnlands an Rußland im Jahre 1809 bis zu dem Abschluß der Aalandskonvention zwischen Schweden und dem wieder selbständigen Finnland im Jahre 1921 ist der Name der Aalandsinseln in jeder politischen Krise des Ostseegebietes aufgetaucht, von 1812 bis zum Weltkrieg. Grund dafür war die beherrschende seestrategische Lage der Inseln in der nördlichen See, welche die Frage ihres Besitzes und ihrer Befestigung zur entscheidenden Herrschaftsfrage in der nördlichen Ostsee machte. Weltkrieg und russische Revolution ließen Rußland diese zentrale Position verlieren. Wer das Erbe antreten würde, war zweifelhaft: denn die Aalandsinseln hatten schwedische Bevölkerung, aber standen im finnischen Staatsverband. Sie blieben nach vielem Hin und Her (in dem die deutsche Finnlandexpedition eine nicht unwesentliche Rolle spielt) bei Finnland. — Die ganze Geschichte der Aalandsfrage behandelt Vortisch mit starker Betonung des Historisch-Rechtlichen — darin freilich erschöpfend. Die volkspolitischen Zusammenhänge werden sichtbar gemacht, die Behandlung der strategischen und geopolitischen Grundlagen — die ja erst die „Aalandsfrage" zu ihrer Bedeutung gebracht haben — ist etwas knapp bemessen. Im ganzen ist die Arbeit als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte und Geopolitik der Ostsee zu begrüßen.

Otto Schiller: Die Krise der sozialistischen Landwirtschaft in der Sowjetunion. Aus „Berichte über Landwirtschaft", Neue Folge, 79. Sonderheft. 82 S. Paul Parey, Berlin 1933. Geh. RM. 6,40.

Der Verfasser ist einer der besten Kenner der russischen Agrarpolitik. Das vorliegende

Werk, das frühere Arbeiten („Die Kollektivierung der russischen Landwirtschaft", „Die landwirtschaftlichen Probleme der Sowjetunion 1931/32") fortführt, ist die beste Übersicht über den Stand der russischen Landwirtschaft zu Ende des Fünfjahresplanes, die wir kennen. Der Titel besagt schon viel. Die hemmungslose Vernichtung des Bauerntums durch die Sozialisierung der Landwirtschaft hat in Verbindung mit den teilweisen Mißernten von 1931 und 1932 zu einer schweren Krise der russischen Landwirtschaft und der Ernährungsbasis der ganzen Sowjetunion geführt. „Die russische Landwirtschaft befindet sich infolge der Schwierigkeiten der Agrarsozialisierung in einem kritischen Stadium der Entwicklung. Die Bodenerträge sind stark zurückgegangen, die Viehbestände zusammengeschrumpft. Die unzureichende Agrarproduktion ist die Ursache einer Ernährungskrise, die auch die übrigen Zweige der Volkswirtschaft in Mitleidenschaft zieht. Die fortschreitende Mechanisierung hat sich an der entscheidenden Stelle, nämlich bei der Bodenbearbeitung, infolge der Verminderung des Zugviehbestandes und der schlechten Arbeitsleistungen noch nicht auswirken können. Ohne eine bessere Bearbeitung der Felder können auch die agrartechnischen Maßnahmen keinen entsprechenden Erfolg zeitigen. Die Verbesserung der Ackerkultur erfordert ebenso wie die Hebung der Viehzucht eine mehrjährige Arbeit.

Die maschinelle Ausrüstung der Landwirtschaft hat sich verbessert. In den Grundsätzen der Betriebsorganisation hat man sich von den schädlichen Übertreibungen zu zweckmäßigeren Methoden zurückgefunden. Die Anbaufläche soll zunächst nicht weiter ausgedehnt werden. Nach den Jahren der Expansion, der überstürzten Schaffung neuer Großbetriebe will man zur Konsolidierung und Intensivierung der Landwirtschaft übergehen.

Die weitere Entwicklung ist abhängig von dem Produktionsfaktor „Mensch", dessen Versagen die gegenwärtige Krise verursacht hat. Die agrarpolitischen Maßnahmen des Jahres 1932 (Kolchoshandel, verminderte Kontrahierung, ständige Brigaden, neue Richtlinien der Ertragsverteilung), die durch wirtschaftliche Zugeständnisse die Arbeitsfreudigkeit heben sollten, haben keine wesentliche Besserung herbeigeführt. Es waren halbe Maßnahmen, die nur bei konsequenter Weiterentwicklung auf längere Sicht hätten wirksam werden können. Die im Herbst in neuer Schärfe zutage tretenden Schwierigkeiten, der passive Widerstand der Bauernschaft und die zahlreichen Sabotageakte machten neue Maßnahmen erforderlich. Durch die Einrichtung der politischen Abteilungen, durch eine Verstärkung des politischen Druckes, durch eine neue Form des Klassenkampfes, durch harte Gesetze und eine strenge Arbeitsdisziplin sollen bessere Arbeitsleistungen erzwungen werden, für die andererseits nach wie vor auch materielle Vorteile einen Anreiz bieten sollen.

In ihrem Kampf um die Sozialisierung der Landwirtschaft gleicht die Sowjetregierung einem Heerführer, der alle Kräfte auf den Ausbau einer neuen Stellung und auf die Verbesserung der technischen Ausrüstung konzentriert hat und in dem Augenblick, wo auf diese Weise die äußeren Vorbedingungen für einen Erfolg gegeben erscheinen, der Geist der Truppe versagt. Ohne den strategischen Plan aufzugeben, versucht man zunächst durch Änderungen der Taktik und durch materielle Versprechungen und schließlich durch drakonische Maßnahmen, gewissermaßen durch die Einführung des Standrechts, die Disziplin wiederherzustellen."

So faßt Schiller die Ergebnisse seiner Betrachtung zusammen, um dann freilich davor zu warnen, westeuropäische Maßstäbe an russische Verhältnisse anzulegen. Den Kern der Schwierigkeiten legt er bloß, wenn er zum Schluß sagt: „Der Verlust an landwirtschaftlicher Substanz, die in erster Linie nicht in der Menge der Maschinen oder der Zahl der Kolchose und Sowchose, sondern in den Leistungen und der Arbeitsfreudigkeit der Menschen, in der Kultur des Bodens und der Zahl und Leistungsfähigkeit des Viehes ihren Ausdruck findet, ist so groß, daß zu ihrer Wiederherstellung sowohl im einen wie im andern Falle eine längere Zeit erforderlich ist."

Im einzelnen sei zunächst die zusammenfassende Agrarstatistik hervorgehoben (S. 12), die das Wachstum der Anbauflächen ebenso zeigt wie den Rückgang in der Intensität des Anbaus. Das Wachstum der Anbaufläche „ist aber nicht als organisches Wachstum anzusehen". Stark gewachsen ist die Anbaufläche der technischen Kulturen; gerade sie erfordern jedoch besondere Sorgfalt; hier ist der

Ertragsrückgang pro Flächeneinheit besonders empfindlich. Die weitaus günstigste Entwicklung hat der Baumwollanbau genommen (Ertrag gegenüber der Vorkriegszeit verdoppelt). Hingegen bleibt der Zuckerertrag 1931 und 1932 trotz riesig gesteigerter Anbaufläche hinter dem Vorkriegsertrag zurück. Ähnlich steht es beim Getreide. Die Getreideernte 1931 und 1932 hält sich auf der Durchschnittshöhe 1909—1913 und ist geringer als die von 1913. (Vergleicht man damit das Bevölkerungswachstum, so versteht man die Ernährungsschwierigkeiten!) Am schlimmsten aber steht es mit der Viehzucht, wie die folgenden Ziffern (in Mill. Stück) beweisen.

	Rindvieh	Schweine	Schafe
1916 (Krieg!)	60,6	20,9	113,0
1928 (vor Beginn des Fünfjahresplanes)	70,5	26,0	133,3
1932	29,2(!)	10,1(!)	47,0(!)

Ein schöner Erfolg des Fünfjahresplanes! — Besonderes Interesse verdient auch die kritische Behandlung des Sernotrusts im zweiten Teil der Arbeit: Die Ausdehnung des Getreidebaus in semiraride Gebiete (Nordkaukasien) ist, genau wie in Nordamerika, ein sehr zweifelhafter Erfolg gewesen. Gerade die „Getreidefabriken" der Sowchose stecken tief in der Krise, tiefer als die bäuerlichen Kollektivwirtschaften. — Die Entwicklung der Agrartechnik und Agrarpolitik wird klug beleuchtet, der passive Widerstand des Landes durchaus richtig erklärt — kurz: Wer sich ein zutreffendes Bild über russische Agrarverhältnisse der Gegenwart machen will, der greife zu diesem knapp und sachlich geschriebenen Werk.

B. Brutzkus, W. v. Poletika und **A. v. Ugrimoff: Die Getreidewirtschaft in den Trockengebieten Rußlands.** Aus „Berichte über Landwirtschaft", Neue Folge, 67. Sonderheft. 138 S., 10 Karten, 2 Abbildungen. Paul Parey, Berlin 1932. Geh. RM. 15,00.

Die Ausdehnung der Landwirtschaft, vor allem des Getreidebaus, in die Trockengebiete ist ein Problem von allgemeinster Bedeutung, das z. B. für Nordamerika schon eingehend behandelt worden ist. In der Sowjetunion ist während des Fünfjahresplans versucht worden, die Getreidegrenze weit in die Trockengebiete Nordkaukasiens, Westsibiriens und des kaspisch-aralischen Bereiches vorzuschieben. Voraussetzungen und Erfolge dieses Versuchs werden in dem vorliegenden Werke kritisch untersucht. Nach einer kurzen Darstellung des russischen Kolonisationsvorganges durch Ugrimoff gibt Brutzkus eine klare Übersicht über die russische Getreidewirtschaft vor dem Krieg, während der Kriegs- und Revolutionszeit, vor und nach dem Fünfjahresplan (mit eingehender Betrachtung der Kollektivierung). In einem zweiten Abschnitt untersucht Poletika das Problem der Erweiterung des Getreidebaus in den Trockengebieten zunächst nach seinen klimatischen und ökologischen Voraussetzungen; daran schließt Ugrimoff eine Untersuchung der Bodenverhältnisse in den russischen Steppen. Beide Arbeiten kommen (unserer Ansicht nach zu Recht) zu recht skeptischen Ergebnissen in bezug auf die Ausdehnungsfähigkeit des Getreidebaus nach Südosten (wesentlich ist der Vergleich mit den sehr viel günstigeren Verhältnissen Nordamerikas auf S. 69/70). Die praktische Erfahrung der letzten Jahre scheint den Verfassern recht zu geben. — Ugrimoff behandelt weiter die technischen Voraussetzungen der Erweiterung des Getreidebaus, Brutzkus setzt sich mit den „Getreidefabriken" als einer Form der Erschließung auseinander. Bei diesen großen Staatsgütern zeigt sich ein stärkstes Auseinanderklaffen zwischen quantitativer und qualitativer Leistung: die Anbaufläche ist groß, der Ertrag erstaunlich gering. „Der heutige Zustand der Zernosovchoze zeigt, daß die wegen ihrer Warnungen ins Gefängnis geworfenen Fachleute recht hatten. Eine hohe Technik darf nur allmählich und mit guter Vorbereitung auf einen neuen, kulturell unreifen Boden übertragen werden. Der überstürzte und in den Größenabmessungen übertriebene Ausbau der mechanisierten Sovchoze mußte notwendig zu einem Mißerfolg führen." Im Ausland ist — der russischen Propaganda folgend — die Leistung und Bedeutung der russischen „Getreidefabriken" stark überschätzt worden. Es ist ein Verdienst dieses Buches, daß es hilft, die Maßstäbe zurechtzurücken.

Wir empfehlen die „Erdkundlichen Neuerscheinungen", welche der Verlag Hirt & Sohn, Leipzig, im beiliegenden Prospekt ankündigt, dem Interesse unserer Leser.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

FRITZ HESSE:

Wo steht die deutsche Außenpolitik?

Jede Revolution ist eine vorübergehende Erscheinung. Sie wird abgelöst durch einen evolutionären Zustand; in ihm zeigt das aus der Revolution entstandene neue Staatsgebilde das Bestreben, sich zu konsolidieren und auf reformerischem Wege das grundsätzlich Neue den Gegebenheiten anzupassen.

Das gilt auch für die nationalsozialistische Revolution in Deutschland. Schwer war es nur, zu entscheiden, wann die einzelnen Phasen der Revolution zu verzeichnen waren. Bis auf die Tatsache des Anfanges — der sich stets genau bestimmen läßt — ist es auch bei der deutschen Revolution nicht leicht gewesen, zu sagen, wann der revolutionäre Prozeß abgeschlossen war. Das galt besonders für die Übergangszeit, in der wir uns befanden. Wesen und Ziel der nationalen Revolution standen zwar fest, nicht aber die Einzelheiten der Politik.

Das war auch der Hauptgrund, warum das Ausland in seiner Stellungnahme so außerordentlich verschieden sich zum neuen Deutschland stellte. Wenn schon wir Deutschen selbst noch kein endgültiges Bild von ihm gewonnen hatten, so war erst recht nicht vom Ausland zu verlangen, daß es sich „vernünftig" zur deutschen Revolution einstellte, solange diese nicht abgeschlossen war. Der Zustand der Gewöhnung an bestimmte politische Vorstellungen spielt ja überdies in der Politik eine außerordentliche Rolle, so daß jedes neue geschichtliche Ereignis, wie auch jede neu auftretende geschichtliche Person stets erst einer gewissen „Anlaufszeit" bedürfen, um von ihrer Umwelt richtig gewertet zu werden. Die vielfach schiefen Vorstellungen des Auslandes über die nationalsozialistische Revolution in Deutschland sind daher nichts Ungewöhnliches. Sie sind nur eine natürliche Folge der psychologischen Trägheitsmomente im Leben der Völker, mit denen jedes neue Ereignis zu rechnen hat. Daß Revolutionen eine schlechte Presse haben, ist also durchaus natürlich — wie es auch selbstverständlich ist, daß dieser Zustand wieder verschwindet, sobald eine Konsolidierung der Verhältnisse eingetreten ist und wieder das Verständnis für die wesentlichen Vorgänge einsetzt.

Von außenpolitischer Bedeutung ist allein die Frage, inwiefern die revolutionäre Schrecksekunde in der Lage war, dauernde Veränderungen in den außenpolitischen Beziehungen zu schaffen, die ja stets trotz allem geopolitisch sachlich bedingt bleiben. So sehr die Personen in der Politik zu wechseln pflegen, so beständig pflegen andererseits die sachlichen Probleme zu sein, von denen aus die politischen Beziehungen bestimmt werden. Von Belang bleiben revolutionäre Vorkommnisse für die Außenpolitik allein, soweit sie in das Sachliche hineinzuwirken vermögen.

Um das für Deutschland feststellen zu können, muß man sich aber zunächst über die historisch-politische Lage klar werden, in der sich Deutschland befand, als die nationale Revolution einsetzte.

Das natürliche System der deutschen Außenpolitik war noch immer durch einen einzigen Grundsatz bestimmt: durch die Notwendigkeit, die Revision des Versailler Vertrages mit den Mitteln fortzusetzen, die uns der Versailler Vertrag selbst gelassen hat. Denn es war keineswegs etwa so weit, daß wir behaupten könnten, daß Versailles mit seinem ganzen System der wirtschaftlichen, militärischen und außenpolitischen Hemmungen beseitigt war, als die deutsche Revolution im Januar 1933 einsetzte. Im Gegenteil, wir befanden uns mitten in einem Großkampf, in dem nicht weniger als drei große Komplexe von Fragen des Versailler Systems international zur Aussprache standen: a) Die Frage der wirtschaftlichen Auswirkungen von Versailles (Kriegsschulden und Privatschulden), b) die Entwaffnungsfrage und c) der ganze Komplex der territorialen Fragen, die man mit den Worten Saarfrage, österreichische Frage, Korridor- und sudetendeutsche Frage und ostdeutsche Minderheitenfrage kennzeichnen kann.

Die populäre Vorstellung, daß mit Lausanne die Reparationsfrage gelöst sei, und daß damit wenigstens eine der wichtigsten Folgewirkungen der Annahme des Versailler Friedensdiktates beseitigt sei, ist keineswegs zutreffend. Es ist zwar richtig, daß Lausanne dafür Sorge getragen hat, daß zur Zeit keinerlei Tributzahlungen Deutschlands mehr geleistet werden müssen, aber als endgültig abgeschlossen kann damit der mit der Reparationsfrage zusammenhängende Komplex noch keineswegs gelten. Ganz abgesehen davon, daß die Lausanner Abmachungen als solche von den Parlamenten nicht ratifiziert worden sind, ist auch noch für Deutschland die Frage der internationalen privaten Verschuldung zu lösen. Bisher ist für diese Frage nur ein Provisorium gefunden worden, da alle Stillhalteabkommen und Moratorien für diese Fragen sich nur auf eine vorübergehende Zeit beziehen, aber keinerlei Endregelung vorsehen. Solange aber nicht geklärt ist, in welchem Umfange Deutschland in der Lage ist, seine privaten Schuldverpflichtungen zu erfüllen, und solange nicht abzusehen ist, wenn dies geschehen kann, ist eines der wichtigsten Probleme der wirtschaftlichen Folgen des Versailler Diktates nicht geklärt. Hinzu kommt, daß wahrscheinlich aus der Abstimmung im Saargebiet, die Deutschland mit Sicherheit einen Anspruch auf volle Rückgabe des Saargebietes geben wird, sich auf Grund des Versailler Vertrages weitere Geldforderungen Frankreichs ergeben werden, die bekanntlich im Lausaner Vertrag nicht abgegolten worden sind.

Diese ganzen Fragen sind allerdings durch die nationale Revolution nur wenig berührt worden, da sie zur Zeit für die deutsche Außenpolitik ruhen und internationale Verhandlungen über sie nicht stattfinden. Immerhin muß man sich klar

darüber sein, daß sie vor dem Beginn der Revolution nicht abgeschlossen waren; es muß also unvermeidlich zu einer Neuaufrollung kommen, sobald die internationale Lage hierfür reif geworden ist. Die Frage allerdings, ob sich das Ausland in diesen wirtschaftlichen Fragen zum nationalsozialistischen Deutschland anders stellen wird, als es das gegenüber dem vorherigen Deutschland tat, ist wohl zu verneinen; die finanzpolitischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte, die unwirtschaftliche Zahlungen als nicht erwünscht erscheinen lassen, sind durch die Revolution unberührt geblieben. Ob eine kommende verhandlungstaktische Lage sich für die deutsche Außenpolitik schwieriger oder leichter stellen wird, als das bisher der Fall war, läßt sich nicht übersehen; das wird von den jeweiligen Umständen abhängen.

Klar übersehen lassen sich die Folgen der nationalsozialistischen Revolution auch noch nicht auf dem zweiten Fragengebiet, das von Versailles her offengeblieben ist: der sogenannten Abrüstungsfrage. Hier ist eine weit verbreitete falsche Ansicht zu bekämpfen, die etwa vermeint, daß die nationalsozialistische Revolution die Aussichten auf ein Gelingen der Abrüstungskonferenz erschwert habe. Tatsächlich liegen hier die Dinge so, daß die deutsche Forderung auf Gewährung der rechtlichen Gleichberechtigung — der erst nach klarer Weigerung der Siegermächte: abzurüsten die Forderung der tatsächlichen gleichen Bewaffnung folgen könnte — bereits vor dem Gelingen der nationalen Revolution auf ein Verhandlungsgeleise geschoben war, das Schwierigkeiten verhieß. Das lag nicht an der deutschen Haltung, sondern lag daran, daß eine Einigung der beiden Mächte, zwischen denen tatsächlich im echten Sinne des Wortes um Abrüstung gerungen wird — Frankreich und Italien —, durch die vermittelnde englisch-amerikanische Gruppe sich nicht hatte erzielen lassen, nachdem die deutschen Wünsche im Grundsatz zugesagt worden waren. Lediglich ein falsches Spiel der Franzosen vermochte es, zunächst unter dem Eindruck der ersten Chokwirkung des Ausbruchs der nationalsozialistischen Revolution in Deutschland, diesen Tatbestand zu verhüllen, bis die Rede des deutschen Reichskanzlers, die klar den Friedenswillen Deutschlands zum Ausdruck brachte, wieder klare Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse vermittelte. Die Vertagung der Abrüstungskonferenz hat daher nur insoweit mit der nationalsozialistischen Revolution etwas zu tun, als sie einen vorübergehenden Vorwand für eine Verschiebung der Verhandlungen für die Gegenseite erbracht hat. Dieser Zustand ist aber erklärlicherweise ebenso wie die Revolution selbst vorübergehender Natur, so daß in wenigen Monaten zweifellos wieder die sachliche Konferenzlage hergestellt ist, die vom Ausgangspunkte an bestand. Die Chancen eines nationalsozialistischen Deutschland, in der Rüstungsfrage den für Deutschland selbstverständlichen Standpunkt der Gleichberechtigung durchzusetzen, sind aber zweifellos nicht geringer geworden, als das vorher der Fall war. Im Gegenteil, die Geschlossenheit des nationalen Willens, die im nationalsozialistischen deutschen Staat dem Auslande gegen-

übertritt, verbessert die deutschen Aussichten auf schrittweise Erreichung der tatsächlichen Gleichberechtigung. Allerdings wird man dabei nicht vergessen dürfen, daß der Kampf um die militärische Gleichberechtigung Deutschlands ebenso wie der grundsätzliche Kampf um die Reparationen sich nicht in wenigen Monaten entscheiden läßt, sondern zweifellos ebenso bis zur Erringung des endgültigen Zieles viele Jahre dauern kann. Die Tatsache, daß die Abrüstungskonferenz über ein Jahr dauert, braucht also in keiner Weise beunruhigend zu sein. Gerade das ist ein, vom geopolitischen Standpunkt aus gesehen, verhältnismäßig kurzer Zeitraum.

*

Die Saarfrage wird zu dem Zeitpunkt aktuell, den der Friedensvertrag von Versailles vorgesehen hat. Er bestimmt eindeutig, daß die Saarbevölkerung am 15. Januar 1935 darüber zu entscheiden hat, ob sie zu Deutschland zurückkehren oder ob sie zu Frankreich gehen will. Es besteht selbstverständlich deutscherseits kein Anlaß, aus irgendeinem Grunde eine Verzögerung dieser Entscheidung herbeizuführen. Die Frage, ob nun etwa die Stimmung des Saargebiets, in dem ja noch immer die in Deutschland längst verschwundenen Parteien regieren, durch das Verschwinden des Parteienstaates im negativen Sinne beeinflußt werden wird, läßt sich aber zweifellos schon heute entscheiden: das nationalsozialistische Deutschland wird, das läßt sich sicher voraussagen, auf die Bevölkerung des Saargebietes die gleiche eindeutige Anziehungskraft ausüben, die Deutschland als Heimatland von jeher ausgeübt hat. Die Versuche der Franzosen, eine separatistisch-marxistische Bewegung im Saargebiet hervorzurufen, werden an dieser Tatsache nichts ändern.

Gegenüber dieser klaren Lage im Saargebiet hat die französische Politik zweifellos in den ersten Monaten auf einem anderen Gebiete, nämlich in Österreich, zunächst einen Anfangserfolg zu erzielen vermocht. Der aus innenpolitischen Gründen von der Regierung Dollfuß vom Zaun gebrochene Streit mit der österreichischen NSDAP. hat seine psychologische Rückwirkung auch auf das deutsch-österreichische Verhältnis gehabt, so daß hier für die deutsche Außenpolitik gewisse Schwierigkeiten entstanden sind. Es hieße aber wohl das Schwergewicht der Tatsachen verkennen, wenn man den Zustand, wie er sich etwa Juni-Juli 1933 in Österreich darstellte, als etwas Dauerndes ansehen wollte. Dieser Zustand trägt zweifellos alle Kennzeichen eines Überganges an sich, der nicht von langer Dauer sein kann. Die innerpolitische Entwicklung in Österreich wird und muß von diesem Zustande aus sich zu etwas Neuem entwickeln, von dem noch nicht zu sagen ist, wie es aussehen wird. Das Triumphgeschrei der Franzosen, daß „L'Anschluß" ausgelöscht sei, beruht auf einer völligen Verkennung der Tatsachen. Wie es dem Wesen des Nationalsozialismus zuwiderläuft, anderen Staatsvölkern eine fremde Regierungsform aufprägen zu wollen, so wider-

spricht auch der Anschlußgedanke, wie ihn Frankreich versteht, — als Vergewaltigung eines fremden, widerstrebenden Volkskörpers — den Grundsätzen nationalsozialistischer Politik. Ein solcher „Anschluß" würde ja immer nur das äußere Angliedern eines in vielem anders gearteten Volkskörpers bedeutet haben, würde eine Fülle schwierigster innerpolitischer Fragen mit sich bringen, die kaum anders als mit Gewalt gelöst werden könnten. Eine solche Notwendigkeit herbeizuführen, kann aber kaum der Sinn einer vernünftigen Politik sein, die so sehr aus dem Geist der Volksgemeinschaft geboren ist wie die nationalsozialistische. Wie die Österreicher Deutsche sind, so wird auch bei ihnen der deutsche Staatsgedanke des Nationalsozialismus sich durchsetzen. Daß die Chokwirkung der nationalsozialistischen Revolution auf den christlich-sozialen Dollfuß und seinen Kreis selbstverständlich ganz besonders stark sein mußte, besagt noch nichts für den Prozeß, der eines Tages im österreichischen Volke einsetzen wird und den man wohl am besten als Auswirkung der Anziehungskraft des neugeordneten deutschen Staatswesens bezeichnen wird.

Um eine ähnlich diffizile Lage handelt es sich auch für die Deutschen in der Tschechoslowakei. An der nationalsozialistischen Gesinnung des überwiegenden Teiles der sudetendeutschen Bevölkerung hat sich durch den Erfolg der nationalsozialistischen deutschen Revolution nichts geändert. Nicht zu leugnen ist dabei allerdings: die Lage dieser Minderheit ist politisch erschwert worden, als die nationalsozialistische Revolution in Deutschland gesiegt hat. Denn die deutsche Minderheit in der Tschechoslowakei wird durch diese Tatsache, das läßt sich nicht bestreiten, vor die grundsätzliche Frage gestellt, wie sie sich zum tschechoslowakischen Staat als solchen stellen soll. Das heißt aber nichts anderes, als daß diese deutsche Minderheit stärker als bisher gezwungen ist, ihre Stellung zum Staatswesen der Tschechoslowakei zu überprüfen. Insofern bedeutet das vielleicht für den tschechoslowakischen Staat mit seinen unzweifelhaft deutschfeindlichen Tendenzen einen vorübergehenden Gewinn: der tschechische Staat, der an dem Nationalitätenproblem ähnlich scheitern wird, wie das seinerzeit bei der österreichisch-ungarischen Monarchie der Fall war, erhält die Chance einer vorübergehenden Konsolidierung geboten, die sich zunächst als Stärkung des tschechischen Staatswesens auswirken kann. Das heißt allerdings auch, daß zugleich damit für die Politik des Deutschen Reichs eine Möglichkeit geboten wird, sich mit der Tschechoslowakei zu verständigen und damit eine neue Basis für die deutsche Politik im Südosten Europas zu gewinnen — wenn die Tschechen es wollen! Gewinn und Verlust der deutschen Außenpolitik stehen also in diesem Falle zumindest gleich.

Das gilt auch für die schwierigste der territorialen Fragen, die uns aus dem Versailler Friedensvertrag verblieben sind, die Korridorfrage. In seiner großen Friedensrede hat der deutsche Reichskanzler sehr deutlich umrissen, daß Deutschland nicht daran denkt, den polnischen Staat zu vernichten, und daß gerade das national-

sozialistische Deutschland sich der Fehler bewußt ist, die die Politik der europäischen Kabinette mit den Teilungen Polens beging. Das heißt selbstverständlich, daß die Lösung der Korridorfrage von Deutschland nicht als akut angesehen wird, ohne daß deswegen die grundsätzlichen Ansprüche aufgegeben werden. Die Erklärung des Kanzlers hat daher sehr viel dazu beigetragen, das deutsch-polnische Verhältnis zu entspannen. Sie hat Warschau den Vorwand für den Kriegszug nach Ostpreußen genommen, der zu Beginn der nationalsozialistischen Revolution in vielen Köpfen in Warschau spukte. Die wirtschaftlichen Verhandlungen werden daher ein Weiteres tun können, um das deutsch-polnische Verhältnis zu bereinigen, wie ja auch der nationalsozialistische Wahlsieg in Danzig entgegen der Annahme der Ententemächte nicht zu einer erneuten Verschlechterung, sondern im Gegenteil zu einer Verbesserung der Beziehungen geführt hat. Die Tatsache, daß es für eine konsolidierte nationalsozialistische Regierung keine drängenden Probleme in der Außenpolitik gibt, hat sich hier also bereits positiv ausgewirkt.

Den deutschen Minderheiten im Osten Europas hat die nationalsozialistische Revolution zunächst neue Drangsale gebracht, wie ja überhaupt dem gesamten Auslandsdeutschtum unter der ersten psychologischen Wirkung der Revolution. Das ist allerdings — wie gerade das polnische Beispiel zeigt — kein Dauerzustand, sondern ebenso eine vorübergehende Erscheinung, wie etwa die Unterdrückung der NSDAP in Österreich. Die Tatsache der inneren Festigung Deutschlands nach der Revolution, die zu erwarten steht, wird mit Sicherheit dazu beitragen, dem Zustand der Dauerverfolgung ein Ende zu machen, in dem sich diese Minderheiten ja auch schon vor der nationalsozialistischen Revolution in Deutschland befunden haben. Im Gegensatz zu den früheren Regierungen kann die neue Regierung Deutschlands für die deutschen Minderheiten mehr tun als die früheren: sie beruht auf dem Führergrundsatz und braucht auf wirtschaftliche Interessenten keine Rücksicht zu nehmen; infolgedessen kann sie auch Opfer bringen. Zur Entmutigung ist für das Deutschtum in diesen Gebieten somit nicht der mindeste Anlaß gegeben, im Gegenteil — gerade die grundsätzlich neue Art nationalsozialistischer Außenpolitik wird es ermöglichen, die Minderheiten stärker zu schützen als bisher.

Dieser Überblick zeigt, in wie hohem Maße die unmittelbaren Aufgaben der deutschen Außenpolitik noch immer durch das System von Versailles bestimmt sind. Die unmittelbare Frage, die sich an diese Feststellung knüpfen muß, lautet daher: Gibt es einen Weg, der uns schneller über das Versailler System hinwegbringt, als die Methoden des Verhandelns und der psychologischen Beeindruckung? Das heißt die Frage stellen, ob Deutschland bündnisfähig geworden ist, und wieweit auf militärischem oder auf wirtschaftlichem Gebiete Möglichkeiten gegeben sind, die eine Zusammenarbeit Deutschlands mit einer der anderen Großmächte gestatten.

Die psychologische Voraussetzung für eine solche „Bündnispolitik" ist durch die nationalsozialistische Revolution nicht etwa zerstört, sondern geradezu erst geschaffen worden. Ganz abgesehen von der militärischen Bewertung Deutschlands als Bundesgenosse — es ist klar, daß Deutschland, wenn es von einem einheitlichen und beständigen Willen geleitet wird, ein ganz anderer Faktor der Weltpolitik ist, als das bisherige, fast jedes Vierteljahr von einer anderen Regierung geleitete Deutsche Reich. Obwohl eine gewisse Einheitlichkeit der außenpolitischen Linie auch den vornationalsozialistischen deutschen Regierungen nicht bestritten werden kann, ist es doch eben ein Unterschied, ob das Ausland mit kaleidoskopartig wechselnden Gruppierungen und Persönlichkeiten zu rechnen hat, oder ob es mit einer beständigen Regierung verhandeln kann, deren Grundsätze und Persönlichkeiten feststehen. Aber ebenso selbstverständlich ist es auch, daß sich das erst allmählich auswirken kann; und weiter bleiben für das Ausland auch die eigenen Probleme bestehen, wie sie nun einmal zur Zeit gegeben sind. Das heißt aber nichts anderes, als daß die geopolitischen Grundzüge der Außenpolitik der anderen Mächte mitbestimmend sein müssen für die Politik, die Deutschland treiben kann.

Ein kritischer Beobachter wird hier nicht um die Feststellung herum kommen, daß es während der Dauer der nationalen Revolution so etwas wie eine „splendid isolation" Deutschlands gegeben hat, die einmal aus den erwähnten psychologischen Ursachen herrührte, zum anderen aber durch die eigentümliche politische Lage bestimmt war, in der sich die einzelnen Großmächte befanden. Eine Änderung dieses Zustandes wird, darüber darf man sich nicht täuschen, nach Beendigung der Revolution nur möglich sein, wenn sich die politischen Voraussetzungen ändern, die zu diesem Abdriften der Großmächte vom revolutionären Deutschland geführt haben. Das sind nicht nur psychologische, sondern auch wirtschaftliche und militärische Umstände, die bei jedem Lande verschieden liegen.

So ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das deutsch-französische Verhältnis durch die nationalsozialistische Revolution sich nicht hat bessern können. Die marxistisch-pazifistische Propaganda hatte es vor der Revolution zum Teil verstanden, den Tatbestand des deutsch-französischen Gegensatzes zu verschleiern. Dieser Schleier ist durch die Ereignisse der letzten Monate zerstört worden — vor allem durch die Taktik der französischen Presse, die jede Illusion über die Ansichten Frankreichs vernichten mußte. Diese Feststellung heißt natürlich nicht, daß etwa eine Steigerung des deutsch-französischen Gegensatzes bis zur offenen Feindschaft erwünscht ist. Aber es heißt, daß weder in Deutschland noch in Frankreich jemand über die Gegensätzlichkeit der Interessen im unklaren ist. Das schafft selbstverständlich eine labile Situation, die es unter Umständen mit sich bringen kann, daß akute Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Ländern noch häufiger als bisher

zu verzeichnen sein werden. Jedoch braucht es nicht die Folgen zu haben, daß sich die Beziehungen zwischen den beiden Ländern weiter verschlechtern. Im Gegenteil, die Einsicht in die Notwendigkeit eines deutsch-französischen Interessenausgleichs, der für den Frieden Europas eine Notwendigkeit darstellt, wird durch die Klarstellung des Verhältnisses der beiden Länder zueinander an Eindruckskraft weiter gewinnen. Sobald einmal in Frankreich die ausreichende psychologische Beruhigung eingetreten ist, wird man über diese Frage zweifellos auch mit den Franzosen wieder sprechen können! Bis zu diesem Zeitpunkte allerdings darf man sich keiner Täuschung über das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland hingeben, wobei hervorgehoben werden muß, daß die Verantwortung für die Fortentwicklung dieses Verhältnisses ausschließlich in Paris liegt. Daß die deutsche Entwicklung keine direkten französischen Interessen berührt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aber wieweit diese Ansicht sich in Frankreich selbst Bahn brechen wird, ist noch nicht zu übersehen, da man sich dort zunächst einmal als Verteidiger der Demokratie und des demokratisch-parlamentarischen Regimes fühlt, und aus diesem psychologischen Grunde heraus eine grundsätzliche weltanschauliche Gegnerschaft gegen das „faschistische" Deutschland empfinden zu müssen glaubt.

Ähnlich, wenn auch besser, liegen die Verhältnisse in England, wo auch ein absterbendes liberal-demokratisches System im nationalsozialistischen Prinzip Deutschlands glaubt, eine geistige Haltung bekämpfen zu müssen, die der englischen entgegengesetzt sei. Die Tatsache überdies, daß sehr starke Strömungen faschistischer Art in England selbst in Erscheinung treten, haben dazu geführt, daß die öffentliche Meinung in England den Nationalsozialismus schon deshalb bekämpfen zu müssen glaubt, weil sonst die eigene liberale Position gefährdet werden könnte — eine Haltung, welche die Erklärung für das merkwürdige Verhalten der englischen Presse und des englischen Unterhauses ohne weiteres gibt. Wichtiger als diese, wahrscheinlich allmählich wieder verschwindende Haltung ist aber die Tatsache, daß man in England geteilter Ansicht über die einem wiedererstarkten Deutschland gegenüber einzunehmende Haltung ist.

Die Nachkriegspolitik der Engländer gegenüber Deutschland ist nur zu verstehen, wenn man sich klar darüber wird, daß England niemals während dieser ganzen Zeit aus Deutschfreundlichkeit gehandelt hat. Wenn England sich für Deutschland eingesetzt hat, wie z. B. im Ruhrkampf, im letzten Stadium der Reparationsfrage und in ähnlichen Fällen, so nur, weil dies im Interesse Englands selbst lag. Es glaubte, die Politik des übermächtigen Frankreichs durchkreuzen zu müssen, weil diese Politik England selbst geschadet haben würde — und hat in allen Fällen, in denen die Dinge anders lagen, sich als unzuverlässig erwiesen. Jedenfalls sind nur ganz wenige Fälle zu verzeichnen, in denen Großbritannien ein guter Mittler für Deutschland war. An dieser durchaus verständlichen

grundsätzlichen Haltung hat sich durch die nationalsozialistische Revolution nichts geändert. Die Tendenz, sich auf sich selbst zu beschränken, sich nicht um die Interessen fremder Mächte zu kümmern, ist aber inzwischen — durch außerhalb der deutschen Machtsphäre liegende Vorkommnisse — in England noch mehr bestärkt worden, als das bisher schon der Fall war. Die realistisch denkende Kriegsjugend, die ohnehin in England frankophil ist, und die Nachwirkungen der Kriegserziehung auf die jungen Männer, die jetzt in England beginnen werden, Politik zu treiben, wird diese Tendenz der Selbstbeschränkung auf englische Aufgaben noch mehr verstärken. Das bedingt von vornherein eine gewisse Kühle des Verhältnisses, die vor allen Dingen sich dann auswirken wird, wenn die Frage zur Erörterung steht, ob England eine Stärkung der deutschen Macht in Europa zulassen soll. Zweifellos wird England sich in diesem Falle stets nur dann positiv einstellen, wenn es glaubt, dies sei für die englische Politik selbst günstig. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Aussichten auf eine Bessergestaltung des deutsch-englischen Verhältnisses stets dann gegeben sein werden, wenn Deutschland den Engländern etwas zu bieten haben wird.

Der Grundzug zur Beschränkung auf national-autarke Aufgaben bestimmt selbstverständlich auch die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland. Das vornationalsozialistische Deutschland hat in den Vereinigten Staaten vor allen Dingen soviel Sympathien genossen, weil die amerikanische Finanzwelt ein Interesse daran hatte, Anleihen in Deutschland zu placieren, und damit ein Interesse, die Kurse der in Deutschland untergebrachten Anleihen möglichst hoch zu halten. Das war nur möglich, indem eine deutsch-freundliche Stimmung gepflegt und erhalten wurde. Inzwischen hat die Weltkrise die Möglichkeit, weitere amerikanische Anleihen in Deutschland unterzubringen, zerstört, ja sogar die Aussichten, daß Deutschland die erhaltenen Anleihen zurückzahlen wird, vielleicht ungewiß gestaltet. Infolgedessen ist das amerikanische Interesse an dem deutschen Geschäft kleiner als bisher geworden. Dazu kommt, daß Amerika unter allen Ländern der Welt wohl dasjenige ist, das den größten Prozentsatz an jüdischer Bevölkerung enthält, eine Tatsache, aus der sich gewisse psychologische Störungsfaktoren selbstverständlich ergeben müssen. Die Grundrichtung der amerikanischen Politik, die sich im übrigen auch von sich aus von Europa fort und auf den eigenen Kontinent hin orientiert, läßt es weiter als wahrscheinlich erscheinen, daß die Monroedoktrin Deutschland gegenüber ihre besonderen Auswirkungen haben wird. Die Loslösung Amerikas von den europäischen Mächten wird sich zwangsläufig auch auf das deutsch-amerikanische Verhältnis solange auswirken müssen, als dieser Grundsatz bleiben wird.

Selbstverständlich hat die nationalsozialistische Revolution auch auf das deutsch-russische Verhältnis ihre Auswirkungen haben müssen. Was von den psychologischen Auswirkungen der Revolution, von ihrer Chokwirkung gesagt wurde, gilt

hier in ganz besonders hohem Maße; denn der Übergang zum nationalsozialistischen Staat mußte eine Steigerung der weltanschaulichen Gegensätze zwischen dem deutschen und dem russischen Reiche mit sich bringen. Die Vernichtung des Bolschewismus in Deutschland war für die Träumer am Kreml, die noch immer eine Weltrevolution, und diese zuerst in Deutschland, erwarteten, wohl mit der härteste Schlag, der ihnen seit langem versetzt wurde. Und so sehr die amtliche russische Außenpolitik ihre Zusammenhänge mit der kommunistischen Internationale leugnet, so wenig ist zu bestreiten, daß der Schlag, der dem Kommunismus in Deutschland versetzt wurde, in Moskau am allertiefsten empfunden wurde. Darüber wird man psychologisch so bald in Moskau nicht hinwegkommen; es ist kein Zweifel, daß an die Stelle der falschen Freundschaft, die Sowjetrußland bisher für das bürgerliche Deutschland empfand, eine offene Gegnerschaft getreten ist. In einer ganzen Fülle von politischen Fragen werden wir daher auf den Gegner Rußland stoßen, und es wird einer langen Zeit bedürfen, bis das deutsch-russische Verhältnis von dieser psychologischen Belastung wieder befreit sein wird. Man muß sich allerdings klar darüber sein, daß Deutschland gegenüber russischen Versuchen, die über leere Demonstrationen hinausgehen — als solche leere Demonstrationen sind z. B. die neuen russischen Ostpakte zu bewerten —, nicht ohne Gegenmittel ist. Von einem wirtschafts-politischen Gesichtspunkte aus gesehen, ist die Entwicklung des deutsch-russischen Verhältnisses also durchaus noch nicht als aussichtslos anzusprechen.

Gegenüber den geschilderten Tendenzen der großen Mächte, von Deutschland abzudriften, hat die nationalsozialistische Revolution jedoch bei einem Lande klar zu einer eindeutigen Besserung der Beziehungen geführt: Italien. Das faschistische Italien und sein Führer, Mussolini, empfinden die nationalsozialistische Revolution mit Recht als verwandt, und das ohnehin in den letzten Jahren immer besser gewordene deutsch-italienische Verhältnis hat durch die nationalsozialistische Revolution eine weitere Besserung erfahren. Hier liegen Keime für eine künftige Zusammenarbeit, wie sie das vornationalsozialistische Deutschland nicht gekannt hat; sie sind daher als positives Ergebnis der deutschen Entwicklung anzusprechen. Wie wertvoll diese neue Freundschaft ist, zeigt der Abschluß des Viermächtepaktes — dessen Sinn darin besteht, eine Blockbildung gegen Deutschland unmöglich zu machen. Wobei man aber das deutsch-italienische Verhältnis nicht übermäßig belasten soll, da auch Italien Realpolitik zu treiben gezwungen ist, auf die wir deutscherseits Rücksicht zu nehmen haben, wenn wir das deutsch-italienische Verhältnis fruchtbar erhalten wollen. Die aufrichtige Freundschaft, die beide Völker verbindet, wird dann ihre Früchte schon tragen.

*

Diese Übersicht der Beziehungen Deutschlands zu den Großmächten zeigt, daß auch hier das System von Versailles noch nicht ganz überwunden ist. Allerdings ist

es gelungen, den eisernen Ring, den Paris um Deutschland gelegt hatte, an einem entscheidenden Punkte zu durchbrechen und damit die Aussichten für eine grundsätzliche Neugestaltung der deutschen Außenpolitik in der Zukunft zu gewinnen.

Die Neugestaltung wird sich zunächst in der Hauptsache auf wirtschaftlichem Gebiet bewegen müssen. Sie wird infolgedessen stärker als bisher diejenigen Länder berücksichtigen müssen, bei denen der deutsche Außenhandel für beide Teile gleichmäßig fruchtbringend ist, das heißt vor allem den europäischen Südosten; denn weder die überseeischen Gebiete noch der europäische Westen sind in der Lage, der deutschen Ausfuhr weiterhin noch Märkte zu bieten, und nur noch Ostasien kann hierfür gewisse Aussichten eröffnen. Doch wäre, dies zu schildern, Aufgabe einer Sonderbetrachtung, die über den Rahmen dieser Ausführungen hinausgehen müßte.

* * *:

Der Süd-Ostraum

Der Südostraum ist zweifelsohne ein geopolitisches Sondergebiet, das durch eine gewisse geographische Einheit gebunden ist, aber seine entscheidende Charakteristik durch die geopolitische Lage, die historische Entwicklung und die politische Problemstellung erhält. Der Südosten oder wie er bezeichnenderweise in der neueren angelsächsischen Terminologie im gesamten genannt wird — der Balkan —, ist die Schütterzone, die zwischen Europa und Asien eingeschoben das Vorfeld für die Patrouillenkämpfe beider Kontinente seit jeher abgegeben hat. Über den Balkan sind die Völkerströme Asiens gekommen, hier haben sich die entscheidenden Zusammenstöße in militärischer und religiöser Hinsicht zwischen Asien und Europa abgespielt; über den Balkan ist der mitteleuropäische Vorstoß nach dem Osten vorgetragen worden, der mit der bayerischen Kolonisation im 9. Jahrhundert in Ungarn beginnt, in der Kolonisation des deutschen Ritterordens in Siebenbürgen, Anfang des 13. Jahrhunderts, eine schicksalgebende Wendung erfahren hat und in der französischen Bündnis- und italienischen Imperiumspolitik von heute seine noch immer nicht abgeschlossene Fortsetzung findet.

Das Zusammentreffen der größten geschichtsbildenden Faktoren im Südosten mit einer im wahrsten Sinne des Wortes verheerenden Wirkung hat diesem Raum das Gepräge gegeben, das er heute trägt: Ein Wirrwarr von völkischen Splittern und Kulturinseln, die infolge der geopolitischen Eigenart des Raumes stets von einem gewissen Einigungsbestreben erfüllt sind, die Lösung des Problems aber nur immer auf die Formel „Alle gegen Alle" bringen können. Dieses Durcheinander von Völkern, Religionen und Sprachen, Rassen und Kulturen hat naturgemäß seine Teile immer eine rehabilitierende Anlehnung an eine der umliegenden Großmächte suchen lassen; denn damit war die Erringung einer entscheidenden Position im

Südostraum wenigstens in den Bereich des Möglichen gerückt. Keine der Großmächte hat jedoch — und das ist vielleicht die Tragik dieses Raumes — jemals ihren Beziehungen zu Südoststaaten eine volle offizielle Betonung zuteil werden lassen; sie haben immer der offiziösen Seite den Vorrang gegeben — eine der Ursachen der inneren Unruhe und Unsicherheit bei den Südostvölkern. Als logische Folge reagieren sie ihre, wie man fast sagen könnte, Verdrängungskomplexe in einer religiösen, staatlichen oder nationalen Ideenüberspitzung ab.

Auch die Nachkriegspolitik hat an diesen Dingen nichts geändert. Die Zertrümmerung und Balkanisierung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die bis dahin eine Ruhe verbürgende deutsche Herrschaft im Südosten ausübte, hatte die entbalkanisierende Bedeutung der Gründung Südslawiens und Großrumäniens aufgehoben. Dabei sehen wir davon ab, daß auch die Gründung dieser beiden balkanischen Großstaaten keineswegs eine Einigung oder Flurbereinigung im Südosten darstellte, sondern bloß die Verschiebung der alten Probleme auf eine neue Basis.

Frankreich hat versucht, den Südosten durch den Hinweis auf ein angebliches deutsches Schreckgespenst für sich zu organisieren und durch Schaffung der Kleinen Entente den Südosten einer Einigung entgegenzuführen. Aber trotz des Ausbaues dieser Kleinen Entente zur sogenannten Fünften Großmacht ist es wohl kaum gelungen, die vielseitigen Fragen aus ihrer historischen Begründung zu entwurzeln und sie der Lösung näherzubringen — ja man hat sogar ein neues Problem von größter Bedeutung geschaffen: Die Tatsache, daß sowohl in Jugoslawien wie in Rumänien das östlich-orientalisch orientierte Altreich über die westlichen Gebiete die Herrschaft übernommen hat. Dieser Umstand birgt derart viel Konfliktstoff in sich, daß er den vielleicht vorhandenen guten Willen zur Regelung der zwischenstaatlichen Fragen so ziemlich durch die innerpolitischen Reibungen absorbiert; daher sind die zwischenstaatlichen Einigungsbestrebungen nicht über die akademische Debatte hinausgekommen. Zahlreiche Konferenzen der Kleinen Entente und die diversen Pakte haben nicht verhindern können, daß Rumänien als romanischer Staat sich in Gesellschaft der Tschechoslowakei und Südslawiens angesichts des russischen Druckes nicht sonderlich wohl fühlt; es sucht seine eigenen Wege zu gehen, die es bis jetzt in die Einflußsphäre des faschistischen Italiens wiesen. Frankreich hat den rumänisch-italienischen Freundschaftspakt nicht verziehen und durch den polnisch-russischen und französisch-russischen Nichtangriffspakt im Grunde das Land preisgegeben.

Es ist kein Wunder, daß der feinhörige Außenminister der Tschechoslowakei, Dr. Benesch, das Knistern im Gebälk der Kleinen Entente rechtzeitig vernahm; er versucht, feine Fäden nach dem faschistischen Italien zu spinnen, das zur Über-

raschung aller die Konzeption einer italienisch orientierten Kleinen Entente — Tschechoslowakei, Polen, Rumänien lancierte. Gleichzeitig zeigte man in Rom ziemlich deutlich Verärgerung über die ungarische Revisionspolitik, die merkwürdigerweise ihre Spitze gegen Italien (Rückforderung von Fiume) und Österreich (Rückforderung des Burgenlandes) richtete. Diese Einstellung Ungarns mußte zwangsweise die dualistische Restaurationskombination zu Fall bringen und bei den Italienern große Bedenken gegen die trialistische Lösung erwecken, um so mehr, als auch die kroatische Frage sich nicht ganz in der von Italien gewünschten Richtung entwickelt.

Jugoslawien versuchte nun, diese Konstellation seinen eigenen Plänen dienstbar zu machen, die auf die Wiederherstellung der panslawistischen Bewegung unter jugoslawischer Führung gerichtet sind. Die Änderung der serbisch-orthodoxen Kirchenverfassung mit ihrer Umstellung von einer nationalen Begrenzung auf eine internationale Expansion, die Organisierung der Karpatorussen in einer von Belgrad geleiteten Eparchie, die Versuche, die tschechisch-nationale Kirche zum Anschluß an die serbische zu gewinnen und die Besuche Belgrader Kirchenfürsten in Sofia haben natürlich keine sonderliche Gegenliebe bei den Tschechen gefunden, die sich ihrerseits selbst als Führer einer möglicherweise neu erwachenden panslawischen Politik sehen. Im Gefüge der Kleinen Entente kracht es also ziemlich deutlich, und es ist eigentlich eine Farce, daß ein italienischer Mißerfolg im mittleren Donaubecken die Ursache der Erschütterung der französischen Positionen im Südosten ist.

Italien hat aus dieser Entwicklung reichlich Nutzen gezogen, weil es sich von seiner illusionären Konzeption einer trialistischen Donaumonarchie infolge der größeren Elastizität seiner Außenpolitik viel schneller zurückziehen konnte als Frankreich von seinen theoretisierenden Donauplänen, wie sie im Tardieu-Plan oder in Stresa formuliert wurden. Italien scheint ganz neue Bahnen gehen zu wollen, wie der überraschend herausgebrachte Plan eines sogenannten „Meerengen-Locarno" zwischen Italien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, Rußland und der Türkei lehrt. Italien hätte damit ein für allemal die Wünsche der Serben nach einem Groß-Südslawien mit Einschluß Bulgariens, den Plan einer südslawisch-griechischen Zollunion und die französische These von der Fünften Großmacht zu Fall gebracht. Zweifelsohne wäre dadurch aber auch das französisch-russisch-polnische Vertragssystem stark erschüttert und die französische Stellung im Rücken Deutschlands und Italiens zu einer italienischen Rückendeckung geworden. Rom sucht im selben Augenblick unbedingt folgerichtig, einen Adriapakt abzuschließen, der als Nichtangriffsvertrag zwischen Italien und Jugoslawien letzteres aus einer aktiven Ostpolitik ausschließen und den Wert des Meerengenbündnisses erhöhen soll. Jugoslawiens Gegenstoß zur Erhaltung der Kleinen Entente, der sich erst einmal auf

den Minderheitenvertrag mit Rumänien (Bereinigung der Minderheitenfragen im serbischen und rumänischen Banat) beschränkt, dürfte ziemlich verpuffen, denn die Anziehungskraft Frankreichs ist durch die Zurückziehung seiner finanziellen Unterstützung im Südosten eine sehr geringe geworden. Trotz des Großmachtübereinkommens der Kleinen Entente melden sich bereits Kräfte innerhalb dieser drei Staaten, die nicht mehr rein machtpolitische, sondern geopolitische Ursachen haben. Rumänien ist seit der Klarstellung mancher Ziele in Ungarn nicht mehr so unbedingt darauf erpicht, einem Verband anzugehören, der seine ursprüngliche und eigentlichste Spitze gegen Ungarn richtet. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß die wirtschaftlichen Tatsachen, die sich an die Bedeutung des Donauweges knüpfen, zu einer gemeinsamen ungarisch-rumänischen Erörterung der zwischen beiden Staaten liegenden Mißverständnisse führen wird. Diese Hoffnung knüpft sich selbstverständlich an die Person des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös, der durch einige ausgezeichnete Schachzüge bewiesen hat, daß er sich durch die übersteigerten Revisionsgedanken mancher ungarischer Kreise in seinen realen Erwägungen nicht stören läßt. Die Reise Gömbös' nach Berlin und seine Teilnahme mit Reichskanzler Hitler am S.A.-Treffen in Erfurt haben klar dokumentiert, daß er sich nicht durch frankophile Illusionen von den wirtschaftlichen Notwendigkeiten abbringen läßt; andererseits hat die von ihm veranlaßte Stärkung der Stellung Horthys und die deutliche Absage an die legitimistische Auffassung der Habsburger-Restauration wesentlich zur Bereinigung der Atmosphäre im Donaubecken beigetragen. Die eindeutige Donaupolitik Gömbös' scheint auch anläßlich seines Besuches in Wien deutliche Spuren hinterlassen zu haben — eine Tatsache, die nicht so ganz auf der französischen Linie liegen dürfte. Österreich ist gegenwärtig die einzige absolut frankophil orientierte Domäne des Quai d'Orsay im Südosten. Verläßlicher für die französische Politik als die Tschechei oder Polen, verhindert sie eine organische Gestaltung der Südostpolitik. Gömbös' Besuch in Wien hat gezeigt, daß die natürlichen, man könnte fast sagen biologischen Grundlagen der Politik auch im Donauraum zum Durchbruch drängen, und daß vor allem die Bildung eines bloc agraire (Sinaya-Kombination, Schlagwortprägung von Schober!) ein wirtschaftliches Unding ist; bei dem gegenwärtigen Bestreben nach wirtschaftlichen Austauschgroßräumen hat er keine Existenzberechtigung. Die Ausstrahlungen des in der neuen ungarischen Politik und in den deutsch-ungarischen Wirtschaftsverhandlungen zum Ausdruck gebrachten Willens zur organischen Regelung der Donauprobleme werden auf die Dauer den Franzosen kaum die Berechtigung lassen, die von Litwinow in London abgeschlossenen Randstaatenverträge als Erfolg der Pariser Politik zu buchen: die heute noch als Zukunftsmusik erscheinende rumänisch-ungarische Frontstellung gegen die slawische Flut führt, wenn sie Wirklichkeit geworden ist, die russischen Schutzverträge auf das Maß einer innerpolitischen Propagandamaßnahme der Sowjets zurück.

Wenn diesen Verträgen und speziell dem Ostpakt überhaupt eine außenpolitische Bedeutung zukommt, dann trägt sie in erster Linie russische Züge. Allerdings hat dies Rußland sich stark von der Tätigkeit der Komintern entfernt: es ist das alte Mütterchen Rußland mit rötlich angehauchtem Gesicht wieder aus der Versenkung aufgetaucht.

Der Panslawismus ist überhaupt wieder stark gefragt. Er dürfte unter Umständen die große Mode werden, wenn Rußland in Ostasien etwas freiere Hand bekommt und Frankreich nicht mehr ganz so begehrt ist wie einst. Schuld an dieser Entwicklung trägt aber unbedingt Frankreich, das einerseits mit der Schöpfung der Kleinen Entente den panslawischen Gedanken konserviert hat und andererseits mit dem Abschluß des französisch-russischen Paktes die Sowjets in den Augen der kleinen slawischen Staaten wieder bündnisfähig machte. Damit gab es selbst den Anstoß zur Erweckung alter Reminiszenzen. Für den stillen Beschauer hat der neue Panslawismus neben der für Europa tragischen Seite auch eine komische, die sich in dem ehrgeizigen Streben der drei Staaten: Rußland, Tschechoslowakei und Jugoslawien um die Führung offenbart. Jede dieser Mächte hat eine eigene Konzeption des Panslawismus. Von südslawischer Seite dürfte sie angesichts der italienischen Agilität sehr schnell wieder auf die großsüdslawische Idee zurückgeschraubt werden. Bulgarien allerdings macht einen sturmreifen Eindruck, denn die bulgarische Ablehnung eines Grenzschutz- und Militärbündnisvertrages zwischen der Türkei, Griechenland und Bulgarien hat eine für Sofia sehr unangenehme und auf die Dauer unerträgliche Mißstimmung in Ankara und Athen erzeugt; auch Rom dürfte nicht sonderlich über dieses Ausbrechen erfreut gewesen sein. Bulgarien gehört aber auch nicht dem Ostpaktsystem an und lehnt die Kleine Entente ab, so daß es vielleicht zu frei in der Luft schwebt, um nicht trachten zu müssen, schnell festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Man wird nun auch die Äußerung des ersten Delegationsführers Bulgariens auf der Weltwirtschafts- und der Abrüstungskonferenz, Malinow, verstehen: er erklärte, Bulgarien sei genötigt, seine Politik der hinhaltenden Freundschaft mit aller Welt aufzugeben. Es müsse sich für eine fest umrissene Außenpolitik entschließen, weil sich ganz Europa in Gruppierungen aufteile, bei denen Bulgarien nicht draußen bleiben könne.

Es werden sich zwar in Sofia starke revisionistische Hemmungen gegen den Anschluß an eine dieser Gruppierungen geltend machen, aber die freundliche Reaktion Malinows auf den Ostpakt und der wohl sichere Eintritt Bulgariens in das Meerengen-Locarno lassen auf eine Schaukelpolitik schließen, die nicht mehr auf dem Olymp diktatfeindlicher Unnahbarkeit beruht.

Interessant sind die Bemühungen von slawischer Seite um Bulgarien, die sehr aufschlußreiche Ausblicke auf die ganze Lage im Südosten geben. Benesch, der sich neuerdings bemüht, einen „Block der Sieben" (Tschechoslowakei, Polen, Rumänien, Litauen, Lettland, Estland) zustande zu bringen, möchte gern Bulgarien in diese

Konstellation hineinbringen, während, wie schon oben erwähnt, Jugoslawien seine Ambitionen in der Richtung zum Schwarzen Meer keineswegs aufgibt und Rußland die kommende Anerkennung der Sowjets durch die Kleine Entente den Bulgaren als die panslawische Peitsche präsentiert, die durch freiwilligen Beitritt versüßt werden kann. Frankreich, das die Klaviatur des Ostens trotz der Mißerfolge noch immer recht gut spielt, möchte wieder seinerseits mit Hilfe Titulescus und Jeftitsch' Bulgarien der fünften Großmacht nähern, um die Idee der Kleinen Entente zu unterstützen. Diese beiden Staaten, Rumänien und Jugoslawien, sind natürlich nicht ganz abgeneigt, Frankreich die gewünschte Schützenhilfe zu leisten; denn man kann ja niemals wissen, wozu es gut ist, wenn man auch sonst eigene Wege geht. In diesem französischen Konzert spielt auch Polen eine Geige; sie ist bekanntlich auf die Melodie vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer abgestimmt. Schließlich fehlt aber auch England nicht, das mit einer begründeten Sorge die Gefahr eines Blocks von Küste zu Küste in irgendeiner Form sieht und daher in Sofia bereits das Einhalten der alten intransigent-allerweltsfreundlichen Haltung nahegelegt hat.

Der Wettlauf im Südosten birgt sehr viel von dem Zündstoff, der seinerzeit zu Serajewo und zum August 1914 geführt hat. Er verbirgt nichts anderes als ein gegenseitiges Abtasten der Großmächte und ist so eine Art Spiel mit Versuchsballons zwischen den Großmächten untereinander. Am deutlichsten kommt diese Tatsache in der bulgarischen Lage zum Vorschein.

Hier treffen sich auf einem bereits sehr gefährlichen Boden zwei Mächte, die bisher sehr vorsichtig ihre Differenzen am Rande ihrer Freundschaftssphäre im vorderen Orient ausgetragen haben: Italien und England; hat sich da Italien auf dem Steigbügel des französischen Freundschaftsangebotes bereits in den Sattel unabhängiger Seemachtspolitik geworfen?

Aber wir wollen nicht real sprechen, denn Realitäten sind augenblicklich nicht gangbare Münze in der Südostpolitik. Das wirre Gedränge verrät eine Flucht in die Illusionen, die vielleicht eine Folge der Diskrepanz zwischen Wollen und Können ist oder auch einem Mangel an Erkenntnis bei den leitenden Staatsmännern entspringen kann. Die neueste Form der Politik speziell im Südostraum scheint der Zuschnitt auf Kirchturmradius zu sein, was vielleicht mit einer in großen Staaten schon erlebten Lösung des Generationenproblems zusammenhängt. Es steht außer Zweifel, daß sich auch im Südosten innerhalb der Völker neue Dinge nach Formung drängen, deren vorgezeichneter Entwicklungsweg für die alten Politiker keine andere Rettung übrigläßt als das demokratisch sehr laue Ausweichen auf den fiktiven Weg der Politik. Man nennt das: Vogel-Strauß-Politik.

Die Tatsache, daß sich Volksbewegungen leichter nach außen hin verständigen als nach innen, ist für die Advokaten in der Politik ein Greuel. Es darf uns daher die offizielle Reaktion, die wir z. B. in Rumänien, Bulgarien und Griechenland auf gewisse Strömungen erleben, nicht wundernehmen: Man führt den Kampf gegen das Unbegreifliche und hat, was man sich gar nicht scheut kundzutun, auch eine gewisse Sorge um das Geschäft.

Vom deutschen Standpunkt aus könnte man es sich ruhig leisten, die Entwicklung der Dinge als objektiver Beobachter zu registrieren. Vorausgesetzt, daß die Zeit für eine Sicht geeignet wäre, die die Grenzen unseres Kontinents nicht überschreitet. Aber heute vollzieht sich eine Umwandlung, die keineswegs bloß auf den einen oder den anderen Raum beschränkt bleibt, sondern die den ganzen Globus erfaßt: Die Gefahr, von Spengler drohend verkündet, daß das Abendland wahrhaft untergeht. Es ist müßig, über das Vordringen der farbigen Völker zu sprechen, es ist überflüssig, über die Schäden der Herabwürdigung Deutschlands in Übersee durch die Friedensverträge zu debattieren; die Tatsachen sind bekannt, und ihre Wirkungen sind Freund und Feind vollbewußt. Aber man zögert, die täglich neuen Konsequenzen anzuerkennen, weil sie ein Übermaß an Tragik enthalten, das für den europäischen Menschen scheinbar bereits unerträglich geworden ist. Vor einem solchen Falle stehen wir augenblicklich. Man ist sich offenbar noch gar nicht darüber klargeworden oder man hat zumindest noch nicht die Schlußfolgerung im Handeln aus der Tatsache gezogen, daß zwischen den zwei autochthonen asiatischen Großmächten Rußland und Japan faktisch eine reinliche Scheidung der Interessensphären eingetreten ist, womit sie sich beide gegenseitig Rückendeckung geben und ihre volle Stoßkraft nach der Richtung ihrer traditionellen imperialistischen Konzeption frei machen. Wenn wir auch von Japans Gang nach dem Süden absehen können, weil er wohl nicht unmittelbar die Geschicke Zwischeneuropas beeinflussen wird, so bleibt noch immer in ihrer ganzen Wucht die Richtung Westen im russischen Reiche bestehen, die vielleicht angesichts der inneren Verhältnisse in der UdSSR. gegenwärtig im allgemeinen nicht sehr ernst genommen wird, die aber mit eiserner Zähigkeit, von dem Glauben an die höhere Sendung des Russentums getragen, verfolgt wird.

Staatsmänner sollen Jahrzehnte, ja Jahrhunderte überschauen, und sie sollten eigentlich nicht daran scheitern, daß sie auf den Sand einer im Moment ungefährlichen Lage ihr Ideengebäude aufbauen. Vor allem sollten die Staatsmänner des Südostens sich niemals in dem beruhigenden Gedanken wiegen, daß jenseits des Dnjestr der Expansionsdrang auf den Nullpunkt gesunken sei. Aber drüben vollzieht sich die Politik in Jahrhunderten, während sie in Mitteleuropa meist nur nach Jahren und im Südosten oft nur mit Wochen und Tagen rechnet. Und darin liegt die ungeheure Gefahr für Europa verborgen; denn wenn wir die täglichen Sorgen zum Inhalt der Politik schlechthin aufbauschen, dann kann tatsächlich der

Südosten wieder einmal das Aufmarschgebiet Asiens werden, ohne daß ein Wien wie 1683 Einhalt gebieten könnte.

Mit anderen Worten: Es wird sich auch im Südosten die Überzeugung Bahn brechen müssen, daß eine Politik, wie sie von manchen demokratischen Parteien so gern geübt wird, auch für die Staatspolitik unhaltbare Zustände schafft und daß die Grundlagen der Außenpolitik organischer, man möchte fast sagen biologisch bestimmter Natur sind, über die hinwegzusetzen eine Gefahr für den eigenen Bestand, aber nicht unbedingt für den des anderen bedeutet.

VON WALDEYER-HARTZ:

Verbietet Deutschlands geographische Lage ein Hinaustreten auf See?

Der im Maiheft veröffentlichte Aufsatz von Wulf Siewert: Die „geographischen Grundlagen der deutschen Seestellung" hat in Marinekreisen starkes Aufsehen erregt. Viele Zuschriften und ein Gegenaufsatz im Nachrichtenblatt der Marine-Offiziers-Vereinigungen legen davon Zeugnis ab. Wir haben darum den Verfasser dieser Entgegnung, Kapitän z. See a. D. von Waldeyer-Hartz gebeten, den gegenteiligen Standpunkt bei uns zu vertreten.

Allerdings haben wir das Gefühl, die Ausführungen von Siewert seien nicht ganz in dem Sinn aufgenommen worden, in dem sie geschrieben sind. In dieser Zeitschrift wurde nie und wird nie dem „schwächlichen Verzicht" das Wort geredet. Und nichts hat auch Siewert ferner gelegen als der Ruf zur Schwäche.

Aber sind wir nicht im Augenblick schwach und wehrlos? Und ist nicht eben die Aufgabe die: unseren neugewonnenen nationalen Willen so anzusetzen, daß er uns zu der Stellung in der Welt führt, die uns zukommt? Gewiß entscheidet nicht die geographische Lage allein über unser Schicksal, sondern die nationale Kraft des Reichskörpers.

Aber Waldeyer-Hartz selbst führt aus, daß England zu drei Malen schon diese aufstrebende Kraft der Deutschen zerbrochen hat: als es die Hanse zerschlug, dann mit der Kontinentalsperre und wieder im Jahre 1914, als unser stolzes und friedliches Übersee-Reich binnen weniger Tage einfach ausgelöscht wurde, weil der Engländer das Weltmeer beherrschte und nicht wir.

Manches wäre den nachfolgenden Ausführungen entgegenzusetzen; im Kreise geopolitisch geschulter Leser erübrigt es sich. Wo es wünschenswert schien, haben wir unsere Bemerkungen in Kursiv an den Fuß der Seite gestellt. Es kommt heute nur auf das eine an: den Blick zu schärfen für die harten Tatsachen, wie sie uns als Aufgabe und als Schicksal mitgegeben wurden. Wo in der Außenpolitik der Kampf anzusetzen ist, der unser Element sein muß: ob in Richtung auf den Kontinent, ob auf das Meer hinaus, — das ist eine Frage der eigenen Kraft und der Schwächepunkte der anderen. Sie kann nur aus dem Genie des Führers und aus einer Volksleistung über dem Durchschnitt ihre Lösung finden. *Die Schriftleitung.*

Im Maiheft 1933 der „Geopolitik" hat Wulf Siewert in seinem Aufsatz „Die geographischen Grundlagen der deutschen Seegeltung" in einer Form Stellung zu unserer Frage genommen, die nicht unwidersprochen bleiben darf. Siewert selbst verwahrt sich zwar dagegen, als habe er „einen Verzicht auf Seemacht für Deutschland predigen wollen". In Wirklichkeit sind seine Ausführungen jedoch an mehr als einer Stelle ganz dazu angetan, solchen Verzicht schmackhaft zu machen.

Der Umstand, daß Größe und Bedeutung der hansischen Seemacht ihren Zenith erreichten, als der Genuese Christoforo Colombo „eine neue Welt auffuhr", wie es damals in Deutschland hieß, hat die Mär entwickelt und erhalten, die Entdeckung Amerikas habe hansischem Unternehmungsgeist das Rückgrat gebrochen. In Wirklichkeit waren es jedoch das staatliche Erstarken Englands und der Niederlande, nicht zum mindesten aber auch das überraschende Ausbleiben der Heringszüge in der Ostsee, was den stolzen Handelsaufstieg der deutschen seefahrttreibenden Städte fast jäh unterbrach. Es ist nun nicht so, als habe seit jener Zeit die deutsche Flagge wegen des weiten Anmarschweges die Weltmeere gemieden. Im Gegenteil, einen deutschen Seehandel hat es so gut wie ununterbrochen gegeben. Der Große Kurfürst belebte ihn neben Schaffung einer Kriegsflotte stark, noch kräftiger blühte er aber unter der Regierung Friedrichs des Großen und seiner Nachfolger auf Preußens Thron. Im letzten Regierungsjahr Friedrich Wilhelms I. betrug der Umsatz des Stettiner Handels 300 000 Taler, im letzten Regierungsjahr seines Sohnes, der der in Emden gegründeten Asiatischen Kompanie sein besonderes Interesse zuwandte, waren daraus 4,5 Millionen geworden! Der Kriegssturm von 1806 brachte den Zusammenbruch. Napoleon zwang das besiegte Preußen an seine Seite, England sperrte daraufhin Ems, Weser, Elbe und Trave, Schweden die übrigen Ostseehäfen. Hunderte von preußischen Prisen, durch keinen Flottenschutz gedeckt, fielen in englische und schwedische Hände. Und es blieb ein mehr als kläglicher Trost, wenn ein Zeitgenosse aus jenen Tagen schrieb: „Wir erstaunten über die großen Verluste, denn wir hatten gar nicht gewußt, daß wir einen so bedeutenden Handel betrieben!"

Es war eine Selbstverständlichkeit, bedingt durch die geographische Lage ihrer Länder, vornehmlich aber auch von der Gunst machtpolitischer Verhältnisse unterstützt, daß sich von allen germanischen und halbgermanischen Völkern die Holländer und Briten als erste auf die von der spanischen und portugiesischen Seefahrt erschlossenen Weltmeere hinausbegaben und die Herrschaft auf See an sich rissen. (Wobei nicht übersehen werden soll, daß der Norweger Erik der Rote bereits im Jahre 983 Grönland entdeckte, das seitdem eine stattliche Reihe von norwegischen Auswanderern anlockte, so daß 1124 in Grönland ein Bistum gegründet wurde mit 16 Kirchen und 2 Klöstern.) Deutschland folgte mit achtunggebietender Kraft dem Vorgehen Englands und Hollands erst sehr viel später nach. Diese Verzögerung war in erster Linie durch die politische Entwicklung Deutsch-

lands, nicht durch seine geographische Lage bedingt[1]). Stellten sich die Verhältnisse anders dar, dann wäre es schlechterdings unverständlich, warum nach Gründung des Deutschen Reiches der Seegedanke mit Macht aufblühte. An der geographischen Lage unseres Vaterlandes hatte sich nichts geändert; hingegen hatte seine politische Gestaltung einen erklecklichen Wandel durchgemacht. Nicht die Materie „Land und Grenzen", sondern der deutsche Mensch hatte zur See gedrängt[2]). Und dieses Drängen ist ganz gewiß kein Zufall.

Es läßt sich vielmehr aus der Geschichte ohne Mühe nachweisen, daß Teile unserer germanischen Vorfahren von jeher auf dem Salzwasser heimisch waren wie kaum ein anderes Volk. Wenn das Deutschland von heute trotz dem schweren Zusammenbruch von 1918 mit allen seinen jammervollen Folgeerscheinungen bereits wieder an vierter Stelle unter den seehandeltreibenden Völkern steht, hinter England, den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, wenn es Schiffe baut, die nicht nur das regste Interesse der Welt, sondern auch rückhaltlose Anerkennung finden, wenn es in vielen schiffbautechnischen Fragen bahnbrechend vorgeht, wenn es vor allen Dingen aber in der Kriegs- und Handelsmarine Offiziere und Besatzungen aufweist, die den Vergleich mit niemandem zu scheuen brauchen, so sind dies alles Tatsachen, die eindeutig klar beweisen, daß wir für die See geboren sind, daß altgermanisches Seefahrtblut noch immer durch unsere Adern pulst.

Wenn es so wäre, wie Siewert ausgeführt hat, daß eine starke Seemacht nur von einem Inselvolk in günstiger strategischer Lage geschaffen und aufrechterhalten werden könne, dann wäre Englands und Japans Stellung für alle Zeiten gesichert. Dem ist aber beileibe nicht so. Erlebt doch gerade unsere Zeit den starken Abstieg britischer Seemacht, deren Höhepunkt am Tage von Trafalgar (1805) erreicht wurde. Auch hier gilt das Wort: an Englands geographischen Verhältnissen hat sich nicht das geringste geändert, trotzdem welkt seine Größe als die einer alle Meere beherrschenden Seemacht dahin. Die geographische Lage eines Landes darf nicht das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, das Maß der Wehrhaftigkeit auf See zu bestimmen. Es spricht vielmehr eine Reihe von anderen Fragen und Bedingungen mit, an deren Spitze heldische Kraft und heldischer Geist stehen. Vielleicht werden beide dort am besten gepflegt und am stärksten gefördert, wo die Ungunst der Materie herrscht und Schwierigkeiten schafft, wo die geopolitischen Verhältnisse einer Entwicklung zur Größe zu widerstreben scheinen.

Unumwunden ist zuzugeben, daß die seestrategische Lage Deutschlands unter dieser Ungunst leidet. Zwar nicht unbedingt, denn die deutschen Küsten sind leicht zu verteidigen; wohl aber in der Hinsicht, daß Deutschland abseits der Weltmeere in einem Erdenwinkel liegt, während andere Staaten vom Atem der freien See umbraust werden. Seltsam bleibt nur, daß diese von Vorzügen nicht verwöhnte Lage

1) *Ist nicht die politische Entwicklung Deutschlands auch nur aus seinem geographischen Aufbau und seiner Lage zu verstehen?* 2) *Weil der deutsche Mensch das handelnde Element in der deutschen Geopolitik ist. Hier muß auf eine grundsätzliche Tatsache hingewiesen werden. Es ist ein Irrtum, der geopolitischen Wissenschaft in dieser Form geographischen Materialismus vorzuwerfen: die Gesamtheit des Staates, Volkskörper also und Raum sind ihr Gebiet, nicht die politischen Kräfte des Raumes allein, wie der Verfasser annimmt.*

Deutschland in keiner Weise davon abgehalten hat, vor und nach dem Weltkriege einen Überseehandel zu betreiben, der für beide Zeitabschnitte als groß und stark, ja als führend bezeichnet werden darf[1]).

Gewiß wird man einwenden, dies trifft für Friedenszeiten zu. Haben wir es aber nicht erlebt, daß mit Kriegsausbruch nahezu der gesamte deutsche Überseehandel versandete, ja daß auch die mächtige deutsche Flotte in die Flußmündungen der deutschen Ströme verbannt wurde und in ihrer freien Beweglichkeit, jedenfalls in der Weltmeerfahrt, stark gehemmt war? Daß Hilfskreuzer, die die feindlichen Sperrlinien durchbrachen, ihr Leben nur vom Aufbringen fremder Schiffe fristen konnten, da es deutsche Stützpunkte im Auslande nicht gab? Ja, in der Tat, so war es! Trotzdem soll man sich vor voreiligen Schlüssen hüten; insonderheit davor, als sei es von vornherein ein verfehltes Unternehmen, wenn das durch seine geographische Lage gehemmte deutsche Volk nach wie vor auf See hinaus strebt. Die Ereignisse des Weltkrieges sind für die Klarstellung dieser Frage nicht beweiskräftig. Gesetzt den Fall, die Vereinigten Staaten von Amerika hätten eine strikte Neutralität gewahrt, dann wäre Englands Seemacht aller Wahrscheinlichkeit nach bereits im Sommer 1917 vor der deutschen Seemacht zusammengebrochen[2]). An Zeugnissen, daß es trotz der ausgesprochen wohlwollenden Neutralität Amerikas dicht davor stand, gebricht es nicht. Ohne fremde Hilfe wäre England dem Würgegriff des U-Bootkrieges erlegen. Darüber hinaus verlor es aber auch sonst an Seemacht, je länger der Krieg dauerte.

Admiral Beatty, der Nachfolger Jellicoes im Kommando über die Grand Fleet, hat im Januar 1918 vor dem englischen obersten Kriegsrat freimütig erklärt, daß er es unter den gebotenen Umständen nicht mehr für angebracht hielte, eine Seeschlacht gegen die deutsche Hochseeflotte anzustreben; einmal, weil die britische Flotte infolge der starken Beanspruchung ihrer Geschwader durch den Handelsschutz zahlenmäßig zu schwach sei, dann aber auch aus Gründen der Materialunterlegenheit. Skagerrak, wo alle Gunst der Sichtigkeit den britischen Schiffen zur Seite gestanden hatte, wirkte somit kräftig nach.

Von unserem Standpunkt aus ist außerdem zu betonen, daß noch ein Drittes hinzukam, was Englands Seemachtstellung schwächte: auch die strategische Lage hatte sich zu unseren Gunsten verschoben! Wulf Siewert behauptet zwar das Gegenteil, er befindet sich aber im Unrecht. Die ständige Erweiterung der durch Minen verseuchten Seegebiete brachte uns den Engländern von Monat zu Monat näher. Innerhalb der Minenfelder wurde ein Straßennetz offengehalten. Ein Zusammenspiel der Kräfte der Hochseeflotte mit den deutschen Seestreitkräften der flandrischen Küste versprach somit immer größeren Nutzen. Selbst die britische Flotten-

1) *Darin lag eben der Mangel an geopolitischem Verständnis: einen Seehandel zu entwickeln, der aus unserer geographischen Lage heraus nicht zu schützen war und darum dem Zugriff jedes der großen Räuber zur See offen lag.* 2) *Es war aber bei der geographischen Lage Deutschlands — die wirksame Gegenpropaganda ausschloß — und bei der Wehrlosigkeit auf dem Weltmeer nicht anzunehmen, daß Amerika neutral blieb, und gerade der U-Bootskrieg mußte es hervorlocken!*

leitung erkannte an, daß Deutschland hierdurch in die Lage versetzt sei, auf der inneren Linie von seinen Häfen aus günstiger zu operieren als in den ersten Kriegsjahren. Demnach war es also durchaus nicht so, daß „England in Scapa Flow blieb und den Seeraum wirken ließ", wie Siewert uns lehrt; im Gegenteil, England lebte trotz der Gunst seiner geographischen Lage seit 1917 in wachsender Sorge, wie es sich vor der Macht der deutschen Flotte seiner Haut erwehren könne.

Siewert verkennt überhaupt die Bedeutung und das Wirken der deutschen Flotte während des Weltkrieges. Wenn er schreibt, sie „erschöpfte sich in kleineren Unternehmungen, beschoß die englische Küste und organisierte endlich den U-Bootkrieg", so wird diese Form der Darstellung der gewaltigen Arbeitsleistung, die tatsächlich aufgewandt wurde, in keiner Weise gerecht. Ist es nicht völlig abwegig, selbst für den Laien, den U-Bootkrieg unter den Begriff „Reizmittel, die die Engländer nicht hervorlockten", einzubeziehen? In Wahrheit war das U-Boot die furchtbarste Waffe des Weltkrieges für England. Daß man ihr nicht erlag, hing an einem seidenen Faden. Und diesen Faden verdankte man allein der amerikanischen Hilfe. Nach allem kann es nicht wundernehmen, wenn Siewert zu dem völlig schiefen Endergebnis gelangt, „die militärische Kraft Englands wäre auf See ungeschwächt geblieben, während die Aktionsfähigkeit der deutschen Flotte immer mehr eingeengt worden sei". Das ist das Urteil eines Laien, der außerdem noch die Dinge unter dem besonderen Gesichtswinkel betrachtet, den Beweis zu erbringen, daß Deutschlands geographische Lage seine Seegeltungsbestrebungen aufs stärkste hemme [1]).

Ich bin der letzte, der es ableugnet, daß der Sperrbalken der britischen Inselwelt die Nordsee stark verriegelt, daß die Gunst der strategischen Lage ausgesprochen auf Englands Seite stand, als wir mit ihm auf See die Klingen kreuzten. Wenn es jemals wieder zu einem Kriege zwischen England und Frankreich kommen sollte, dann erwüchsen der britischen Flotte in Bekämpfung des U-Bootkrieges vor der weit ausgedehnten atlantischen Küste Frankreichs, aber auch im Kanal und im Mittelländischen Meere ganz andere Aufgaben als die, die in der Nordsee zu bewältigen waren; hier ein enger Schlund, dort breiteste Küstenausdehnung. Man darf aber nicht so weit gehen, wie Siewert es leider getan hat, aus der geographischen Lage Deutschlands Schlüsse zu ziehen, die sich für schwachmütige Leute geradezu verhängnisvoll auswirken können, Schlüsse, die vor allen Dingen falsch sind. Es trifft nicht zu, daß die Entwicklung Deutschlands vom Agrarstaat zum Industriestaat von Anfang an „eine schwere Gefahr für die deutsche Sicherheit" bedeutet habe. Zumindest ist diese Feststellung meines Erachtens nur bedingt richtig. Auch

1) *Im Sinne der Untersuchung von Siewert genügte es durchaus, daß die englische Flotte überhaupt da war. Solange sie nicht völlig niedergekämpft war, blieb uns das freie Meer verschlossen, die Hungerblockade effektiv.*

dem rein agrarisch eingestellten Deutschland hat es von jeher an Neidern und Feinden nicht gefehlt[1]). Es läßt sich daher durchaus darüber streiten, ob der „reine Agrarstaat relativ unabhängiger vom Auslande war als der Industriestaat Deutschland". Es wirkt auch nicht überzeugend, wenn Siewert ausführt: „Da Deutschland im Herzen Europas lag, geriet es in einen unlösbaren Konflikt zwischen Kontinental- und Seemachtpolitik." So materiell darf man die Dinge denn doch nicht betrachten. Auch ich bin der Auffassung, daß es ein schwerer Fehler der deutschen Außenpolitik war, gleichzeitig auf See hinauszustreben und eine ausgesprochene Expansionspolitik nach dem Nahen Osten zu betreiben, die ihren schärfsten Ausdruck im Bau der Bagdadbahn fand. Hierdurch haben wir Rußland an Englands Seite getrieben. Wir sind vor allem aber dem britischen Leu nicht nur auf dem Wasser, sondern auch zu Lande auf den Leib gerückt, indem wir in eines seiner empfindlichsten Interessengebiete, in das Glacis zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean, eindrangen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir uns damit eine Last aufbürdeten, die unsere Kräfte überstieg. Der Einbruch in russisches und britisches Interessengebiet neben dem Hinausstreben auf die See war zuviel. Eines von beiden hätte hintanstehen müssen. Nach meinem Dafürhalten war die ungefährlichere Expansion die auf See hinaus, weil sie die russischen Kreise nicht berührte, sondern nur England zu schaffen machte. Vor allem aber deshalb, weil unsere Seegeltungsbestrebungen kein anderes Ziel verfolgten, als mit dem großbritischen Reich, nicht zu dessen Schaden, zu einem gesunden modus vivendi zu kommen. Um eine Gegnerschaft gegen England war es den Schöpfern der deutschen Flotte, Kaiser Wilhelm II. und Großadmiral von Tirpitz, nie und nimmer zu tun. Im Gegenteil, sie beanspruchten auf See nichts weiter als die Anerkennung berechtigter Wünsche und wären nach Durchführung des Flottengesetzes im Jahre 1920 aller Wahrscheinlichkeit nach bereit gewesen, mit England ein Bündnis einzugehen[2]). Daß diese Politik alles andere, nur keine abenteuerlichen Ziele aufwies, hat der Kriegsverlauf gelehrt. England stünde heute aller Voraussicht nach um vieles stärker und vieles angesehener da, wenn die deutsche Flotte noch eine achtunggebietende Macht darstellte und nicht ihr Ehrengrab in Scapa Flow hätte suchen müssen.

Siewert hat durchaus recht, wenn er unser Vorgehen nach zwei Fronten, nach dem Balkan und Kleinasien und auf See hinaus, verurteilt. Dieses Vorgehen hat ohne Frage bestimmend dazu beigetragen, den Ring der Entente zusammenzu-

---

1) *Aber der Industriestaat konnte nur leben vom Austausch über See. Wurden diese Fäden abgeschnitten, und sie mußten bei jedem Krieg mit England abgeschnitten werden, war unser Bestand gefährdet.* 2) *Ein wehrhafter Staat wartet aber nicht, bis sein Gegner so stark geworden ist, daß er sich mit ihm einigen muß! Und für England waren wir Gegner.*

schmieden. Diese Entwicklung war aber nicht durch unsere geographische Lage im Herzen Europas bedingt[1]). Sie fällt vielmehr einem rein politischen Vorgehen zur Last, das sich keine Grenzen steckte, indem es neben dem dringend notwendigen Hinaustreten auf See auch im Nahen Osten zumindest wirtschaftliche Vorteile einzuheimsen gedachte. Ich bin überzeugt, daß es uns tatsächlich nur auf wirtschaftliche Gewinne ankam. Rußland und England wird man es jedoch nicht verübeln können, wenn sie hinter unserem Vorgehen machtpolitische Ziele witterten.

Wenn Siewert in diesem Zusammenhang behauptet: „Man ist versucht, zu sagen, Deutschland habe schon 1912 den Krieg verloren", so wirkt auch dieses Wort nicht gerade überzeugend. Es genügt, darauf hinzuweisen, was oben über die schwere Bedrängnis angeführt wurde, in die England durch das Vorhandensein und Wirken der deutschen Flotte geriet, um solche Lehren zu entkräften. Nicht minder abwegig ist es, wenn Siewert erklärt, auch „Rußlands Kampf um Zugänge zur offenen See, der sich durch seine ganze Geschichte zöge, sei wegen der ausgesprochen ungünstigen Küstenlage des Riesenreichs eine einzige Kette von Fehlschlägen gewesen: Kronstadt, Sebastopol, Wladiwostock und Port Arthur, alle diese Häfen seien leicht zu blockieren und wirkten wie Mausefallen. Klassisches Ende eines falschen Plans: Tschuschima." Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß auch diese Beweisführung hinkt. Im russisch-japanischen Seekriege haben in erster Linie die stärkere Initiative und die bessere Flottenschulung der Japaner über einen morschen Gegner triumphiert[2]). Hätten die personellen Kräfteverhältnisse anders gelegen, wäre Japan rein militärisch in der Hinterhand gewesen, dann hätten die „leicht zu blokkierenden russischen Häfen" (was im übrigen für Port Arthur nicht einmal zutrifft) überhaupt nichts zu sagen gehabt.

Auch die Behauptung von Siewert, „es sei Tatsache, daß die deutsche Seemacht infolge falscher Führung und Auffassung zusammenbrach", kann nicht unwidersprochen bleiben. Tatsache ist vielmehr, daß das landesverräterische Treiben jener pazifistischen Schwächlinge deutscher Zunge, die um des Götzenbildes „Marxismus" willen eine Fortsetzung des Krieges und ein Sichbehaupten Deutschlands nicht wünschten, durch Entfesselung schwerer Meutereien an Bord das Flottenschwert stumpf machten und zerbrachen.

Schließlich befremdet auch die Art und Weise, wie Siewert gegen jede aktive Kolonialpolitik auftritt. War es nötig, Sätze wie diesen niederzuschreiben: „Nur als englischer Vasallenstaat (wie Holland und Portugal) könnte Deutschland solche Pläne durchführen"?

Ich komme zum Schluß. Zunächst liegt es mir am Herzen, dem Herausgeber dieser Blätter dafür zu danken, daß er mich zu einer Erwiderung aufgefordert hat.

---

1) *Sondern durch die geopolitische Unkenntnis unserer Führung.* 2) *Gerade in diesen Tatsachen zeigte sich die Überlegenheit des seegewohnten Inselvolkes, noch dazu in den heimischen Gewässern, gegen das kontinentalste Volk der Erde.*

Ich darf dabei versichern, daß ich die Größe und Bedeutung der geopolitischen Wissenschaft voll zu würdigen weiß. Sie leistet uns beim Erkennen geschichtlicher Zusammenhänge wertvollste Dienste. Darüber hinaus kann sie aber auch die reine Politik aufs stärkste befruchten. Voraussetzung bleibt jedoch meines Erachtens, daß sich die Geopolitik dessen bewußt bleibt, eine Wissenschaft zu sein, die ausgesprochen der Praxis helfen soll, was Herr Professor Haushofer von jeher und mit allem Nachdruck angestrebt hat. Ausführungen wie die von Siewert verlieren sich leider ins doktrinäre Gebiet und stiften darum nur geringen Nutzen.

Deutschlands geographische Lage zu den Weltmeeren ist gewiß nicht günstig zu nennen. Dennoch scheint es völlig verfehlt, bei wissenschaftlichen Untersuchungen die Berechtigung unseres Hinaustretens auf See auch nur im geringsten in Zweifel zu ziehen; selbst wenn sich die Zweifel darauf beschränken sollten, die Schwierigkeiten des Hinaustretens anschaulich zu machen. Nach wie vor gilt für uns das alte Römerwort, aufgelebt zu einem stolzen Bekenntnis der Hanse:

„Seefahrt ist not!"

COLIN ROSS:

Das französische Canada

(Nachdruck verboten.)

1. Die iberische „Monroedoktrin".

Montreal, im Juni.

Die Bezeichnung „Französisches Canada" ist irreführend, aber es gibt einstweilen keine bessere. Der Teil Canadas, in dem französisch gesprochen wird, hat mit Frankreich nichts anderes gemein als die Sprache, und auch die nur bedingt; denn es ist ein Französisch des 18. Jahrhunderts, das zunächst nicht ohne weiteres verständlich ist.

Das französische Canada ist in seiner ganzen politischen wie kulturellen Struktur nur verständlich durch seine Geschichte. Diese Geschichte aber ist, wie überhaupt die ganze geschichtliche Entwicklung des nordamerikanischen Kontinentes, eine etwas dunkle Angelegenheit, wenigstens für die meisten Europäer. Die springen von Columbus unvermittelt auf die „Mayflower" oder gar gleich auf den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg über. Neben der dramatischen Eroberung von Mexiko und Peru fällt die weniger dramatische, aber für uns viel wesentlichere Erschließung Canadas und Nordamerikas völlig unter den Tisch. Und die Unorientiertheit darüber, wie auf neuen Räumen neue Völker entstanden oder im Entstehen begriffen sind — keineswegs so einfach wie das die amerikanische Geschichtsschreibung darstellt —, ist mit schuld, wenn die deutsche Öffentlichkeit der letzten Entwicklung Amerikas teilweise verständnislos gegenübersteht.

Zunächst einmal muß man die Lücke überbrücken, die zwischen Columbus und den fix und fertigen Vereinigten Staaten klafft, muß man sich klarmachen, daß es im Grunde ein Vermessungsfehler war, der die Besiedlung Amerikas überhaupt erst ermöglichte, wenigstens dessen, was wir gewöhnlich unter „Amerika" verstehen: die Vereinigten Staaten — oder richtiger, das von Germanen und Franzosen erschlossene und besiedelte Nordamerika im Gegensatz zu dem von Südeuropäern kolonisierten Südamerika.

Wenn wir Europäer uns heute über die Monroedoktrin beklagen, die ganz Amerika den Amerikanern vorbehält, so vergessen wir, daß Europa einst eine Doktrin aufstellte, die nicht nur Amerika, sondern die ganze Welt den Europäern vorbehielt, das heißt nicht einmal allen Europäern, sondern lediglich den beiden Staaten der Iberischen Halbinsel, Spanien und Portugal.

Diese europäische oder vielmehr „iberische Monroedoktrin" basierte auf dem Vertrag von Tordesillas. Er wurde 1494 nach den ersten großen Entdeckungen des Bartholomäus Diaz und Christoph Columbus geschlossen und teilte die ganze Erde in eine spanische und eine portugiesische Zone. Die Trennungslinie lief 400 Leguas östlich der Azoren. Ganz Amerika gehörte also zur spanischen Zone mit Ausnahme Brasiliens und — eben infolge eines Vermessungsfehlers — auch Neufundlands und Labradors.

Keine der beiden Mächte durfte in der Zone der anderen Kolonien anlegen, siedeln oder auch nur Handel treiben. Und die übrigen Länder? — Die zählten überhaupt nicht. Denen erging es wie dem Poeten im Schillerschen Gedicht, die waren eben zu spät gekommen.

Hinter diesem wohl selbstsüchtigsten und engherzigsten Abkommen, das je geschlossen wurde, stand die vereinigte Macht der beiden damals bedeutendsten Seemächte, von denen die eine unter Karl V. bald darauf überhaupt die Weltmacht wurde. Außerdem aber trat hinter ihn infolge der päpstlichen Sanktion auch die ganze Autorität der Kirche, und das hieß damals fast noch mehr als die größte Flotte und die bestgerüsteten Heere.

Und so wäre wahrscheinlich die gesamte Weltgeschichte anders verlaufen, zum mindesten die Geschichte der Erschließung und Besiedlung Amerikas, wäre nicht durch eben diesen Vermessungsfehler ein Loch in den Panzer gekommen, der die Neue Welt gegen den Neid und die Eroberungslust der andern Länder abschloß.

Spanien war fest entschlossen, die Möglichkeiten, die ihm der Vertrag von Tordesillas gab, voll auszunützen. Und es hatte auch die Macht dazu. In seiner Zone duldete es keine fremden Kolonisten und keinen fremden Handel. Mit Portugal stand es ungünstiger. Es hielt zwar in seiner eigentlichen Zone, in Afrika und Ostindien, fremde Konkurrenten fern, aber bereits in Brasilien hatte es die größte Mühe, die Franzosen und Holländer wieder hinauszuwerfen, die sich hier zeitweise festsetzten. So war es kaum imstande, sich um das Gebiet zu kümmern, das ihm der Tordesillasvertrag im hohen Norden zugesprochen; zum mindesten desinteressierte sich Portugal, nachdem die Erkundungsfahrt Corte Reals nach Neufundland und Labrador festgestellt hatte, daß in diesem kalten, nebeligen Lande nichts zu holen sei,

wenigstens nicht das, was die Portugiesen und Spanier damals auf der ganzen Welt suchten: Gold und Gewürze.

Der Bericht Corte Reals an die portugiesische Krone soll sehr kurz gewesen sein. Er lautete „Aca nada", das heißt: „dort ist nichts". Von diesem Ausspruch soll der Name „Canada" herrühren. Das stimmt nun allerdings kaum, und die Bezeichnung Canada kommt jedenfalls von dem gleichnamigen indianischen Wort her, das soviel wie Niederlassung bedeutet. Aber das ist ja schließlich auch belanglos; wichtig ist, daß der Portugiese dieses Gebiet weder besetzte noch sicherte, und daß so ein Loch entstand, durch das die andern europäischen Mächte in Amerika Fuß fassen konnten. Das waren insbesondere England und Frankreich, die längst auf eine Gelegenheit lauerten, sich auch ihren Anteil an den Schätzen der Neuen Welt zu sichern.

England hatte ja, fast gleichzeitig mit Columbus, Cabot über den Atlantischen Ozean geschickt, der bereits 1497/98 Neufundland und die Labradorküste entdeckte, also bevor noch Columbus das Festland Amerika gesichtet. Somit gebührt auch der Ruhm dieser zweiten Entdeckung des amerikanischen Kontinents den Germanen, wie ihnen der der ersten im zehnten Jahrhundert zukommt.

England begnügte sich zunächst mit den reichen Fischgründen der Neufundlandbänke. Sein Gold wurde der Codfisch. Allerdings war es nicht leicht in einer Zeit, die restlos vom Goldfieber besessen war, Interesse für Schellfischfang zu erwecken, und die Männer, die die ersten Fischexpeditionen nach den Neufundlandbänken ausrüsteten, hatten erhebliche Mühe, die erforderlichen Summen aufzutreiben. Aber als bekannt wurde, daß die Gewässer um Neufundland so fischreich waren, daß man nur einen Korb ins Wasser zu tauchen brauchte, um ihn gefüllt mit Fischen wieder herauszuziehen, kamen Fischer aus der ganzen Welt, vor allem aus der Bretagne und der Normandie. Frankreich wurde Englands gefährlichster Konkurrent. Schließlich einigte man sich dahin, daß England der Osten, Frankreich der Westen Neufundlands als Interessenzone zugesprochen wurde.

Spanien verfolgte mit äußerster Unruhe dieses Eindringen der Westmacht in die Neue Welt, es suchte mehrfach Lissabon zu Protest und Abwehr zu bewegen, aber da die Portugiesen nichts taten, ihre Zone zu sichern, so unternahm auch Spanien schließlich nichts, zumal es ja auch um dieser wertlosen Länder im rauhen, nebeligen Norden willen wirklich nicht dafürstand.

Da die Franzosen auf der Westseite Neufundlands saßen, gerade gegenüber der Mündung des St. Lorenz, so mußten sie mit der Zeit fast zwangsläufig Canada entdecken. Das geschah denn auch bereits 1524, zu der Zeit, als Cortez gerade Mexiko erobert hatte. Verrazano fuhr die ganze nordamerikanische Küste entlang, nahm sie für den König von Frankreich in Besitz und nannte sie Nova Francia.

Aber erst volle zehn Jahre später entdeckte und befuhr Cartier den St. Lorenz. Spanien war von der Fahrt Cartiers aufs äußerste beunruhigt. Es schickte ihm eiligst einige Karavellen nach und protestierte heftig in Lissabon dagegen, daß Portugal eine Verletzung des Vertrages von Tordesillas duldete.

Portugal tat wieder nichts, seine Rechte zu wahren; Spanien aber verfolgte die Angelegenheit weiter und erzwang von Frankreich einen ausdrücklichen Verzicht auf alle Kolonialtätigkeit. Frankreich hielt sich daran, nicht aber die Franzosen. Schon vorher hatten französische Korsaren Pernambuco geplündert. Bald darauf erfolgte die Gründung von Fort Coligny in der Bucht von Rio de Janeiro und schließlich die französische Floridaexpedition mit der Anlage von Charlesfort.

Aber alle diese Versuche, in die spanische wie in die portugiesische Zone einzudringen, scheiterten. Überall wurden die Nichtiberer wieder hinausgeworfen. Nur im Neufundlandloch konnten sie sich festsetzen. Hier war keine Abwehr. Von hier aus wurde Canada entdeckt und besiedelt. Und ohne den Präzedenzfall Neufundland wären auch die englischen, holländischen und schwedischen Siedelungen an der Küste der heutigen Vereinigten Staaten kaum möglich gewesen. Das Loch im Tordesillasvertrag hat schließlich der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben, als damals vorauszusehen war.

Warum diese alten und wenig bekannten historischen Details heute aktuell sind? Auch heute glauben manche Staaten, die Welt wäre endgültig verteilt und geschlossene Verträge wären ewig und unabänderlich. Die Welt ist niemals endgültig verteilt, sondern immer und von jeher unter die Völker immer wieder neu verteilt worden. Und kein Vertrag ist je ewig und unabänderlich gewesen. Es kommt nur darauf an, das Loch in ihm zu finden, wie die Franzosen und Engländer es seinerzeit im Vertrag von Tordesillas fanden, der sie endgültig und unabänderlich von den Schätzen und Reichtümern der Welt auszuschließen schien.

Frankreichs verlorenes Reich.

Als wir die Neufundlandbänke passierten, trafen wir einen französischen Segler. Er hatte Boote ausgesetzt, um zu fischen. Einst kamen ganze Flotten von Fischseglern jedes Jahr aus der Normandie und der Bretagne hierher, heute kommen kaum noch welche. Vielleicht war diese Bark überhaupt die letzte. Es lohnt nicht mehr. Heute ist es rentabler, von der Neufundlandküste aus zu fischen. Und selbst für die Neufundländer ist der Codfischfang kein Geschäft mehr.

Einige Stunden später fuhren wir an Miquelon vorbei. Miquelon ist eine kleine, unscheinbare Insel, kaum mehr als eine braune, kahle Klippe. Und trotzdem eilten wir an die Reeling und schauten fasziniert nach dem trostlosen Eiland hinüber. Es ist heute noch französisch. Es ist der letzte Rest, der Frankreich von seinem einstigen kolonialen Imperium blieb, einem Reich, das sich fast über den ganzen nordamerikanischen Kontinent erstreckte, das von der Sankt-Lorenz-Mündung bis an die des Mississippi reichte.

Als Frankreich den Frieden von Paris schließen mußte, der den großen englisch-französischen Kolonialkrieg des 18. Jahrhunderts beendete, war alles, was es von seinem gewaltigen Besitz in Nordamerika retten konnte, seine alten Fischereirechte auf den Neufundlandbänken. Und um für seine Fischer dort wenigstens einen Stützpunkt zu behalten, setzte es im Friedensschluß die Belassung der Insel Miquelon durch. Sie ist so klein und unbedeutend, daß sie für England wirklich keine Rolle spielte. In Amerika wie Europa hat wohl kaum jemand eine Ahnung von ihr, und wahrscheinlich wissen selbst die meisten Franzosen nichts davon, daß sie in Nordamerika noch Territorialbesitz haben, daß ein winziges Stückchen Canadas heute noch französisch ist.

Was Frankreich im Frieden von Paris verlor, waren nicht nur die altfranzösischen Siedlungen am Sankt-Lorenz-Strom, nicht nur die Pelze Canadas, der Handel am Mississippi und die Baumwollkulturen in Louisiana, es war die große Chance, einen ganzen Kontinent französisch werden zu lassen statt englisch oder wenigstens sich mit den Engländern in ihn zu teilen.

An sich hatte Frankreich in Amerika die Vorhand vor England. Die Franzosen

waren zuerst da. Als die Engländer sich noch mit den Kabeljauen Neufundlands begnügten, fuhr Verrazano die gesamte nordamerikanische Küste entlang und annektierte sie für den König von Frankreich. Man mag diese reichlich großzügige Form der Annexion völkerrechtlich für ungültig halten, allein Cook hat es später in Australien, auf Neuseeland und im Pazifik nicht anders gemacht.

Allerdings nützten die Franzosen den Vorsprung aus. Sie ließen beinahe ein Jahrhundert verstreichen, ehe sie sich am Sankt Lorenz festsetzten. Dann war es ihnen hier zu kalt und zu unwirtlich. Sie hätten lieber weiter südlich gesiedelt, und so entsandten sie eine Expedition die atlantische Küste hinunter. Aber damit kamen sie aus dem sicheren „Loch von Neufundland" heraus, aus der portugiesischen Zone in die spanische. Und die Spanier paßten auf. Spanien hatte von Mexiko aus Erkundungsexpeditionen an der pazifischen wie an der atlantischen Küste hinaufgeschickt, Kalifornien, Texas und Florida entdeckt und besetzt. Von der Besetzung der weiter nördlich liegenden Gebiete nahm Spanien Abstand. Es lohnte sich nicht für eine Macht, die über die Silber- und Goldminen von Mexiko und Peru gebot und über die fruchtbaren tropischen Gebiete von ganz Mittel- und Südamerika. Aber es duldete trotzdem nicht, daß sich irgendeine andere Nation in seiner Zone festsetzte. Die französische Expedition, die gelandet und die Feste Charlesfort gebaut hatte, wurde angegriffen und bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Die Engländer gingen vorsichtiger vor. Gilbert, der auf Neufundland die erste englische Verwaltung einrichtete, hätte auch lieber ein wenig weiter südlich gesiedelt. Aber er fürchtete die Spanier.

Der erste englische Kolonisationsversuch in der spanischen Zone Nordamerikas scheiterte wie der französische. Die britischen Siedler, die sich Ende des 16. Jahrhunderts auf der Insel Ronake gegenüber der virginischen Küste niedergelassen hatten, gingen zugrunde wie die Franzosen in Charlesfort. Spanien brauchte nicht einmal seine eigenen Schiffe und Truppen bemühen, die Indianer besorgten die Niedermetzelung, da England — eben aus Furcht vor Spanien — diesen ersten Kolonisationsversuch nicht genügend deckte.

Erst unter Jakob I., dem Nachfolger der Königin Elisabeth, gelang es England, auf dem nordamerikanischen Kontinent festen Fuß zu fassen. Dazu schloß es erst einmal Frieden mit Spanien und entsandte als zweites eine Expedition nach Nordamerika, was dem Friedensvertrag strikt zuwiderlief. Allein Jakob I. war so vorsichtig gewesen, diese Expedition nicht von der Regierung aus zu entsenden, sondern von einer Privatgesellschaft, der London Companie. So gelang es, Spanien, das sofort protestierte, mit Ausflüchten hinzuhalten, daß es sich um ein privates Unternehmen handelte. Spanien war kriegsmüde. Es griff nicht sogleich durch wie im Falle Charlesfort, und so vermochte die London Companie in Virginien die ersten Niederlassungen anzulegen.

Wenn die Franzosen so den Vorsprung von fast einem Jahrhundert, den sie vor

den Engländern besaßen, auch nur sehr ungenügend ausgenützt hatten, so verfügten sie doch immer noch über die unvergleichlich günstigere geopolitische Position. Sie waren es, die die entscheidenden strategischen Punkte und Verbindungslinien in der Hand hatten.

Die Engländer saßen an der Küste, in ihrem Rücken das Apalachengebirge, das für sie lange eine unübersteigbare Schranke bildete. Den Franzosen aber stand ein wunderbarer Wasserweg zur Verfügung, oder vielmehr ein System von Wasserwegen, das in das Herz Amerikas führte, nach Süden bis an den Mexikanischen Golf, nach Norden bis in die Arktis und nach Westen bis an das Felsengebirge. Wer Zeit hat und die Mühe nicht scheut, ab und zu sein Boot kurze Strecken zu tragen, kann von Montreal aus im Kanu den größten Teil Amerikas bereisen.

Die Franzosen hatten diesen Vorteil bald heraus. Während die Neuengländer noch an der Küste festsaßen und sich dort mit den Indianern herumschlugen, waren die französischen Canadier schon an den großen Seen. Von dort erreichten sie den Mississippi, fuhren ihn bis zur Mündung hinunter, und, indem sie ein System von Forts und befestigten Stationen anlegten, hatten sie die Engländer im Rücken umgangen und von aller weiteren Ausdehnung abgeschnitten — vorausgesetzt, daß ihre Sperrlinie hielt.

Sie hielt nicht. Und damit kommen wir zu dem entscheidenden Unterschied zwischen englischer und französischer Kolonisation und zu dem schwachen Punkt aller französischen Kolonialpolitik, aller; denn er gilt auch heute noch, gilt heute für das afrikanische Imperium Frankreichs wie einst für sein amerikanisches.

In Frankreich war Kolonisation nie Angelegenheit des ganzen Volkes, sondern immer nur Sache einiger weniger. Ganz Canada, ganz Französisch-Amerika ist die Gründung von ein paar tausend Normannen und Bretonen. Dieser geringe Bevölkerungsdruck, der hinter der französischen Kolonisation in Amerika stand, zwang es zu einer von der englischen grundverschiedenen Kolonialpolitik, die allerdings auch auf dem Unterschied der Rassen und des Volkscharakters beruht. Die paar tausend Franzosen in Canada und am Mississippi hätten ein so riesiges Reich natürlich nie zu erobern noch zu halten vermocht, hätten sie sich den Eingeborenen gegenüber so ablehnend und feindlich verhalten, wie das die Engländer taten. Die Engländer kamen von vornherein als die Feinde der Indianer nach Amerika. Die frommen Puritaner, die den lieben Gott stets im Munde führten, prägten das Wort: Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer.

Die Franzosen aber kamen als Freunde des Roten Mannes. Natürlich konnten sie nicht mit allen Indianern in Frieden leben. Da sie mit den Huronen Freundschaft schlossen, wurden die Irokesen ihre erbitterten Feinde. Aber wo es ging, suchten die Franzosen auf gütlichem Wege auszukommen. Sie traten dem Indianer ohne Rassenvorurteil gegenüber. Sie behandelten ihn als gleichberechtigt. Sie scheuten sich nicht, Indianerinnen zur Frau zu nehmen, und an ihren Beratungsfeuern saßen

die Gouverneure Ludwigs mitten unter den Rothäuten. Ja, mehr als einmal haben Kavaliere des großen Ludwig mit den Häuptlingen befreundeter Stämme gemeinsam den Kriegstanz getanzt.

Dank dieser Eingeborenenpolitik haben wenige Zehntausende von Franzosen vielen Hunderttausenden von Engländern jahrhundertelang Widerstand leisten können. Aber schließlich war sie doch der Grund, warum Frankreich verlor und England siegte. Die eingeborenenfreundliche Politik der Regierung zusammen allerdings mit der allgemeinen Auswanderungsunlust der Franzosen verhinderte, daß sich in Canada eine ähnlich zahlreiche Kolonistenbevölkerung herauswuchs wie in Neuengland. So wurde das französische Amerika schließlich durch die rein zahlenmäßige Überlegenheit des englischen erdrückt.

Man kann Canada nicht bereisen, ohne auf Schritt und Tritt an den englisch-französischen Machtkampf erinnert zu werden, dessen Spuren in diesem traditionstreuen Lande viel stärker in Erscheinung treten als in den benachbarten Vereinigten Staaten. Und unwillkürlich fragt man sich, was geworden wäre, hätte das Schicksal für das Lilienbanner entschieden. „Wenns" und „Abers" in der Geschichte sind immer eine heikle Sache, aber so viel läßt sich doch sagen, daß dann nicht nur ein französisch sprechendes Amerika entstanden wäre statt eines englisch redenden, sondern etwas heute kaum Übersehbares; denn es wäre ja keine rein französische Kultur auf amerikanischem Boden entstanden, sondern eine französisch-indianische Mischkultur, ähnlich wie in Südamerika eine spanisch-indianische. Heute ist Südamerika in seiner Kultur europäisch, obgleich — wenigstens in weiten Teilen — sein Blut noch überwiegend indianisch ist. Hätte aber die gleiche Rassenmischung auch in Nordamerika stattgefunden, so wäre es leicht möglich, daß Amerika in seiner Gesamtheit heute nicht weiß empfinden würde, sondern rot, und das bedeutete für die ganze Welt, und vor allem für die Weltstellung der weißen Rasse, eine von Grund aus andere Konstellation.

Das alles sind keineswegs nur müßige historisch-theoretische Erörterungen, sondern solche von praktischer Bedeutung. Zum mindesten könnten sie diese bald erhalten. Was sich vor 200—300 Jahren in Amerika abgespielt hat, das vollzieht sich heute vor unseren Augen. Frankreich hat sich an Stelle des verlorenen ein neues koloniales Imperium aufgebaut, und zwar mit genau den gleichen Mitteln. Wieder ist es nur eine kleine Elite des französischen Volkes, die überhaupt Interesse an überseeischen Fragen hat, geschweige denn an praktischer kolonialer Betätigung. Sein afrikanisches Reich wurde genau wie das amerikanische in erster Linie durch eine geschickte Eingeborenenpolitik gewonnen und gesichert. Indianer haben Canada für Frankreich erobert, Berber und Neger Nord- und Westafrika; zum mindesten haben die farbigen Kontigente und Bundesgenossen bei der Eroberung und Behauptung beider eine große Rolle gespielt.

Freilich mußten die Franzosen einen Preis dafür zahlen: den Verzicht auf jeden

Rassenstolz und die Gewährung prinzipieller Gleichberechtigung der Farbigen. Der Wert seines afrikanischen Kolonialreiches läßt sich für Frankreich kaum überschätzen, aber wenn man sieht, welche Rolle die Farbigen in Südfrankreich und vor allem in Paris spielen, taucht doch die Frage auf, ob dieser Preis nicht zu hoch war.

Wie Frankreich einst trotz seiner Eingeborenenpolitik oder vielleicht auch wegen ihr Amerika nicht halten konnte, so in Zukunft vielleicht nicht Afrika. Die Rolle, die in Amerika die Engländer spielten, werden in Nordafrika möglicherweise einmal die Italiener übernehmen, die wirklich siedeln, Fuß fassen und sich eine zweite Heimat gründen, wo der Franzose, trotzdem er sich mit dem Eingeborenen vermischt, im Grunde nur Gast bleibt, vor allem weil er sich nicht entschließen kann, in genügender Zahl seine Heimat zu verlassen.

Allein so groß auch die Analogie zwischen dem französischen Amerika und Afrika ist, die ganze Weltkonstellation hat sich seitdem von Grund aus geändert. Wie sich Frankreich zu den Indianern stellte, war eine Angelegenheit, die nur Frankreich anging, allenfalls England. Aber die langsame Anbahnung einer frankonegroiden Mischkultur in Nordafrika ist ein Problem, das ganz Europa und die gesamte weiße Rasse berührt.

3. Frankreichs preisgegebene Söhne.

Anläßlich der Pariser Kolonialausstellung im Jahre 1931 nahmen an der üblichen Parade des 14. Juli, des französischen Nationalfeiertages, auch Abteilungen in den alten Uniformen der verschiedenen Kolonialregimenter teil. An der Spitze dieses historischen Teiles der Parade marschierte das Regiment Carignan, die erste französische Kolonialtruppe, die im Jahre 1665 nach Canada entsandt worden war. Seltsam genug wirkte deren Uniform aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit den breiten Hüten und Lederkollern nach all dem Khaki der modernen Kolonialtruppen, die eben vorbeimarschiert waren, und ihre altertümlichen Musketen und Arkebusen nach Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren.

Das Regiment Carignan erinnerte sehr eindrucksvoll an die ruhmreiche französische Kolonialgeschichte und die Tatsache, daß Frankreich einmal Canada besaß und drauf und dran gewesen, aus Amerika einen französischen Kontinent zu machen. Allein die Pariser, die sich bisher so beifallsfreudig gezeigt und die den Kolonialtruppen, vor allem den Spahis und Senegalesen, begeistert zugejubelt hatten, verhielten sich merkwürdig gleichgültig und uninteressiert und fingen erst wieder an zu klatschen, als ein Negerregiment aus Haiti in den Uniformen der napoleonischen Zeit vorbeizog. Die seltsame Vorliebe, ja beinahe hemmungslos Begeisterung der Franzosen, insbesondere der Pariser, für ihre schwarzen und braunen Truppen, ist eine Tatsache, die man registrieren muß, auch wenn man sie nicht verstehen kann. Sie findet ihre Erklärung wohl in dem nervösen Unsicherheitsgefühl

der heutigen Franzosen, das sie ständig einen Überfall befürchten läßt. Und so sehen sie in ihrer schwarzen Armee einen Sicherheitsfaktor und Beschützer, ähnlich wie die Römer der ausgehenden Kaiserzeit in ihren germanischen und asiatischen Hilfstruppen.

Canada aber hat der Durchschnittsfranzose von heute völlig vergessen. Vielleicht will er auch nicht an das Verlorene erinnert werden sowie an die peinliche Tatsache, daß Frankreich seine besten Söhne, die in der Neuen Welt Unerhörtes geleistet und errungen, so schmählich preisgegeben hat.

Eine Preisgabe aber war es von Anfang an. Das offizielle Frankreich hat nicht einen seiner großen Söhne gedeckt, die ihm in der Neuen Welt ein riesiges Reich zu gewinnen trachteten, wenn ihm diese Deckung politisch Unbequemlichkeiten kostete.

Mit Verrazano fing es an. Verrazanos Fahrten und Entdeckungen eröffneten Frankreich die gleichen Möglichkeiten in Nordamerika wie sie Columbus für Spanien in Mittel- und Südamerika erschloß. Aber Frankreich behandelte seine großen Entdecker noch schlimmer als Spanien den Genuesen. Es gab ihn einfach preis und duldete, daß die Spanier ihn als Piraten aufknüpften. Dieses schmähliche Fallenlassen der eigenen Leute, wenn dadurch Unbequemlichkeiten für das Mutterland vermieden werden konnten, wiederholte sich in der Folge immer wieder. Im Frieden von Crépy, der die Fehden Franz I. mit Karl V. beendete, verzichtete Frankreich nicht nur auf alle koloniale Tätigkeit, sondern gab alle seine Untertanen als Korsaren preis, die es wagten, die hohe See zu befahren.

Frankreich mochte zu seiner Entschuldigung anführen, daß es durch die Übermacht der Feinde zu diesem schmählichen Verzicht gezwungen worden war. Franz I. war geschlagen, und die Truppen Karls V. standen vor Paris. Aber dafür gibt es keine Entschuldigung, daß Frankreich in der Folge trotzdem wieder neue Expeditionen seiner Untertanen nicht nur duldete, sondern förderte. Ging die Sache aber schief, so wollte es mit Männern nichts mehr zu tun haben, die von Frankreichs Feinden als Piraten und Korsaren behandelt wurden. So ging die französische Siedlung in der Bucht von Rio wieder zugrunde, und so duldete Frankreich, daß seine Soldaten und Offiziere, die es zur Gründung einer Kolonie an der Floridaküste selbst hinausgeschickt hatte, von den Spaniern nicht nur gefangen, sondern Mann für Mann als Verbrecher hingerichtet wurde.

In dieser Treulosigkeit gegenüber seinen eigenen Söhnen liegt vielleicht der tiefe Grund für den völligen Zusammenbruch des ersten französischen Kolonialreiches. Frankreich ließ es von Anfang an an der genügenden Unterstützung und vor allem an dem genügenden Nachschub fehlen. Alles in allem sind nach ganz Canada kaum mehr als 20 000 Franzosen ausgewandert. Diese 20 000 französischen Canadier hatten sich bei Beendigung des Siebenjährigen Krieges auf 65 000 vermehrt. Und diese 65 000 Menschen gab Frankreich mit dem Frieden von Paris preis! das heißt, Frank-

reich zog nicht nur alle seine Soldaten, Offiziere und Beamten aus Amerika zurück — das mußte es ja wohl oder übel! —, nein, auch der gesamte Adel, die ganze Intelligenz, überhaupt alle besseren Klassen verließen Canada und Louisiana. Was blieb, waren nur die Bauern und der Klerus!

Diese Tatsache bestimmte die weitere Entwicklung des französischen Canada und insbesondere der Frankocanadier. Wissen die Franzosen nicht mehr viel von Canada, so wissen die französischen Canadier noch weniger von Frankreich, oder vielmehr, sie wollen nichts von ihm wissen. Als Deutscher erfährt man zu seiner großen Überraschung immer wieder, daß die Frankocanadier gar nichts mit Frankreich zu tun haben wollen. Für die Bauern ist Frankreich einfach das gottlose Land, das Priester und Mönche vertrieben hat, und der Gebildete verzeiht ihm nicht, daß es sich um seine Söhne in Amerika jahrhundertelang nicht kümmerte.

Es ist eine Tatsache, die sich immer und überall wiederholt und die bei allen kolonialen Plänen und Unternehmungen niemals vergessen werden sollte, daß ein neuer Boden und eine neue Sonne auf die Dauer unweigerlich ein neues Volk erstehen lassen. Karthago hatte schon nach kurzer Zeit nichts mehr mit Tyrus gemein, die griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien nichts mit den Stadtstaaten in Hellas, aus denen sie hervorgegangen. Der in Australien oder Südafrika geborene Engländer fühlt sich heute schon als Australier bzw. Südafrikaner und nicht als Brite. Bereits der nächste Weltkonflikt wird erweisen, daß das Britische Empire lediglich eine Fiktion ist, und daß die Dominien eigene Staaten sind, die nur insoweit mit dem Mutterland konform gehen, als dessen Interessen sich auch mit den ihren decken.

Im Falle Französisch-Canadas aber kommt zu den Einwirkungen des fremden Bodens und Klimas und zu der kulturellen Vernachlässigung durch das Mutterland noch der scharfe religiöse Gegensatz hinzu. Canada ist ausgesprochen ultramontan und klerikal, Frankreich atheistisch und areligiös, wenigstens für den französischen Kanadier. Das genügt, um seine Sympathie für die ursprüngliche Heimat auf den Nullpunkt sinken zu lassen.

Zum erstenmal trat diese Abneigung und antifranzösische Haltung der französischen Canadier im Weltkrieg in Erscheinung, zur peinlichen Überraschung Frankreichs. Die Frankocanadier wollten von dem Krieg gegen Deutschland nichts wissen. Und der Klerus unterstützte sie in dieser Haltung. „Das ist nicht euer Krieg", sagten die Priester von der Kanzel herab. Dazu kommt allerdings noch die antibritische Einstellung der französischen Canadier. Es wäre zu viel, von einem ausgesprochenen Gegensatz der beiden Rassen in Canada zu sprechen. Im großen ganzen kommen sie erstaunlich gut miteinander aus, aber doch nur weil sie wenig gemeinsame Interessen und infolgedessen wenig Reibungsflächen haben. Mehr oder weniger lebt jede Rasse für sich. Aber gerade deswegen hatten die französischen Canadier wenig Neigung, sich in einen Krieg hineinziehen zu lassen, den sie von

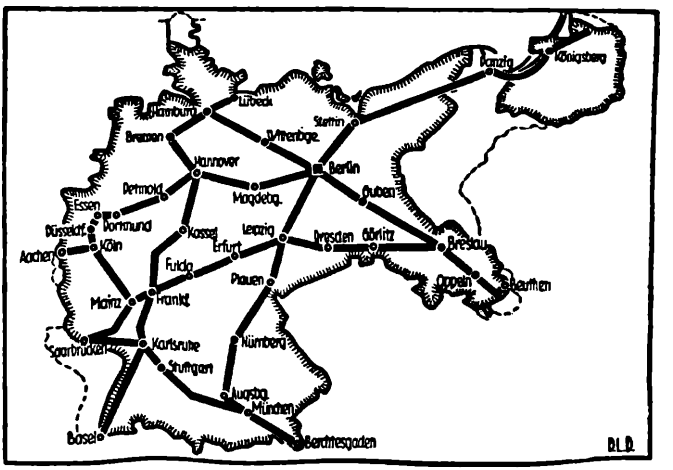
Anfang an für einen speziell britischen hielten, der für die Handelsinteressen Großbritanniens geführt wurde.

So setzte sich auch die Provinz Quebec, in der das französische Canadiertum massiert ist, von Anfang an der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entgegen. Die Francocanadier ließen sich nur sehr schwer zum Eintritt in das Heer bewegen, und als schließlich die Wehrpflicht eingeführt wurde, versteckten sich die jungen Leute massenweise in den Wäldern, um ihr zu entgehen. In Quebec und Montreal aber kam es zu schweren Unruhen, zu deren Unterdrückung Militär aufgeboten werden mußte.

Diese Einstellung seiner canadischen Söhne hat Frankreich zu einer Änderung seiner Haltung ihnen gegenüber gebracht. Es bemüht sich jetzt um sie. Seit dem Kriege schickt es eine wachsende Zahl von Professoren, Rednern, Künstlern und Schriftstellern hinüber, um französische Kulturpropaganda zu treiben. Aber ob die französischen Bemühungen den erwünschten Erfolg haben, ist doch sehr zweifelhaft, oder vielmehr, es ist kaum zweifelhaft — im negativen Sinne.

Es ist für Frankreich zu spät, seine verlorenen Söhne zurückzugewinnen, selbst in kulturellem Sinne. Sie haben sich selbständig gemacht, sind ein eigenes Volk geworden. Das einzige, was ihnen dazu noch fehlte, ist ein Name, der dies klar erkennbar ausdrückt, und eine eigene Sprache. Aber genau wie die Nachkommen der holländischen Bauern in Südafrika beides prägten und schufen, so werden es auch die der französischen im Verlauf der weiteren Entwicklung tun.

Das geplante deutsche Autostraßennetz

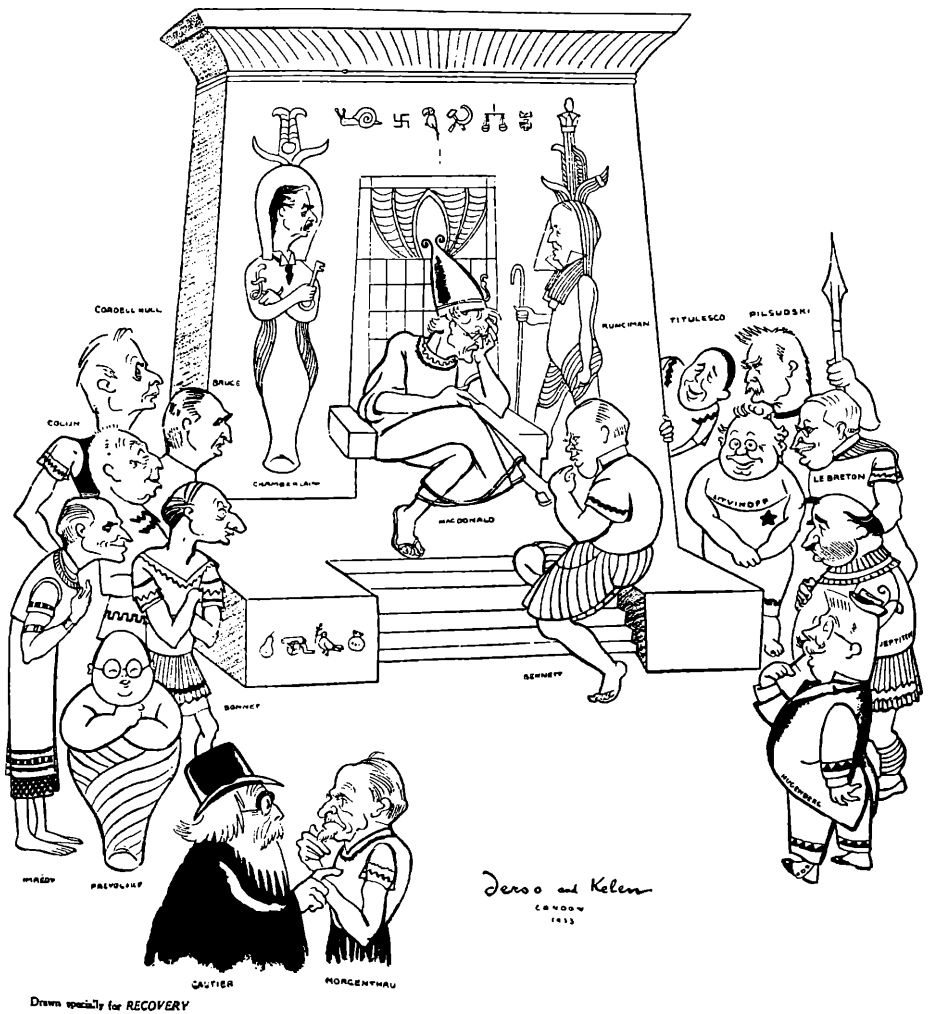


Zu diesem Plan, der allerdings sicher noch nicht die endgültige Gestaltung enthält, ist von der Geopolitik aus manches zu bemerken. In einem der nächsten Berichte wird Dr. Albrecht Haushofer sich eingehender mit diesem sehr bedeutsamen Plan der Regierung auseinandersetzen.
Die Schriftleitung.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Das politische Spottbild ist in Ländern, in denen es mit einiger Freiheit gehandhabt werden kann, immer noch die kürzeste Ausdrucksform politischen Urteils. Wir



MacPharaoh's Traum

„Recovery" VII. 1933.

Ram-ses Macdonald: „Da kamen aus dem Sumpf sieben magere Männer ohne Arbeit und sieben Kapitalisten, rosig und wohlgenährt. Und wahrlich, die sieben mageren Männer aßen auf die sieben fetten Kapitalisten".

Joseph (R. B.) Ben-nett (kanadischer Ministerpräsident): „Dies ist die Deutung deines Traumes, o Mac Pharaoh! So viel Weizen wird auf der Erde sein, daß es unmöglich ist, ihn zu verkaufen, und alle Welt wird daran Hungers sterben".

setzen daher an den Beginn dieses Berichts eine Zeichnung aus der englischen Zeitschrift „Recovery" vom 30. Juni 1933, die unter dem Titel „MacPharaoh's Dream" eine spöttische Vorschau (oder soll man schon sagen: einen melancholischen Totenspruch?) für die Weltwirtschaftskonferenz bringt. Diese ist vertagt, und nur die wenigsten Teilnehmer werden daran zweifeln, daß diese Vertagung nur eine milde und versöhnliche Form des Endes ist. In den Zeitungen steht zu lesen, daß die Konferenz an der starren Haltung Amerikas gescheitert sei. Zweifellos ist Roosevelt die Umschaltung wirtschaftspolitischer Binnenwünsche auf die Außenpolitik nicht in den Formen gelungen, mit denen man sich in der Welt beliebt macht. Experimente nach innen sind manchmal möglich, wo sie nach außen gefährlich sind. Die Wirtschaftspolitik, die Roosevelt treibt, ist zugegebenermaßen ein großes Experiment. Wenn es scheitert, können und sollen ihm andere folgen. Wenn man in einer Periode solchen Herumtastens große Weltkonferenzen beschickt, dann muß man zum mindesten dafür sorgen, daß die Sprache der Delegierten auf diesen Konferenzen klug und einheitlich gelenkt wird. Das ist nicht geschehen. Die amerikanische Delegation ließ eine Unsicherheit und Gespaltenheit erkennen, die in dieser Form auf internationalen Konferenzen selten ist; so haben es die andern Länder leicht gehabt, die Schuld des Scheiterns auf Amerika zu schieben. Daß sie nur bei sehr einseitiger Behandlung so eindeutig festgelegt werden kann, ist selbstverständlich. Wir verweisen auf unseren letzten Bericht, in dem wir einige der tieferen Gründe für das Versagen der Weltwirtschaftskonferenz angedeutet hatten.

Welche Aufgaben eigentlich vor einer Weltwirtschaftskonferenz stehen, das können wir wieder einmal an Zahlen erläutern, die von J. B. Condliffe in einem Aufsatz „Vanishing World Trade" („Foreign Affairs" 1933, Seite 645) gegeben werden. Darin wird der Verfall des Welthandels an den Einfuhr- und Ausfuhrziffern der wichtigsten Länder dargestellt, indem, gemessen an dem Wert von 1929, die Minderung in Prozenten ausgedrückt wird. Wir führen einige der wichtigsten Länder an:

	Minderung (+ = Mehrung) in Prozenten von 1929 der					
	Einfuhr			Ausfuhr		
	1930	1931	1932	1930	1931	1932
Sowjetunion	+ 20	+ 25	21	+ 13	12	39
China (ausschl. Mandschurei)	23	34	50	36	66	73
Japan	25	41	60	27	44	62
Britisch-Indien	28	51	61	22	53	70
Vereinigte Staaten	28	51	69	27	54	69
Kanada	22	53	69	25	51	63
Südafrika	23	36	61	14	25	28
Australien	38	73	74	29	47	54
Neuseeland	15	56	69	21	46	58
Britisch-Malaya	20	51	69	29	59	75
Chile	12	55	87	42	59	84
Argentinien	24	57	74	43	53	64
Brasilien	39	68	75	31	48	63
Ägypten	16	48	66	38	51	65
Algerien	0	5	27	13	8	6
Frankreich	10	27	49	14	39	61

	Minderung (+ = Mehrung) der Einfuhr in Prozenten von 1929			Ausfuhr		
	1930	1931	1932	1930	1931	1932
Italien	18	46	62	18	33	55
Spanien	+ 18	43	53	+ 16	53	65
England	14	34	58	22	50	64
Niederlande	12	31	53	14	34	57
Schweiz	4	19	36	15	35	62
Schweden	7	25	55	14	42	64
Finnland	25	54	70	16	36	56
Polen	23	53	73	13	33	62
Tschechoslowakei	21	44	63	14	36	64
Ungarn	21	49	68	12	45	68
Österreich	16	34	57	14	39	65
Deutsches Reich	23	50	66	38	51	65

In diesen nackten Zahlen ist ein großer Teil der Wirtschaftsnöte aller Länder enthalten. Es wäre reizvoll, diese Ziffern im einzelnen zu untersuchen, sich zu fragen, welche Gründe für gewisse Abweichungen von der allgemeinen Regel anzunehmen sind. Man würde dann für die Sowjetunion die gewaltsame Ausdehnung des Handelsvolumens in den ersten beiden Jahren des Fünfjahresplanes anführen können. Man würde die Ziffern von Südafrika von dem Wert des Goldexports zu befreien haben. Man würde feststellen können, daß der Außenhandel am stärksten geschrumpft ist in den tropischen Monokulturgebieten und in den Industriestaaten, in denen die großen Stapelindustrien zu Hause sind. Man würde aus diesen Zahlen bestätigt bekommen, daß es freundlichere Inseln inmitten der allgemeinen Depression gibt; aber es handelt sich immer nur um Unterschiede des Ausmaßes, nicht der Sache. Auch Frankreich und die Schweiz haben im Jahre 1932 nur mehr zwei Fünftel ihres Exports von 1929 gehabt!

Zu gleicher Zeit veröffentlicht Lloyds Register-Jahrbuch für 1933/34 eine neue Statistik über die Entwicklung der Handelsflotten der Welt. Danach lassen sich reizvolle Vergleiche anstellen. Die Handelsflotten einiger wichtiger Länder hatten (in Millionen Tonnen):

	1914	1923	1933		1914	1923	1933
England	18,89	19,12	18,59	Japan	1,90	3,60	4,26
Vereinigte Staaten	2,03	13,43	10,09	Deutsches Reich	5,14	2,51	3,89

Für 1933 ergibt sich folgende Rangordnung der Handelsflotten:

England	18,59	Deutsches Reich	3,89
Vereinigte Staaten	10,09	Frankreich	3,47
Japan	4,26	Italien	3,09
Norwegen	4,08		

Die Handelstonnage der Welt ist von 1923 auf 1933 immer noch um fast 7% (über 4 Millionen Tonnen) gewachsen. Es stehen heute ungefähr 66 Millionen Tonnen zur Verfügung. Man halte diese Ziffer mit den Ziffern des Außenhandels zusammen — Schrumpfung auf rund ein Drittel! Kann man sich wundern, daß die Schiffahrt in den meisten Ländern am Ende ihrer Kraft ist? Das wäre Stoff genug für eine Weltkonferenz!

Zur gleichen Zeit, wo in London nur mehr die Reste der Weltwirtschaftskonferenz verblieben sind, ist auch die Abrüstung einem anhaltenden Sommerschlaf verfallen. Henderson reist mit wohlgemeinten Vorschlägen von einer europäischen Hauptstadt zur andern, ohne daß ein Ergebnis davon zu erwarten wäre. Nur an einer Stelle hat der Abrüstungsgedanke einen Fortschritt erzielt: die englische Regierung hat sich, widerwillig und verklausuliert genug, bereit erklärt, auf eine bisher zäh verfochtene Forderung zu verzichten: nämlich auf das Recht, zu kolonialen Polizeizwecken Bombenflugzeuge zu behalten. Mit diesen hat man durchaus positive Erfahrungen gemacht: sehr unfriedliche in den Bergen Kurdistans und der indischen Nordwestgrenze, wo man Aufstände damit niederwarf; friedlichere in Tschitral und Ladak: auf Flügen, die dazu bestimmt waren, die freundschaftlichen Beziehungen mit entfernten Bergstämmen zu fördern, indem man ihnen bewies, wie schnell erreichbar sie bei jeder Anwandlung unfreundlicher Gesinnungen sein würden. So fällt es den Kolonialbehörden schwer, auf diese Waffe Verzicht zu leisten. Sir Austen Chamberlains unbestechliche Weisheit aber hat die englische Regierung davon überzeugt, daß man anderen Ländern den Verzicht auf Bombenflugzeuge nicht schmackhaft machen könne, wenn man sich selbst derartige Waffen vorbehalte. Bekanntlich ist es eine eigene Sache um den Aktionsradius von Flugzeugen; man weiß nie, wohin sie fliegen können — besonders wenn man Sir Austen darin recht gibt, daß Waffen, wenn sie nur vorhanden sind, ohne Rücksicht auf bestehende Verträge im Falle der Not verwendet werden. (Gedanken, die auch im Zusammenhang mit dem großartig durchgeführten Geschwaderflug Balbo's mehr gedacht als ausgesprochen werden!)

Papier ist geduldig. Wir könnten unseren ganzen Bericht anfüllen mit Nachrichten über Vertragsverhandlungen zwischen so ziemlich allen europäischen Staaten, vor allem in der Osthälfte unseres kleinen Erdteils. Sowjetrußland hat das System seiner Ostpakte um neue Glieder vermehrt. Auch Finnland und Rumänien gehören nun zu dem Ring der friedlichen Nachbarn. Die bessarabische Frage ist nicht gelöst; sie ist übergangen worden. Immerhin ist man im Kreml an dieser Stelle von einer früheren Haltung abgewichen; wir vermuten dabei Zusammenhänge mit inneren Spannungen zwischen der Moskauer Zentrale und dem ukrainischen Bundesglied. Die Rückgliederung Bessarabiens ist für die Ukraine eine lebensnähere Forderung als für Moskau; denn Ukrainer stehen unter rumänischer Herrschaft; für die Moskauer Zentralregierung ist die bessarabische Frage nicht so dringend — besonders in einer Zeit, in der man aller Autonomie der Nationalitäten mißtraut. Für die Sowjets ist Bessarabien in erster Linie der mögliche Ausgangspunkt einer Revolutionierung Südosteuropas und Mitteleuropas gewesen: die Stelle des Grenzumzugs, an der jederzeit ein „legaler" Krieg begonnen werden konnte. Verringert sich aus Gründen, die in Europa oder in Rußland selbst liegen können, die Aussicht auf einen Vorstoß des Bolschewismus nach Westen, so wird

Bessarabien weniger wichtig, und man kann stillschweigend darüber hinweggehen. Es gibt keinen Vertrag, der nicht unter der Klausel „rebus sic stantibus" abgeschlossen wird. Die bessarabische Frage wird zu gegebener Zeit wieder auftauchen, vielleicht als Teilstück einer größeren ukrainischen.

Ein besonderer Aufsatz von *** unterrichtet in diesem Heft über das Kräftespiel in Südosteuropa. Wir verweisen dabei auf die seltsame Zwischenlage Bulgariens und auf die Dardanellenschwenkung der italienischen Politik, nachdem sich das Gebiet der mittleren Donau für mehr als eine Macht als ein schwieriger Irrgarten erwiesen hat. Zu ergänzen haben wir die Tatsache, daß der Eifer, Verhandlungen zu führen, auch Vorderasien erfüllt. Dort verhandeln zur Zeit die arabischen Staaten von Palästina über Transjordanien und Syrien nach Irak (unter Ausschluß von Hedschas und Nedschd, und natürlich nicht ohne Kenntnis der beschirmenden Westmächte) über ein engeres wirtschaftliches Zusammengehen. In aller Stille ist der Streit zwischen England und Persien über die große südpersische Petroleumkonzession der Anglo-Persian beigelegt worden. Ein Vertrag ist im allgemeinen dann gut, wenn beide Teile ihren Vorteil haben. In diesem Sinn ist der neue Vertrag der Anglo-Persian gut zu nennen. Die persische Regierung sichert sich ein höheres Maß an Einkünften und eine gewisse Stabilität dieser Einkünfte; die englische Gesellschaft (die bekanntlich zum größten Teil der englischen Regierung gehört) sichert sich eine um mehrere Jahrzehnte verlängerte Dauer des Konzessionsvertrages. So können beide Teile zufrieden sein.

In der gleichen Sitzung des Völkerbundes, in der der Streitfall zwischen der britischen und der persischen Regierung als beigelegt bezeichnet wurde, hat man sich auch an der Regelung des Streitfalls zwischen Kolumbien und Peru erfreut. Das Verdienst an dieser Regelung kommt freilich nicht dem Völkerbund, sondern einem gewaltsamen Regierungswechsel in Lima zu; was freilich nicht hindert, daß sich „alle übrigen Ratsmitglieder zu der erzielten Einigung beglückwünschten". So der Bericht über die Tätigkeit des Völkerbundes im Mai 1933, Band XIII, Nr. 5 (73. Tagung des Völkerbundsrats), S. 186.

Dem gleichen Bericht entnehmen wir ein hervorragendes Dokument der Völkerbunddiplomatie, die Darstellung des Streitfalls zwischen Bolivien und Paraguay. Wir bringen diesen Bericht im vollständigen Wortlaut, weil wir unseren Lesern Gelegenheit geben wollen, einmal im einzelnen zu verfolgen, wie solch ein Streitfall (über dessen geopolitische Vorraussetzungen schon mehrfach berichtet worden ist) von Genf aus geschlichtet oder nicht geschlichtet wird.

„Am 10. Mai teilte die bolivische Regierung dem Generalsekretär mit, daß Paraguay am gleichen Tage Bolivien den Krieg erklärt habe, und zwar in einem Augenblick, wo sowohl seitens der Neutralenkommission als auch seitens der Nachbarländer Boliviens und Paraguays neue Schritte zugunsten des Friedens begonnen hätten. Unter diesen Umständen habe sich Paraguay außerhalb des Völkerbundpaktes gestellt und sich den in Artikel 16 vorgesehenen Sanktionen ausgesetzt.

Am 12. Mai antwortete die Regierung von Paraguay, der die bolivische Mitteilung zugestellt worden war, daß Paraguay den Kriegszustand mit Bolivien erklärt habe, nachdem die Nachbarländer in Anbetracht der Haltung dieses Landes darauf verzichtet hätten, ihre guten Dienste zur Verfügung zu stellen. Die paraguayische Regierung bestätigte noch einmal ihre Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit als Mittel zur Regelung des Streitfalles und drang darauf, daß die Grundlagen und Modalitäten des Schiedsverfahrens erst dann in Erwägung gezogen würden, wenn die Feindseligkeiten eingestellt wären und wenn die Gewißheit bestehe, daß sie nicht wiederaufgenommen würden.

Die bolivische Regierung erklärte am 13. Mai, daß sie nach wie vor bereit sei, ihren Gebietsstreit mit Paraguay einem Schiedsverfahren zu unterwerfen; damit es aber ein wirkliches Schiedsverfahren sei, müsse Paraguay von sich aus angeben, was es als seinen Besitz im Chaco betrachte, da Bolivien bereits das gleiche getan habe.

Am 15. Mai trat der Völkerbundrat zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, um die Lage zu prüfen. Er hörte die Vertreter der beiden Parteien und beauftragte das Dreierkomitee, das den Streitfall bereits früher verfolgt hatte, eine Lösung des Konflikts zu suchen.

Am 20. Mai legte das Dreierkomitee dem Völkerbundrat einen Berichtsentwurf vor, in dem zunächst daran erinnert wurde, daß es Aufgabe des Völkerbundsrats sei, eine Lösung des Streitfalles zu finden, da die beiden Länder auf Grund des Völkerbundpakts verpflichtet seien, den Streitfall mit friedlichen Mitteln zu regeln. Zwecks Durchführung dieser Verpflichtung wurde in dem Berichtsentwurf folgendes Verfahren in Empfehlung gebracht:

‚Die beiden Regierungen würden die endgültige Regelung des Streitfalles einer unparteiischen Autorität anvertrauen, die ihre Befugnisse aus einem für die beiden Staaten verbindlichen Vertrag, nämlich dem Völkerbundpakt, herleiten würde. Diese Autorität würde nach eingehenden Untersuchungen die Grenze zwischen den beiden Ländern festsetzen.

Ein derartiges Verfahren setzt voraus: 1. daß die Feindseligkeiten aufhören und daß Paraguay die Bestimmungen aufhebt, durch die es sich als im Kriegszustand mit Bolivien befindlich erklärt hat, 2. daß ein Schiedskompromiß ausgearbeitet wird.

Um das im vorhergehenden Absatz dargelegte Regelungsverfahren in die Wirklichkeit umzusetzen, hält es der Völkerbundrat für wesentlich, eine Kommission an Ort und Stelle zu senden, deren Aufgabe es wäre:

1. Gegebenenfalls über alle Bestimmungen zu verhandeln, die sich etwa als zweckmäßig erweisen sollten, um die Durchführung der Verpflichtung zur Einstellung der Feindseligkeiten zu gewährleisten.

2. In Zusammenarbeit mit den beiden beteiligten Regierungen ein Schiedskompromiß auszuarbeiten. Im Falle, daß weder die Schiedsrichter noch das für ihre Ernennung vorzusehende Verfahren im Schiedskompromiß angegeben werden, wird der Völkerbundrat diese Ernennung vollziehen und gegebenenfalls das Schiedsverfahren regeln.

3. Die Kommission wird dem Völkerbundrat zur Verfügung stehen und ihn über die Entwicklung ihrer Arbeiten auf dem laufenden halten. Auf Verlangen des Völkerbundrates wird sie über alle Umstände des Streitfalles, einschließlich der Aktion der beiden im Streite liegenden Parteien, Erhebungen anstellen und dem Rat Bericht erstatten, um ihm die Erfüllung der Pflichten zu ermöglichen, die ihm der Völkerbundpakt auferlegt.‘

Nachdem sämtliche Ratsmitglieder den Empfehlungen zugestimmt hatten, wurde der Bericht schließlich von dem paraguayischen Vertreter, Herrn Caballero y Bredoya, vorbehaltlos angenommen. Der bolivische Vertreter, Herr Costa du Reis, erklärte, seiner Regierung die Entscheidung vorbehalten zu müssen. Unter diesen Umständen forderte der Völkerbundrat das Dreierkomitee auf, auch weiterhin die Lage zu verfolgen und dem Völkerbundrat Bericht zu erstatten, sobald er dies für notwendig halten würde.

Am 27. Mai äußerte sich die bolivische Regierung dahin, daß der vom Dreierkomitee ausgearbeitete Plan ihrer Ansicht nach nicht vermögen werde, innerhalb kurzer Frist den Frieden herzustellen. Sie erklärte, daß die These, wonach die Abgrenzung des strittigen Gebiets durch ein vorheriges Schiedsverfahren zu erfolgen habe, unannehmbar sei. Die einzig logische Grundlage für die Einstellung der Feindseligkeiten sei und bleibe ein Abkommen über die allgemeinen Bedingungen des Schiedsverfahrens. Aus diesem Grunde sei die bolivische Re-

gierung der Ansicht, daß die Bemühungen der mit der Herbeiführung eines vorläufigen Waffenstillstandes betrauten Kommission zwecklos bleiben würden. Der Völkerbundrat würde gut daran tun, die bereits vorhandenen Unterlagen und Erfahrungen zu benützen, falls er es nicht für vorsichtiger halten sollte, die Neutralenkommission in Washington und die angrenzenden Staaten ihre guten Dienste fortsetzen zu lassen."

Leider hat der Völkerbundrat die von Bolivien angeratene Vorsicht außer acht gelassen, und eine Chaco-Kommission ernannt, von der die Welt mit Recht ein ähnlich gewichtiges Gutachten wie das der Lytton-Kommission hätte erwarten dürfen — wenn nicht diese mittlerweile auf dem Atlantik befindliche Kommission von Südamerika für überflüssig erklärt worden wäre: die Streitenden haben sich nämlich darauf geeinigt, die Vermittlung der Nachbarstaaten Argentinien, Brasilien, Chile und Peru anzunehmen.

Man wird begreifen, wie groß das Ansehen des Völkerbundes nicht nur in Südamerika ist!

Aus den Vereinigten Staaten ist eine außerordentliche Verschärfung des Krisenablaufs zu berichten. Die Versuche Roosevelts, die Wirtschaft staatlich zu steuern, stellen die Vereinigten Staaten vor die gleichen Probleme, vor denen auch andere Länder bei ähnlichen Versuchen stehen und gestanden haben. Das Ergebnis der Rooseveltschen Verwaltung ist zunächst eine für die Vereinigten Staaten durchaus revolutionäre Ausdehnung der Staatsmacht gegenüber der Wirtschaft und gleichzeitig der Bundesregierung gegenüber den Bundesstaaten. Auf beiden Ebenen halten wir schwere Rückschläge und Konflikte für wahrscheinlich. Die Folge wird in jedem Fall sein, daß Amerika zunächst (ganz entgegen dem ursprünglichen Programm Roosevelts — aber die Menschen haben ein kurzes Gedächtnis!) in immer stärkere Isolierung hineingetrieben wird. Erinnert man sich der amerikanischen Stimmung vom Sommer 1931, so kann man nachdenkliche Betrachtungen über Wandlung und „Fortschritt" anstellen. Die Isolierung der Vereinigten Staaten hat für Europa die Folge, daß man es sich selbst überläßt; das amerikanische Gesicht, das in den letzten Jahren sehr stark über den Atlantik sah, wird sich wieder mehr dem Pazifik zuwenden; das neue Flottenprogramm der Vereinigten Staaten spricht eine deutliche Sprache. Die Rückwirkungen auf das Britische Reich werden nicht ausbleiben. Isolierung der Vereinigten Staaten zwingt England zu stärkerem Ausbau der Reichszusammenhänge; verstärkte Empirepolitik hat wiederum zur Folge, daß England auf dem europäischen Kontinent nichts anderes verlangt als Frieden um jeden Preis. So trifft alles zusammen, um die Stellung derer zu stärken, die bewahren wollen — zumal auch die Sowjetunion aus ihren inneren Nöten heraus ein besonderes Friedensbedürfnis hat. Der Übergang zur neuen Ernte ist in diesem Jahr vor allem im Wolgagebiet zu einer Hungerkatastrophe geworden. Das Sowjetreich braucht Ruhe nach innen und außen. Geschickte Maskierung weitreichenden Rückzugs sowohl in Europa wie im Fernen Osten ist für den Augenblick die Hauptaufgabe der russischen Diplomatie. In diesem Sinne war Litwinow der Sieger von London.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Die geopolitische Übersicht über die Einwirkung der deutschen Volkserneuerungsdynamik auf die benachbarten Mächte, die F. Hesse in diesem Heft gibt, wäre nicht vollständig ohne eine Ergänzung durch die Ausstrahlung auf den weiteren Erdkreis, namentlich die indopazifischen Kraftfelder.

Aus Indien wie Japan ist zunächst ein verständnisvoller Widerklang vernehmlich, der sich bis zur Herzenswärme und tiefem völkerpsychologischem Einfühlen bei Benoy Kumar Sarkar in einem Leitaufsatz der „Liberty", Calcutta, steigert: „From Fichte to Hitler". Darin wird Hitler „der größte politische Erzieher Deutschlands seit Herder und Fichte" genannt. Professor Benoy Kumar Sarkar ist aber nicht irgendwer in Indien, sondern wohl der am besten zu kulturpolitischen und wirtschaftlichen Vergleichen weltüber befähigte Kopf Jung-Indiens, gleichzeitig wissenschaftlicher Theoretiker und praktischer Journalist, u. a. Herausgeber der hochwertigen Berichte der nationalen Handelskammer von Bengalen, gleich bekannt im angelsächsischen wie romanischen Sprachgebiet, wo er durch englische, französische, italienische Vorlesungen ebenso wirkte wie mit deutschen in Mitteleuropa.

Schon 1922 schrieb er das geistreichste Buch über die seelische Haltung der Jung-Inder zu panasiatischen Fragen: „Futurism of Young Asia". Wenn dieser Mann die Monate der Volkserneuerung und ihrer Vorbereitung 1932/33 mit dem Aufglühen der Nation aus der Tiefe vor den Befreiungskriegen vergleicht, so weiß er, was er tut, und er tut es als Wortführer der Vorkämpfer von 353 Millionen, vor deren bloßem Boykott Lancashire und Japan zurückzuzucken gelernt haben.

Aber auch Japan hat auf einige absprechende intellektuelle Stimmen hin, die sich mißtönig geltend machten, mit einer hellen Fanfare der Anerkennung seine wahre Einstellung eines überraschend großen Verständnisses für die deutsche Bewegung kundgegeben — nicht nur durch Exz. Kano; und auch in Japan wiegen diese Stimmen weit schwerer als die wenigen abfälligen, ganz abgesehen von der Studienkommission für die nationalsozialistische Bewegung, die von Japan aus Deutschland bereiste, was gewiß Anteil verrät. Leider erstreckt sich das Verständnis für die deutsche Volkheitserneuerung, das sonst in den Monsunländern stark hervortritt, auf China nicht im gleichen Maß wie auf Indien und Japan.

Bezeichnend dafür ist, daß Hao Wu-Teh in „The People's Tribune" (1.6.33, Nr. 9, Bd. 4; S. 479—483) einen Aufsatz veröffentlichen kann: „China and imperialist Germany", der eine betrübliche Sammlung alter britischer Propaganda-Ladenhüter aus dem Weltkrieg aufwärmt. Die „Gelbe Gefahr", die „Gepanzerte Faust", die angebliche deutsche Anregung zur Wegnahme von Liautung, von Kwangchouwan, von Kowloon und Weihaiwei, die Ausdehnung der Shanghainiederlassung

durch die, ach, so unschuldigen und dem Landerwerb so gänzlich abgeneigten Russen, Franzosen, Briten; Kiautschau als angebliche Ursache der Boxerwirren, der „Weltmarschall", das Hunnenwort, die astronomische Beute, die angeblich barbarische Seekriegsführung, gegen die das arme, heute noch des Seeraubs frohe China sittlich 1917 protestierte, als ein französischer Dampfer mit 500 chinesischen Munitionsarbeitern sank: das alles marschiert in gehässigster Form wieder auf.

Am Schluß heißt es: „Aber wird der deutsche Michel, jetzt durch den Österreicher Adolf geführt, wieder versuchen, seinen Schild auf dem Boden Chinas aufzupflanzen und wieder mit Attila und den Hunnen an Grausamkeit und Raubgier gegen das chinesische Volk wetteifern." Nein! Das wird nach seiner großen Friedensrede, die vielleicht Herr Hao Wu-Teh vor seinem Schreibwerk hätte lesen können, der Führer der Deutschen ganz bestimmt nicht anstreben. Aber der „deutsche Michel" wird sich seine Freunde merken. Er wird (nicht zum Vorteil der chinesischen Republik) die Glückwünsche der vaterländischen Verbände des kaiserlichen Japan, wie der Nihon Kokutai Yogokai, zu den drastischen Schritten gegen die Reichszerstörer und ihre Literatur, die Sympathiebezeugungen des japanischen Volks für den Aufschwung deutscher Vaterlandsliebe, die edle Huldigung des jungindischen soziologischen Denkers Sarkar mit dem Haßgeleier der Shanghaier Wochenschrift vergleichen und seine Folgerungen daraus ziehen: daß ihm bei den jungchinesischen Intellektuellen und ihren usamerikanischen geistigen Geburtshelfern wenig Verständnis blüht.

Unvergessen ist es doch auch noch in Mitteleuropa, daß es chinesischen Staatsmännern im Völkerbund viel Unbill verdankt, so Wellington Koo die sinnlose Zerreißung des oberschlesischen Industriegebiets u. a. m. Aus alledem könnte man bei den so unfreundlich behandelten Mitteleuropäern die Folge ziehen, daß eine so wenig freundwillige Republik unter der stählernen Hand der japanischen Führung wohl aufgehoben sei und daß man sie ruhig ihren gepriesenen Freunden im Völkerbund, dann den ausgewichenen USA.-Nothelfern zwischen Atlantik und Pazifik und den SSSR.-Krallen in Moskau überlasse.

Auch der Stempel britischer Kolonial-Greuelpropaganda schlägt allzu deutlich durch die chinesische Blütenlese der Verständnislosigkeit, die gegenüber der jungchinesischen Bewegung seinerzeit kein Gegenstück in Mitteleuropa hatte. Natürlich versucht britische Geschäftstüchtigkeit nun selbst mit dem ehedem so verlästerten „Dumping" durch das fallende Pfund im Sturzwettbewerb mit dem fallenden Dollar und Yen goldbeständige Konkurrenten auszuschalten und verschmäht dabei auch solche Kniffe nicht. Freilich muß Großbritannien sich von Northcliffes seligen Erben in der „Daily Mail" sagen lassen, daß es die Klatschsitten alter Tanten angenommen habe.

Da man aber selbst dem eigenen asiatischen Geschäft nicht mehr recht traut, beschäftigt man sich in Simla („Times of India", 19. 6. 33) und in London an-

gelegentlich mit dem Schicksal von Aden (s. a. T. o. J.; 23. u. 24. 6. 33). Aden und andere imperialistische Wertgegenstände, wie Birma mit Rangoon, Ceylon mit Colombo und Trincomali, womöglich das Islamgebiet an der ganzen Nordwestgrenze sollten eben doch rechtzeitig einem etwaigen Hausbrand in Indien selbst entzogen werden. Dafür bedenkt man die Ausführung seit 1930. Leider kostet Aden nur sehr viel Geld (jährlich 3 Mill. GM. für Wehrausgaben allein), das man lieber von Indern (Bombay) als Briten bezahlen ließe. Aber das „Tor der Tränen" ist eben nicht nur ein notwendiger Bestandteil der indischen Reichswehrgestaltung, sondern auch eine Weltschlüsselstellung: schwer trennbar von Indien, schwerer noch einem auflüpfischen Indien zu belassen, und zugleich ein Schlüssel zu Südafrika und Australien.

Hier drängt eine ozeanpolitische Frage ersten Ranges Lösungen zu. Aber auch an den kontinentalen Hintertüren ist Feuer im Dach der Welt!

Während sich die im Völkerbund vereinten Regierungen bemühten, das Durcheinander in Chinas Nordosteingang auf das höchste, menschlich erreichbare Maß zu bringen, und das Ergebnis dann in klassischer Form im Lyttonbericht zu Papier brachten, indes China und Japan sich wohl oder übel einigten, fing der chinesische wilde Westen (was wir längst unsern Lesern vorbereitend gesagt hatten) lichterloh zu brennen an.

Diesmal ging es zuerst in Hami und Urumchi, dann in Yarkand los, von wo die Stichflamme der Turki, Kirgisen und Dunganen über Yangihissar weiterfuhr, denen eine weißrussische Söldnerschar von einigen 2000 Mann, erst in Hami nach fünfmonatiger Belagerung, dann in Urumchi offenbar tapfer entgegentrat. Dann aber überließen die Weißrussen — empört über ihre schlechte Behandlung durch den chinesischen Gouverneur, den sie verjagten — beide Städte ihrem Schicksal. Von den Sowjets fließen den Empörern Waffen, Munition und was sie sonst brauchen, zu („Times", 19. 6. 33). Über die Gesamtlage dort gibt Frank Godwin in einer der recht aufschlußreichen Nummern von „The People's Tribune", Shanghai (Nr. 8, 16. 5. 33; S. 415—424), bemerkenswerte Auskünfte. Es handelt sich um das letzte, China noch gebliebene, seiner alten Außenländer, für die man jetzt den Ausdruck „Dominions" anzuwenden liebt (Herrschaft, weil es keine mehr ist!). Nepal, Birma, Tibet trifteten mit britischer Hilfe ab, Annam und Umgebung mit französischer, Korea und Manchukuo mit japanischer, die Mongolei mit russischer.

Im letzten Außenbesitz, der an einem schmalen Korridor zwischen Sowjets und Tibet hängt: Sinkiang (Ost-Turkestan), lebte immer nur eine dünne chinesische Beamten-, Händler- und Soldatenschicht über einer höchst unzufriedenen Islambevölkerung, die das Joch schon einmal (1864—1878) auf ein halbes Menschenalter abgeschüttelt hatte und 1932 wieder damit begann. Dieses Ringen um den Korridor Chinas nach Westen ist uralt: Shang-, Chou- und Handynastie kannten es schon. Jade (Yü) und Buddhismus wanderte ostwärts, Seide und Imperialismus

westwärts darauf, seine Zugehörigkeit zu China ist geradezu ein Gradmesser für seine staatliche Stärke. Läßt sie nach, triftet Sinkiang ab. Der letzte, der es wieder zum Mandschureich zwang, war von 1873—1878 General Tso. Dann kam der Name Sinkiang: die neue Herrschaft: rund 1 426 00 qkm mit etwa 2 Millionen, einst viel dichter bevölkert, reich an Bodenschätzen (Jade, Gold, Öl, Kupfer, Kohle). Grund genug, sich des herrenlos triftenden Gutes zu erbarmen, des letzten noch unverteilten Stücks aus dem asiatischen Puffergürtel von einst. Rubel und Rupie fingen an, darum zu ringen, von je einem Generalkonsulat der Sowjets und Großbritanniens in Kaschgar, von russischen in Urumchi, Thiwa, Kuldscha u. a. O. unterstützt. Funkstationen bestehen in Kaschgar und Urumtschi, Telegraphenlinien laufen von Lanchow über Urumchi nach Chuguchak, Ilili, Kaschgar — soweit nicht gerade mit den Pfählen eingeheizt wird.

1930 begann die Vollendung der Turksib-Eisenbahn sich auszuwirken und änderte das bisherige Ränkegleichgewicht zugunsten Rußlands. Der Gegenschlag blieb nicht aus. Britisch geschulte Tibetaner drangen nach West-Szechuan (seit 1915 Hsikang) und Chinghai (Koko-Nor) und bliesen das Feuer in Sinkiang an, woran sich doch zuletzt die britische Politik mehr verbrennen könnte als die der zweifellos in Turkestan beliebteren Sowjets. In Turfan bildete sich aus merkwürdigen Elementen ein „Friedensbewahrungskorps" — das immer wieder „besiegt werden mußte". Die Sowjetagentur „Taß" bezeichnete die Aufruhrtruppen „als wohlbewaffnet und im Vorrücken". Sie kann es wissen! Es fehlt nur noch ein Pufferstaat mohammedanischer Deckfarbe hier, als Seitenstück zu Manchukuo. Das offizielle Nanking versuchte zunächst die peinlichen Vorgänge totzulügen, bis sie zum Himmel schrien. Dann sprach auf einmal Reuter von einer festen Stellung der Aufrührer in Süd-Sinkiang, am Tarim, in Kotan und Keriya, am Aksu; schon am 19. 4. wurde das jetzt gefallene und ausgeplünderte und ausgemordete Alt-Yarkand als bedroht bezeichnet, Kaschgar als wehrlos. Am 23. 4. sprach der Präsident des Mongolei- und Tibetkomitees in Nanking von einer durch Mohammedaner überrannten Landschaft, von der Meuterei der 3000 Weißrussen dort. Überall strömten Waffen über die Grenzen, auch von Persien, Afghanistan und Kaschgar, vielfach von britischen Firmen, wie Vickers-Armstrong, geliefert, wie selbst wohl am Waffenschmuggel unschuldige Sowjetfreunde meinen. Andere Berichterstatter suchen die Drahtzieher eben dort bei diesen. Jedenfalls bereitet sich eine weitere Abtrennung vor, die durch die 2—3 Mill. Islambekenner in Kansu nicht harmloser für China wird.

So wäre es nicht nur aus innerem Ruhebedürfnis, Tücke gegen Mitteleuropa und sonstigen kleineuropäischen Erwägungen zu erklären, warum Litwinow so sehr bereit war, ein großes zwischeneuropäisches und vorderasiatisches Friedens- und Rückversicherungsgeschäft abzuschließen und für die Sowjetbünde als sicheren Nebenertrag von London heimzubringen, unbeschadet der Weltwirtschafts-

enttäuschung und Abrüstungsversandung. Von Afghanistan über Persien, Türkei, Rumänien (mit einem blauen bessarabischen Auge), Polen läuft der Friedensgürtel bis zum Baltikum. Nicht drinnen sind Finnland am einen, Japan am andern Ende des weiten eurasischen Raums, und außerdem die eben beschriebene zentralasiatische Beutelandschaft für Großräuber, die einstweilen „Autonomie" begehrt.

Aber wie sehen solche Sowjetbrüderschaften in Wirklichkeit aus? — Sie entwickeln sich eben doch zur gemeinsamen Jagd des Löwen mit dem Hasen wenigstens, wenn man die äußere Mongolei betrachtet, der Frank Godwin eine zusammenfassende Betrachtung widmet („The People's Tribune", Shanghai, 1. 6. 1933, Nr. 9, S. 509). 1907 anerkannten die beiden Inselreiche und 1910 Japan noch einmal eigens Rußlands „Sonderrechte" in der Mongolei als Gegenwert für Einkreisungsdienste gegenüber Mitteleuropa an; 1912 teilten Japan und Rußland heimlich auch die innere Mongolei auf: alles britische Feinleistungen, damit die Raubpolitik gegenüber Mitteleuropa ja nicht durch Händel im Fernen oder Mittleren Osten gestört werde. Man paßte damals wie heute viel zuwenig auf die Rückwirkungen dieser Störungsfelder gegen Mitteleuropa auf. Deshalb erinnern wir an diese „alten Geschichten".

Aus der Druckzusammenziehung um Deutschland entstand die Druckentlastung für die sogenannte mongolische Freiheit (1912); jetzt noch ist die Mongolei auf dem Papier (nach einer kurzen, aber furchtbaren Losreißungsgeschichte, die Frank Godwin gut erzählt, wie die der Flügelanläufe in Tannutuwa und Barga) ein „integrierender Bestandteil der chinesischen Republik unter deren Souveränität" (russ. Anerkennung v. 1924). Aber kein Chinese darf hineinreisen ohne einen Paß, den er nicht bekommt. Immerhin hat die Mongolei wenigstens nicht, wie Tibet, fortwährend im Kriegszustand gegen den Souverän gelegen.

Aber zur Verschlechterung des gesamten Spannungszustandes im Fernen Osten trägt natürlich auch diese dauernde Trübung bei. Nachdem jedoch zwischen den weltpolitischen Luftdruckverhältnissen im Fernen Osten und im Westen der Alten Welt ein unleugbarer Zusammenhang besteht, und zwar derart, daß niederer Luftdruck, einströmende Winde und Sturmgefahr dort häufig Entlastung und Dauer des guten Wetters hier bedeutet, ist es einfach notwendig, die Instrumente abzulesen.

Nun haben sich zu solchen Instrumenten neben den unverändert vorzüglichen „Pacific Affairs" (die nur eine Neigung haben, dem schönen Wetter zuviel Vertrauen zu zeigen, wie ein etwas zu hoch weisendes Barometer) auch „The People's Tribune", Shanghai, ein „Organ für nationalrevolutionäre Denkweise und Meinungsbildung", unter Führung von Tang-Liang-Li entwickelt. Nur zeigt dieses Barometer mit Vorliebe schlechtes Wetter, weil der chinesische kosmopolitische und hyperdemokratische Liberalismus des linken Kuomintangflügels China nach und nach in die traurige Lage gebracht hat, zwar mit großem

Propagandageschick auf allen internationalen Instrumenten, Tagungen usw. mit herumzugeigen, aber bald nur mehr Heil von einem großen übervölkischen Durcheinander erwarten zu können. Ganz im Gegensatz dazu möchte Japan seine Ernten ungestört in die Scheuern bringen, dafür aber, im erneuten Wettkampf mit den USA., zur See und in der Luft bis an die Zähne rüsten, während es die russischen Wehrbluffs am Amur nicht sehr ernst nimmt.

Das sind Begleitgeräusche zu dem Handel um die chinesische Ostbahn, wie man in Tokyo glaubt, für dessen Stimmungen die ausgezeichneten, nur eben zwischen den Zeilen zu lesenden Mitteilungen des japanischen Vereins in Deutschland (deutsch handschr.), Berlin, Motz-Str. 31, ein schnell reagierendes Wetterglas sind. So haben wir drei gute Instrumente dieser Art zur geopolitischen Wetterbeobachtung; wir bräuchten nur ein ähnliches für Indien, während für Indonesien die „Deutsche Wacht" in Batavia treffliche Dienste leistet („Chinesen in Insulinde" und ähnliche Aufsätze, bei warmem deutschtreuen Einschlag).

Für Indien und die Vereinigten Staaten mit ihrem pazifischen Gesicht aber muß man sich die Durchschnittswerte für die Spannungszustände fast so mühsam aus den gegensätzlichsten Sprüngen im Aufzeigen der öffentlichen Meinung herauskonstruieren wie für Österreich, freilich in ganz anders riesenhaften Ausmaßen. In Indien ist zuviel öffentliche Meinung unter den Boden gedrängt und faucht nur hie und da, wie eine vulkanische Vorwarnung, aus der Tiefe. In USAmerika wird augenblicklich in so phantastischem Stil im Zeitungswald gelogen, daß es schwer ist, den Wald vor Bäumen zu sehen; nur etwa das sichere Distanzgefühl der „Pacific Affairs" führt die große pazifische Linie fort, wie z. B. in T. Uyedas: „Japans future population" (80 Millionen Höchstfassung des eigentlichen Inselbogens, heute 65), oder in Handys „Culture and education", in P. C. Changs: „Educational trends in China", sämtlich im Juni-Juli-Heft 1933.

China zeigt manchmal sein inneres Durcheinander in schöner Offenheit, wie etwa, wenn es anderen: „Fostering Banditry in China" oder „The creation and organisation of a Bandit Army" vorwirft („People's Tribune" s. o.). Aber einander bekämpfende Heere, beiderseits Räuber, Rebellen oder sonstwie benannt, können doch wirklich in großen und kleinen, mehr oder weniger östlichen Ländern, durch äußere Mächte, wie Japan, oder auch die Sowjets, oder auch von innen heraus durch Prügelfreudigkeit der Staatsbürger, nur dann entstehen, wenn etwas faul im Staate ist. Geopolitisch also werden solche Zustände — unbeschadet der einzelnen Nebenursachen — als Anzeichen für die Lockerung und Erneuerungsbedürftigkeit der Lebensform in ihrem offenbar nicht genügend beherrschten Lebensraum angesehen werden müssen. Sie verschwinden, wenn Zucht und Ordnung einkehrt; sie bilden eine Gefahr für alle Nachbarn, solange sie nicht eingekehrt sind, mögen diese auch selbst noch so friedliebende und totale Staaten sein.

HELMUTH LEHMANN:

Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen"

Ein gut gehaltenes Kornfeld ist eine Monokultur, eine gut gehaltene Wiese ist eine Pflanzengemeinschaft. Überlassen wir das erstere eine Anzahl Jahre sich selbst, dann finden wir fast nichts mehr von ihm vor. In gleichem Zeitraum unter gleichen Bedingungen sind an der Wiese nur wenige Veränderungen vor sich gegangen. Das Entscheidende liegt nicht etwa darin, daß es sich dort um einjährige und hier um dauernde (perennierende) Pflanzen handelt, sondern in der (fast) lückenlosen Anhäufung der Individuen einer gleichen Art. Es steigt die Gefährdung des einzelnen Lebewesens bei dieser Zusammendrängung in ungeahntem Maße, indem Schädlinge dann ebenfalls als Monokulturen auftreten und den ganzen Bestand vernichten können. Gleichzeitig vernichten sich diese Parasiten aber damit selbst, da sie ihre Lebensbedingungen, z. B. die Ernährungsbasis, so verschmälern, daß ihre weitere Existenz nicht mehr oder nur noch in geringem Maße möglich ist.

An diesem einfachen Beispiele sehen wir ein grundsätzliches Verhalten biologischer Erscheinungen: Sie gleichen sich immer in der Richtung hin aus, daß bunte Lebensgemeinschaften entstehen. Die einzelnen Mitglieder dieser Lebensgemeinschaften erscheinen in ihrer Anpassung weitgehend aufeinander und ihrer Umgebung gegenüber eingestellt. Dies ist als das Ergebnis einer unbestimmbar langen Entwicklung und eines ebenso langen Auslesekampfes zu betrachten. Greift der Mensch ein, um eine „Kultur" zu schaffen, dann tut er dies immer in Richtung der Monokultur.

Wir müssen noch eine Stufe weiter zurückgehen. Nehmen wir ein einzelnes Tier oder eine einzelne Pflanze heraus, dann finden wir neben der Tatsache, daß wir immer — auch bei Einzellern — hochorganisierte Wesen vor uns haben, Anpassungserscheinungen in einem Grade, der unser Erstaunen stets neu hervorruft. Es findet sich, daß solche Anpassungen um so ausgeprägter sind, je schwieriger die allgemeinen Lebensumstände sich darstellen, das heißt also, je mehr sie von einer Mittellage abweichen. So finden wir z. B. in den tropischen Wüsten die Verdampfungseinschränkung und Wasserspeicherung kakteenartiger Pflanzen oder in der Tiefsee die Fische mit eigenen Leuchtorganen als hochkomplizierte Einrichtungen und vieles andere. Die Eroberung solch schwierigen Geländes ist nur einem spezialistisch Ausgebildeten möglich. Alle diese Organismen sind auch in der Tat Spezialisten mit allen Vorzügen und Schwächen. Haben sie die spezifische Organisation als Naturgegebenes (Stammeserworbenes, erbbiologisch Übertragenes), so tragen unsere menschlichen Spezialisten ihre Ausbildung in einem besonderen Organe des Körpers, dem Gehirne, in sich (Erwerbung des Einzelwesens). Bei jeder Hochzüchtung einer besonderen Fähigkeit müssen andere

Fähigkeiten verkümmern. So bilden sich auch im Organismus stark spezialisierter Arten oder Individuen schwache Stellen (loci minoris resistentiae) aus, die leicht einmal der Anlaß zum Untergang einer ganzen Gattung werden können. Zum Beispiel sind vor nicht allzulangen Zeitperioden wohl sämtliche Tiefseefische vernichtet worden, und zwar anscheinend nur durch einen Temperaturabfall in der Tiefe des Ozeans infolge einer Änderung der Strömungen. So versagen manchmal auch menschliche Spezialisten auf menschlichen Allgemeingebieten derart, daß sie dem einfachen Manne nur noch zum Objekt des Spottes dienen.

Wollen wir nun diese Anpassungsform des Organismus bzw. diese weitgehende Ausbildung einen „Überorganismus" nennen? Wir müssen uns dazu vor allen Dingen klarmachen, wie diese „Einseitigkeit" zustande kommt. Es fällt sofort in die Augen, daß es sich bei ihr nicht um eine starre Form, sondern um ein Glied in der Kette des Geschehens handelt, also den Gegenwartszustand eines dynamischen Vorgangs. Diese erschwert ganz wesentlich die Möglichkeit jeder Abgrenzung, so auch der Begriffe Organismus und Überorganismus. Es taucht die Gefahr auf, daß wir uns einem Begriff zuliebe festlegen und so den Blick auf das Große und Ganze zu verlieren drohen. Nehmen wir nämlich den Grundstock des organischen Lebens, das Protoplasma, und suchen es aufzulösen, dann bleiben schließlich Atome und Moleküle in den verschiedensten Zusammenschlüssen in unserer Hand.

Ja nicht einmal das Atom ist uns heute mehr „a tomos", ein Unteilbares, sondern für uns besteht es mindestens aus Kern und Elektron. Also wäre das Atom schon ein physikalischer Überorganismus, die Moleküle ein chemischer, da sie ja Eigenschaften in dem Augenblick einbüßen, in welchem sie die neue Bindung eingehen. Schon beim Molekül aber kommt gleichzeitig etwas im absoluten Sinne Neues hinzu: Neue Kräfte erscheinen, neue Möglichkeiten tun sich auf, es wird ein neuer Wirkungsraum erschlossen. Das gleiche finden wir in der organischen Welt. Nur daß hier statt Wirkungsraum Lebensraum gesetzt werden muß. Das legt aber die Gefahr nahe, daß wir das Dynamische, den Abwicklungsvorgang, dabei vergessen.

Jede Weiterentwicklung eines Einzelwesens wie einer Art läuft — zum mindesten anfangs — auf eine Erweiterung des Lebensraumes hinaus. Das bedeutet jedoch von der anderen Seite aus gesehen nichts anderes, als daß eine intensive Anpassung an das Milieu stattfindet.

Wenn Hohltiere oder Würmer im Meere seßhaft geworden sind, nachdem sie vorher über ein freies Bewegungsvermögen verfügten, so bedeutet dies keineswegs immer eine Einschränkung ihrer Lebensmöglichkeit. Ganz im Gegenteil können diese Arten nun in das Gebiet der Brandung eindringen, in der sie vorher unfehlbar zerschmettert worden wären. Tritt nun aber in ihrem nunmehrigen Lebensraum eine Änderung ein, indem eine Versandung oder Aussüßung des Wassers zustande kommt, dann fehlt alle Möglichkeit zur Flucht. Der ganze Bestand der Individuen dieser Arten wird rettungslos vernichtet.

Im Laufe der Entwicklung dieser Anpassung bilden sich nun die einzelnen Organe des Organismus durch besondere Leistungen. Diese Spezialausbildung läßt sich Schritt für Schritt, wenn auch scheinbar oft sprungweise, in der Stammesentwicklung der Pflanzen und Tiere weiterverfolgen. Sondern sich in den tiefsten Gruppen schon gewisse Zellen als Geschlechtstiere aus (Volvox globator), so entstehen in rascher Folge Verdauungs- und Abwehrorgane und in direkten Beziehungen zu ihnen Sinnes- und Drüsenorgane (Coelenteraten).

Es ist durchaus „verständlich", daß eine einmal eingeschlagene Entwicklungsrichtung beibehalten wird, sobald sie Erfolg gehabt hat. Je stärker nun eine derartige Weiterentwicklung auf den Organismus einwirkt, je mehr sie ihm damit neue Lebensmöglichkeiten eröffnet, um so mehr beeinflußt sie den Plan und Aufbau des Organismus. Sie beherrscht ihn schließlich. Ja sie kann ihn endlich so einschränken, daß er nur ihrem eigenen Ausbau dienen muß. Ein solches Extrem stellen die Parasiten dar. Wohl ihr typischster Vertreter, der Bandwurm, ist nichts mehr als ein sich selbst zerstückelnder Schlauch, gefüllt mit Millionen von Eiern und Embryonen. Jedes andere Organ ist aus übergroßer Anpassung und durch die besondere Gunst des Milieus, den Mangel an Feinden, verschwunden. Nur die unendliche Menge der nunmehr hervorgebrachten Eier ist in der Lage, den außerordentlich komplizierten Entwicklungsweg zu überwinden. Hier hat die Spezialisierung ein Ende. Ob es einem Ei gelingt, diesen Weg ganz zu vollenden, ist Sache des „Zufalls". Lediglich die Haut, als Sackwand zum Zusammenhalt der Eier, und der Kopf, als Haftorgan, blieben erhalten. Dies nun ist eine echte Monokultur. Wir sehen an der Einseitigkeit dieses Organismus alle die Vorteile und Gefahren, die daraus entstehen.

I.

Versuchen wir auf Grund des eben Gesagten die Begriffsabgrenzung einer biologischen Monokultur, so müssen wir versuchen, das Ganze der Erscheinung dynamisch zu fassen. Eine biologische Monokultur ist die fast lückenlose oder wenigstens stark überwiegende Anhäufung von Individuen der gleichen Art, das überstarke Herrschen einer bestimmten Organ- oder Zellgruppe. Wenden wir diese Formulierung auf den Menschen an, so finden wir als Kennzeichen die ständig stärkere Einflußnahme des Gehirns und des übrigen Nervensystems auf den Organismus. Wir sehen in den Gruppen der menschlichen Völker die Ausbildung von Monokulturen (Spezialistentum) in kleinen Bezirken. Diese kleinen Kulturzellen fügen sich zu größeren und immer größeren zusammen, bis schließlich große Einzelgebilde daraus entstehen.

Hiergegen ist die Industrialisierung des Ruhrgebietes eigentlich keine Monokultur, wenn wir das ganze Gebiet als solches betrachten[1]). Neben dem hochgebildeten Ingenieur und Chemiker steht der oft ganz ungebildete Arbeiter. Neben dem entwurzelten Tagelöhner wohnt der Kleinbauer, der nur nebenbei seinen Unterhalt in der Fabrik verdient. Jeder denkt anders. Jeder hat ganz andere Raum- und Zeit-

1) Hier scheint uns der Blickpunkt zu klein gewählt. Zweifelsohne ergibt sich das Bild einer Monokultur, wenn man von der gemeinsamen Ausrichtung der Menschen auf die Maschine und auf den mechanisierten Wirtschaftsprozeß ausgeht. Aus dieser, in der einzelnen Erscheinungsform natürlich sehr verschiedenartigen Ausrichtung erwächst die Tatsache der Entwurzelung: Industriegebiete sind, wie die großen Städte, Monokulturen weitgehend entwurzelter Menschen. Daher die biologische Unfruchtbarkeit, Merkmal der Monokultur und ihr Kainszeichen zugleich. Die Schriftleitung.

horizonte. Jeder hat vollständig verschiedene Lebensbedürfnisse und sprengt dadurch den Rahmen eines — wenigstens biologischen Monokulturkreises. Daß wir unter Umständen gerade eine solche Zusammenballung verschiedenster Elemente benötigen, um „monokulturell" Kohlen zu graben oder Stahl zu erzeugen oder irgendeinen Ausfuhrartikel als Alleinware herzustellen, ändert an der biologischen Tatsache nur insofern etwas, als alle diese Menschen ungemein viel höher gefährdet sind, falls in dem Wirtschaftsprozeß an irgendeiner Stelle eine Schwierigkeit entsteht. Der Versuch, die Menschen einander vollkommen anzugleichen, also eine Monokultur menschlicher Individuen zu erzeugen, ist in der Französischen Revolution und im russischen Bolschewismus blutig und ohne Erfolg ausgegangen.

a.

Wie entwickelt sich nun eine Monokultur? Nehmen wir ein Beispiel: In fernen Erdperioden entstanden im Zug der Entwicklung riesige Steppen. Diese Steppen waren bedingt durch wasserdurchlässige Ablagerungen, diese wiederum sind die Folge geologischer Vorgänge. Die Steppen lassen nur eine ganz bestimmte Art Pflanzen (meist Gramineen) aufkommen. Gleichzeitig damit treten aus den verschiedensten Tiergattungen pferdeartige Tiere auf. Ist nun die geologische Bedingtheit Monokultur und das Leben, das sie erlaubt, trotzdem eine bunte Lebensgemeinschaft? Wir möchten das Ganze einen monokulturbestimmten Vorgang nennen. Es besteht in einem solchen Stadium ein großes Ausbreitungsbedürfnis, das unbeschränkt, scheinbar ziellos, doch mit der Möglichkeit, sich weitgehend anzupassen, gewaltige Kräfte in sich birgt. Eine große Auslese tritt ein. Was dem Klima, Licht und sonstigen Umweltbedingungen in ihrer neuen Form nicht Stand hält, wird vernichtet. Das wenige, was bleibt, beginnt sich der Umgebung anzugleichen. Die Entwicklungsrichtung ist unbestimmt, aber immer sinnvoll. Sie gliedert sich in das Milieu ein oder sie wird ausgelöscht. Zweifellos überwiegt bei weitem der Lebenswille der Organismen; die Entwicklung schreitet in Richtung zu einem Einklang mit dem Milieu fort. Dieser Einklang ist das Stadium der Stabilität.

Versuchen wir diese Beobachtungen in die Theorie der Naturwissenschaften einzugliedern, dann müßten wir hier von einer Auslese durch den Kampf ums Dasein sprechen, also vom Darwinismus.

Die Analogie zur geopolitischen Monokultur der heutigen Menschheit ist durch die gleiche Spannung gegeben. Etwa: Die Nachfrage nach irgendwelchen Produkten vermehrt ihre Erzeugung. Die Verstärkung dieser Erzeugung (Landwirtschaft oder Industrie) ist der Anfang und Aufbau in der Richtung zur Monokultur. Freihandel, Expansionsbestrebungen, beginnende Überseepolitik kennzeichnen dieses Stadium.

b.

Ist die Richtung der Entwicklung auf eine Monokultur hin einmal eingeschlagen, dann ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie auf dem gleichen Wege weiterschreitet, sehr

groß. Es ist zum ersten so, daß im Stadium der Entstehung alle diejenigen Lebewesen ausgemerzt wurden, die weitgehend von dem Milieu abweichen. Die anderen haben sich immer mehr und mehr im Laufe von vielen Generationen an die Umweltbedingungen angepaßt.

Wir wollen hier nur an einigen wenigen Beispielen zeigen, daß dies tatsächlich der Fall ist. Die großen Eidechsen der Kreidezeit (Saurier) haben z. T. den breit ausladenden Fuß: sie lebten im Schlamm. Die schon erwähnten pferdeartigen Tiere richten ihre Füße immer mehr und mehr auf, sie werden zum Dreizehen-, schließlich Einzehengänger: sie lebten in den Steppen. Die Fische entwickeln ihre torpedoartige Form. Vögel erhalten gewaltige Flugmöglichkeiten, passen sich auch manchmal wieder vollkommen um, wie dies bei den Pinguinen der Fall ist, und werden zu einem hervorragenden Schwimmer.

In diesem Stadium wirkt jeder Anstoß in der Richtung der Entwicklung. Es tritt nichts Neues hinzu, es entstehen wohl Varianten, aber kaum einschneidende Neuerungen. Hier haben wir das Stadium der Anpassung.

Im Laufe der Zeit werden die einzelnen Lebewesen bei den meisten Arten immer größer. Durch das vermehrte Nahrungsbedürfnis der größeren Tiere und durch die wachsende Anzahl der Individuen wird der Nahrungsraum eingeschränkt.

Gliedern wir nun diese Zeitperiode in unsere naturwissenschaftlichen Vorstellungen ein, dann finden wir eine Verkümmerung durch den Nichtgebrauch oder eine Weiterbildung durch Inanspruchnahme. Wir stellen also hier Lamarckismus fest.

Geopolitisch finden wir das Gegenstück etwa in einer Industrialisierung. Der Aufschwung ist noch sehr stark, es beginnt aber sich bereits ein Gegendruck geltend zu machen. Es kommt zu einer Verkleinerung der Absatzgebiete, die einen beginnenden Abschluß der Wirtschaft nach außen hin erzwingen. Die Gründung von Kolonien als Ausfuhrgebiete wird erstrebt. Diese Kolonien gelten dann — obwohl sie Ausfuhrländer sind — doch bereits als Wirtschaftsgebiet, das zu dem Mutterland gehört. Ein Streben zur Autarkie deutet sich an. Diese Autarkiebestrebungen stören die Monokultur und führen damit zu einem inneren Ausgleich.

Alles beginnt in größere Einheiten zusammenzufließen. Die Größe der Einzelbetriebe wächst, die Massierung von Kapital und Menschenmassen beginnt.

c.

Tritt keine Hemmung in der biologischen Entwicklungsrichtung ein, dann führt sie zu einer noch weitergehenden Einseitigkeit. Mit anderen Worten, es tritt die Monokultur immer stärker in Erscheinung. Schließlich wird diese Einseitigkeit so groß, daß sie eine Lebensgefährdung bedeutet. Eine restlose Anpassung ist erfolgt und eine solch starke Beherrschung aller Gefahren des Milieus, daß Wille und Fähigkeit zum Lebenskampf schwinden. Eine „luxuriöse Lässigkeit" tritt ein. Kommt es nun zu einem feindlichen Anstoß von außen, bedeutet er eine unmittelbare Vernichtungsgefahr. Die Anpassungsreserven — in denen der Lebenswille sich verkörpert — erscheinen erschöpft. Je extremer die Form der Monokultur, desto

leichter fällt sie einer neuen Anforderung zum Opfer. Sehr oft in der Erdgeschichte hat dieser Vorgang mit der völligen Auslöschung der Arten und Gattungen geendet.

Wir haben hier das Stadium der Labilität.

Es bedeutet wieder Auslese: Darwinismus.

Geopolitisch finden wir als Gegenstück die hohen und höchsten Kulturen der Völker auf der einen, die reine Monokultur mancher Ausfuhrländer (z. B. Neuseeland) auf der anderen Seite.

Die früher kleinen Einzelbetriebe werden Riesengebilde; sie gewinnen beherrschenden Einfluß auf das Staatsleben und oft genug auch auf das biologische Leben der Völker. Die Staatsgebilde kommen mehr und mehr unter eine einzelne Idee (Diktatur), das Innenleben wächst zu einer rassespezifischen Hochkultur heran. Gewinnen geopolitische Kulturen ein höheres Maß von Autarkie zurück, dann kann die Entwicklung wieder in ein Stadium der Stabilität übergehen.

Treibt aber die Hochkultur weiter und weiter in die Spezialisierung, so kann sie überraschend durch von außen kommende Ereignisse (Kriege) vernichtet werden. Oder aber, und dies scheint mir bei unseren bekannten Kulturen das Wesentliche zu sein: sie werden durch andere Rassen unterwandert. Denn der Vorgang der Monokultur scheint in seiner biologischen Auswirkung an sich zerstörend zu sein: die Regenerationsfähigkeit des Volkskörpers sinkt, die Geburtenzahlen fallen ab. Eine Kultur mit Spätehe der führenden Schichten z. B. ist auf die Dauer nicht aufrechtzuhalten. Die Spezialisierung fordert weitgehende Ausbildung. Dies schiebt die Eheschließung hinaus. Für viele Kinder fehlt Raum und Lebensmöglichkeit, das Vertrauen, den Lebenskampf auch mit einer großen Familie bestehen zu können, schwindet zugleich mit Stählung und Willen zum Kampf. So kommt es zum Untergang der ursprünglich herrschenden Rasse: Die Römer übernahmen Griechenland, die Germanen waren die Erben Roms. Wer sind die Erben Westeuropas?

II.

Können wir nun aus diesen kurzen Streiflichtern ein „Gesetz" entwickeln, das uns eine Parallele zwischen den dynamischen Vorgängen im Reich der Organismen und der Welt des politisch-sozialen Geschehens der Menschen erlaubt? Daß beides Vorgänge sind und keine Zustände, haben wir gezeigt. Beide Vorgänge haben ein organisches Geschehen zur Grundlage. Letzten Endes jedoch ist für das Geschehen in beiden Fällen die biologische Reaktion von Lebewesen das Ausschlaggebende.

Somit enthalten beide Vorgänge eine analoge Gesetzmäßigkeit. Nur die Bezeichnungen sind andere. Die drei Entwicklungsstufen der Monokulturen decken sich im Biologischen mit den Entwicklungen der Gattungen und Arten, so wie es sich uns heute nach den Kenntnissen der Versteinerungen darstellt: Im Anfangsstadium führt jeder geringe Anstoß zu einer Entwicklung. Es stehen unerschöpflich schei-

nende Reservekräfte zur Verfügung. Was nicht in das Milieu paßt, verkümmert. Aber allmählich gleitet die Entwicklung in festere Bahnen. Um sie weiter zu fördern, müssen die Auftriebe immer größer und größer werden, die Auswirkungen werden zögernder. Aber immer noch wird die Entwicklungsrichtung eingehalten. Immer noch schreitet die Spezialisierung weiterfort. Endlich kommt ein Punkt, an dem eine Umkehr, eine Reaktion stattfindet — der gleiche Anstoß wird zu einer Schädigung, zu einer Gefahr. Der Erfolg ist nicht mehr vorauszuberechnen, unerwartet treten andere Entwicklungszüge und Rückschläge ein.

In der geopolitischen Entwicklung des inneren Staatslebens zur Monokultur können wir die drei Stadien etwa so benennen: Am Anfang die Revolution, das Aufkommen der neuen Aufgabe oder Staatsidee, dann die Stände-, Klassen- oder Kastenbildung. Am Ende der Entwicklungsreihe tritt schließlich das Bonzentum auf. Es wird Selbstzweck und beherrscht den Staat parasitenartig.

Wir sehen als Hauptmerkmal aller Entwicklung, daß sie zur Monokultur hinstrebt. Je stärker die Entwicklung auf die Monokultur hinstrebt, um so mehr ermöglicht sie die Zusammenballung von Menschen. Und umgekehrt verlangt die Verengung des Lebensraumes oft einen monokulturellen Aufbau, um alle Existenzmöglichkeiten ausnützen zu können. Die Gefahr des engen Kontaktes von Mensch zu Mensch steigt in ungeheurem Maße, so daß nur eine gleichzeitige Entwicklung der Hygiene, der Medizin, der Fürsorge ihnen einigermaßen Einhalt gebieten können. Wir finden im Zusammenhang damit oft auch eine Monokultur der Krankheitserreger, die wir mit Pandemie bezeichnen; sie ist nur möglich eben durch jene enorme Dichte der menschlichen Besiedlung. Wir haben aber auch noch — und es walten hier uns ganz unbekannte Gesetze — Monokulturen der einzelnen Jahreszeiten. Wir erinnern nur an das Auftreten unzähliger Flagellaten im Frühjahr, die alle Tümpel und Gewässer schlagartig grün färben.

Ehe wir nun aus allem einen Schluß ziehen wollen, möchten wir noch einen Schritt weitergehen und noch zwei Gesichtspunkte hereinziehen, die uns in diesem Zusammenhang unbedingt erwähnenswert erscheinen. Das eine ist die Feststellung, daß in gewissen Erdperioden bei den verschiedensten Tiergattungen gleiche Entwicklungen plötzlich eingetreten sind. So sind z. B. in einer bestimmten Zeit Flugtiere entstanden, und zwar nicht nur Vögel, auch Eidechsen und Säugetiere haben sich damals in die Luft erhoben.

Und weiter wollen wir die rein geistigen Auswirkungen erwähnen. Plötzlich entstanden gleichzeitig und in wenigen Jahrzehnten Gotik oder Romantik oder — wie heute — die Staaten straffer nationaler und sozialbetonter Führung: der Bolschewismus oder der Faschismus oder der Nationalsozialismus.

Es ist bestimmt so, daß der Mensch nicht die Möglichkeit einer Auswahl hat, indem er zwischen verschiedenen Stilmöglichkeiten die der Gotik wählt; oder daß er in seiner geistigen Haltung die Romantik schaffen möchte; oder daß er in der

modernen Politik zwischen den verschiedenen Staatsformen wählt. Nein — das schöpferische Genie wird von einer aus dunklem Urgrund bedingten und geborenen Idee in einer ganz bestimmten Richtung gedrängt, die gleichzeitig das ganze Volk unbewußt erfüllt. Erst später setzt sich das Schöpfertum mit den anderen Formen auseinander, die seiner Lebensarbeit parallel gehen. Es deuten sich somit auch im geistigen Leben ganz ähnliche Gesetze an, wie wir sie in der Entwicklung der Tiere oder in der Entwicklung der Wirtschaftskulturen beobachten. Und dies soll hier zur Diskussion gestellt werden.

III.

Wir fassen zusammen. Was auf den wenigen Seiten hier angedeutet ist, können nur Grundzüge und Anregungen sein. Im einzelnen stellt sich alles noch wesentlich komplizierter dar; es wäre in allen einzelnen Phasen einer Untersuchung und Darstellung wert. Aber hier sollte nur gezeigt werden, daß ein gemeinsames „Gesetz" die Lebensrichtung alles Biologischen zu lenken scheint, daß ein gemeinsames „Gesetz" auch im Leben der Völker im politischen und im Geistesleben geheimnisvoll webt. Beide Gesetze scheinen in ihren Grundzügen identisch zu sein.

Es läßt sich herausstellen, daß die Entwicklung von Organismen im Massenwechsel immer fortschreitet, auch bei scheinbarem Stillstand. Die Richtung, in der im großen gesehen dieser Weg führt, geht vom Einfachen zum Komplizierten. Sie geht aus von einer Verschiedenheit der Ziele und führt zur Gleichrichtung. Sie geht von der Dezentralisation, von den vielen kleinen Sammelstellen zu einer straffen Zusammenfassung in der Zentralisation. Sie führt schließlich vom einzelnen zur Masse, sei es in einem gigantischen Wachstum des einzelnen Individuums oder des einzelnen sozialen Gliedes, sei es in der Ansammlung großer Massen gleichartiger Lebewesen oder Kräfte.

Solange der Fortgang umkehrbar ist, bedeutet er vielleicht eine Gefährdung, aber noch nicht den Untergang. Es kommt ein Augenblick, von dem an die Biegsamkeit des Lebensweges so stark eingeschränkt ist, daß nur noch der Untergang bleibt.

Geopolitisch, beim Menschen, können wir nicht hintereinander schalten: Unkultur, Kultur und Monokultur. Sondern es ist so, daß die Vorgänge, die wir oben gezeigt haben, vertikale Vorgänge sind, deren horizontale Durchtrennung die Anteile Kulturlosigkeit, Kultur und Zivilisation erst erkennen läßt. Die Kultur ist eine Überlagerung der Kulturlosigkeit. Die Kultur beginnt in dünner Schicht und durchdringt langsam das Gebiet. In einem Augenblick, etwa gegen Ende des Stadiums der Anpassung, tritt die Zivilisation als Neues auf. Diese Zivilisation ist nicht ohne weiteres mit Monokultur gleichzusetzen, obwohl sie sehr starke Gemeinsamkeiten haben und die Zivilisation vielleicht eine conditio sine qua non zur Entstehung einer geopolitischen Monokultur im Sinne dieser Ausführungen ist.

HANS F. ZECK:

Adam Müller, ein Beitrag zum Thema „Geopolitik und Katholizismus"

I.

„Der liberalistische Staat richtete sein Augenmerk auf den Einzelmenschen. Darüber ging die Erkenntnis der lebendigen Gemeinschaft verloren; der Begriff des Staates verlor sich ins Wesenlose." „Geopolitik betrachtet den Staat als Lebensform." „Im Staate sieht sie den raumgebundenen Organismus des Volkes." — Diese Sätze stehen in der Denkschrift „Geopolitik als nationale Staatswissenschaft" vom 24. April 1933. Sie stellen den komprimierten Niederschlag einer geistigen Arbeit dar, die wesentlich in den letzten zehn Jahren gewachsen ist; gewachsen, frei von jeder Rücksicht oder gar Bindung an irgendeine religiöse Gruppe, gewachsen einzig aus dem feinen Empfinden für die tiefen irrationalen Kräfte im Staatsbau und Staatsleben. Hier bricht das durch, was ein Kampfwort als „Politik aus Blut und Boden" formulierte.

Dieselben Sätze sind aber zugleich erfüllt von tiefer christlicher Religiosität. Sie sind so sehr mit dem innersten Wesen auch katholischer Staatsphilosophie identisch, daß man sich verwundert fragen muß: „Wo waren die katholischen Staatstheoretiker und Praktiker beim Aufbau des geopolitischen Weltbildes?" Die Antwort kann einzig in der Feststellung liegen, daß der politische Katholizismus seine antiliberale Sendung vergessen hatte. So tief war er in die Machtpositionen eines liberalen Staates hineingewachsen, daß er nur durch harten Druck von außen her sich lösen ließ. Druck von außen hinterläßt immer einen Stachel. Darum ist (wenigstens im Augenblick) nicht einmal die Hoffnung auf Mitarbeit größerer katholischer Gruppen im Rahmen der geopolitischen Zielsetzungen berechtigt. Das ist zweifellos zu bedauern, denn einmal muß Geopolitik Sache des ganzen Volkes sein und zum andern könnte die Geopolitik gerade auch von katholischer Seite her manch wertvolle Unterstützung finden. Das nachzuweisen soll hier versucht werden.

II.

Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines Aufsatzes die katholische Staatsauffassung darzulegen. Wesentlich ist der entscheidende Kern und das ist dieser: Der Staat wird als Organismus aufgefaßt mit eignem geistig-sittlichem Leben. Er umfaßt die ganze ungeheure Reichtumsskala aller Lebensäußerungen seiner Glieder. Der Staat ist darum auch kein bloßer Notbehelf oder auch nur ein notwendiges Übel, sondern selber etwas Gutes und Wertvolles, die Verkörperung einer erhabenen Schöpferidee Gottes. Er strebt nach höchster Kraftentfaltung, aber erdrückt nirgends das Individuum. Im Gegenteil; der gesunde Staat fordert von jedem Einzelnen,

daß er unausgesetzt nach starker Persönlichkeit strebe und bietet ihm dazu die Entfaltungsmöglichkeit. Der Staat will keine Sklaven, sondern Vollmenschen. Der Staatswille ist stets auf größtmögliche Harmonie eingestellt, weil nur so das Leben des Gesamtorganismus bewahrt werden kann.

Diese Grundzüge dürften für unsere weitere Betrachtung genügen. Sie sind Besitz aller katholischen Staatsphilosophen. Jenseits dieser Kernpunkte gibt es indessen viele Abstufungen, von streng konservativer Haltung bis zur — oft recht weitgehenden — Mischung mit liberalen Elementen. Wie stark aber die besten und führenden Köpfe mit dem tragenden Geistesgut der nationalen Revolution von 1933 sich decken, dafür ist Adam Müller, der bedeutendste unter ihnen, der beste Beleg. In seinen, selbst im katholischen Volke leider weithin vergessenen, Schriften[1]) sind Gedankengänge niedergelegt, die aus der allerjüngsten Vergangenheit zu stammen scheinen. Diese Gedanken sind doppelt wertvoll, weil sie die Brücke zur positiven Mitarbeit der Katholiken im neuen Staat bilden und uns gleichzeitig das Verhältnis katholischen Geistesgutes zur Geopolitik offenbaren.

III.

Den Zugang zu Adam Müllers geistiger Welt bildet seine Lehre vom Gegensatz. Alle Glieder des Universums stehen zueinander im Gegensatz. Es kommt aber nicht auf den Gegensatz an, sondern auf das Einende in einem Dritten. Diese zu erstrebende Einheit ist jedoch nie völlig zu erreichen, sonst gäbe es nur noch Kirchhofsruhe. Das Streben nach Einheit ist vielmehr eine unendliche Aufgabe, die in jeden Menschen hineingelegt ist und alle Zeiten ausfüllen wird.

So kommt Müller zum Gegensatz von „Begriff" und „Idee". Für ihn ist „die Begrifflichkeit das Übel aller Übel; ist Tod und Starre". Das ideenweise Erfassen allein ist Leben, Bewegung, Wachstum, die Seele aller Wissenschaften. Müller lehnt das begriffliche Sezieren, die gedankliche Konstruktion ab und will das Erfühlen, Erfassen, Erleben der Dynamik. Er lehnt das Rationale schroff ab und sucht als echter Deutscher Erfüllung im Irrationalen. Er bekämpft leidenschaftlich den ungeschichtlichen und unreligiösen Rationalismus und Mechanismus eines Montesquieu und Adam Smith. Einzig wesentlich ist ihm die Kontinuität und die alles umspannende Weite des geschichtlichen Prozesses. Er bejaht mit Begeisterung das Einzelne und will es beschützt wissen, aber er sieht es nie ohne Beziehung zum Ganzen.

Dieses Ganze ist ihm der Staat, „ein größerer, alle andern Menschen umfassender Mensch". Genau so wie der Einzelmensch sein Leben vom Religiösen her gestaltet, so „hat der Staat von der Religion her die Macht empfangen, ein ähnlich gegliedertes Werk hervorzubringen. Die Religion hat ein Gleich-

1) Insbesondere „Elemente der Staatskunst", „Lehre vom Gegensatz".

gewicht der Organe möglich gemacht, dem der einzelne ebenso untergeordnet ist, wie er für jeden rebellischen Eingriff in dieses Gleichgewicht um so unvermeidlicher von ihm zermalmt wird. Kurz der Staat ist nicht bloß den Menschen ähnlich geworden, sondern er hat sich in einen Menschen, diesen Künstler aller Künstler, dieses Kunstwerk aller Kunstwerke, verwandelt".

Das ist die schärfste Absage an jede mechanische Staatsführung, sei es Absolutismus, sei es Formaldemokratie. Der Staat wird zur Totalität aller menschlichen Angelegenheiten, der physischen und geistigen Bedürfnisse, der innern und äußern Notwendigkeiten, des ganzen Reichtums aller Lebensäußerungen, erfüllt mit dem großen Respekt von der Vergangenheit und der noch größern Verpflichtung für die Zukunft. „Jeder Mensch steht in der Mitte des bürgerlichen Lebens, von allen Seiten in den Staat verflochten." Außerhalb des Staates ist kein Mensch denkbar. So muß der Staat die Elemente der Geschichte ehrfurchtsvoll respektieren und das Eigenleben seiner Glieder schützend betreuen — muß jedes Glied des Staates all seine Kraft und Können der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. Je reiner dieses beide verpflichtende, unabänderliche Gesetz vom Staat wie vom Einzelnen erfüllt wird, desto totaler ist der Staat, desto kraftvoller sein eignes Leben und das all seiner Glieder.

IV.

Weil der Staat das Ganze allen menschlichen Lebens umfassen soll, ist seine verderblichste Krankheit jede Einseitigkeit. Immer wieder von neuem ausgleichen und regeln, ist deshalb oberste Pflicht des Staates. Dazu ist ihm das Wichtigste gegeben: das Recht. Jedes Gesetz ist aus dem Konflikt zweier Elemente geboren; beide in einem höhern Dritten (eben im Gesetz), zu versöhnen ist die Aufgabe des Staates.

Das wohl wichtigste Gebiet auf dem er diese Aufgabe zu erfüllen hat, ist die berufsständische Ordnung. Die Gegensätzlichkeit, aber auch wieder die Solidarität aller Volksglieder, prägt sich in den Standesunterschieden aus. Das feinfühlige Auswiegen ihrer Kräfte und Werte, die präzise Abgrenzung ihres Arbeits- und Verantwortungsfeldes, ist eine der ganz großen Aufgaben staatlicher Neuordnung; die Erhaltung des Gleichgewichtes der gewaltige Inhalt jeder gesunden Staatspolitik, denn nur dadurch kann der Staat Dauerhaftigkeit gewinnen. Gerade Dauer ist aber für jeden Staatsmann das „höchste politische Problem".

Für die äußere Politik lehnt Adam Müller die Frage „Militarismus oder Pazifismus?" ab, denn die Nation muß zu Krieg und Frieden gleicherweise bereit sein. Er kennt natürlich keinen Krieg um des Krieges, sondern nur um des Friedens und der Entwicklung des Rechtes willen. Auch die starre Frage „Sozialismus oder Privateigentum?" existiert für ihn nicht. Er besitzt eine echte Ehrfurcht vor dem Eigentum — das Verhältnis des Menschen zu seinem Besitz soll „ebenso

zart seien wie das zu seiner Frau in der Ehe" — aber den römischen Eigentumsbegriff lehnt er ab, weil das „absolute Sachenrecht mit seinem heidnischen Gefolge wie eine pestartige Krankheit die Menschen zu ergreifen und aufzulösen scheint".

Überhaupt kehrt die bittere Klage über die Versachlichung des modernen Staates und noch mehr der modernen Menschen immer wieder. Der Mensch, der nur Privatmann ist, hat einen bloß individuellen Wert, den Wert einer „unbrauchbaren Rarität, wie so viele Virtuosen, Gelehrte und gebildete Leute". Die Wissenschaften will er auf nationale Grundlage gestellt und an den Erfordernissen des Vaterlandes orientiert wissen, denn jedes dauerhafte geistige Schaffen erwächst nur aus der Gemeinschaft mit dem geschichtlichen Werden und den gegenwärtigen lebendigen Menschen und Kräften. Wie tief Müller das Wesen der Gemeinschaft erschaute, mögen folgende Worte zeigen: „Das sind die einzig erhebenden menschlichen Werke, die kein einzelner Autor sich als Privateigentum zueignen kann; woran viele, alle mitwirken mußten, damit sie erstanden, die man also nur fortsetzen, vollenden helfen kann in dem Maße wie man die große Gemeinschaft anerkennt, mit der man arbeitet." „Jede heilige Gemeinschaft denkt besser und gründlicher als der einzelne... Es ist überhaupt ein gebrechliches Handwerk, welches Denken heißt, und — daß zwei Menschen, wahrhaft miteinander verbunden, mehr sind als zwei einzelne, tiefer denken, größer handeln — das ist das große Geheimnis, um das die Welt gebracht worden ist."

V.

Mit voller Absicht sind Adam Müllers staatsphilosophische Gedankengänge etwas breiter dargelegt worden, weil er im katholischen Lager nicht einer unter den Staatsphilosophen, sondern der weitaus bedeutendste ist und weil im Katholizismus die autoritative Äußerung führender Köpfe eine sehr große Bedeutung hat. Ist der Nachweis gelungen, daß ein staatspolitischer Führer vom Range Adam Müllers positiv zum Wesensgehalte der Geopolitik steht, dann ist die Schlußfolgerung berechtigt, daß zwischen katholischer Staatsauffassung und Geopolitik zumindest keine unüberbrückbaren Klüfte sich auftun. Im Gegenteil; Geopolitik und katholische Staatsphilosophie werden ganz große Strecken, wenn nicht gar bis ins Ziel hinein, zusammengehen können.

Der Staat darf nicht „in den elenden Reifen eines toten Begriffes" eingespannt werden, sondern muß vom ganzen Menschen „verflochten mit seinem Leben und allen seinen Schicksalen in die Schicksale der Welt und des Vaterlandes" ausgehen. „Der Glaube an einen ewigen Zusammenhang des Lebendigen", der Wille zum Organischen, zur Verwurzelung im Bodenständigen und in der Tradition, das ist Adam Müllers katholische Staatsidee... aber auch die der Geopolitik. Der Grundsatz „Nicht auf den Mechanismus der Regierungsformen kommt es an, sondern auf die Geschichte des lebendigen Gesetzes" stammt zwar von Müller... ist aber auch Grundsatz der Geopolitik. Weil der Staat den ganzen Menschen faßt, betrachtet Müller die „Versöhnung von Wissenschaft und Kunst mit dem ernsthaften

politischen Leben" als seine große Aufgabe. Er will „Frieden zwischen dem Staat und der Wissenschaft", weil nur so „ihre Blüten und Früchte dem Gesamtleben (d. h. dem Staate) zugute kommen". Das ist aber nichts anderes, als das tragende Element der Geopolitik und heißt in die Sprache des Geopolitikers übersetzt „Der Staat als Lebensform".

Wir sehen somit: von Adam Müller und der katholischen Staatsphilosophie führen viele Wege zur Geopolitik hinüber. Beide vermögen sich sehr wohl gegenseitig zu befruchten. Daß es bisher nicht dazu gekommen, ist auf das Schuldkonto des politischen Katholizismus zu setzen, der Adam Müller vergessen hatte und sein Lebenswerk verstauben ließ. Als lebendig wirkende Kraft hätte die Achtung und Aktivierung seines Geistesgutes vieles verhüten können, nicht zuletzt im politischen Katholizismus selber. „Denn" — sagt Adolf Hitler einmal mit vollem Recht — „nicht darauf kommt es an, daß jemand gute Gedanken hat, sondern darauf, daß er sie auch verwirklicht". Dieser Satz umschließt nicht bloß das Urteil über das Vergangene, sondern die viel wichtigere Mahnung, nun willig mitzuschaffen am Umbau und Neubau des Staates. Die Grundsätze und Richtlinien für dieses Schaffen am Staatsbau umschließt das geopolitische Geistesgut, das nach dem vorher Dargelegten keinem aufgeschlossenen Katholiken fremd sein dürfte.

KARL HAUSHOFER:
Die erste geopolitische Wand-Weltkarte!

Mit dem Führer der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik im Reich begrüße ich als ihr Mitglied und langjähriger Vorkämpfer geopolitischer Arbeitsweise den ersten Anlauf des Verlags Justus Perthes zu einer Wandweltkarte, die ganz im Zeichen der Geopolitik von Prof. Dr. Max Georg Schmidt entworfen ist. Sie wird ein mächtiges politisches Erziehungsmittel werden können, um so mehr, als sie bei aller Sorgfalt im einzelnen durch künstlerisch wie wissenschaftlich überzeugende Farbenwahl verhalten wie ein gutes Fresko wirkt und um so überzeugender dem Mitteleuropäer klarmacht, wie sehr er bei der Verteilung der Welt im Verhältnis zu seiner Kulturleistung zu kurz gekommen ist. In kluger Abwägung der Farbenvitalität sind die wirtschaftlich passiveren Riesenräume des Sowjetbundes in ruhigem kalten Grün, die aktiveren der Vereinigten Staaten von Amerika (USA.) in warmem hellen Grün angelegt, abgestuft zugleich nach geschichtlicher Angliederung und Wirtschaftswucht: ein organisches Meisterstück. Das britische Weltreich ist in seinem sonst vorleuchtenden Rot abgedämpft, für Japan ein lebendiges, fast aggressives Braun, für Frankreich das lange eingeführte Violett mit Abschattierung für seine Gefolgschaft gewählt; die passiveren Räume Südamerikas, Chinas sind zugleich in neutralere Farben getaucht. Die Fesselung Indiens, Afrikas tritt hervor; mit berechtigter Mahnung ist der Forderung der deutschen Erdkunde nach Kennzeichnung der geraubten Erdräume vorbildlich genügt. „Lest we forget", sagt man in England auch für uns! Freier Raum ist der Aufteilung von Arktis und Antarktis verfügbar gemacht worden. Unendlichen Stoff in knapper Form enthalten Wirtschaftsangaben und Daten. Nur wer selbst schon für neue Ziele und Zweckforderungen Signaturen entworfen, Farben gewählt hat, vermag abzuschätzen, wieviel Überlegung und Entschlußkraft, feinste Rücksicht auf die geheimnisvollen Zusammenhänge von Blut und Boden, Einführung in weltpolitische Zusammenhänge allein in der Auswahl dieser Weltkarte und ihrer politisch so aktiven, dynamischen Gesamthaltung steckt. Sie ruft von der Wand in Schule und Leben hinein, was eine geopolitische Wandkarte soll! So dürfen wir ihr mit voller Überzeugung weite Verbreitung in beidem auf den Weg wünschen: sie ist dem Mitteleuropäer eine Mahnung, dem Ausland eine Warnung, ein aufrüttelnder Ruf nach Gerechtigkeit! K. Haushofer.

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht über den indopazifischen Raum

1. **Hwang-Tsong:** „Methode und Ergebnisse der neuesten Bevölkerungsstatistik Chinas". Leipzig und Berlin 1933, B. G. Teubner. Ergänzungsheft zum deutschen statist. Zentralblatt, Heft 13, S. 77; 1 Volksdichtekarte (1928). Geh. 5 RM.

Die phil. Fak. Leipzig hat sich durch die Anregung und Annahme dieser Dissertation ein großes Verdienst erworben und entschlossen eine der heikelsten Stellen in der Unterlage eines zutreffenden Weltbildes damit angepackt: die bevölkerungspolitische Dynamik Chinas. In dieser höchst gehaltvollen kleinen Schrift — die wir deshalb bewußt an den Anfang eines Lit.-Ber. mit vielen wichtigen Neuerscheinungen stellen — sind geopolitisch am wichtigsten Vorwort, Einleitung und Schluß, dann die endliche Entkräftung der unhaltbaren Bevölkerungsschätzungen für China durch die US-amerikanische Front Rockhill-Willcox (von 1904 über 1927—1931 spukend), die freilich von Anfang an durch die Chinesen selbst und den deutschen Sinologen Schüler mit Recht angefochten worden sind. Aber immerhin dürfte nun von chinesischer Seite die von Amerika aus angerichtete Verdunkelung gegenüber einem der wichtigsten geopolitischen Vorgänge innerhalb eines Viertels der Erdbevölkerung endgültig beseitigt sein. Der Vorgang ist doch wahrhaftig ernst genug! „Im 16. bis 19. Jahrhundert haben der holländische, englische und spanische Imperialismus fast sämtliche Inselreiche des südchinesischen Meeres erobert. Die Chinesen aber haben im Laufe der Zeit durch ihren Fleiß und ihre Bedürfnislosigkeit die ganzen Inselreiche unsichtbar erobert." „Während die politische Herrschaft in diesen Gebieten noch in den Händen der Europäer liegt, gehört die ganze wirtschaftliche Macht schon den Chinesen" oder „In der Mandschurei spricht man jetzt (300 Jahre nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu!) chinesisch, herrschen chinesische Sitten und Gebräuche. Jetzt versucht die japanische Macht in China einzudringen. China kämpft (?) mit Japan um die Mandschurei. Zwischen den jetzigen japanischen Bestrebungen und denen der Mandschuren vor 300 Jahren besteht kein großer Unterschied. Wie sich dieser Prozeß weiter entwickeln wird, muß man abwarten." Endlich: „Jetzt tritt die chinesische Bevölkerung aber in eine ungeheure Krise." Das sind lauter Sätze aus dem Vorwort. Wo man mit so kühlen, säkularen Auffassungen an ein Dynamikproblem herangeht, müssen gute Nerven vorhanden sein. Schade ist, daß die trefflich gegenüber den chinesischen Volkszählmethoden, u. a. bei der fluß-lebigen Bevölkerung und gegenüber Rockhill, wie Willcox arbeitende Kritik d. V. nicht auch auf Grund seiner eigenen Zählungsergebnisse die Wanderzahlen der Nordwanderung (S. 68/69) und die veralteten und unrichtigen, oft nachgedruckten Südwanderungszahlen von 1913 und des Professors Ta Chen von 1923 unter die Lupe genommen hat. Wenn die übrigen Zahlen dort über chinesische Volksteile in fremden Staaten auf so schwachen Füßen stehen, wie die genau kontrollierbaren für Anam, Indonesien, Siam, die Straits und Sibirien, dann müssen diese Zahlen doch schon 1922 viel größer gewesen sein. Wenn Dr. Hwang-Tsong seine eigenen Bevölkerungsangaben über die drei Ostprovinzen mit Jehol (i. G. rd. 33¼ Mill. E.) mit den Zuzugzahlen seiner S. 69 vergleicht und erwägt, daß selbst das in Japan erscheinende Manchukuo-Propagandamaterial mindestens 80% chinesischen Blutanteils zuzugeben pflegt, wird er sich klarmachen, daß die Wucht der nordchinesischen Binnenwanderung unterschätzt ist. Korrekt erfaßt wird ja eigentlich nur, was über die Südhäfen hereinkommt. Aber das sind kleine Schönheitsfehler an einer längst fälligen, höchst dankenswerten und leicht zu einem Buch etwa im Stil von Brij Narains „Population of India" auszubauenden Arbeit, die in jede Bücherei gehört, die ernsthaft mit Fern-Ost-Problemen arbeitet. Im Zusammenhang sind

2. **Johannes Linke:** „Veränderungen der wirtschaftsgeographischen Beziehungen in Korea unter dem Einfluß der Erschließung", Stuttgart 1933, C. E. Poeschels Verlag. Weltwirtschaftl. Abhandlungen. Hersg. v. Prof. Dr. S. Berliner. X. Band. 132 S. Viele Tab. und Skizzen. Geh. 7,25 RM. VIII. 132 S. und

3. **Siegfried Lenk:** „Die Bevölkerung der Philippinen." Eine anthropogeographische Untersuchung. Leipzig 1932, Frommhold & Wendler, Diss., 152 S., 1 große Höhenschichtenkarte der Philippinen, 54 Karten und Diagramme.

Beide Arbeiten springen in dankenswerter Eigenart für die beiden wichtigsten Pufferräume zwischen der eigentlichen chinesischen und der weiteren malaio-mongolischen bevölkerungspolitischen Dynamik ein, Linke für die Halbinsel Korea und Lenk für die am meisten ozeanisch aufgelockerte Inselgruppe der Philippinen, dort von japanischer Wehrkraft, hier von USamerikanischer Wirtschaftsmacht überschoben.

Linkes Koreastudie füllt eine Lücke, deren bedauerliches Vorhandensein ja auch Hermann Lautensach zu seiner Reise von 1933 nach Korea veranlaßte. Der Hauptreiz der Problemstellung ist für beide die vollkommene exogene Umstülpung der Kultur-, Macht- und Wirtschaftsverhältnisse über einem der in Naturanlage von Erde und Volk konservativsten Böden, dessen Annexion mit seinen 220 960 qkm auch auf die einverleibende Macht tiefe Wirkung üben mußte. Eine schöne, prägnante Schilderung Koreas durch Linke geht darein, scharfe, bildhafte, gut gehauene Sätze, überall von geopolitischem Verständnis, von weitblickender Zusammenschau zeugend. Immer wieder wird die Einzelheit in den Gesamtrahmen gestellt. Es ist in ihrer lapidaren Kürze und Anschaulichkeit die beste Schilderung von Korea, die ich kenne. „Kleinbetrieb stellt die naturgegebene Wirtschaft dar" (S. 15). Richtig, wie alle gut malenden Schilderungen dieser Seite. Wenn der Verf. nicht im Lande war, wird es schwer sein, vom Augenschein her seine Schilderungen zu übertreffen; das ist das höchste Lob, was man beim Sprung vom Gesellenstück zum Meisterstück in der Erdkunde aussprechen kann. Reizvoll wird die Umprägung von einem Exzeß der Selbstgenügsamkeit der fast anspruchslosesten Menschen der Erde zum angespornten Rückhaltsraum eines überforderten Reiches von außen her gezeigt: träge, idyllfrohe Käfer, von rastlosen Raubameisen jäh in tätiges Leben gehetzt! Wieviel Schweiß, Umstellung und Verlust an Glücksgefühl hängt allein an einer Handelssteigerung von rund 16 Mill. RM. auf fast 1500 Mill. innerhalb von weniger als 40 Jahren! Ein solcher Schulfall verlorener, geraubter Autarkie durfte wohl so geschickte Hände zur Darstellung reizen und ihren Lesern allen Grund zum Nachdenken über solche Spannungswandlungen und Glücksumschläge geben.

Einen ganz entgegengesetzten Entwicklungsgang, auch er nur aus den geopolitischen Grundlagen des Lebensraumes verständlich — zeigt Siegfried Lenk an dem Los der Philippinen. „Das Tempo für das geschichtliche Werden eines Volkes wird durch seine Raumgebundenheit bestimmt." Ein eminent geopolitischer Satz, der für die Frage der Selbstbestimmungsreife der vielumworbenen Inselgruppe mit 7083 Inseln zu ganz anderen anthropogeographischen Methoden zwang, als bei der Landbrücke von Korea, mit ihrem viel eindeutigerem Los.

So wird einer der am meisten fesselnden Abschnitte bei Lenk „Das wahre Gesicht der Philippinos (S. 34—39) und das Verhältnis des Amerikaners zu ihm."

Wenn freilich gegen Schluß der Arbeit (S. 126), die mehr, als dem V. zum Bewußtsein kommt, unter den Einfluß der klugen Propaganda des USamerikanischen Wirtschafts-Imperialismus geriet — (gibt es etwa in USA. den so unfreundlich gemalten Kaziken-Typ nicht), — der stolze Satz steht: „Die Amerikaner haben sich ein Recht auf die Philippinen erworben, nicht am Tage der Besitzergreifung (die allerdings ein glatter Versprechensbruch war!)", sondern erst durch die geleistete „Kulturarbeit" — so zeugt das doch sonst so robuste Gewissen des Senats und Kongresses der USA. vom Gegenteil. Noch mehr bezeugt es die lehrreiche Gliederung der Einheitsgebiete auf S. 57, die erkennen läßt, daß von den 296 260 qkm der Inseln doch nur 8689 die Bevölkerungsdichte tragen, die wahrscheinlich der ganze Raum tragen kann, und der annähernd noch höchstens etwa 70 000 qkm nahekommen, während alle andern weit dahinter zurückbleiben. Die Sulu- und Moroliebe Leonard Woods und Forbes ist aus sehr durchsichtigen seestrategischen Gründen entdeckt worden, als man erkannte, daß sich im übrigen die Fortentwicklung zur versprochenen Selbstbestimmung kaum aufhalten lassen werde, der man nun solche Widerstände und Reibungen schuf, daß die Philippiner selbst

an dem Danaergeschenk irre wurden. Jedenfalls aber ist die Schrift von Lenk ein wesentlicher Beitrag zur Erkenntnis einer folgeschweren, zur Entscheidung heranreifenden, in ihrer Tragweite viel zu wenig begriffenen Frage.

Zwei andere wunde Stellen beleuchten:

4. **K. K. Kawakami:** „Manchukuo: Child of Conflict." New York 1933, Macmillan Comp. 311 S., 7 Abb. und

5. **Otto Heller:** „Wladiwostok: Der Kampf um den Fernen Osten." Berlin 1932, Neuer Deutscher Verlag. 310 S., 7 Karten, 80 Abb. Kart. 3,20 RM., Leinen geb. 4,80 RM.

Zu 4. schildert K. K. Kawakami, der ausgezeichnete Kenner der Hintergründe in Genf wie in der USAPolitik, die Vorgänge um Manchukuo „das Kind des Konflikts" bei seiner Zangengeburt, die Eigenart der leitenden Männer, den roten Schatten von Moskau, die innerchinesischen Zustände mit beständigen Streiflichtern auf die Fehlgriffe des Völkerbundes, aber auch gelegentliche seiner eigenen Heimat mit überlegener Ironie, zuweilen zermalmendem Hohn. Da aber der gleichzeitig in Ostasien herumreisende Franzose Pierre Lyautey, gewiß nicht europafeindlich, den Völkerbund noch weit mehr bloßstellt („L'extrême Orient et la societé des Nations"; Revue de Paris, 15. 5. 33), gleichzeitig Colonel Etherton und H. Hessel Tiltman („Japan: Mistress of the Pacific"; London; Jarrolds) den Teufel auch ozeanisch an die Wand malen, und der japanische Admiral Tanetsu Sosa (Gaiko Jiho, engl. Transpacific, 20. 4. 33) in aller Gemütsruhe bekräftigt, was sie sagen, wird man Kawakamis höchst fesselndes Buch eher noch gemäßigt nennen und als sehr zeitgerechte Quelle empfehlen können.

Während Kawakami, der Vertreter der mutigen „Hochi" (Tokyo) in New York einer der wenigen Journalisten von treffsicherem Flair mit einem sorgfältig im Gleichgewicht gehaltenen Weltbild ist, der sich bemüht, seine Leser immer wieder vor eine breitere, weltüber ausgeglichene Anschauung zu führen, läßt Otto Heller sie (zu 5.) bewußt nur durch Sowjetbrillen schauen. Man sieht also nur „rot", wenn man dieses Buch liest; aber viele Einblicke in Ostsibirien sind eben nur mit dieser roten Brille zu gewinnen; und man wundert sich nur angesichts der Fanfaren O. Hellers (die allerdings, namentlich auch mit ihren Bildern, sehr verschiedenen Jahrgängen entstammen), daß die Sowjetunion statt eines neuen Alexander-Zuges der Weltrevolution, den Pazifik entlang, die ostchinesische Bahn Manchukuo oder dem japanischen Imperialismus nach Wahl zum Kauf angeboten hat, daß der Handel von Wladiwostok so unheimlich verfällt und wie so völlig vergessen werden kann, daß der ganze russische Besitz um den Amur ja erst ein sehr junges imperialistisches Raubergebnis ist, das von den Amur-Partisanen und anderen Tapferen mehr durch Kompromisse mit dem Fernen Osten, als durch „heißumstrittene" „Jagd"züge wiedererobert wurde. Der Rausch des Angarastroj-Milliardenprojekts, der zweiten Magistrale überwältigt den Verfasser zuweilen; sonst aber sieht er gut und scharf, je weiter nach Osten, desto klarer und wertvoller, namentlich in Sachalin.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

HERMANN FINK:

Die deutsche Maasgrenze

Der Friedensvertrag von Versailles hat dem deutschen Reiche Grenzen zudiktiert, die auf Schritt und Tritt die machtpolitische Willkür erkennen lassen, mit der sie festgesetzt und gezogen wurden; es sei in diesem Zusammenhang nur erinnert an die Verstümmelung des deutschen Volksbodens durch den Weichselkorridor, an die völlige Abtrennung Ostpreußens vom Weichselufer und an die Zerstückelung des einheitlichen Wirtschaftsgebietes Oberschlesien. Daß jedoch auch vergangenen Jahrhunderten ähnlich gekünstelte Abgrenzungen nicht fremd gewesen sind, beweist ein Blick auf die Nordwestgrenze der Rheinprovinz, auf die sogenannte Maasgrenze. Friedrich Ratzel[1]) nennt diesen Teil der Grenzscheide zwischen Deutschland und Holland „Deutschlands unorganischste, in jedem Sinne schlechteste Grenzstrecke", und Heinrich von Treitschke[2]) spricht in bezeichnender Weise von einer Grenze, „die auf der Karte Europas ihresgleichen sucht".

Vorweg sei bemerkt, daß die heutige Westgrenze des Rheinlands in keinem Punkt den Lauf der Maas berührt, daß demnach der Name „Maasgrenze" geographisch anfechtbar erscheinen mag und als Lagebezeichnung nur bedingt richtig ist. Die Entfernung der Grenze vom Ostufer der Maas schwankt und nimmt im allgemeinen von Süden nach Norden ab; so liegt Maastricht 22 km, Roermond 7 km, Venlo aber nur 4 km vom deutschen Boden entfernt. Auffallend regelmäßig aber wird die Gestaltung dieses Grenzstreifens in seinem nördlichen Teil, d. h. zwischen Roer- und Niersmündung. Auf einer Strecke von rund 70 km Länge begleitet die Grenze den Fluß in einer Entfernung von 3—5 km, fast parallel mit ihm laufend. So entsteht hier ein Grenzsaum von verblüffender Regelmäßigkeit. Worin liegt diese eigenartige Parallelschaltung zwischen Flußlauf und Grenzlinie begründet? Die Antwort auf diese Frage soll in den folgenden Ausführungen gegeben werden. An sich liegt die Vermutung nahe, eine zureichende Erklärung in der natürlichen Bodengestaltung der Grenzlandschaft zu suchen. Die Maas zieht sich hier trägen Laufes und mit den typischen Schlingen und Laufänderungen des Tieflandflusses durch eine weite Niederung dahin, beiderseits begrenzt von flachen Ufern und umsäumt von weiten Heide- und Moorflächen. Nach Osten hin findet diese weite Ebene ihren Abschluß in der westlichen Abfallstufe der niederrheinischen Hauptterrasse, die den Maaslauf in wechselnder Entfernung von Aachen bis Cleve begleitet. Im Süden erreicht diese Bodenschwelle eine Höhe von 78 m (in den Buschbergen); nach Norden aber flacht sie sich allmählich ab, weist aber auch bei Geldern und selbst nördlich davon noch

1) F. Ratzel, Deutschland. Berlin 1911, S. 12. 2) H. v. Treitschke, Preußen auf dem Wiener Kongresse. Preuß. Jahrb., Bd. 37, S. 314.

eine Höhenlage von 40 m auf. Wiederholt von Einsenkungen unterbrochen, hebt sich der Westrand der Hauptterrasse gleichwohl als deutlich erkennbare Landstufe im Landschaftsbild ab. Die deutsch-holländische Grenze paßt sich dem Bodenrelief in keiner Weise an, ist also nicht an den erwähnten Höhenrand herangelegt worden; sie verläuft vielmehr in völliger Unabhängigkeit bald östlich und bald westlich von ihm, und nur zwischen Roermond und Tegelen deckt sich die politische Grenze mit dieser charakteristischen Höhenlinie. Es muß außerdem hervorgehoben werden, daß andere geographische Leitlinien im Gebiet der Maasniederung nicht anzutreffen sind; die ganze Landschaft rechnet zu dem gewaltigen Aufschüttungskegel des Rheins und der Maas, in dessen Bereich es weder scharfe geologische, noch klimatologische oder ethnographische Grenzscheiden gibt. Es hätte darum nahegelegen, in einem solchen Gebiet den Flußlauf selbst zur Länderscheide zu machen, um dadurch eine „natürliche" Grenze zu gewinnen. Auch mit Rücksicht auf die bestehenden natürlichen Verkehrsbeziehungen hätte sich das empfohlen; denn das gesamte Niers- und Roergebiet hat ein erhebliches Interesse an einem von Zöllen ungehinderten Zugang zum Talweg der Maas. Beide Flüsse durchbrechen die Hauptterrasse in breiten Pforten und bieten dem linksrheinischen Handel gute Querverbindungen zur Maas, die seit altersher als wichtige Schiffahrtsstraße eine hohe Bedeutung hatte. Die im Jahre 1815 geschaffene und noch heute bestehende Maasgrenze verlegte die Einmündungen von Roer und Niers auf fremden Boden und zerriß damit ein einheitliches Wirtschafts- und Lebensgebiet. Städte wie Goch, Geldern, Straelen, Kaldenkirchen wurden von ihrer natürlichen Ausfuhr- und Einfuhrstraße — der Maas — abgetrennt, wie anderseits auch das Maastal selbst sein ganzes östliches Hinterland durch diese willkürliche und künstliche Grenzbildung verlor. Es mußten sich hier im Kleinen dieselben wirtschaftlichen Schwierigkeiten herausstellen, die sich im Großen bei der Abtrennung und Bildung des Rheinmündungsstaates Holland für das gesamte Westdeutschland ergaben; in beiden Fällen handelte es sich um diplomatische Kunststücke, die weder in geographischer oder wirtschaftlicher oder auch in geschichtlicher Hinsicht irgendwelche Berechtigung in sich trugen.

Im Gegenteil: Die Grenze des deutschen Reiches reichte noch am Ende des 18. Jahrhunderts weit über die Maas hinaus. Als Anliegerstaaten der Maas kamen damals in der Hauptsache drei Territorien in Frage: das Herzogtum Cleve, das Oberquartier Geldern und das Herzogtum Jülich.

Die bekannte Karte vom Jahre 1789 läßt die ursprüngliche Besitzverteilung noch deutlich erkennen. Im Gebiet der Niersmündung erstreckt sich der herzoglich-clevische (seit 1614 preußische) Besitz bis zur Maas und auch über diese Flußschranke hinaus. Gennep auf der rechten Maasseite ist clevischer Besitz, ebenso Mook; als clevische Besitzung wäre auf dem westlichen Maasufer Uffelt zu nennen. Nach Süden folgte, beiderseits der Maas, das frühere Oberquartier Geldern, das 1713 von Preußen einverleibt wurde. Preußen schob mit

dieser Erwerbung seine Grenze 20 km weit über die Maasschranke nach Westen hin vor. Links der Maas lagen u. a. die Orte Horst und Kessel, letzterer der Mittelpunkt des gleichnamigen preußischen Amtsbezirks. Weiter südlich reichte dann noch das Herzogtum Jülich mit zwei Zipfeln an die Maaslinie heran. Der nördliche der beiden Gebietszipfel umfaßte die Gemarkungen Steyl und Tegelen, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt Venlo gelegen sind; der südliche aber fand in der Gegend von Sittard und Born den verkehrsgeographisch außerordentlich bedeutsamen Anschluß an den Talweg der Maas. Hier erreichte nämlich die wichtige und vielbenutzte Straße Köln—Bergheim—Jülich—Geilenkirchen das Ufer des Flusses. Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß das Deutsche Reich an der Maas weitgehende Gebiets- und Verkehrsinteressen besaß, weitgehender jedenfalls, als sie damals die Niederlande aufweisen und für sich in Anspruch nehmen konnten. Das geschlossene Staatsgebiet der Vereinigten Niederlande reichte im Jahre 1789 nur auf einer kurzen Strecke an den Fluß heran; im übrigen besaß dieser Staat im Maastal nur einige eingesprengte Besitzteile, im ganzen vier, von denen als besonders bedeutsam die alten Maasstädte Venlo und Maastrich zu nennen sind. Erwähnt sei noch, daß Roermond auf der Karte von 1789 als österreichische Exklave erscheint, die zum Gebiet der österreichischen Niederlande rechnet.

So lagen die Besitzverhältnisse an der Maas vor der großen staatlichen Neugliederung Westeuropas, die von der französischen Revolution und Napoleon ausging.

Es ist bekannt, wie Napoleon nach und nach das gesamte linksrheinische Deutschland und dazu auch das Gebiet der Vereinigten Niederlande dem französischen Kaiserreiche einverleibte; aber selbst unter französischer Herrschaft wurde Rücksicht auf die ehemalige territoriale Besitzgliederung im Maasgebiet genommen. Es gehörten zum Departement de la Roer nur die ehemaligen clevischen, geldrischen und jülischen Amtsbezirke, während das Departement de la Meuse, das westlich anschloß, nur Teile des österreichischen und niederländischen Staatsgebiets umfaßte. Die Grenze des Departements de la Roer reichte mithin bis zur Maas bzw. über die Maas hinaus und schloß sich in dieser Hinsicht eng an die oben geschilderte Besitzverwaltung des Jahres 1789 an. Auch die Provisorische Verwaltung am Rhein, die nach der Wiedereroberung des Niederrheins (1814) eingerichtet wurde, ließ deutlich die alte territoriale Gliederung von 1789 erkennen.

Entscheidend für die Festsetzung der Staatsgrenze im Rheinmündungsgebiet wurde erst der Wiener Kongreß. H. v. Treitschke verurteilt das Ergebnis dieser Verhandlung mit bitteren Worten und behauptet u. a., daß „Preußens Diplomatie nicht auf der Höhe seiner Feldherrnkunst stand[1])". Man kann dies Urteil an sich billigen, darf aber anderseits auch nicht die Hemmungen vergessen und unterschätzen, denen die preußischen Ansprüche begegneten; auch Treitschke räumt ein, daß „der Preußische Staat Schritt für Schritt mit seinen eigenen Verbündeten um den Preis seiner Siege ringen mußte".

Preußen hatte sich im Vertrag von Kalisch mit Rußland dahin verständigt, daß es alle im Tilsiter Frieden verlorenen Gebiete zurückerhalten solle, mit anderen Worten, es wurde ihm der Besitzstand von 1805 garantiert. In jenem Jahre aber besaß Preußen seine linksrheinischen Besitzungen nicht mehr, auf sie bezog sich

1) H. v. Treitschke a. a. O. Bd. 36, S. 658 ff.

die Garantie Rußlands also nicht, denn sie waren schon 1795 an Frankreich gegen Entschädigungen auf dem rechten Rheinufer abgetreten worden. Bedeutungsvoll für die endgültige Entscheidung war auch ein Sonderabkommen zwischen Holland und Preußen, das am 31. Mai 1814 abgeschlossen worden war; nach diesem Traktat sollte der souveräne Fürst der Vereinigten Niederlande die wiedereroberten Länder zwischen Meer und Maas besetzen, Preußen dagegen die Gebiete zwischen Mosel und Maas. Mit anderen Worten: die Maas wurde zum Grenzfluß zwischen der preußischen und holländischen Verwaltung gemacht, so daß schon damals die ehemals preußischen Gebietsteile auf dem linken Maasufer in die Hände der Niederländer gelangten. Vergeblich war der Widerstand der preußischen provisorischen Verwaltung am Niederrhein gegen die Maßregel, die einem Verzicht auf altpreußischen Boden gleichkam. Insbesondere suchte der Generalgouverneur von Sack zu retten, was noch zu retten war. U. a. beauftragte er den Kommissar des Kantons Kranenburg, die Gemeinde Uffelt auf dem linken Maasufer zu besetzen und als preußischen Besitz zu erklären; letzterer kam diesem Auftrag auch nach und erließ an die Bewohner der Gemeinde Uffelt folgenden Aufruf:

„Durch die Verordnung S. E. des Herrn General-Gouverneurs vom Nieder- und Mittelrhein, vom 13. September d. J. seid Ihr wieder mit Eurem Vaterland dem clevischen Kreise vereinigt worden ... Ich trete also in Eure Mitte, um Euch im Namen unserer Oberbehörden wieder mit den deutschen Brüdern zu vereinigen, wovon das Schicksal Euch zu lange trennte. Gewiß wird es Euch brave Bewohner von Uffelt freuen, wieder unter den Schutz und Regierung von Deutschen, worunter Ihr geboren und erzogen wurdet, zu kommen Vergeßt also die Zeiten, die uns trennten, und gedenkt froh an diesen Zeitpunkt, der uns wieder vereinigt." [1])

Die Holländer sahen in diesem Akt aber keine vollendete Tatsache; sie beschwerten sich bei dem Minister von Hardenberg, der am 13. März 1815 von Wien aus die Räumung der widerrechtlich besetzten Ortschaft anordnete.

Überdies stellte es sich heraus, daß England auf dem Kongreß allen preußischen Wünschen auf Vergrößerung des Staatsbesitzes im Westen hemmend entgegenstand, überhaupt einer Wiederherstellung des alten Preußens widerstrebte, da es eine preußische Vorherrschaft in Norddeutschland befürchtete. Darum sollten die anderen nordwesteuropäischen Staaten, Hannover und vor allem die Niederlande, in ihrem Besitzstand gestärkt werden, und besonders dem letztgenannten Staate wendete England seine volle Gunst zu. Es glaubte, in Holland einen Bundesgenossen, in dem Antwerpener Hafen einen wohlgedeckten Brückenkopf für seine Festlandskriege zu erwerben; außerdem sollte der Prinz von Oranien mit einer englischen Prinzessin verheiratet werden. England verstand es, alle europäischen Höfe von der Notwendigkeit eines großen oranischen Gesamtstaates zu überzeugen. Auch Preußen und sein Staatskanzler Hardenberg waren von den holländischen Verdiensten um Europa überzeugt, und letzterer bemühte sich nicht weniger lebhaft um die oranische Sache als die anderen Verbündeten. Was half es, daß Josef

1) Aus den Akten des Staatsarchivs in Düsseldorf.

Görres im „Rheinischen Merkur" diese Absichten und Pläne scharf geißelte und es aufs tiefste bedauerte, daß man „einem Stamme, der durch Umstände und die ganze Richtung, die seine Tätigkeit genommen, unter allen Stämmen der am wenigsten kriegerische geworden ist, die Verteidigung einer der wichtigsten Seiten Deutschlands anvertraut[1])". Hardenberg beteiligte sich am 15. Februar 1814 in Troyes an einem Vertragsentwurf, der einen großen Teil des linken Rheinufers mit Köln und Aachen dem Oranier zusprach! Damit schien es England und Holland gelungen, einen Teil der niederländischen Ostgrenze über die Maas hinaus bis an den Rheinstrom zu legen; neue, zum Teil noch weitgehendere Pläne tauchten auf: bald sollte ein Königreich Neu-Burgund entstehen, das südwärts bis zur Nahe reichte, bald sollte ein rechtsrheinisches Groß-Nassau von Düsseldorf bis Bieberich gegründet werden. Das rheinische Volk, soweit es nicht altpreußischem Besitz entstammte, stand diesen Plänen im Grunde nicht ablehnend gegenüber, da man vielfach die militärische Strenge der Preußen fürchtete.

Hardenberg widerrief später allerdings seine Zustimmung zu dem Entwurf von Troyes, blieb jedoch nach wie vor geneigt, eine Vergrößerung der Niederlande durch rein deutsches Gebiet (etwa um Jülich) zu gestatten. Wie sich überhaupt allgemein feststellen läßt, daß Preußen an der Vergrößerung seines westdeutschen Besitzstandes viel weniger gelegen schien als an einer Ausdehnung und Sicherung seines Gebiets im Osten. Bezeichnend bleiben in dieser Beziehung die Worte Vinckes, die er gelegentlich der Abtretung Ostfrieslands an Hannover dem Staatskanzler schrieb: nimmermehr dürfe man dies Kernvolk aufopfern, denn „ein Ostfriese sei mehr wert als zwanzig halb französische Rheinländer"[2]). Je weniger sich aber die preußischen Hoffnungen im Osten (namentlich in Sachsen) erfüllten, um so stärker bestand Preußen auf einer entsprechenden Stärkung seiner Stellung am Rhein; jetzt wollte es auch nichts mehr von einer Abtretung Jülichs an Holland wissen. Nur dazu verstand sich Preußen schließlich, Holland den Besitz der Maaslinie zuzubilligen, obwohl damit eine Abtretung altpreußischen Besitzes links der Maas (Geldern und Cleve) verbunden war.

Gerade in der Frage der Maasgrenze war der Widerstand Hollands und Englands besonders hartnäckig gewesen. Es lag hierzu ein militärisches Gutachten des Herzogs von Wellington vor, in dem nachgewiesen wurde, daß die Niederlande ohne diese „lisière de la Meuse" von Preußen erdrückt würden und daß darum die Grenze mindestens eine Stunde östlich vom Flusse gezogen werden müßte. Zum ersten Male taucht hier der Gedanke an eine künstliche Maasgrenze auf, die zwar der politischen und strategischen Gleichgewichtslehre des 18. Jahrhunderts Rech-

1) Rhein. Merkur vom 1. 3. 1815, Nr. 201. 2) H. v. Treitschke a. a. O. Bd. 3, S. 309.

nung trug, aber die natürlichen sowohl wie die wirtschaftlichen Verhältnisse des Maas- und Niersgebiets unberücksichtigt ließ. Preußen gab schließlich nach; am 5. April 1815 unterzeichnete es das Patent, das seiner Westgrenze die endgültige Gestalt gab. Was den nördlichen, hier besonders besprochenen Teil dieser Grenze angeht, so wurde festgesetzt, „daß die Kantone Kranenburg, Goch, Geldern und Wankum, mit Ausschluß derjenigen Ortschaften, welche weniger als eine halbe deutsche Meile oder tausend rheinländische Ruthen von dem Strombette der Maas entfernt liegen[1])", bei Preußen verbleiben sollten. So erklärt es sich, daß die heutige deutsch-holländische Grenze fast parallel zur Maas verläuft und diesen Stromlauf in keinem Punkte mehr berührt.

F. Nettesheim[2]), der Historiograph der Stadt Geldern, bemerkt dazu: „Diese unselige Grenzregulierung, welche England zugunsten Hollands bei den Verbündeten Mächten erwirkt haben soll, schnitt unsere Gegend von der Maas völlig ab und beraubte sie ihres alten Handels auf diesem Strome, dessen sich nunmehr Holland ausschließlich bemächtigte, während sie die von altersher befürchtete Anlage eines Kanals zwischen Rhein und Maas zur Unmöglichkeit machte. Viele patriotische Stimmen der Provinz haben sich zu jener Zeit gegen dieses dem Auslande gemachte Zugeständnis erhoben und daran erinnert, daß Preußen ehedem nicht allein einen bedeutenden Teil des rechten Maasufers, sondern sogar einen ansehnlichen Teil auf der linken Seite des Flusses besessen habe." Trotz Zuhilfenahme des Bonner Instituts für geschichtliche Landeskunde, des Historischen Vereins für Geldern und Umgegend und des Staatsarchivs in Düsseldorf ist es mir nicht gelungen, einen solchen öffentlichen Protest ausfindig zu machen; höchstens ließen sich hier einige der temperamentvollen Ausbrüche von Josef Görres anführen, die er in seinem „Rheinischen Merkur" gegen die Verhandlungsmethode auf dem Wiener Kongresse und im besonderen gegen die Unehrlichkeit Englands und Hollands richtete. Er schreibt am 27. Februar 1815: „England hat reiche Länderteile in anderen Welten im Besitz und wahrscheinlich mit Holland geheimer Unterhandlung gepflogen, ihm für die ausländischen Besitzungen jenseits des Meeres in der Nähe andere Entschädigungen zu verschaffen, und abermals ist die Anweisung auf das Reich gegeben worden, das sie gehorsam honorierte."

Über den wirtschaftlichen Verlust, der sich mit dem Aufgeben der Ufergrenze für Preußen ergab, unterrichtet eine Mitteilung Neigebaurs[3]); danach muß die Maas in jener Zeit ein außerordentlich belebter und beliebter Schiffahrtsweg gewesen sein; denn sie brachte „von Juni 1814 bis zum April 1815 über 100000 Franken baren Ertrag" an Schiffahrtszöllen. Wie schädigend und verärgernd eine

1) Akten des Staatsarchivs in Düsseldorf. 2) Fr. Nettesheim, Geschichte der Stadt und des Amtes Geldern. Krefeld 1863, S. 613. 3) Neigebaur, Darstellung der Provis. Verwaltungen am Rhein von 1813—1819. Köln 1821, S. 142.

solch unnatürliche Grenzziehung im kleinen sich auswirken mußte, ergibt sich aus dem Bericht eines Beamten aus dem Arrondissement Cleve:

„Die schönen Wiesen an der Maas selbst, die an der weitschweifenden Niers und die besten Kleefelder von Mook, Gennep und Ottersum (bleiben) bei Belgien. Die Maaswiesen sind ein unersetzlicher Verlust für die auf der Höhe gelegenen Kantone des preußischen Anteils, und es ist notwendig, daß gleich ein Vertrag mit Belgien abgeschlossen werde, um den Genuß dieser Wiesen und Felder samt allen Naturprodukten den diesseitigen Eigentümern wenigstens zu sichern und sie vor allen Schikanen zu bewahren. Das nämliche gilt von der Niers. Es hängt von dem Genneper Müller ab, alle Wiesen der Niersbewohner zu verderben ..." [1]).

Übrigens gab die Bestimmung über die Abgrenzung der 1000 rheinländischen Ruthen an der unteren Maas Anlaß zu einer Revision der neuen preußisch-holländischen Grenze. Die Beschlüsse des Wiener Kongresses bestimmten lediglich, daß die Grenzlinie unterhalb Venlos in der festgelegten Entfernung von der Maas verlaufen solle; dagegen hatte man vergessen, den nördlichen Zipfel des ehemaligen Herzogtums Jülich in diese Abmachung einzubeschließen. Somit ergab sich die überraschende Tatsache, daß Preußen trotz aller gegnerischen Bemühungen Anliegerstaat der Maas geblieben war, wenn auch nur mit einem Uferstreifen von 3 km Breite (vgl. die Skizze). Gleichwohl handelte es sich um den Besitz der Orte Steyl und Tegelen, beides wichtige Stapelplätze des Jülischen Landes (Steyl besaß auch ein bedeutendes Salzzollamt), die mit dem Hinterland durch eine wichtige Landstraße verbunden waren. Nach dem Gesagten bedarf es keiner besonderen Begründung mehr, daß Holland mit allen Mitteln versuchte, diesen Schönheitsfehler der neuen Grenze zu beseitigen. Es gab zudem noch andere strittige Punkte zwischen Preußen und Holland. Holland machte Anspruch auf die Stadt Herzogenrath und auf den Altenberg bei Aachen, der durch seine Gruben von Wichtigkeit war. Außerdem waren kleinere Irrtümer unterlaufen, auch zuungunsten Preußens. So war es geschehen, daß die preußische Straße von Geilenkirchen nach Aachen auf einer kurzen Strecke niederländisches Gebiet berührte. Bezeichnend für die damalige

1) Aus den Akten des Staatsarchivs in Düsseldorf.

Gesinnung der Holländer war es, daß sie an der betreffenden Stelle sofort Zollposten einrichteten und so den preußischen Binnenhandel mit holländischen Zöllen belegten. Eine Überprüfung der eben festgesetzten Grenzlinie erwies sich somit aus mehr als einem Grunde als unbedingt notwendig; aber die Atmosphäre der Unterhandlungen war mit Gegensätzen geladen. „Die Niederländische Kommission verteidigte jeden Fußbreit Landes, jeden Baum, jede Seele“[1]); mehrmals stockten die Verhandlungen, bis der preußische Unterhändler von Berlin aus den ausdrücklichen Befehl auf Entgegenkommen erhielt. Am 26. Juni 1816 wurde der vorläufige Grenzvertrag geschlossen; Preußen erhielt den freien Gebrauch der Straße von Aachen nach Geilenkirchen und zudem die Stadt Herzogenrath zugesprochen, mußte dafür aber den Uferstreifen bei Steyl und Tegelen an den Gegner abtreten. Über den Altenberg konnte man sich nicht einigen; es entstand hier das neutrale Gebiet von Moresnet. Im Friedensvertrag von Versailles wurde diese letzte Unstimmigkeit der deutschen Maasgrenze beseitigt, wiederum zuungunsten des preußischen Staats; Preußen trat in den Artikeln 32 und 33 alle Rechte und Ansprüche auf dieses Gebiet an Belgien ab.

JURIJ SEMJONOW:
Die Wasserstraßen in der Sowjetunion

Die mehr oder weniger rationelle Entwicklung der Binnenwasserwege in Rußland datiert erst von der Zeit Peters des Großen. Viele Jahrhunderte lang dienten die Flüsse als einzige Wege der Kolonisation und des wirtschaftlichen Verkehrs in Eurasien. Die Konsolidierung des Moskauer Großfürstentums — der Kern des zukünftigen Reiches — geschah im nördlichen Teil der russischen Hochebene, zwischen den Oberläufen der Wolga, der Oka, des Don und Dnjepr. An dieses Gebiet schließt sich unmittelbar im Nordwesten die Waldaihöhe an, die dann zum Baltischen Meer abfällt. Die Beherrschung der Flußquellen hat nicht wenig zur Verbreitung des politischen Einflusses von Moskau beigetragen, und eben dieses Quellengebiet erscheint mehr als einmal in der russischen Geschichte als Sammelpunkt des Reiches — zuletzt während der Revolutionskriege 1918—20, wo das russische Kernland sich wieder ungefähr in den alten Moskauer Grenzen zusammenzieht. Die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Flüsse wurde indessen erst am Ende des 17. Jahrhunderts erkannt, und im Anfang des 18. beginnt der Staat seine Wasserwirtschaft zu organisieren. Der Alt-Moskauer Überlieferung folgend, sucht er sie vor allen Dingen als ein Mittel der militärpolitischen Expansion auszunutzen — eine Überlieferung, die später der Entwicklung der russischen Wasserwege viel Schaden zufügte. Selbst Peter der Große, der auch die wirtschaftliche Bedeutung

1) Neigebaur a. a. O. S. 180.

der Binnenwasserwege richtig erkannte, ließ trotzdem nach dem Verlust der Festung Asow (1711) die in Angriff genommene Kanalverbindung des oberen Don mit der Oka sowie der Wolga mit dem Don fallen; dafür aber hat er seinen Plan der Wolga—Newa-Verbindung verwirklicht (Wyschnewolozki-System, 1706). Nach der Verbesserung im Jahre 1757 blieb dieses System während des ganzen 18. Jahrhunderts der einzige Wasserweg vom russischen Zentrum nach Petersburg. Das Interesse für die Wasserstraßen erwacht erst wieder unter Alexander I., wo das Mariensystem vollendet wurde — formal im Jahre 1810, abgeschlossen war es aber selbst zur Zeit des Weltkrieges nicht. 1811 wurde das Tichwiner System vollendet, das eine dritte Wasserverbindung der Wolga mit dem Baltischen Meer herstellte, im Jahre 1828 — der Kanal des Herzogs von Württemberg, der das Mariensystem über den Kubinsker See und den Fluß Suchona mit dem Nord-Dwina-Bassin verband. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde der Oginski-Kanal (Dnjestr—Njemen, 1804), der Beresina-Kanal (1805), der Weichsel—Njemen (1824—28) und Kama—Wytschegda-Kanal (1785—1822) geschaffen; der letzte funktionierte allerdings nur 16 Jahre lang. Während des 19. Jahrhunderts wurden die Kanäle einige Male modernisiert, das Mariensystem z. B. in den Jahren 1818—20, 1843 bis 46, 1845—52, in den 90er Jahren und endlich kurz vor dem Krieg (1913—14).

Seit dem Beginn des intensiveren Eisenbahnbaues in der Mitte des 19. Jahrhunderts läßt das Interesse sowohl der Regierung wie der russischen Öffentlichkeit an den Wasserstraßen nach. Einen Praktiker wie Witte und einen Ideologen wie Tschuprow, über die die Eisenbahn verfügte, besaßen die russischen Wasserwege leider nie. Die mit fremdem Kapital finanzierten, strategisch viel wichtigeren Eisenbahnen standen im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Erst in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges vor dem Weltkrieg, als sich die Unmöglichkeit erwies, die Getreidefrachten mit den Eisenbahnen allein zu bewältigen, tauchten wieder Projekte neuer Wasserverbindungen auf. Auf Initiative der Reichsduma schlug eine Regierungskommission im Jahre 1909 einen Plan zum Ausbau russischer Wasserstraßen vor. Der Plan sah den Bau neuer Kanäle und Kanalisierung der Flüsse in einer Gesamtlänge von nicht weniger als 5209 Werst vor; er enthielt Projekte wie den Wolga—Don-Kanal, den Kanal Newa—Weißmeer, die Verschleusung der Dnjepr-Stromschnellen, die Verbindung des Dnjepr mit der Oka, des Kama-Bassins mit dem des Ob u. a. m. Der Etat dieses riesigen Planes belief sich auf 413 Millionen Goldrubel. Diesen Betrag konnte weder der Staat noch die Privatwirtschaft aufbringen, und für die russischen Verhältnisse vor dem Kriege war das ganze Unternehmen ein Ding der Unmöglichkeit: wie der beste Kenner der Frage, Bernstein-Kogan, meinte, „ist das Projekt zum Glück auf dem Papier geblieben". Nichtsdestoweniger wird die Vorkriegszeit durch die Belebung der Wasserwirtschaft gekennzeichnet: außer der Renovierung des Mariensystems wurden neue Schleusen an der Oka, am Don und

Nord-Donjez gebaut, in den Jahren 1914—18 sollte der Herzog-von-Württemberg-Kanal umgebaut werden. Letzteres wurde durch den Krieg verhindert.

Alles in allem sind sämtliche Grundrichtungen der Binnenwasserwege in Rußland bereits im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts geschaffen worden. Während der folgenden hundert Jahre wurde hier und da wohl etwas verbessert, dafür aber auch vieles dem Verfall preisgegeben. Wie schwach die Wasserstraßen in Rußland entwickelt waren, erhellt aus folgenden, von der russischen Regierung dem XI. Internationalen Schiffahrtskongreß vor dem Krieg vorgelegten Zahlen. Danach entfielen im Anfang des 20. Jahrhunderts in Rußland auf 57362 km schiffbarer Wasserwege 1969 km, d. h. 3,4% Kanäle, dagegen betrug der Prozentsatz der Kanäle in Frankreich 29%, in Deutschland 34%, in England gar 46%. Die Rückständigkeit ist hier zu einem großen Teil auf jene militärpolitische Auffassung der Wasserstraßen zurückzuführen, die das russische Reich nun einmal von dem Moskauer Staat übernommen hatte: im Zusammenhang mit der wechselnden außenpolitischen Orientierung wurde den Flüssen bald mehr, bald weniger Interesse zuteil; als man einsah, daß die Eisenbahn einen unvergleichlich stärkeren machtpolitischen Faktor darstellt, wurden die Flüsse beinah vollkommen vergessen. Das schien um so natürlicher zu sein, als die Lage des Kernlandes an den Quellen der wichtigsten Flüsse, die in früherer Zeit viele politische Vorteile darbot, sich wirtschaftlich als wenig günstig erwies, da man die Massenfrachten nunmehr stromaufwärts nach dem Landeszentrum führen mußte. Indessen ist nicht nur diese Auffassung für die Unentwickeltheit der russischen Wasserstraßen verantwortlich, sondern vielmehr die allgemeinen wirtschaftsgeographischen Verhältnisse Eurasiens. Die Diskrepanz zwischen der west-östlichen Richtung der klimatischen und Bodenzonen und der nord-südlichen Richtung der Flüsse, die eher als positiver wirtschaftsgeographischer Faktor für Rußland als Ganzes anzusprechen ist, stellte zugleich organisationstechnische und wirtschaftliche Anforderungen, denen weder die Leibeigenenwirtschaft noch der Kapitalismus in Rußland gewachsen waren. Die Flüsse Eurasiens durchqueren verschiedene wirtschaftliche und klimatische Zonen und verbinden sie miteinander; die hauptsächliche Bedeutung der Flüsse liegt hier in ihrer Eigenschaft als zwischenregionale und nicht binnenregionale Verbindungswege. Um sie dementsprechend auszunutzen, mußte man die Wasserwirtschaft auf den ungeheueren Strecken Eurasiens organisieren. Diese Aufgabe wurde durch die meridionale Richtung der Ströme bedeutend erschwert, weil sie eine ganz verschiedene Handhabung in den verschiedenen Flußzonen erforderte: da die Oberläufe sich in der Waldzone befinden, die Mittelläufe in der waldlosen Zone der schwarzen und kastanienbraunen Böden, und die Unterläufe in den sandigen Steppen, führen die Flüsse in ihrem mittleren und unteren Lauf im europäischen Rußland Lehm und Sand in großen Mengen mit, wodurch ihre Regulierung sehr

erschwert wird. Eine weitere Schwierigkeit ist durch die Verschiedenheit der Navigationsperioden bedingt. Die Navigationszeit beträgt z. B. auf dem Wolgasystem: bei Perm durchschnittlich 172 Tage, bei Ufa 191, bei Gorki (Nischni-Nowgorod) 193, bei Astrachan 256. Die langen Einfrierungsperioden machen besondere Organisationsmaßnahmen erforderlich, die Europa nicht kennt — z. B. wurden in Rußland vor dem Kriege etwa 60% der gesamten Jahresfrachten in 2, höchstens 3 Monaten (bis zum 1. Juli) bewältigt. Rechnet man dazu noch die Stromschnellen bei vielen wichtigen Flüssen — dem Dnjepr, Wolchow, der Swir und Scheksna und den meisten Flüssen im Ural, so wird es klar, daß nur mächtige zwischenregionale Frachtströme in beiden Richtungen die kolossalen Kapitalanlagen in der Wasserwirtschaft hätten rechtfertigen können. Indessen flossen etwa 75% aller Frachtgüter, die eine besondere Tonnage beanspruchten, stromaufwärts (Getreide, Petroleum, Salz, Fische), abwärts ging hauptsächlich Holz in Flößen. Die schwache Differenzierung der Wirtschaftsgebiete, die Unentwickeltheit ihrer Hilfsquellen, die dünne Besiedelung der riesigen Zwischenstrecken, das alles waren Gründe für die extensive Gestaltung der russischen Wasserwirtschaft: sie war zu 95% von der Natur gegeben, und nur 5% lieferte der Mensch. Dieses extensive System rechtfertigte sich vor dem Krieg vollkommen. Das wird besonders klar, wenn man den Wasser- mit dem Eisenbahnverkehr vergleicht. Der Anschaffungswert der Eisenbahnen vor dem Krieg stellte sich nach russischen Berechnungen auf zirka 7 Milliarden Goldrubel; der Wert der Wasserstraßen (Kanäle, Regulierung und Tonnage) übertraf kaum 400 Millionen Goldrubel[1]). Mögen diese Zahlen auch ungenau sein, sie lassen dennoch darüber keinen Zweifel, daß in dem gesamten, in die russischen Verkehrswege investierten Kapital die Wasserstraßen nur einen kleinen Bruchteil darstellten — vielleicht 5—6%. Allein in dem gesamten Warenumschlag betrug der Anteil der Wasserstraßen 1913 26,6%, nach Tonnenkilometer berechnet sogar 36,3%. (Eisenbahn: 132,4 Millionen t, Flüsse: 48,2 Millionen t.) Diese Leistung muß man sehr hoch einschätzen; sie spiegelt die Kraft der Flüsse Eurasiens wider, die über alle Primitivität der wirtschaftlichen Organisation triumphierte. In der Zeit des russischen Kapitalismus, beginnend mit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen zum Ausbau der Wasserwirtschaft allmählich heranwuchsen, wurde die Aufmerksamkeit durch die Eisenbahnen abgelenkt, nicht nur ihrer strategischen Bedeutung wegen, sondern auch, weil dem wichtigsten Wasserweg Eurasiens, nämlich dem Mariensystem, kein großer Wert für die Getreideausfuhr beizumessen war. Was die Dnjepr-Schiffahrt betrifft, so war die

1) Bernstein-Kogan, Binnenwassertransport, Moskau 1927, gibt für die Kanäle und Regulierung im Jahre 1923 175 Mill. Goldrubel an, der Anschaffungswert der gesamten Tonnage nach russischen Quellen (S. bei Georg Cleinow, Roter Imperialismus, S. 122) sollte 181 Mill. Goldrubel betragen, also zusammen 356 Mill. Goldrubel.

Beseitigung der Stromschnellen auf diesem Fluß vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus unmöglich, wenn dieses allein für die Getreideproduzenten hätte geschehen müssen. Indem die Regierung für die Rentabilität des Eisenbahnkapitals, das sich zum großen Teil im ausländischen Besitz befand, sorgte, begünstigte sie selber den Abzug der Frachten vom Wasser auf die Eisenbahn. Für die Entwicklung der Schiffahrt auf den sibirischen Flüssen wurde sehr wenig getan, einigermaßen gefördert wurde nur die Schiffahrt auf den strategisch wichtigen Flüssen, wie dem Amur, der Sungari usw. Der Kem—Ket-Kanal, welcher die Bassins des Ob mit dem Jenissei verband, lag seit vielen Jahren brach. Im europäischen Rußland selbst machte man sich über die Flüsse nicht viel Sorge; von den drei Wasserwegen nach Petersburg waren zwei — das Wyschnewolozki- und Tichwinsker System — im Anfang des 20. Jahrhunderts fast unbrauchbar, auf sämtlichen Flüssen des Reiches waren 1913 nur 130 Bagger in Betrieb.

*

Durch den Krieg und die Revolution wurde die russische Schiffahrt fast vollständig zerstört. Abgesehen vom Verlust der wichtigen Wasserstraßen im Westen wurde auch der weitaus größte Teil der Fahrzeuge vernichtet; seit Jahren führte man keine Regulierung mehr aus, die wenigen Hafenanlagen verfielen. Im Jahre 1913 zählte man in Rußland 5556 Schiffseinheiten mit 1 699 000 PS und 24 151 Barken und Leichter mit Gesamttonnage von 13,4 Millionen t. Im Jahre 1930, also nach einigen Jahren der Wiederaufbauarbeit: 3368 Schiffseinheiten mit 529 700 PS und 10 632 Barken und Leichter mit Gesamttonnage von 4,3 Millionen t. Wenn trotzdem der Warenumschlag auf den Wasserwegen bereits im Jahre 1931 den Vorkriegsstand um etwa 9% übertraf, so ist dies auf die Verkürzung der Frachtentfernungen zurückzuführen (1913 im Durchschnitt 772 km, 1928 576 km), sowie auf die Erhöhung des Anteils der Flöße: das Holz betrug 1913 52% aller Frachten, 1929 71%. In bezug auf die Wasserstraßen machte die Auffassung der Sowjetregierung dieselbe Entwicklung durch wie die der alten russischen Regierung — allerdings in viel schnellerem Tempo: die ursprüngliche Vernachlässigung wurde nach der Eisenbahnkrise von 1930—31 durch ein erhöhtes Interesse abgelöst. Die wirkliche Arbeit an den Wasserstraßen beginnt eigentlich erst nach dem bekannten Regierungsbeschluß vom 5. 2. 1931. Eine gewisse Schuld an der Verzögerung trägt sicher jene Geringschätzung der Wasserwege, die auch heute noch manchem alten „Spezialisten" eigen ist. Es wäre dennoch falsch, die ganze Schuld auf ihre Schultern abzuwälzen. Eine radikale Reorganisierung der Wasserwege, als zwischenregionale Verbindungen in erster Linie, konnte vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus nur beim Vorhandensein folgender Bedingungen gerechtfertigt werden, die in den ersten Jahren nach der Revolution genau so wie früher gefehlt hatten: 1. Bei einer genügenden Differenzierung der Rayons, 2. bei der Zusammenfassung der Eisenbahn- und Wasserwege in ein einheitliches Ver-

kehrssystem, d. h. bei Beseitigung der Konkurrenz zwischen ihnen, und 3. beim Verzicht auf eine isolierte Betrachtung der Binnenschiffahrt nur als Transportproblem und ihrer Auffassung als ein Teil der Wasserwirtschaft in weitestem Sinne. Es handelt sich hier um die Ausnutzung der Flüsse nicht nur für die Schiffahrt, sondern auch für die Kraftstromerzeugung und die Bewässerung. Insofern ein Teil der Investierungen von den anderen Zweigen der Wirtschaft getragen wird, kann die Frage nach der Rentabilität der Wasserstraßen — die bekanntlich gar nicht eindeutig zu beantworten ist — gelöst werden. Um das Problem auf solche breite Grundlage zu stellen, war Zeit vonnöten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß es erst am Ende des ersten Fünfjahresplanes zur Sprache kam. Die vom Fünfjahresplan angestrebte „Spezialisierung" der Rayons verstärkte ihre wirtschaftliche Differenzierung und rief neue Frachtströme hervor. Die Aufschließung der Bodenschätze in verschiedenen Teilen der Union, sowie die Schaffung neuer Industriezweige, hatte neue Massenfrachten zur Folge, für die der Eisenbahntransport viel zu kostspielig ist, und die er schon heute nicht bewältigen kann. Eine „Aktivierung" der Wasserwege mußte daher unweigerlich kommen. Man denke nur, in welchem Maße das ganze Wolgabassin aktiviert werden muß durch die Entstehung der Baustoffindustrien im Ural, der Kaliindustrie in Solikamsk und der neuen Kohlengruben im Moskauer Revier, sowie der Ölschiefergewinnung an der Wolga. In dem neuen System der Frachtströme kommt die wirkliche Kernlage des Wolgabeckens zum Ausdruck; wieder einmal in der russischen Geschichte tritt die Wolga als ein geo- und ökopolitischer Faktor ersten Ranges in den Vordergrund. Die Erhöhung der wirtschaftlichen Bedeutung des Ural legt den Gedanken einer Transural-Wasserverbindung nahe, die Schaffung des Ural-Kusnezker Kombinats mahnt zum Suchen nach einer solchen zwischen dem Süd-Ural und dem Kusnezker Kohlenrevier. Eine Reihe von Aufgaben, die noch vor kurzem für „nicht reif" galten, wird in Angriff genommen, und ist zum Teil heute schon verwirklicht.

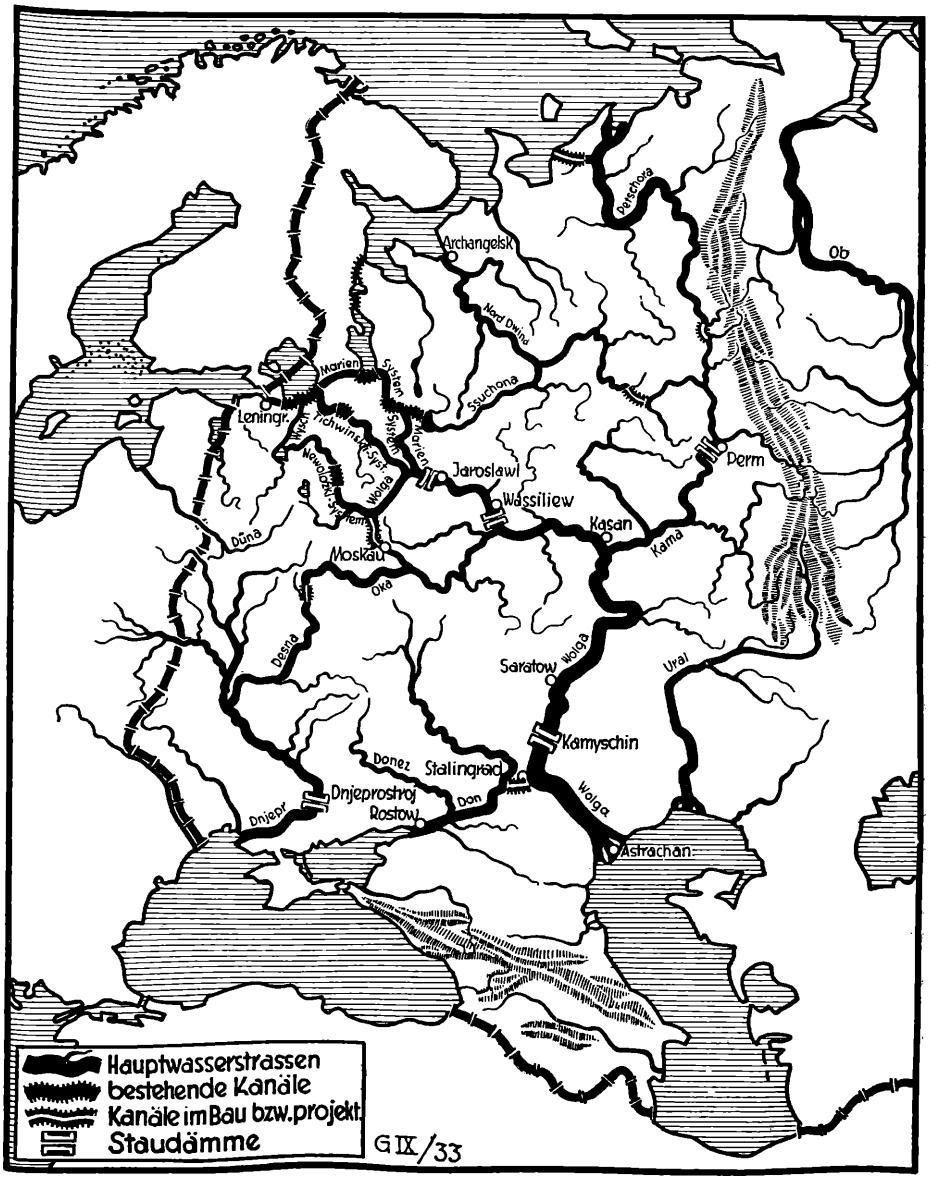
*

Nachdem die neue Außengrenze die Sowjetunion im Westen von dem Weichsel-, Njemen- und Dünabassin abgeschnitten und den Dnjestr in einen Grenzfluß verwandelt hat, wurde das Schwergewicht der russischen Binnenschiffahrt nach Osten und Nordosten verlegt, nach den Becken des Dnjepr und Don, der Wolga, des Ladoga- und Onegasee und der Nord-Dwina. Auch in Westsibirien ist die Binnenschiffahrt im Wachsen begriffen, besonders auf dem Ob und dem Jenissei, dasselbe, wenn auch in geringerem Maße, gilt für Mittelasien (insbesondere Amu-Darja und der Balchaschsee). Sogar in Transkaukasien, wo bisher kein Mensch sich um die Schiffahrt kümmerte, werden Anfänge dazu auf der Kura festgestellt. Auf die asiatischen Flüsse der Union entfallen heute zirka 15% des Gesamtwarenverkehrs gegen 6,3% im Jahre 1913. Die Entwicklung der Binnenschiffahrt in Asien ist in erster Linie auf die Aktivierung des Ob und des Jenissei zurückzuführen. Der Ob ist

durch den Irtisch mit der Turksibbahn und durch den Tom mit dem Kusnezker Kohlenbecken verbunden, der Jenissei umfaßt mit seinen Nebenflüssen das ganze Mittelsibirien und dringt bis zur Mongolei vor. Dadurch wird er zur selben Rolle in Sibirien bestimmt, die die Wolga im europäischen Rußland spielt. Äußerlich wird dies durch die Schaffung des Igarkahafens, jenseits des Polarkreises, gekennzeichnet, wo sich die Meeresschiffe der sogenannten Karischen Expedition mit den Flußschiffen des Jenissei treffen. Das geschieht alljährlich im Sommer; die Karische Flottille kommt in einigen „Karawanen", zum Teil aus Hamburg, zum Teil aus Archangelsk, von russischen Lotsenflugzeugen geleitet und bedient von den meteorologischen Radiostationen (deren ein ganzes Netz inzwischen geschaffen worden ist) an der Küste und auf den Inseln. Im Jahre 1932 brachte die Karische Expedition zirka 20000 t Waren nach Igarka, und ungefähr ebensoviel wurde ausgeführt. Übrigens ist der Jenissei durch den alten Kem—Ket-Kanal mit dem Ob leicht zu verbinden. — Ein Kapitel für sich stellt das Suchen nach dem „Nördlichen Seeweg" dar — ein alter Traum Peters des Großen. Im vorigen Jahre ist es dem „Sibirjakow" zum erstenmal gelungen, den Weg von Archangelsk bis zur Beringstraße in einer Navigationsperiode (in 2 Monaten und 4 Tagen) zurückzulegen. Das praktische Ziel dieser Anstrengungen ist die Erforschung von Möglichkeiten für einen Anschluß der ostsibirischen Flüsse an die Ozeanschiffahrt.

Alle diese Probleme sind für Eurasien zwar von eminenter Bedeutung, können aber dennoch hier nur kurz gestreift werden. Das Hauptinteresse gilt heute in der UdSSR. dem Ausbau der europäisch-russischen Wasserstraßen, und unter diesen — den Systemen des Dnjepr und der Wolga. Sie werden in Sowjetrußland summarisch als die Probleme „Großer Dnjepr" und „Große Wolga" bezeichnet. Was den „Großen Dnjepr" betrifft, so ist heute von den beiden wichtigsten Aufgaben — der Verbindung des Dnjepr mit der Oka und der Beseitigung der Stromschnellen — die zweite und schwierigste durch den „Dnjeprostroi" gelöst. Zwischen Kiew und Cherson verkehren heute regelmäßig große Flußschiffe. Somit haben Weißrußland und die nördliche Ukraine eine direkte Verbindung mit dem Schwarzen Meer bekommen[1]). — Die Verbindung des Dnjepr mit der Oka ist projektiert durch einen Kanal zwischen dem Nebenfluß der Desna, Bolwa, und dem der Oka, Schisdra. Der Bau dieses neuen Kanals bietet keine besonderen technischen Schwierigkeiten, er ist allerdings, ähnlich wie Dnjeprostroi, nur im Zusammenhang mit der „Elektrifizierung" der Desna volkswirtschaftlich gerechtfertigt. Auf alle Fälle muß die Verwirklichung des „Großen Dnjepr" bis zur Schaffung einer genügenden Schiffstonnage für den Dnjepr verschoben werden.

1) Wir können die pessimistische Auffassung von Bernstein-Kogan (Skizzen über die Geographie des Verkehrs, Moskau 1930, S. 341) über die durch Dnjeprostroi eröffneten Entwicklungsmöglichkeiten der Schiffahrt auf dem Dnjepr nicht teilen. Nach der ausgezeichneten Darlegung dieser Frage durch Georg Cleinow sind diese Möglichkeiten im Gegenteil außerordentlich groß.



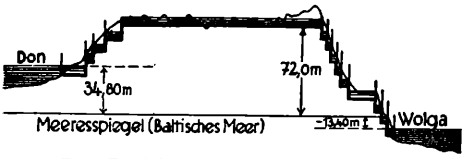
Die zwischen-regionalen Wasserverbindungen im europäischen Rußland.

Viel verwickelter ist das Problem „Große Wolga". In seiner heutigen Auffassung berührt es buchstäblich alle Fragen der Volkswirtschaft in der UdSSR. Vom wirtschaftsgeographischen Standpunkte aus betrachtet, handelt es sich dabei um die Schaffung einer zwischenregionalen Wasserverbindung auf dem Gebiet des

ganzen europäischen Rußland vom Baltischen Meer und dem Nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer, der mittelasiatischen Küste (Persien!) und Transkaukasien (s. Skizze 1). Die „Große Wolga" schließt eine Reihe von Einzelfragen in sich, die wir hier kurz charakterisieren möchten. Es liegen Projekte der „Rekonstruktion" vor, die 1. den Don betreffen, 2. den Wolga—Don-Kanal, 3. die Wolga selbst, 4. den Wolga—Moskwa-Kanal, 5. die Wolga—Newa-Verbindung, 6. die Mariensystem-Weißmeer-Verbindung, 7. die Kama—Petschora-Verbindung.

1. Der Don. Im Zusammenhang mit dem geplanten Bau des Wolga—Don-Kanals soll die Kanalisierung des unteren Don und des Sewerny Donez vorgenommen werden; im Interesse der Getreide- und Kohlenausfuhr soll der Rostowhafen modernisiert werden.

2. Der Wolga—Don-Kanal. Der Bau in der vorgesehenen Richtung wird sich technisch ziemlich schwierig gestalten infolge der Differenz zwischen den Wasserspiegeln der beiden Flüsse wie des Kanals selbst (s. Skizze 2). Das erfordert den Bau von 4 Schleusen auf der Donseite und 9 an der Wolga.



Das Projekt des Wolga-Don-Kanals.

3. Wolga. Die „Rekonstruktion" der Wolga sieht den Bau von drei großen Staudämmen mit den entsprechenden Wasserkraftwerken und Schleusen bei Kamyschin, Jaroslaw und Wassiliew vor. Der größte Staudamm soll am Kamyschin errichtet werden. Der Wasserspiegel wird dadurch um 24 m gehoben, das Wasser soll mittels Elektropumpen den riesigen Reservoiren (9—10 Milliarden Kum) zugeführt und aus ihnen über die Bewässerungsanlagen am linken Ufer auf einer Fläche von 4,3 Millionen ha verteilt werden. Das ganze Bewässerungs- und Schleusensystem wird von dem Kraftwerk mit Strom gespeist, dessen Leistungsfähigkeit diejenige von Dnjeprostroi um 4—5 mal übersteigen soll (1,8—2 Millionen Kw). Von diesem Energiequantum soll etwa die Hälfte für die Bewässerung, der Rest für die Schleuse und die benachbarte Industrie verbraucht werden.

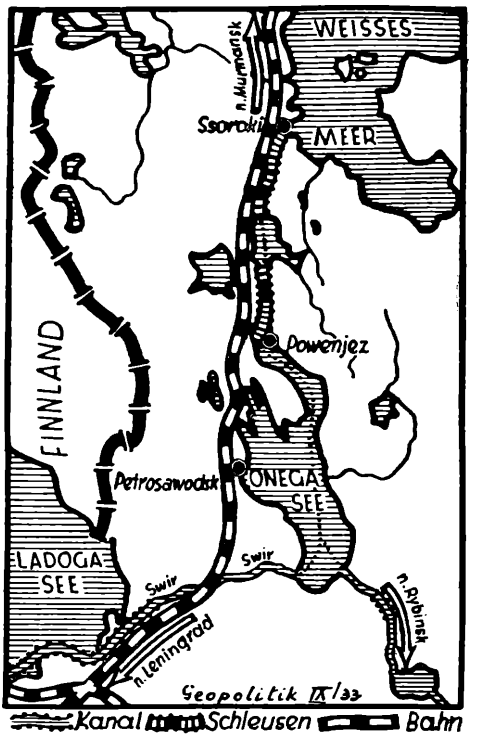
4. Der Wolga—Moskwa-Kanal wird zur Zeit gebaut. Seine Aufgabe besteht in der Wasserbelieferung der Moskwa unterhalb Moskaus, sowie in der Versorgung Moskaus mit Trinkwasser. Seine Schleusen werden auf solche Weise mit dem großen Wasserwerk verbunden. Der Moskauer Binnenhafen soll nach seiner Vollendung für die Schiffahrt sowohl vom Norden wie vom Süden zugänglich werden.

5. Von den bestehenden Verbindungen der Wolga mit dem Baltischen Meer wird vorläufig am Mariensystem gearbeitet, das von Grund aus „rekonstruiert" werden soll.

6. Das Mariensystem wurde bis jetzt durch den alten Herzog-von-Württemberg-Kanal mit der Nord-Dwina verbunden. Zur Zeit wird dieser rekon-

struiert. Viel wichtiger indessen erscheint die neue Verbindung durch den vor einem Monat eröffneten „Weißmeer-Kanal" (s. Skizze 3). Die überaus schwierigen Arbeiten wurden in 20 Monaten bewältigt. Die Schiffahrt auf dem Kanal kann leicht mit dem Verkehr auf der Murmansker Eisenbahn in Einklang gebracht werden. Über seine Rolle für die Wirtschaft des ganzen Leningrader Gebietes erübrigt es sich zu reden.

7. Die Kama—Petschora-Verbindung ist an sich kein technisch schwieriges Unternehmen. Es muß unbedingt verwirklicht werden, denn die Bevölkerung des Nordgebietes leidet heute, wie auch schon früher, unter der ungemein kostspieligen und langsamen Lebensmittelzufuhr. Schwer ist es dagegen, die Petschora mit dem Eismeer zu verbinden. Da ihre Mündung infolge vieler Sandbänke fast unfahrbar ist, muß man eine Kanalverbindung mit dem eisfreien Indigabusen herstellen. Der Kama-Petschora-Kanal soll daher auch getrennt von der „Großen Petschora" in Angriff genommen werden.



Der Weißes-Meer-Kanal.

*

In dieser gedrängten Übersicht konnten wir nur auf die Hauptprobleme der Wasserwirtschaft in der UdSSR. hinweisen. Absichtlich haben wir so problematische Projekte wie die Verbindung des Kaspischen und des Schwarzen Meeres über den Manytsch beiseite gelassen. Alle hier dargelegten Pläne haben realen Boden: einige von ihnen sind bereits verwirklicht, andere sind in der Arbeit, wieder andere befinden sich in Vorbereitung und werden in allernächster Zeit in Angriff genommen werden. Dem ganzen Plan liegt der Gedanke einer einheitlichen Wasserwirtschaft zugrunde, die in den Gesamtplan der Volkswirtschaft verwoben ist. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man die begonnene Arbeit betrachten. Jedes dieser Projekte hat seine lange, zum Teil hundertjährige Geschichte. Diese historische Verwurzelung beweist den tiefen, nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch geopolitischen Sinn des begonnenen Werkes.

BENOY KUMAR SARKAR:

Von Herder zu Hitler

Nach einem Vortrag über Jung-Deutschland am 14. 6. 1933 in Calcutta
Einführung und Übersetzung von K. Haushofer

B. K. Sarkar — der Mann, der als einer der hervorragendsten geistigen Führer Jung-Indiens in diesem Vortrag die materiellen und moralischen Strömungen zu erfassen versuchte, welche Gedankenwelt und Dynamik der deutschen Jungmannschaft von Herder bis auf Hitler geformt haben, ist nicht irgendwer, sondern der politisch-wissenschaftlich in der Menschenmasse der Monsunländer zu vergleichender staatsbiologischer Betrachtung vielleicht am meisten befähigte Kopf, der im Berlin und München Hitlers geradeso deutsche Vorträge halten konnte, wie im Rom des Duce italienische, und der die englische und französische Rede beherrscht, wie seine eigenen indischen Sprachen. So ist es gerade geopolitisch von höchstem Reiz, wie vom Standpunkt der jungasiatischen Bewegung aus die deutsche Volkheitserneuerung aufgefaßt wird, wo von dort aus die Höhepunkte gesehen werden, und die Hebungen und Hemmungen auf dem Wege zu ihnen. Es ist doppelt reizvoll in einem Augenblick, in dem die „Times" Hitlers Anschauungen aus „Mein Kampf" gerade über die Selbstbestimmungsbewegung Indiens wiedergeben, um einen Rückzug anglo-indischer Politik dahinter zu decken, weil man dabei erkennt, wie das umgebende Mittel (Milieu) von dort hierher, von hier weltüber die beobachtenden Strahlen ablenkt und bricht. Dieser Vergleich also führt zu geopolitischer Feinarbeit höchsten Ranges; der für Deutschland und seinen Führer so anerkennende Aufsatz selbst aber ist gemeinverständlich und verdient weiteste Verbreitung.

I

Dreißig Prozent des Deutschen Volkes etwa beschreibt Sarkar als dessen Jungmannschaft: die Altersklassen zwischen 20 und 40, so daß einige zwanzig Millionen Männer und Frauen die Jungkraft Deutschlands ausmachen. Jeder von ihnen sei heute dieser Aufgabe bewußt und funktioniere zugleich als Mitglied der einen oder andern Fachschaft oder Sozialorganisation.

Aber Gefühlswelt und Tatleistung Jung-Deutschlands seien in den verschiedenen Zeitaltern höchst verschieden gewesen.

II. Das Zeitalter Goethes

Während des romantischen Zeitalters (1770—1830) hat nach Sarkar Jung-Deutschland von dem Sozialphilosophen Herder die Ideen der „Weltbürgerschaft" auf der einen Seite, der „National-Seele", des „gotischen Geistes", des „christlichen Wesens", der „Nordischen Grundrichtung" auf der andern eingesogen.

Von Goethes Götz hat die Jungmannschaft den Freiheitsbegriff des mittelalterlichen Raubhelden, von seinem Egmont und Hermann die nationalistische Seelenhaltung zu den Weltproblemen gelernt.

Nationale Unabhängigkeit war die durchwuchtende Grundtatsache aller Dramen von Schiller, der Jung-Deutschlands Leibdichter durch alle Zeitalter gewesen ist. Während Kant die deutsche Jugend mit der Zucht der Pflicht um ihrer Selbst willen stählte, durchdrang sie Hegel mit dem Ideal eines omnipotenten, totalen Staates. Und „last but not least" fochten sie den Befreiungskrieg von Napoleons Joch unter dem Einfluß von Fichtes Reden an die Deutsche Nation aus. Es war Fichte, der mit seinem Bund der Jugend der Vater der Jugendbewegung über die Erde geworden ist. Schritt haltend mit dem Geist der Zeiten lernte Deutschlands Jugend aus Adam Müllers „Elementen der Politik", daß Wirtschaftspolitik nichts Universales ist, sondern relativ zu den Bedingungen jeder einzelnen Nation.

III

Als zweite Periode (1830—1870) sieht Sarkar die des Wirtschafters Friedrich List und des Zollvereins. Zweifach ist damals das Schlagwort Jung-Deutschlands gewesen: auf Industrialisierung und Einheit gerichtet. Mächtig hat sich die Schicht der ihrer selbst bewußten Jungmannschaft verbreitert durch die Erziehung und Agrarreformen von Stein und Hardenberg aus der 1. Epoche. Jung-Deutschland ist durch Lists nationales Wirtschaftssystem in die feste Überzeugung hinein geleitet worden, daß unter gewissen Umständen Schutzzoll die einzige mögliche Wirtschaftspolitik eines Volkes sei.

IV. Die Periode Bismarcks und der Sozialdemokratie

Angefeuert wurde die deutsche Jugend dann durch den mit der Reichsbildung erwachten Ehrgeiz und die Riesenleistungen des Kapitalismus und der Technologie im Zeitalter Bismarcks. Aber der Aufbau der Sozialdemokratie durch Lassalle wirkte bis zu einem gewissen Grad als Gegengewicht und lenkte vielen Jugendidealismus in Felder ab, die von Marx und Engels abgesteckt waren.

Aber auch Bismarck selbst sicherte Arbeitern und Angestellten durch das System der Sozialversicherung einen hohen Lebens- und Arbeitszustand. Als der Weltkrieg ausbrach, war Jung-Deutschland nach Zahlenwucht und Kulturhöhe ein mächtiger Faktor in Technik und Wirtschaftskraft.

V. Nachkriegsniedergang

Die Nachkriegsperiode einer halben Geschlechtsfolge war für die ersten fünf Jahre (1919—1923) durch einen Zug tiefer Niedergeschlagenheit und Verdüsterung als Folge der Niederlage gekennzeichnet. Die deutsche Jugend in ihrer Verzweiflung wandte sich zur Vergangenheit in Romantik zurück: Wandern, Singen,

Waldlager gingen in „Wanderlust", Vagabundismus, Mystizismus über. Geraume Zeit schien eine Jugendbewegung in diese und ähnliche Wege zu münden. Mit dem Inkrafttreten des Dawesplans aber kam 1924 die finanzielle Stabilisierung und fast gleichläufig mit ihr eine erste nationale Wiederaufrichtung kühler Köpfe. Die erfolgreichste Bewegung darunter hat sich in der Persönlichkeit Hitlers verkörpert, der als Führer Jung-Deutschlands zum Schöpfer einer neuen Epoche bestimmt ist.

VI

Hitler ist der Größte unter Deutschlands Lehrern und Bewegern (inspirers) seit Fichte. Die Lage heute ist freilich verwickelt. Die Frauenfrage existierte nicht in den vorhergehenden Epochen. Der Feminismus ist heute eine bezeichnende Tatsache des sozialen Deutschlands und ist, wie anderwärts, eine dauernde Erscheinung. Niemals auch war die Arbeiterklassenfrage so akut wie heute. Das sind zwei Sonderaufgaben vor Hitlers Jung-Deutschland.

Sonst aber ist die Grundfrage in der Gegenwart fast dieselbe wie vor Fichte ein Jahrhundert früher. Sie besteht in der Wahrung der Nationalehre gegenüber den Nachbarn. Hitlers Problem ist das Ungeschehenmachen der Tatsache der Niederlage und der Führung Jung-Deutschlands zur Wiedergewinnung seines Prestige in den internationalen Beziehungen. Was immer sonst Hitler und von Papen an politischen, wirtschaftlichen oder sozialen konstruktiven Programmen entwickeln mögen, ist nur zweiten Ranges, hat nur Wichtigkeit, soweit Deutschland selbst in Frage kommt. Alles das kann füglich als ein Nebenprodukt der gleichzeitigen Evolution betrachtet werden, die mehr oder weniger unvermeidlich im gegenwärtigen Zustand technischer und kultureller Entwicklung Deutschlands ist.

Die Judenfrage

Die antijüdischen Vorurteile Jung-Deutschlands im Gesellschaftsleben sind nur die allgemeinen Vorurteile christlicher Männer und Frauen, die auch sonst in Frankreich, Rußland, Amerika auch, in Wahrheit in der ganzen Christenheit bestehen. Aber sonst sind die Deutschen nicht blind gegen die intellektuellen und moralischen Qualitäten wie gegen die finanziellen Fähigkeiten der Juden. Diejenigen Juden, welche in Fragen der Nationallehre indifferent sind oder zu international eingestellt, um patriotisch denken zu können, werden wahrscheinlich in der letzten Phase von Jung-Deutschlands geistiger Expansion eine Sonnenfinsternis erleben. Aber Jung-Deutschland kann es sich weder wirtschaftlich noch kulturell leisten, auf die Dauer eine völlige Nonkooperation mit Juden zu erklären, namentlich mit solchen, die an ihr deutsches Vaterland glauben. Sogar einige derjenigen, die ausgetrieben worden sind oder Deutschland aus Abneigung verlassen haben, werden wahrscheinlich in naher Zukunft Wege zur Repatriierung suchen und als nüchterne deutsche Bürger funktionieren.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daran zu erinnern, daß Deutschland unter Bismarck ebenfalls einen Kulturkampf durchzumachen hatte. Er bestand in einem kulturpolitischen Ringen der Protestanten gegen die Katholiken. Aber niemand hört heute mehr davon (glaubt der Inder!). Die Judenfrage dürfte wohl in wenigen Jahren in derselben Weise liquidiert werden.

Die arbeitende Klasse

Die Volksgemeinschaft, wie sie Hitlers Jung-Deutschland versteht, kann der Klassenkampftätigkeit und der Lehre des Kommunismus kein Obdach gewähren. Aber die Wohlfahrt, die Werkleistung und das soziale Wohlbefinden der Werktätigen werden unter nationalsozialistischer Herrschaft wahrscheinlich so wenig leiden wie unter der Herrschaft Bismarcks. Durch die Verbreitung des Kultes für allgemeine Dienstpflicht, für manuelle Arbeit hat Hitler überhaupt einen weitreichenden Schritt zur Vollendung echter sozialer Demokratie getan. Darin ist er Mussolini weit voran geschritten. Oberflächlich betrachtet, mögen Hitlerismus und Faschismus ähnlich erscheinen. Aber Hitler ist kein Schüler Mussolinis in irgendeinem bedeutungsvollen Sinn; noch besteht eine wirklich tiefe Gleichartigkeit zwischen den italienischen und den deutschen Jugendkräften von heute. Das sozialwirtschaftliche und das kulturelle Milieu beider Länder würde allein genügen, um die grundstürzende Verschiedenheit zwischen Mussolini und Hitler zu erklären.

Es gibt fast 4000 Unternehmerverbände in Deutschland; zu diesen Verbänden gehören nicht weniger als 30000 Industriebetriebe. Jeder dieser Verbände ist wieder eine Vergesellschaftung von Vergesellschaftungen. „Der Reichsverband der Deutschen Industrie" z. B. ist ein Verband von einigen 1500 Verbänden. Zum Überschuß gibt es noch einige 500 Kammern, wie die Handelskammern, die zwangsweise nach der deutschen Gesetzgebung gebildet sind. Die Namen anderer, ähnlicher zwangsweiser oder freier Verbände ist Legion.

Die Arbeitergewerkschaften haben eine Mitgliederzahl von einigen 6 Millionen, die der Angestellten etwa 1½ Millionen, ebenso viele der Beamtenorganisationen. Einige 9 Millionen Männer und Frauen sind auf diese Weise als Lohn- oder Gehaltsempfänger in Deutschland zusammengefaßt. Verglichen mit diesem überorganisierten und übermodernisierten Deutschland kann man von den Italienern behaupten, sie lebten noch im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Mussolinis Vaterlandsliebe hat zu allererst eine hohe soziale und wirtschaftliche Rekonstruktion in den Dörfern und Städten Italiens zu vollenden, auf den bereits festgewordenen Richtlinien des Fortschritts in Deutschland und England.

Hitler ist kein Mit- und kein Nachläufer Mussolinis!

Hitlers Problem ist wesentlich außenpolitisch. Seine Aufgabe ist die Wiederherstellung der Grenzen Deutschlands und der deutschen Volksehre in der poli-

tischen Achtung der Menschheit. Bei Mussolini aber ist das Hauptproblem innenpolitisch. Der italienische „Duce" weiß, daß sein Land vergleichsweise unentwickelt ist in seiner Technik, seiner Volkshygiene, seiner Industrie, seiner Geschäftsorganisation. 27% des italienischen Volkes sind noch Analphabeten. Die Sozialversicherung ist noch im Kindheitszustand. Mussolinis Größe liegt darin, daß er diese und andere Tatsachen in der objektivsten Weise sieht und versucht, die Lebenshaltung des italienischen Gesamtvolkes auf der ganzen Linie so hoch als möglich zu heben. In der deutschen Gesellschaft aber existieren so elementare Probleme der Erziehung, der Sozialhygiene oder Industrieorganisation gar nicht. Soweit ein inneres Problem für Hitler existiert, besteht es nur darin, die Deutschen, vor allem die ältere Generation, vergessen zu machen, daß sie im Kriege besiegt worden sind, und sie zu ihrem tatsächlichen materiellen und spirituellen Wert hinauf zu energisieren, der nach dem Weltmaßstab unbestreitbar hoch ist. Er hat nur einen Beitrag zu leisten: das ist, aus dem deutschen Geist den Inferioritätskomplex herauszuexerzieren, der ihn in letzter Zeit in gewissen Teilen befallen hat. In der Technokratie, in der Rationalisierung und seinen Trustorganisationen hat Jung-Deutschland die höchste, überhaupt denkbare Ebene erreicht. Die zweite industrielle Revolution ist in Deutschland auf die stetigste Art und Weise in der Vollendung begriffen. Sogar ohne den Hitlerismus würde die Sozialstruktur des Deutschen Volkes zu höheren und immer höheren Graden sich emporschrauben. Alle diese Wandlungen liegen beinahe im Bereich des bloßen Trägheitsmoments in hochentwickelten Völkern. Hitler — in seinem Privatleben an eine proletarische und denkbar schlichte Lebenshaltung gewöhnt, wie an den intimen und kameradschaftlichen Umgang mit Angestellten, Werkleuten, Bauern, Arbeitnehmern und Arbeitslosen — mag es sogar für notwendig halten und wird es dann sicher auch möglich machen, die deutsche Lebenshaltung im Komfort etwas niedriger zu schrauben, ohne doch die nationale Leistungshöhe zu beeinträchtigen. Der Ehrgeiz des faschistischen Italien im Gegenteil geht dahin, die Lebenshaltung des Volkes um jeden Preis zu heben, um die körperliche Gesundheit und moralische Kraft zu steigern.

Deutschland aber besitzt zu viele Ingenieure, technische Experten, Volkswirte, Ärzte, Schulmeister, Statistiker, Erfinder und Entdecker, Nobelpreisträger usw. Die Deutschen haben in der Gegenwart keinen Mehrbedarf dieser Art. Was Jung-Deutschland aber bitter nötig hatte, das war der moralische Idealismus eines Vivekananda, vermehrt um das eiserne Durchhalten eines Bismarck. Und das hat Hitler geliefert, ausgerüstet vor allem mit zweien unter andern geistigen Waffen: Selbstaufopferung und Vaterlandsliebe!

F. C. ZITELMANN:

Die Lage der Landwirtschaft in Kuba

Die Hauptinsel Kuba und die ihr südlich vorgelagerte kleine Fichteninsel (Isla de Pinos) bilden, worüber in Deutschland vielfach Unklarheit herrscht, einen selbständigen souveränen Staat mit eigner Staatshoheit, eigner Verfassung und Flagge, eigner Staatsverwaltung und Gesetzgebung mit einem auf 6 Jahre gewählten Staatspräsidenten und einem aus zwei Kammern (Senat und Repräsentantenhaus) gebildeten Parlament. Wenn auch der nachbarliche Riese, die Vereinigten Staaten von Amerika, naturgemäß einen starken, vielfach maßgebenden Einfluß auf die politischen und insbesondere die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes ausübt[1]), so sind doch die nationalen und kulturellen Eigenheiten seiner 3⅓ Millionen starken, zu ⅔ weißen und ⅓ schwarzen, Bevölkerung im weitestem Maße davon unberührt geblieben. Diese weisen vielmehr nach wie vor alle Merkmale ihrer historischen Entwicklungsgeschichte und damit eine enge Verbundenheit mit ihren ehemaligen Kolonialherren, den Spaniern, auf.

Die im Norden vom Golf von Mexiko, im Süden vom Karibischen Meer umspülte Hauptinsel Kuba, die reichste und kulturell vorgeschrittenste der Antillen, verdankt ihre staatliche Selbständigkeit dem spanisch-amerikanischen Kriege von 1898; die unbedingte Zugehörigkeit der oben genannten Fichteninsel zu dem kubanischen Staatsgebiet wurde seitens der Vereinigten Staaten erst 1925 restlos anerkannt. Während die Regierung der Vereinigten Staaten nach Beendigung des Krieges von 1898 die Insel Portoriko und die Philippinengruppe ihrem Hoheitsgebiet einverleibte, wählte sie bei Kuba den Weg, es zur „unabhängigen" Republik zu proklamieren. Dabei übernahmen die Vereinigten Staaten vertragsmäßig die Garantie für die Unverletzlichkeit des jungen Staatswesens, das ihnen dafür gewisse damit in Zusammenhang stehende Konzessionen einräumte, so die Unterhaltung einer amerikanischen Flottenstation im Osten der Insel und ein Interventionsrecht im Falle äußerer oder innerer Bedrohung des Bestandes der Republik.

Seitdem hat Kuba, das von Kolumbus als das herrlichste Land, das Menschenaugen je gesehen, bezeichnet wurde, zunächst einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Von ausschlaggebender Bedeutung dafür war die überaus günstige geographische, geopolitische und klimatische Lage und Bodenbeschaffenheit. Dank der in sich abgerundeten insularen Abgeschlossenheit ist Kuba der einzige Staat Amerikas, bei dem naturgemäß jeder Grenzkonflikt mit andern Ländern und damit nach außen hin das Hauptbeunruhigungsmoment ausgeschaltet ist, das

1) *Eine umfassende Darstellung über die blutige, heute getarnte Besitznahme Kubas durch die USA. in: Dollar-Diplomatie. Eine Studie über amerikanischen Imperialismus von Nearing-Freeman. Deutsch von P. Fohr. Geleitwort von K. Haushofer. 8°, 475 S. mit 11 Skizzen. Berlin-Grunewald. Leinen M. 9.— Die Schriftleitung.*

häufig so schwere Störungen für das staatliche Leben anderer amerikanischer Republiken herbeiführt. Die 10000 Mann starke, nach nordamerikanischem Muster gebildete, gut ausgerüstete und wohldisziplinierte kubanische Armee kann daher mangels äußerer Reibungen ausschließlich zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung verwendet werden. Hierzu ist ihr eine zahlreiche, tüchtige und energische Polizei und Landgendarmerie angegliedert. Die persönliche Sicherheit eines jeden, der sich von Umtrieben gegen die Regierung fernhält, insbesondere für alle Fremden, ist durch den Schutz dieser staatlichen Organe in gleichem Maße gewährleistet, wie dies in europäischen Ländern der Fall ist.

Die von Osten nach Westen langgestreckte schmale Gestalt der Insel Kuba bietet in allen Teilen einen bequemen kurzen Auslaß nach der Nord- und Südküste mit ihren zahlreichen weiten Häfen und Buchten. Dadurch ist der Seeverkehr des Landes über den mexikanischen Golf und das Karibische Meer nach Nord- und Mittelamerika, dem Panamakanal, der Nordküste Südamerikas und dem Atlantischen Ozean außerordentlich begünstigt und erleichtert. Den Landverkehr auf der Insel selbst vermittelt ein weitmaschiges, in englischen, amerikanischen und zum Teil auch kubanischen Händen befindliches Eisenbahnnetz sowie eine vor 4 Jahren vollendete, das ganze Land von Osten nach Westen in 1200 km Länge durchziehende moderne Landstraße. Der Bau dieser von einer amerikanischen Firma ausgeführten Verkehrsader mit ihren zahllosen Brücken, Unter- und Überführungen hat den kubanischen Staat 100 Millionen amerikanischer Dollars gekostet, die in der Hauptsache durch Sondersteuern — insbesondere auf Kraftwagen und deren Brennstoffe — aufgebracht wurden. Die äußerst starke Belebtheit der Straße bei Tag und Nacht durch Automobile aller Art ist die beste Rechtfertigung für diese Kapitalsanlage, durch die weite Gebiete des Landes erst dem Verkehr erschlossen worden sind. Die Möglichkeit, auf dem neuen Wege leichten und verbilligten Zugang zu den wichtigeren inländischen Absatzmärkten zu gewinnen, hat die überraschend kräftige Entwicklung und Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion namentlich in solchen Gegenden angeregt, die von der Eisenbahn entfernt liegen und vorher keine ausreichenden Straßenverbindungen besaßen. Durch den so geförderten und von der Regierung durch erhöhte Schutzzölle und andere Maßnahmen energisch unterstützten Aufschwung im Landbau ist Kuba in der Nahrungsmittelversorgung in den letzten Jahren in weitem Maße selbsterhaltend geworden, so daß Millionen von Dollars, die vordem für die Einfuhr ausländischer Lebensmittel wie Fleisch und Eier, Kartoffeln, Gemüse, Kaffee, Früchte usw. aus dem Lande gingen, diesem jetzt erhalten bleiben. Erheblich bleibt noch der Verbrauch von amerikanischem Weizenmehl, da Getreidearten der gemäßigten Zonen in dem tropischen Klima nicht gedeihen und das aus dem Mehl einheimischer Hackfrüchte, insbesondere der Yuccaknolle hergestellte Brot nach Geschmack und Nährgehalt nicht vollwertig ist, so daß es, was jetzt gesetzlich vor-

geschrieben ist, in der Hauptsache nur als Beimischung zur Brotbereitung verwendet wird. Auch die zur Versorgung der 4 großen Bierbrauereien in Kuba wesentlich benötigten Rohstoffe, Malz und Hopfen, müssen vom Ausland bezogen werden. Der Anbau von Reis im Lande ist zwar in stetigem Steigen begriffen, er reicht aber nicht aus, um den ungeheuer starken Verbrauch dieses bei der Bevölkerung beliebten Nahrungsmittels zu decken, weil die für den Reisbau geeigneten Gebiete in Kuba beschränkt sind. Um wenigstens einen Teil der ehedem für den Reisimport an das Ausland gezahlten Beträge im Lande zu halten und gleichzeitig die inländische Industrie zu fördern, hat die kubanische Regierung in den letzten Jahren den hochwertigen geschälten und polierten Reis mit hohen Einfuhrzöllen belegt, während der ungeschälte und daher bedeutend billigere Reis, der dann in den Mühlen des Landes selbst geschält und poliert wird, zu einem unverhältnismäßig niedrigeren Zollsatz eingeführt werden kann. Ganz besonders große Fortschritte hat in den letzten Jahren infolge des erhöhten Zollschutzes und der Erschließung abgelegener Anbaugebiete durch das neue Straßennetz der Kaffeebau in Kuba gemacht, so daß die Einfuhr von Kaffee, dessen Verbrauch im Lande außerordentlich stark ist, bis auf einen geringen Bruchteil zurückgegangen ist, während früher Millionenbeträge dafür an die Nachbarländer gezahlt wurden. Auch die Viehzucht, für die in Kuba weite Flächen guten Weidelandes zur Verfügung stehen, hat sich neuerdings sehr gehoben und mit ihren einheimischen Erzeugnissen unter hohem Zollschutz namentlich die früher sehr umfangreiche Einfuhr von Dörrfleisch (Tasajo) aus Uruguay und Argentinien, sowie von Butter und Büchsenmilch aus Nordamerika ganz zurückgedrängt. Ein bedeutendes Ausfuhrobjekt bilden die kubanischen Rinderhäute, die besonders in Deutschland willigen Absatz finden, weil sie infolge der glatten Weiden in wenig rissigem Zustand auf den Markt gelangen. Die noch erhebliche Einfuhr von tierischen Fetten ist in Kuba infolge eines großzügig eingeleiteten Anbaus von Sonnenblumen und der fabrikmäßigen Verarbeitung ihres Samens im Rückgang begriffen. Eine starke Steigerung des Maisbaues, für den Boden und Klima sehr geeignet sind, hat insbesondere zu einer gewaltigen Hebung der Hühnerzucht geführt, wodurch dem Lande Millionenwerte erhalten bleiben, die früher für die sehr bedeutende Einfuhr von Eiern aus Nordamerika verausgabt wurden. Die gleiche Entwicklung hat ebenfalls dank des erweiterten Zollschutzes und des Ausbaues des Straßennetzes auch der Kartoffelbau genommen, der nicht nur den Bedarf des Landes zu befriedigen vermag, sondern infolge seiner frühzeitigen Frühjahrsernte einen Teil seines Ertrages mit gutem Gewinn nach den Vereinigten Staaten absetzt. Die ehedem hochwertige Einfuhr von nordamerikanischen, insbesondere kanadischen Kartoffeln beschränkt sich jetzt ganz auf Saatkartoffeln, für die der Zollsatz niedrig gehalten wird.

An Obstkulturen hat sich besonders der Ananasbau erweitert, dessen gute Er-

trägnisse lohnenden Absatz in den Vereinigten Staaten finden, während für die reichen Ernten kubanischer Grapefruit (Toronja, Pompelmuse) England ein bedeutender Abnehmer ist. Zur Ausfuhr gelangen noch an kubanischen Früchten: Apfelsinen, Mandarinen, Melonen, Wassermelonen, Guayaba, und an Erzeugnissen des ebenfalls stark gesteigerten Gemüsebaues in umfangreichem Maße insbesondere frische und in Blechbüchsen konservierte Tomaten. Die Märkte des Landes selbst sind jetzt reichlicher als früher das ganze Jahr hindurch mit Früchten, namentlich vielerlei Sorten Bananen und mit frischen Gemüsen wie Kohl, Spinat, grünen Bohnen, Gurken, Mohrrüben, Wasserrüben, Tomaten, Chayote, Kopfsalat, Rettich, Radieschen usw. versorgt. Einen bedeutenden Umfang im Lande hat die Bienenzucht, und die Nachfrage nach kubanischem Honig, unter dessen Hauptabnehmern sich auch Deutschland befindet, ist stets größer als das Angebot.

So erfreulich für Kuba nun auch die vorbeschriebene weitgehende Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion ist, so ist sie doch nur ein schwacher Notbehelf gegenüber dem ungeheuren Ausfall, den das Land an dem Absatz seiner beiden Hauptbodenerzeugnisse, Rohrzucker und Tabak, zu erleiden hat. Bei den unbeschränkten, äußerst gewinnbringenden Absatzmöglichkeiten für Zucker während der Weltkriegs- und der ersten Nachkriegsjahre ist der Rohrzuckeranbau, für den Kuba von der Natur in unübertrefflicher Weise geeignet ist, ins Ungeheure gesteigert worden. Begünstigt durch die verhältnismäßige Leichtigkeit der Kultur, die ein Nachwachsen des Zuckerrohrs ohne Neupflanzung für durchschnittlich 7 Jahre, auf besonders gutem Boden noch bedeutend länger zuläßt, ist die Produktion schließlich auf eine Jahresmenge von 5 Millionen Tonnen Rohrzucker — 1/5 der Welterzeugung — angeschwollen. Während in den besten Absatzjahren zwei Drittel der Ernte in den Vereinigten Staaten zu lohnenden, vielfach sehr hohen Preisen Aufnahme fanden, ist der Markt dafür seit 1921 infolge der gewaltigen Weltüberproduktion, insbesondere der für Kuba verhängnisvollen Konkurrenz durch Java, beständig zurückgegangen. Auf Grund der internationalen Kontingentierungsvereinbarungen nach dem bekannten Chadbourneplan hat die kubanische Regierung sich jetzt genötigt gesehen, die Ernte auf die Hälfte, etwa auf 2 1/3 Millionen Tonnen, einzuschränken. Trotz des Kuba seitens der Vereinigten Staaten für Rohzucker gewährten Vorzugszolles ist der Preis, den das Land für sein Erzeugnis erzielen kann, soweit gefallen, daß die Produktion zur Zeit keinen Gewinn mehr abwirft. Sie wird in der Hoffnung auf bessere Zeiten nur aufrechterhalten, um die Felder nicht verwahrlosen zu lassen; eine Reihe von Fabriken ist überschuldet und stillgelegt. Die aus dieser Lage entstandene Not der Zuckerlandpächter und der große Umfang der Arbeiterentlassungen haben die Kaufkraft des Landes ungemein geschwächt und für Kuba eine schwere akute Wirtschaftskrise herbeigeführt.

Diese wird weiter verschärft durch die Lage der Tabakindustrie, der bisher zweit-

größten Quelle kubanischen Reichtums. Die kubanische Tabakproduktion, deren Volumen im Vergleich zum Zucker in Europa vielfach überschätzt wird — sie beträgt wert- und mengenmäßig noch nicht 10% von der des Zuckers —, wirft infolge der durch die Weltkrise verursachten Absatzstockung keinen namhaften Gewinn mehr ab. Insbesondere ist die Zigarrenausfuhr so stark zurückgegangen, daß die Fabriken zur Entlassung zahlreicher Arbeiter und zu empfindlichen Lohnherabsetzungen schreiten mußten.

Trotz des augenblicklichen, in der kubanischen Wirtschaft herrschenden Zustandes schwerer Depression, die sich naturgemäß auch auf die Aufnahmefähigkeit fremder, und darunter deutscher Waren auswirkt, dürfte das Land infolge seiner unvergleichlich günstigen natürlichen klimatischen, geographischen und geopolitischen Lage und Bodenbeschaffenheit[1]) und dank der Strebsamkeit seiner zu $^2/_3$ weißen, allerdings meist in den Städten lebenden Bevölkerung zu den ersten gehören, die sich bei einer allgemeinen Besserung der Weltwirtschaftsverhältnisse erholen. Es mag sich dann bewahrheiten, daß Kuba, wie das Land gern von seinen Bewohnern genannt wird, eine „Insel von Kork" ist, die nach stoßweisem vorübergehendem Sinken in die Tiefe stets wieder an die sonnige Oberfläche gelangt.

Ein geeignetes Einwanderungsland für deutsche Landwirte wird Kuba jedoch niemals werden. Wenn auch das Klima an sich gesund ist und eine geregelte staatliche Hygiene für Seuchenfreiheit sorgt, so ist die Temperatur doch durchweg tropisch; schwere körperliche Arbeit ist daher für Mittel- oder Nordeuropäer aufreibend. Dazu treten für den Ausländer sehr erhebliche Hemmungen infolge der Verschiedenheiten in den Arbeitsmethoden, der Sprache, Sitte, Wesensart und ganzen Lebensauffassung der Bevölkerung. Nur die aus warmen Ländern, insbesondere aus Südspanien und von den Kanarischen Inseln stammenden Einwanderer sind auf die Dauer imstande, in Kuba neben der einheimischen, größtenteils aus Schwarzen bestehenden Landbevölkerung erfolgreiche Feldarbeit zu leisten. Diese Elemente haben neben ihrer naturgemäß leichten Anpassungsfähigkeit an die gesamten Verhältnisse des Landes und bei ihrer kulturellen und materiellen Bedürfnislosigkeit noch den großen Vorteil der mit den Kubanern gemeinsamen spanischen Sprache und der Anlehnung an ihre eignen im Lande seßhaften Volksgenossen. Die Zahl der spanischen Staatsangehörigen in Kuba, von denen viele führende Stellungen in der Wirtschaft der Inselrepublik einnehmen, beläuft sich auf über eine halbe Million, also etwa $^1/_7$ der gesamten Einwohnerschaft des Landes, und die sehr bedeutenden, wohlorganisierten landsmannschaftlichen spanischen Verbände (Centros) bieten jedem spanischen Neuankömmling Anschluß an den Kreis seiner engeren Nationalität und einen starken Rückhalt für sein Fortkommen.

Eine für den Arbeitsmarkt bedeutsame weitere Gruppe bilden in Kuba die

1) *Und nach noch weitergehender Einschränkung seiner Monokultur. Die Schriftleitung.*

gleich den Spaniern verbandsmäßig durchorganisierten Chinesen, während von indianischen Ureinwohnern, wie hier erwähnt werden mag, keine Überbleibsel im Lande vorhanden sind.

Landwirtschaftlicher Kleinbetrieb, hauptsächlich Obst- und Gemüsebau sowie Hühnerzucht ist durch weiße Einwanderer aus gemäßigtem Klima, namentlich aus den Vereinigten Staaten, auf der klimatisch für sie etwas günstigeren vorerwähnten Fichteninsel aufgenommen worden. Namhafte, über die eigne Erhaltung hinausgehende Erwerbsmöglichkeiten sind dabei jedoch kaum zu verzeichnen, zumal dort eine erhöhte Gefahr durch Sturmschäden, Wassermangel und Absatzschwierigkeiten besteht.

ERICH LERNER:

Die Entwicklung der Parteien der malayischen Bewegung in Niederländisch-Indien

Eine Parteientwicklung unter den Eingeborenen Niederländisch-Indiens gibt es eigentlich erst seit den letzten 20 Jahren; sie ist mit veranlaßt durch die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzende intensive Berührung mit den Europäern. Die Parteibewegung ist zum Teil noch unausgeglichen, suchend und ineinander verflochten. Programme und Führer wechseln in ihren Richtungen, betonen bald das eine oder andere Ziel stärker. Aber immer finden sie sich in einem der drei Kreise, die wir mit dem Namen: panpazifisch, panislamitisch oder kommunistisch bezeichnen können.

Intellektuelle Kreise sind es, die 1908 mit der Gründung von Budi Utomo („Das edle Streben") in die Öffentlichkeit traten und als Ziel bei völliger Ablehnung politischer Bestrebungen die Pflege und Förderung kultureller und sozialer Fragen angeben. Zu gleicher Zeit entsteht die erste Fachorganisation der Eisenbahner, die sich 1912 bereits zu einer gewerkschaftlichen Kampfbewegung entwickelt. Die islamitisch-kirchlichen Belange werden von 1912 ab in der Vereinigung „Mohammadijah" vertreten. Wichtiger für die kommende Entwicklung ist aber die gleichzeitig erfolgende Gründung der „Sarekat-Islam"-Vereinigungen; sie betonen von Beginn an den Gegensatz des Mohammedaners zum Andersgläubigen; da sie das sozial-wirtschaftliche mit dem religiösen Moment vereinigen und in die panislamitische Bewegung einmünden, werden sie für die Zeit vor und während des Krieges zur führenden antieuropäischen Kampforganisation. Unter seinem Gründer, dem Javanen Tjokroaminoto, wendet sich diese Bewegung zum ersten Male an das Volk, stellt seine Werbung bewußt auf das einfache Volk ein und arbeitet politisch. Der Adel zieht sich bei dieser Wendung zurück und stellt sich in seiner großen Anzahl, wie auch heute noch die Fürsten und orthodoxen Geistlichen, im Selbsterhaltungsinteresse auf die Seite der holländischen Regierung.

Im Weltkrieg und durch den Weltkrieg wird die Herausarbeitung der panislamitischen Ziele beschleunigt und das Heraufkommen nationalistischer Organisationen gefördert. „Budi Utomo" bleibt weiterhin in seiner unpolitischen Richtung, der „Sarekat Islam" dagegen stellt 1916 offen die Forderung nach Selbstverwaltung. Es entwickeln sich neben ihm national-orientierte Fach- und Jugendorganisationen, die bis heute nirgends selbständige Stellungen haben erringen können, sondern als Vorstufe für die großen Kampforganisationen anzusehen sind. Am 18. Mai 1918 wird der Volksraad, das niederländisch-indische Parlament, zum ersten Male eröffnet, und das erste Ziel der Nationalisten ist erreicht; wobei zu bemerken ist, daß dieser erste Vorstoß aus dem islamitischen Kreis her erfolgt ist.

Der zweite Vorstoß kommt von der kommunistischen Seite, getragen von der russischen Revolution, in seinen ersten Anfängen organisiert von den Europäern Sneevliet, Brandstedter und Baars, die 1918, 1919 bzw. 1921 ausgewiesen werden. In diesem Stadium konnte die Bewegung keine Bedeutung erlangen; erst — und es ist wichtig, das zu betonen — als sie zu Männern des „Sarekat Islam" in Beziehung tritt, erhält sie ihren Auftrieb. Semaun, der dem linken Flügel des „Sarekat Islam" angehört, stellt die Verbindung her, und so wird 1920 die Partei „Kommunist Indonesia" im Gebäude des „Sarekat Islam" zu Semarang gegründet; einige Jahre später haben eben dieser Semaun und weiterhin Darsono die alleinige Führung. Die Verbindung und Betonung mit dem islamitischen Gedanken schuf also erst der kommunistischen Partei die Wirkungsmöglichkeiten. Rußland hat frühzeitig die Bedeutung der nationalen Freiheits- und Unabhängigkeitsbewegungen erkannt und das Selbstbestimmungsrecht der unterdrückten Völker besonders hervorgehoben. Es eröffnet darum im September 1920 in Baku den 1. Kongreß der Völker des Ostens; gründet 1921 in Moskau die Universität für östliche Sprachen, und zugleich legt Lenin (23. 7. 20: 2. Kongreß) in Moskau das System für die Aktionen in den kolonialen Ländern fest. Er stellt die Richtlinien für die legale und illegale Arbeit, die Zellenbildung, die demokratisch-bürgerlichen Freiheitsbewegungen und den Streit gegen den Panislamismus auf. Die javanischen und sumatranischen Führer nehmen an fast allen russischen Kongressen teil, und Tan Malakka, der malaiische Führer der Partei „Kommunist Indonesia", schreibt über die Strategie für den revolutionären Staat und über die Formen terroristischer Tätigkeit. Die Arbeit der Partei findet hauptsächlich in den gewerkschaftlichen Fachorganisationen statt. Schwierig wird bei dieser Entwicklung die Leninsche Forderung der Bekämpfung des Islam. Hieraus entwickeln sich langwierige Kämpfe, da für die Parteientwicklung und die Freiheitsbewegung die Idee des Islam nicht ausgeschaltet werden kann, weil anders für das Volk die kommunistischen Gedankengänge unverständlich sind und weil es in seinem Unabhängigkeitskampfe auf den panislamitischen

Ideen fußt. Der Kampf des „Sarekat Islam" und der Partei „Kommunist Indonesia" geht also von 1920 an darauf hinaus, daß der „Sarekat Islam" Einfluß in den gewerkschaftlichen Fachorganisationen zu erlangen versucht und andererseits die Partei „Kommunist Indonesia" ihren Einfluß im „Sarekat Islam" selbst zu vergrößern anstrebt. Die Bereinigung des „Sarekat Islam" von der religiösen Seite her wird begonnen durch Agus Salim; 1921 wird eine Kompromißlösung durch Tjokroaminoto vorgeschlagen, doch wird diese nicht angenommen, und so trennen sich die beiden Parteien mit der Erklärung Semauns, daß er „neutral" gegenüber der Religion stehe. Daß in der Partei „Kommunist Indonesia" auch weiterhin trotz dieser Trennung der islamitische Gedanke stark herrschend bleibt, zeigt sich darin, daß man der Leninschen Forderung eine andere Auslegung gibt, nämlich dahin, daß von der Partei nur der Islamismus zu bekämpfen ist, der kapitalistisch beinflußt ist. Außerdem zeigen die in Erscheinung tretende „Sudiro"-Partei und die „Hadji-Misbach"-Bewegung, daß die islamitische Verknüpfung aufrecht erhalten bleibt.

Als Vorstufe und Vorprüfung zum Eintritt in die Partei „Kommunist Indonesia" wird 1923 die Volks- oder Arbeiterpartei („Sarekat Rajah") gegründet und 1924 das Parteireglement aufgestellt; es hat das bekannte Zellensystem zur Grundlage; zugleich wird Verbindung mit den pazifischen Bewegungen in Manila, Kanton und Shanghai aufgenommen.

Die Jugendbewegung findet in den Tan-Malakka-Schulen ihre Förderung.

Inzwischen hat sich auch in den Reihen von „Budi Utomo" eine Wandlung vollzogen. Die ungeheuer stark zunehmende „Sarekat-Islam"-Bewegung veranlaßte „Budi Utomo", sich politisch einzustellen. Aber die Loyalität und Mitarbeit mit der Regierung — nur zeitweilig unterbrochen von einem Hinneigen zum Nonkooperationsgedanken 1923 und 26 — veranlaßte viele Intellektuelle zur Aufrichtung von Studie-Klubs in den Jahren 1923—25 unter Sutono, Sukarno und Singgih, um den nationalen Forderungen und Zielen eine Sammelstätte zu bieten. Sie entfalten eine starke Tätigkeit, die durch Mohammed Hatta vom Haag aus aufs stärkste unterstützt wird. So kommt es zur Gründung der Partei „National Indonesia" unter Sukarno 1927; in ihr werden alle nationalen Bestrebungen vereint. Aber was noch wichtiger ist und beweist, wie stark die nationalistische Unabhängigkeitstendenz ist, zeigt die Tatsache, daß noch im selben Jahre zu Bandung sich alle nationalen und islamitischen Parteien und Parteirichtungen vereinigen; in diesem Gesamtzusammenschluß finden wir außer den nationalistischen Parteien, nämlich der Partei „National Indonesia" und den indonesischen Studie-Klubs, auch den „Sarekat Islam" unter Führung von Sukiman, weiterhin „Budi Utomo" und die sundanesischen und sumatranischen nationalistischen Vereinigungen.

Daraus ergibt sich, daß weder der „Sarekat Islam" mit seiner Tendenz nach dem westlich liegenden Panislamismus, noch die Partei „Kommunist Indonesia" mit

der nach dem fernliegenden Rußland, dessen Idee zumal nur in islamitischem Gewand dem Volke verständlich gemacht werden kann, die eigentliche Stoßkraft und Zielsetzung darstellen, sondern erst die nationalistische Bewegung, welche diese Tendenzen in sich vereinigt und der geopolitischen Lage des Archipels entsprechend das Gesicht nach Osten gewandt hat, daß also erst diese Bewegung zu einer allumfassenden werden konnte. Es ergibt sich so als das politische Ziel aller Kräfte der malaiischen Bewegung die Verbindung mit dem Freiheitskampf des asiatischen Raumes (panpazifische Bewegung), und es ist kein Zufall, daß bei dieser Bewegung die Vibration des chinesischen und philippinischen Volkskörpers am stärksten zu spüren ist. So ist ihre Stellung dem Volke gegenüber faktisch am günstigsten. Der „Sarekat Islam" muß sich nach zwei Seiten absetzen, nämlich nach der nationalistischen und nach der kommunistischen. Die kommunistische Partei muß den Kampf um Zulauf und Selbständigkeit gegenüber der islamitischen und nationalistischen Richtung führen. Die nationalistische dagegen hat lediglich sich der kommunistischen Partei zu erwehren und besitzt außerdem die geschultesten Führer, die vielfach in Europa erzogen und so in europäischen Methoden geübt sind.

1930 wurde die Partei „National Indonesia" aufgelöst, sie erschien aber in anderer Form und anderem Namen seit 1931/32 wieder („Partei Indonesia"); und es kann gesagt werden, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse sie nicht gerade schwächer in ihrer Stoßkraft machen werden. Ferner darf nicht übersehen werden, daß bei allem Mangel an Organisationsvermögen und bei der Schwächung durch vielerlei Parteigruppierungen heute sich bereits ein Inselbewußtsein herausgebildet hat und ein bewußtes Streben nach Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Die Verlagerung in die Kreise des Panislamismus, Panpazifismus und russischen Kommunismus wird die Parteien der malaiischen Bewegung auch weiter stark beeinflussen und macht diese so zu einem getreuen Spiegelbild der politischen Bewegungen und Kräfte im geopolitischen Spannungsfeld um den Stillen Ozean.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Italien hat ein gutes Recht, auf die Leistung seiner Flieger stolz zu sein. Der Geschwaderflug nach Amerika, sorgsam vorbereitet und glänzend durchgeführt, bezeichnet einen neuen Schritt nach vorwärts in der Überwindung des Raumes — einen Schritt, dessen ganze Bedeutung nicht überall gesehen wird. Vergegenwärtigen wir uns die Geschichte der Beherrschung des Luftraums! Etwas mehr als ein Menschenalter ist vergangen seit der Katastrophe von Echterdingen, seit der ersten Überwindung des Kanals und der Alpen durch Flugzeuge. Während des Krieges gehörte die Überfliegung von Hunderten von Kilometern schon zum Üblichen; die von Tausenden war eine Ausnahme. Paris und London waren den Besuch deutscher Luftstreitkräfte gewohnt; Berlin war für die Westfront zu weit; nur einmal hat sich ein französischer Flieger im Jahr 1917 bis nach München gewagt. Leistungen, wie der Flug eines deutschen Zeppelins bis in den Sudan, waren Seltenheiten. Seither ging die Entwicklung rasch. Nach dem Krieg haben englische und deutsche Luftschiffe den Atlantik überquert; haben Flieger der verschiedensten Nationalität kontinentale Langstreckenflüge ausgeführt. Lindbergh hat mit einem einzelnen Flugzeug den direkten Flug über den Atlantik gewagt; eine deutsch-irische Mannschaft hat den Ost-West-Weg zum erstenmal erzwungen. Wenige Jahre sind seitdem vergangen. Atlantische Flüge sind nicht mehr ungewöhnlich. (Erst dieser Tage ist der Rekord auf die Strecke New York—Syrien verlängert worden.) Heute ist der regelmäßige Passagierflug des „Graf Zeppelin" nach Südamerika zu einer stehenden Einrichtung geworden; um den Flugverkehr nach Südamerika zu erleichtern, auch mit Flugzeugen aufzunehmen, hat man den Dampfer „Westfalen" als schwimmende Insel für Flugzeuge in der Nähe des St.-Pauls-Felsens im Mittelatlantik verankert; im Herbst soll der regelmäßige Flugdienst auf dieser Strecke aufgenommen werden, zu gleicher Zeit sollen die bestehenden kontinentalen Luftlinien (Imperial Airways nach Afrika und Asien, holländischer Indiendienst, gesamtamerikanisches Luftnetz) durch eine deutsch-russisch-chinesische Innerasienlinie ergänzt werden, die durch Turkestan und die Mongolei gehen soll, nicht wie früher versucht, über den Baikalsee (eine Folge der japanischen Mandschureibeherrschung!). In alledem stecken große Leistungen, aber es sind jeweils die Leistungen einzelner, auch wenn sie sich regelmäßig wiederholen. Der italienische Luftmarschall Balbo hatte vor drei Jahren als erster ein kleines Geschwader nach Südamerika geführt. Schon das war bemerkenswert; sein jetziger Flug hat bewiesen, daß auch der Nordatlantik für große Luftgeschwader keine Grenze und kein Hindernis mehr ist. Gewiß hat sich Balbo sowohl bei seinem Südatlantik- wie bei seinem Nordatlantikflug möglichst an die

Nähe der Küsten gehalten, wo Küsten erreichbar waren. Er ist seinerzeit der afrikanischen Küste bis Dakar gefolgt, um dann auf kürzestem Weg die Nordostspitze Südamerikas zu gewinnen. Er ist dieses Mal zuerst die Nordroute geflogen (über Holland—Irland—Island—Labrador, wobei die Überfliegung der Alpen mit Wasserflugzeugen als Leistung mindestens ebenso zu bewerten ist wie die Überwindung des nordatlantischen Seeraums zwischen Island und der Südspitze Grönlands und zwischen Grönland und Labrador); er ist dann über die Azoren zurückgekehrt. Zwei kleinere Unfälle konnten den Gesamtplan kaum beeinflussen. Gewiß hat Balbo — das war selbstverständlich! — die größte Rücksicht auf das Wetter genommen und seinen Flug danach eingerichtet. Es kam ja nicht auf einen Tag an, sondern darauf, den Flug mit größter Sicherheit und Geschlossenheit zu vollenden. Wäre man bei jedem Wetter geflogen, so kann es wohl sein, daß es größere Verluste gegeben hätte. Aber nur im Frieden ist die Vermeidung von Verlusten der erste Gesichtspunkt.. Daß es in Europa für den Radius von Flugzeugen keine Grenze gibt, wissen wir seit Jahren. Balbo lehrt uns, daß der Atlantik aufhört, eine militärisch gesicherte Grenze zu sein. Und das ist ein Raummaß, dessen Größe den wenigsten zum Bewußtsein kommt; die Konsequenzen sieht man nur an wenigen Stellen: z. B. dort, wo man sich fragt, wie es mit der Überwindbarkeit des Pazifik stehe, wenn der Atlantik einmal überwunden ist. Ein japanischer Geschwaderflug nach Kalifornien oder Nordaustralien wird plötzlich zur unheimlichen Möglichkeit — so wie die kontinentale Selbstsicherheit Moskaus im kleinerwerdenden Raum verschwindet... Dieser Art sind die letzten Gedanken, die man in Moskau und Paris, in London, Washington und Tokio anregt, wenn man mit dem Umweg über Chicago von Orbetello nach Ostia fliegt. Für den Menschen der Luft ist der Erdball unheimlich klein geworden! Für ihn bestehen Nachbarschaften und Erreichbarkeiten, mit denen sich die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen bisher in keiner Weise abgefunden hat. Hätte sie es, dann wären Weltwirtschaftskonferenzen mit solchem Ausgang wie die letzte nicht mehr möglich.

Im Bereich der internationalen Wirtschaftspolitik tritt nun das alte „Sauve qui peut" in unzähligen Einzelverhandlungen zutage. Jeder sucht dem anderen kleine Vorteile abzulisten; Verträge werden abgeschlossen und dann sabotiert; Kampfmaßnahmen wechseln mit Waffenstillständen. Wir greifen aus dem allgemeinen Hin und Her nur Weniges heraus: so das praktische Ende der mit vielen Hoffnungen begrüßten Konvention von Ouchy zwischen Holland und Belgien; das Inkraftsetzen des argentinisch-chilenischen, den Abschluß des englisch-argentinischen Handelsvertrags. Dazu kommt (außer der russisch-englischen Einigung und der mit durchsichtigen politischen Zielen zustandegekommenen österreichischen Anleihe) als vielleicht greifbarstes Londoner Ergebnis die Einigung der wichtigsten Silberländer der Alten und Neuen Welt über die Silberpolitik der nächsten Zeit. Englisch-japanische Verhandlungen über die Regelung der Handelskonkurrenz

stehen bevor; Verhandlungen der Diplomaten in London und Verhandlungen der Textilindustriellen in Simla (natürlich mit indischer Beteiligung; da ist es ganz nützlich, wenn Gandhi wieder fastet!). Herauskommen wird dabei schwerlich etwas anderes als eine Verschärfung der englisch-japanischen Beziehungen. England wird zu einem wirksamen Schutz seiner großen kolonialen Märkte gegen die japanische Dumpingausfuhr früher oder später kommen müssen (das Beispiel Niederländisch-Indiens zeigt, daß man leicht zu spät kommt). Japan wird darauf mit einer wohlvorbereiteten Offensive in Lateinamerika beginnen, dessen Kaufkraft stark gesunken ist; das also manches nicht ungern zu billigem Preis aus Japan beziehen würde, was es aus Nordamerika und Europa nicht mehr beziehen kann. Japanische Handelskammern für einzelne südamerikanische Länder sind entweder schon gebildet oder in Bildung begriffen; wenn man auch der musterhaft arbeitenden japanischen Siedlung in Südamerika mit gemischten Gefühlen gegenübersteht — eine Ausdehnung des Handelsverkehrs mit Japan kann schon darum erwünscht sein, weil die Vorherrschaft des Angelsachsentums dadurch zurückgedrängt wird. (Daß die japanische Konkurrenz auch für die deutsche Ausfuhr Gefahren bringt, sei nur nebenbei bemerkt.)

Aufschlußreiche Ziffern über die Wirtschaftsverflechtung zwischen dem Norden und dem Süden der Neuen Welt bringen die amtlichen nordamerikanischen Übersichten zur Wirtschaftsstatistik von 1932. Danach gingen 1932 Einfuhrwerte von 322 Millionen Dollar aus dem gesamten Lateinamerika nach den Vereinigten Staaten (gegenüber 1931 eine Minderung um ungefähr ein Drittel); der Gegenstrom aus den Vereinigten Staaten nach Lateinamerika hatte einen Wert von 195 Millionen Dollar (stabile Dollars von 1932). Es ist nun reizvoll, die geringere oder größere Intensität der Bindung an den Einzelzahlen abzulesen. Von den 322 Millionen Einfuhr nach USA. entfallen nicht ganz 200 auf das eigentliche Südamerika, der Rest auf Mittelamerika, Mexiko und Westindien. Bei der Ausfuhr ist das Verhältnis ähnlich. Nimmt man aber Kolumbien und Venezuela zum karibischen Bereich hinzu, so wird das besondere Gewicht der amerikanischen Mittelmeergebiete für USA. deutlich. Von den 200 Einfuhr-Millionen nach Südamerika gingen rund 80 nach Kolumbien und Venezuela, 82 nach Brasilien, der Rest verteilt sich auf die übrigen Länder. Im mittelamerikanisch-westindischen Bereich stehen Kuba mit 58 und Mexiko mit 37 Millionen weitaus an der Spitze. In der Ausfuhr folgen der Reihe nach Mexiko mit 33, Argentinien mit 32, Brasilien und Kuba mit je 28 Millionen. Am stärksten zurückgegangen gegenüber den Jahren der Konjunktur ist der Warenaustausch mit Chile, dessen Ausfuhr in erster Linie aus Salpeter und Kupfer bestand. Die Verlagerung der Kaffeeversorgung von Brasilien nach Kolumbien und Mittelamerika ist gleichfalls aus der Statistik abzulesen.

Einen besonders scharfen Rückgang zeigen die Ausfuhr- und Einfuhrwerte von Kuba, dessen Wirtschaft in allzu einseitiger Weise auf den Zuckerbau eingestellt

ist. Die schwere Krise dort hat inzwischen zu einer politischen Revolution geführt, deren Möglichkeit wir schon früher angedeutet haben. Der Präsident General Machado, eine eigenwillige und energische Persönlichkeit, hielt sich seit langem nur mehr mit den Mitteln einer terroristischen Diktatur. Aufstände und Streiks wurden blutig niedergeschlagen. Schließlich aber verließ ihn die Armee — kurz bevor ein nordamerikanisches Eingreifen auf Grund des Platt-Agreement (von Washington aus gesehen: keineswegs gern!) erfolgt wäre. Machado ist im Flugzeug nach den britischen Bahamainseln geflüchtet; sein Nachfolger Cespedes steht vor einer schwierigen Aufgabe; denn mit der Beseitigung einer politisch verhaßten Herrschaft sind die wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht beseitigt, deren Überwindung nur zum geringen Teil im Machtbereich auch des tüchtigsten kubanischen Präsidenten liegt. — Nordamerikanische Kriegsschiffe lagen bereits im Hafen von Havanna, als der Umsturz erfolgte. Ihr Erscheinen wurde, wie üblich, in Mexiko und in anderen lateinamerikanischen Staaten mit unfreundlichen Kommentaren bedacht. Gegen einen sehr viel harmloseren Eingriff von nordamerikanischer Seite aber wehrt sich die Republik Haiti: sie beschwert sich auf diplomatischem Weg dagegen, daß amerikanische Geographen den Versuch machen, für die Insel Haiti den alten spanischen Namen Hispaniola wieder einzuführen. Der Grund für diesen Vorschlag ist natürlich der, daß die Insel Haiti in zwei getrennte und einander wenig freundliche Staaten zerfällt (den Staat Haiti und die Dominikanische Republik, von denen der eine ein Negerstaat, der andere ein Kreolenstaat ist), daß also die Staatsbezeichnung Haiti mit der geographischen Bezeichnung Haiti nicht zusammenfällt; der Staat Haiti ist, wie gesagt, nur ein Teil der Insel Haiti: So ist man in Washington auf den Gedanken gekommen, den alten Namen Hispaniola für die Insel als Ganzes wieder aufzunehmen. Das kränkt nun den Nationalstolz von Haiti. — Ein anderer Unruheherd des karibischen Bereichs scheint sich, entgegen unseren und manchen amerikanischen Erwartungen, wirklich zu beruhigen; Nicaragua hat mit der Ansiedlung der letzten Sandinorebellen an innerem Frieden gewonnen.

Überschreiten wir den Atlantischen Ozean ostwärts, so müssen wir uns diesmal einem Gebiet zuwenden, das selten von sich reden macht und dennoch einige sehr merkwürdige Probleme staatsrechtlicher, historischer und anthropogeographischer Natur bietet: den mittleren Pyrenäen. Dort lebt als kleiner, halb unabhängiger Bergstaat, als letzter Rest der selbständigen Gebirgsvölkerwelt der Pyrenäen, die Talgemeinde von Andorra (ein Staat von der Größenordnung von Uri oder Glarus). Als gemeinsame Oberherren zeichnen seit vielen Jahrhunderten die Krone Frankreichs und der katalanische Bischof von Urgel auf der spanischen Seite der Pyrenäen. Der Bischof hat sein Hoheitsrecht bis heute behauptet; die Krone Frankreichs ist heute durch den französischen Präsidenten, und dieser ist durch die nächstgelegene Präfektur vertreten. Andorra hat sich lange Zeit des Kondominiums

erfreut, das ausgezeichnete Möglichkeiten des Schmuggels eröffnete, und bei dem geringen Wert des Gebirgslandes für beide Nachbarn weniger von einem Pandämonium war, als Kondominien im allgemeinen zu sein pflegen. Im Gegenteil. Es ging alles recht gut, solange der Schmuggel blühte, und solange die Jugend von Andorra sich mit ihren Vätern vertrug. Denn die innere Verfassung von Andorra ist eine ausgesprochen patriarchalische Organisation. Im Frühjahr dieses Jahres nun erfolgte auch in Andorra ein Aufstand der Jüngeren; und da der französische Präfekt und der Bischof von Urgel mit revolutionären Methoden nicht einverstanden waren, kam es dazu, daß die Weltpresse zu ihrem eigenen Erstaunen von der bedrohten Selbstbestimmung von Andorra erfuhr und sichtlich nicht wußte, was sie aus dieser bemerkenswerten Neuigkeit machen sollte. (Mittlerweile ist Andorra von 60 Mann französischer Gendarmerie besetzt worden.) Von den spanisch-französischen Militärverhandlungen, die der Sicherung des Durchmarsches afrikanisch-französischer Truppen durch Spanien dienen (für den Fall eines mitteleuropäischen oder mittelmeerischen Konflikts), war sehr viel weniger die Rede...

Eine seltsame (und doch wieder begreifliche) Unsicherheit herrscht in der deutschen Presse in der Beurteilung der irischen Vorgänge. Die Neigung, in anderen Ländern Vergleichbarkeiten zu eigener Bewegtheit zu finden, stört gerade im Falle Irlands die Klarheit des Urteils, weil dort gerade der heftigste Nationalismus stark bolschewistische Züge trägt. Die Blauhemden O'Duffys vertreten in Irland die gemäßigte Spielart des Nationalismus, die bereit ist, den Kompromiß mit England gutzuheißen und es ablehnt, den Wirtschaftskrieg mit England bis zum bitteren Ende durchzufechten, mit dem De Valera die irische Landwirtschaft rascher ruiniert, als eine national-irische Industrie geschaffen werden kann. Von England aus sieht man den irischen Entwicklungen mit einer Gelassenheit zu, die seltsam berührt, wenn man sich der leidenschaftlichen Stimmung erinnert, die kurz vor Kriegsausbruch 1914 in England herrschte. Man hat sich in England davon überzeugt, daß „Irland nicht lohnt" — nachdem der protestantische Norden (Ulster) ein unveräußerbarer Teil des englischen Staatskörpers geworden ist. Freilich würde die Gelassenheit Englands sehr bald zu Ende sein, sobald De Valera oder ein noch radikalerer Nachfolger daran dächte, eine irische Flotte oder gar eine irische Luftflotte zu bauen. Die Entwicklung einer selbständigen militärischen Macht auf der kleineren Nachbarinsel würde von England schwerlich zugelassen werden — und dagegen ist allerdings das Vorhandensein von drei oder vier einander bekämpfenden Privatarmeen eher ein Schutz als eine Sorge.

Aus einem anderen britischen Dominion kommen dagegen Meldungen von seltener Einigkeit. Die Koalition zwischen Smuts und Hertzog ist nun ein halbes Jahr alt; sie hat sich in der Praxis so gut bewährt, daß die Führer daran gehen konnten, in völlig friedlicher und harmonischer Weise die beiden Parteien zu verschmelzen, die sich bisher als Vertreter des burisch-nationalistischen und des englisch-imperia-

listischen Völkerteils erbittert bekämpft hatten. Mit der mehr als überzeugenden Mehrheit von fast 600 gegen 7 Stimmen hat die Partei Hertzogs in Transvaal ihre Auflösung und Vereinigung mit der Südafrikapartei des Generals Smuts beschlossen. Es ist kein Zweifel, daß die beiden Parteiorganisationen im Oranjefreistaat, in Natal und im Kapland das gleiche tun werden. Vielleicht bleibt in Natal eine altenglische Minderheit, die im Vorjahr sehr ernstlich an Separatismus aus der Union gedacht hat; vielleicht bleibt in der Kapprovinz eine kleine nationalistische Burenopposition unter Dr. Malan — die große Mehrheit sowohl der Buren wie der Engländer steht heute hinter der Regierung Hertzog-Smuts, die nun freie Hand hat, um eine Reihe von sachlich drängenden Fragen zu behandeln. Das Problem der „Armen Weißen", wichtige Fragen der Eingeborenenpolitik, der Landverteilung und der Arbeitsverteilung, auch Fragen der territorialen und föderativen Gliederung rufen seit langem nach Behandlung auf weite Sicht.

Gegenüber diesen für die Wächter des Imperiums erfreulichen Entwicklungen stehen andere, die weniger gern gesehen werden: so die Widerspenstigkeit Kanadas in der praktischen Ausführung der Ottawa-Beschlüsse; und — eine Fehlleistung der eigenen Zentrale — die Auflösung des Empire Marketing Board. Zu gleicher Zeit feiert eine andere wichtige Klammer des Weltreichs ihr hundertjähriges Jubiläum: das Judicial Committee des Privy Council, begründet in der jetzigen Form 1833 vom Lordkanzler Brougham, arbeitend nach den unter Karl I. im Jahr 1627 für das Privy Council niedergelegten Regeln (natürlich in ständiger langsamer Weiterbildung). Dem Namen nach „der juristische Beirat des Geheimen Kronrats" — in Wirklichkeit das oberste Reichsgericht, zuständig als höchste Instanz für Streitigkeiten in fünf Weltteilen — ein lebendiger Beweis für die gleichzeitige Beweglichkeit und Verwurzelung des englischen Staatsrechts! Beides ist nötig: ein Reich kann daran sterben, daß es erstarrt, und es kann daran sterben, daß es seine Wurzeln vergißt...

Die entscheidende Probe auf das Wachsein des britischen Reichswillens wird in Indien gemacht. Aber auch der arabische Orient bietet Gelegenheit zur Erprobung. Ein in chinesischen Wirren erfahrener Diplomat, Miles Lampson, geht jetzt als High Commissioner nach Ägypten. Und dort gibt es ein Thema, das man in Gesprächen gern umgeht: den anglo-„ägyptischen" Sudan. Weiter nördlich, im Stromland des Euphrat und Tigris, hat man die Herrschaftsform so weit gelockert, daß man jetzt ohne zureichende Machtmittel vor einem unerfreulichen Zwischenfall steht: dem Konflikt zwischen der Irakregierung und den Assyrern. Der Fall ist seltsam genug — ein Schulbeispiel für die späten Folgen einer zunächst harmlos aussehenden Unterlassung.

Der vordere Orient — dessen westliche Grenze man in diesem Zusammenhang keineswegs mit einer Erdteilgrenze zusammenfallen lasse — ist mit seinem kaum entwirrbaren Durcheinander von Rassen, Stämmen, Sprachen und Religionen denk-

bar ungeeignet für die Übertragung der westeuropäischen Form des ungegliederten Nationalstaats. Denn es gibt dort kein „Volk", wie man den Begriff in Deutschland, keine „Nation", wie man sie bei Franzosen und Italienern versteht. Das „türkische Volk" z. B. muß erst geschaffen werden. Wird ein Raum, in dem ein halbes Dutzend verschiedener Gemeinschaften lebt, die durch die verschiedensten Bindemittel zusammengehalten werden, untereinander aber verfeindet sind, unter zwei Staaten aufgeteilt, deren Machtträger durch Verdienst oder Glück jeweils eine dieser Gemeinschaften ist — dann geht es den anderen vier schlecht. Unter dieser Formel versteht man das Schicksal aller jener „Völker", wie der Kurden, der Armenier, der kleinasiatischen Griechen, der Assyrer, die unter die Herrschaft der Perser, der anatolischen Türken, der Irak-Araber geraten sind. In Syrien und Palästina ist es anders, weil dort die Mandatsmächte ein Interesse daran haben, die „Minderheiten" gegen nationalistische Mehrheiten zu schützen. Auch Irak war Mandatsland; als England das Mandat aufgab, hat man es versäumt, für die Assyrer einen besonderen Schutz zu schaffen. Das rächt sich jetzt. Die „Assyrer" haben mit Assurbanipal natürlich sehr wenig zu tun. Sie sind ein nordmesopotamischer Bergstamm syrischer Abkunft, entstanden aus den Gliedern einer vor dem Islam zurückgewichenen christlich-nestorianischen Religionsgemeinschaft. Ihr Oberhaupt ist also gleichzeitig religiöser Patriarch und Stammesführer mit ausgedehntem Herrschaftsanspruch gegenüber seinen „Untertanen". Daß sich eine solche Stellung mit einem „modernen" Staatswesen sehr schlecht verträgt, ist verständlich. Nun kommt hinzu, daß die Assyrer heimatlos sind. Ihre Heimatberge nördlich von Mosul sind türkisch geblieben. Da die Assyrer während des Krieges auf russische und englische Veranlassung gegen die Türken gekämpft hatten, konnten sie — das Schicksal der Armenier und Kurden vor Augen — nicht zurück. Sie blieben im Irak, zunächst als Sondertruppe der englischen Mandatsherren. Als die Engländer gingen, sahen sie sich ohne Schutz der arabischen Bagdadregierung gegenüber, die naturgemäß bestrebt war, ihren Verband zu lockern, und sie unter Auflösung ihrer Stammesgemeinschaft (unter Duldung ihrer religiösen Organisation) zu neuer Ansiedlung zu bringen. Diese Siedlung sollte in getrennten Gebieten, in einzelnen verstreuten Dörfern, nicht als Einheit erfolgen. Dagegen setzten sich die Assyrer zur Wehr, ein Teil von ihnen suchte über die syrische Grenze in das französische Mandatsgebiet zu entweichen. Dort wurden sie abgewiesen, sie kamen mit bewaffneter Hand zurück — was im einzelnen weiter geschah, ist noch nicht aufgehellt: das Ergebnis ist jedenfalls ein Zusammenstoß mit Iraktruppen gewesen, und daran anschließend, die Niedermetzelung von Hunderten von Assyrern, Schuldigen und Nichtschuldigen, durch Bewaffnete, die in etwas verschämter Weise als „irreguläre Hilfspolizei kurdischer Abkunft" bezeichnet werden. Man muß anerkennen, daß König Feisals Staatskanzlei die Sprache des Westens zu reden versteht... Nun verschiebt ein König seinen Urlaub, und ein englischer Botschafter verzichtet auf seine schottische Jagd,

um zu sehen, wie man den Zwischenfall „liquidiert" — es ist doch unangenehm, daß so etwas vier Wochen vor einer Völkerbundversammlung geschieht, wo man in Genf doch Wert auf weiße Westen legt, um andere Mächte des Mangels weißer Westen zu beschuldigen.

Daß die Zeit der Herbstgleiche — schon klimatisch im allgemeinen stürmereich — eine Zeit besonderer Stürme im politischen Feld vor allem Europas werden könnte — darauf deuten eine Fülle von Anzeichen. Schiffe, die bei Windstärke Zehn zu fahren bereit sind, müssen gut im Wasser liegen!

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Gegenüber den Riesenbewegungen, die rings um den Pazifischen Ozean im Gange sind — und die so sehr rechtfertigen, daß die ausgezeichnete erste geopolitische Weltwandkarte des J. Perthes-Verlags das pazifische Kraftfeld in die Mitte gesetzt hat —, wirken augenblicklich mehrere Beschwichtigungshofräte. So nannte man im alten Österreich Beamte, die noch am Abend von Theaterbränden beruhigend meldeten: Alles sei gerettet, während man dann am Morgen die Toten besah; die am Vorabend großer Völkerzerwürfnisse noch versicherten, es werde schon nichts passieren, oder auch, wie 1806 der Polizeipräsident von Berlin, proklamierten (selbst wenn der König eine Bataille verloren hatte), Ruhe sei die erste Bürgerpflicht.

Solche Beamte und Presseleute können außenpolitisch von großem Nutzen sein — für solche Mächte nämlich, die ihr Interesse an der Unruhe möglichst lang verschleiern wollen, um dann mit den Tatsachen desto mehr zu überraschen, aber auch von großem Schaden —, für die Eingelullten nämlich.

Der geopolitisch Geschulte, der große Bewegungen in ihren Richtungen und Hauptzügen erkennt, verfolgt die Tätigkeit solcher Beschwichtiger mit Anteil, wenn sie so geschickt sind, wie etwa Graf Ishii und Botschafter Debuchi, zwei japanische Staatsmänner von Rang, in den Vereinigten Staaten tätig. Er fragt sich: „Cui bono", wenn sie gegenüber der indischen Bewegung in der „D.A.Z." auftreten — weil wir ja schließlich in Mitteleuropa nicht britischer zu sein brauchen als das britische Weltreich selbst gegenüber seinen ungebärdigen Untertanen — oder wenn sie chinesischer sind als die Chinesen selbst. Ein vorübergehender Verzicht auf den Wortlaut des passiven Widerstandes der Massen, nicht der Einzelnen in Indien und Ähnliches ändert doch nichts an der geopolitischen Wucht einer mit „temporisierenden" Mitteln nicht mehr aufzuhaltenden Selbstbestimmungsbewegung! Etwas mehr rechts oder etwas mehr links: so oder so rollt dieser Wagen den Berg herunter; und daß er die losgebrochenen Elefanten nicht aufhalten kann, das verraten doch die Gerüchte über die Amtsmüdigkeit des Vize-

königs Lord Willingdon, noch mehr verrät es ein Blick auf den Wandel seiner Gesichtszüge von der fröhlichen Selbstsicherheit zur Zeit seines ersten Einzugs in Indien zum sorgenvollen Anblick von heute.

Den Japanern gegenüber, die in den USA. in Beschwichtigungsgeschäften reisen, müssen Präsident Roosevelt und seine Leute so tun, als ob sie den höflichen Männern durchaus zustimmten. Aber es pfeifen doch auch scharfe Warnungen zwischen die glatten Erinnerungen an frühere Freundschaft, seit den Schwarzen Schiffen des Kommodore Perry bewährt, durch Onkel Roosevelt in Portsmouth neu so warmherzig 1905 bewiesen „im Laufe von Verträgen dauernder, aufrichtiger und herzlicher ewiger Freundschaft" (Ishii 18. 5. 33 San Franzisko, Commonwealth Club).

Inzwischen hat Onkel Sam (USA.) für den Ausbau seiner pazifischen Flotte 72 Mill. Dollar angewiesen, Japan mit Bauvorhaben lauter ganz kleiner Einheiten, aber vieler, geantwortet und neuerdings einen zweiten Nachtrag zum Marineetat für rund 360 Millionen Yen hinzugefügt, ungerechnet 16 (32 Millionen Mark) für 8 neue Flugzeuggeschwader. Es handelt sich um 2 8500-t-Kreuzer, 2 Mutterschiffe von je 10000 t für Flugzeuge und Brieftauben (ein etwas stattlicher schwimmender Brieftaubenschlag, namentlich wenn nur Friedenstauben hinein sollen!), 14 1400-t-Zerstörer, 6 U-Boote, Minenleger, 8 U-Boot-Jäger. Kluge Leute bauen eben vor.

Graf Ishii gab in Amerika nicht nur gute Worte, sondern er wies auch warnend auf geopolitische Daseinsfragen pazifischer Nachbarn hin, die nicht ungestraft verletzt werden; er zeigte zwar die gemeinsamen Wirtschaftsinteressen, aber auch Lebensnotwendigkeiten jenseits materieller Erwägungen: den Volksdruck bei einer Bodenfläche des USA.-Staates Montana, aber mit 65 Millionen darauf statt der halben Million Montanas, und den Volkszorn in Japan über die Rassenabwertung bei der amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung. Hier liegt das Unberechenbare, je mehr auf der andern Seite durch unbestreitbare Erfolge das Volkswertbewußtsein, der Zusammenschluß zu stärkerer Bündelung (faschistischer Art) steigt.

An mehr als einer Stelle haben wir die Japaner als ein stolzes Volk von vulkanischer Leidenschaft unter seiner Zeremonialdecke gezeichnet. Ein solches Volk verzeiht ein Herumtrampeln auf seinen heiligsten Gefühlen nie, auch wenn es nur aus gutmütiger Taktlosigkeit erfolgt, wieviel weniger, wenn man anfängt, den bösen Erniedrigungswillen zu spüren.

Es sind für japanische Begriffe so gute Patrioten, wie etwa die Marineoffiziere, denen bei uns jüngst an der Stätte ihres Opfertodes Ehrentafeln gesetzt wurden, die sich um die Mitternacht vom 10./11. Juli unweit des Meijitempelschreines, der Seelenraststätte des Kaisers Mutsuhito, bewaffnet versammelten, Mitglieder der rechtsradikalen Verbände Dai Nippon Seisanto und Eikoku Kinroto (Vaterlandsliebende Arbeitspartei — fast, wie man NSDAP. übersetzen würde). Sie wurden

von der Polizei verhaftet, wie die 14 jetzt prozessierten Jünglinge der Attentate von 1932, und gaben an, sie hätten sich nur zu legalen Besprechungen zusammengetan, und zwar eben in der Nähe des Kaisertempels, um dann dort für die Vervollkommnung der nationalen Verteidigung zu beten und den Geist des großen Kaisers anzuflehen, bei der Überwindung der nationalen Schwierigkeiten zu helfen.

Darüber hinaus behauptete die Polizei freilich, man habe Waffen, Zubehör und Vorbereitungen zum Überfall auf die Wohnungen der Minister (Präsident, Krieg und Inneres) und der Parteiführer gefunden, und die Sensationspresse schrieb darüber hinaus, es sei auf Beseitigung der gesamten Regierung und der Parteien, Revolutionierung Indiens usw. abgesehen gewesen.

Beides kann wahr sein und geht in der japanischen Volksseelenstimmung durchaus zusammen; das Gefährliche daran ist nur, daß leicht in ein so explosibles Gemisch ein Funke aus einem der zahlreichen Zwischenfälle rings um den Pazifik herüberschlagen kann, wie den Hemmungen zwischen Manchukuo und Sowjets beim Eisenbahnhandel (Abreisedrohung! 14. 7. 33), den Fischereizusammenstößen wie am 14. 6. in Kamtschatka, der Tscheka-Mandschuren-Schießerei bei Prognitschnaja am 13. 7. abends, der Pekinger Schießerei zwischen chinesischen Gendarmen und einer japanischen Marschkolonne am 21. 6.

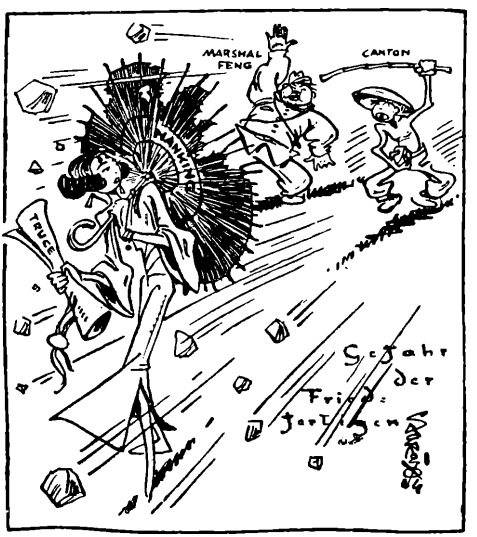
Im Fernen Osten wird ja überhaupt mehr geschossen und weniger getagt als im Westen; aber man regt sich auch weniger darüber auf, wenn scharf auf scharf kommt, und weiß, wie man die Wellen an der Oberfläche beruhigen kann — aber doch nur so lange, bis Grundwogen aus geopolitischen Tiefen in Bewegung kommen, um die es sich beim chinesischen wie japanischen Volksdruck und Rassenressentiment, bei transpazifischen Eingriffen in beides und russischem Zündeln handeln würde.

Wir verzeichnen deshalb in gedrängter Form allerlei Hochdrucks- und Spannungsanzeichen, die mit einem breiten Nachrichtenstrom zu belegen sind. In China: Eine Blauhemdbewegung mit einer eigenen „Assassination-branch" („Times" 20. 7. 33, „Shanghai" 19. 7. 33) zur Beseitigung u. a. von politischen und militärischen Führern der chinesischen SW., Feng Yu-hsiangs u. a. m. „nach faschistischen Mustern" mit dem Ziele: starke Zentralregierung, Abschaffung aller „ungleichen Verträge", Beseitigung der Korruption (wohl das Vordringlichste!), Hebung der Landwirtschaft, gesunde Finanzen, allgemeine Wehrpflicht und Erziehungszwang; Herkunft vor allem aus alten Whampoa Militärbildungskreisen. Entgegen strebt die obstinate Ablehnung der USA.-Weizenanleihe von 50 Millionen Dollar durch Tang Shao Yi (den chinesischen Eugen Richter), weil die 200 Millionen Mark von Finanzminister T. V. Sung und Chang Kai-shek in Chinas Not für Wehrzwecke verwendet werden könnten! (H. G. W. Woodhead, „Shanghai Evening Post, Transpacific", 29. 6. 33, S. 5). In Südchina: Scharfe Ausdehnung der antijapanischen Boykottbewegung, wogegen vorsorglich 5 Kriegsschiffe bereit-

gestellt wurden (Nippon Dempo). Blühender südchinesischer Waffenhandel mit folgenden Zahlen: an 19. Armee für Juni 3 Millionen Mark allein für Maschinengewehre und Fliegerei, der Kantongruppe (Chen Chi-tang) allein 18 Flugzeuge für 9¼ Millionen Mark, alles usamerikanischer Herkunft. Könnte die Abrüstung nicht zweckmäßig von hier aus beginnen, zunächst durch Nichtlieferung überschüssigen Kriegsgeräts für andere?? —

In Japan: Der Meinungskampf zwischen Faschismus und Trägern „gefährlicher Gedanken" geht nach wie vor hoch. Gegen die Absetzung und Maßregelung des Professors Yukitatsu Takikawa („gefährlicher" Jurist der Kyoto-Universität) protestieren in Tokio 6000 Studenten mit Polizeigeräufe, in Sendai im kleineren Umfang. Dafür erlebt das offizielle Japan die Freude der feierlichen Abkehr zweier Kommunistenführer, Sano und Nabeshima, vom Kommunismus unter erheblicher Bloßstellung der III. Internationale, des Salonkommunismus der „intelligentsija", die nichts mit wahren Arbeitergefühlen zu tun habe, in Japan fehl am Orte sei, und der Aufforderung an die Werktätigen: „die Massen Japans, Koreas und der Mandschurei zum Krieg gegen die chinesischen Kriegsherren und den verkappten Imperialismus Rußlands im Kampf für die Befreiung Asiens vom westlichen Kapitalismus zu scharen" (Dr. S. Washio, „Transpacific" 29. 6. 33, S. 5). Gaku Matsumoto verkündet beim Start einer „Nihon Bunka Remmei" (Japanische Kulturförderungsgesellschaft) neben anderen stolzen Zielen die künftige japanische Weltführerschaft, eingeleitet durch den Verfall der westlichen materiellen Zivilisation seit dem Weltkrieg, den Tod der III. und IV. Internationale, des Leninismus wie des Syndikalismus, die alle vor dem wahren nationalen Geist vergehen.

Ein Hoch in Japan, ein Tief in China verraten zwei beigegebene Spottbilder.



Daneben baut Klugheit vor, errichtet in den Kurilen mit 20 Millionen Aufwand zur Vermeidung weiterer russisch-japanischen Zwischenfälle einen großen Fischereistützpunkt auf der Insel Horomushiro (Asahi), von wo die 20000 japanischen Fischer in ihren 400000 t Bootmaterial und 400 Pachtgründen besser versorgt werden können, erhöht (s. o.) wesentlich den Marinestand, der dann dort oben ein kleines, hübsches, wohlausgebautes Stützpünktchen vorfindet (weiträumiger Hafen, Kohlendepots, Wasservorräte, Anlegevorrichtungen, Piers, kurz: was man so eben braucht, aber natürlich nur als Fischereistützpunkt).

Sir William Garhwaite — der es wissen kann — unterrichtete inzwischen die Japaner im Panpacific Club, Tokio, über die U-Boot-Tätigkeit (U-Boot-Fallen als Trampdampfer maskiert) gegen die U-Boote; auch usamerikanische Lehrer aus Hawaii und C. Alvarez, Professor der Technik, aus Kalifornien waren dabei, um etwaige Verwendungsschauplätze gleich geopolitisch anzudeuten. Diese Schiffe — eine flagrante Völkerrechtsverletzung, da ihre Mannschaft statt der Uniformen altes Zeug trug, wie der Brite amtlich ausführte — funktionierten von 1916 an zwei Jahre usw. Wundern sich die Angelsachsen, wenn die Geheimmittel ihrer Seeherrschaft sich in gelehrigen Händen einmal im Pazifik wider sie kehren?

Einen Wermutstropfen in die imperialistischen Freuden goß Iso Abe und sein Kreis mit der Weitergalvanisierung der Birth-Control-Bewegung, die man einst mit den Koffern von Margaret Sanger und ihrer Geburteneinschränkungsliteratur so erfolgreich abgewehrt zu haben glaubte. „Jinko Taisaku Kenkyukai" hat man schonend die unerwünschte „Gesellschaft zum Studium des Bevölkerungsproblems" genannt.

Tröstlich daran ist, daß die Bevölkerung der USA. nach deren eigenen Praktiken angeblich 1980 nicht mehr als etwa 30 Millionen über dem heutigen Stande, das ist auf etwa 150 Millionen liegen wird, während sonst ein Zeitalter des Nationalismus, mit steigender Kriegsgefahr, wie Abe und seine Freunde meinen, auf rasches Bevölkerungswachstum dränge. Dann werden die nicht wachsenden Volkstümer eben hinten bleiben — trotz Kenchiro Nishi, der vorläufig trauernd das Wachstum der Japaner um jährlich 900000 Köpfe konstatiert (zur Zeit über eine Million!), trotz aller gegensätzlichen Belehrung und Erziehung im Sinne der Tokyo Young Men's Christian Association.

Wer Japan und die Japaner kennt, wußte, daß die Erfolge von Roy Chapman Andrews in der Mongolei sie nicht schlafen lassen würden. Anfang Juli zog unter Dr. Shigenori Tokunaga (nach der Asahi) eine Expedition von 21 jungen Wissenschaftlern aus, um am oberen Sungari die Spuren des Frühmenschen, etwa 100000 Jahre v. Chr., zu finden. Eine wohlbewaffnete Begleitmannschaft von 30 Mann, 2 Maschinengewehren und 10 Kraftwagen geht mit, ganz nach berühmten Mustern, um auch auf erweitertem japanischen Reichsboden die Ursprünge der Menschheit zu finden und nicht nur durch USAmerikaner, Schweden oder andere

Europäer finden und austrompeten zu lassen. Geopolitische Thesen werden heutzutage schon von der Prähistorie her untermauert, nicht nur in Zwischeneuropa, sondern auch in Zwischenostasien und der Südsee, wofür Danjiro Nagami mit seinen Beweisen für die Südseeherkunft des japanischen Hauses ein Beispiel gibt — selbst wenn der rührige Mann die südlichen Wohnsitten seines Volkes zur besseren Nordwestkolonisation zu ändern strebt.

Verglichen mit einem so spannungsreichen Nachrichtenspiel — das aus einem einzigen, allerdings sehr bunt zusammengesetzten Zeitungsfelleisen stammt —, klingt alles, was wir z. B. durch den Mund von Sir Samuel Hoare, Sir Malcolm Hailey und Sir Findlater Stewart im Hause der Lords über Indien vernehmen, wie die reinste Sphärenmusik hoffnungsvollster Evolution, mit etwas Opium versetzt, um den blauen Dunst noch schmackhafter zu machen. Hat sich die Kobra wirklich in ein harmloses Blindschleichlein verwandelt? In welchem Irrtum befand sich doch die Welt über ihre wahre Natur! — Bis sie beißt.

Sir Samuel Hoare als britischer Indienminister ist nächst Henderson, dem Abrüstungsreisenden, der Mann in der Weltpolitik, der am meisten in Optimismus machen muß. Zu beiden gesellt sich die chinafreundliche Außenpolitik der „D.A.Z." als freiwillige dritte. Bei Hoare und Henderson versteht man es aus ihrem Wunsche, die indische Konstitution den sie verneinenden Mehrheiten Altenglands und Jungindiens schmackhaft zu machen und den guten Schein der Abrüstung zu retten, die England bei anderen, namentlich seinen südlichen Nachbarn für Luft- und Unterseewaffen so gern hätte. Hoare muß also den Glauben an die „Evolution" hochhalten, auch wenn die indische Kobra schon ihre Haube aufbläht und revolutionär zu puffen anfängt; in einem ähnlichen Fall hat Mark Twain geraten, nicht die Kraft des bändigenden menschlichen Blicks, sondern die Kraft der menschlichen Beine zu probieren.

Aber weglaufen kann man eben nicht vom Kaiserthron in Delhi; man kann nur in guter Haltung darauf sterben, was schon viele vorgemacht haben. Der Haken der indischen Verfassung liegt eben bei den für den Vizekönig reservierten Departements. „Im wichtigsten Fall, dem der indischen Wehrfragen, habe ich immer gedacht, daß das Problem der Verteidigung von Indien wesentlich von der Indisierung der indischen Wehrmacht abhängt, und hier schiffen wir uns auf einem Programm schrittweiser Indisierung ein."

Man müßte wirklich auf die Dauer eine Heroenreserve für den Vizekönigposten haben!

Auf Jayakars Frage, ob ein Dominionstatus für Indien entwickelt würde, gab Hoare die Antwort, „die Vorschläge hätten in sich den Samen zum Wachsen, und wenn die unterscheidenden Umstände verschwänden, die Indien vom Rest der Dominions trennten, dann könnte sich Indien wohl zur Dominion entwickeln". Es müßten nur dann die Inder zu Briten umgeformt werden, was bei

der großen Zahl von 353 Millionen allerdings geraume Zeit in Anspruch nimmt. So kann sich das Orakel von Hoare gut neben denen von Delphi sehen lassen. Dabei beruhigten sich Chamberlain, Irwin und Salisbury; die Inder weniger. Die Lostrennung des Sind von Bombay erfolgt gegen die bestimmten Wünsche von Bombay, der Hinduminderheit in Sind (die aber Mehrheit in Indien ist); sie wurde scharf als ein Trick zur Ausspielung des Islam gegen die Hindus bezeichnet. Alles Lob des technischen Fortschritts in Indien gleicht das nicht aus: selbst wenn man allein rund 40 km Eisenbahnbrücken baut.

„To people an empty land" war das Schlagwort, unter dem die britische Presse wieder einmal Mitte Juli („Times" 18. 7. 33) auf Anregungen von Sir George Pearce die nordaustralische Entwicklung behandelte. Man sieht doch ein, daß es auf die Dauer nicht angehen wird, den zehnfachen Rauminhalt von England und Wales gegenüber den Millionen der vor Volksdruck stöhnenden alten Kulturvölker mit nur 5000 Menschen bevölkert, sozusagen leer zu lassen. Nun ist der Gedanke aufgetaucht, die ausgezeichneten Weideländereien von Barkly über den guten Hafen Port McArthur oder Wyndham durch schnellaufende Dampfer mit Argentinien konkurrenzfähig zu machen (bei 18—20 Tage Laufzeit). Aber der nördliche Teil von Westaustralien und Queensland steht nicht viel besser da: Queensland ist durch Stichbahnen etwas mehr erschlossen und durchblutet; die Zentralader zwischen Süd und Nord stockt bei Alice Springs von Süden und Daly Waters von Norden; in Westaustralien gilt Broome bereits als asiatischer Saugkopf am australischen Festlandkörper. Würde es Wyndham, Darwin, McArthur besser gehen, wenn nicht Einwanderungsverbote alles fernhielten, was vernachlässigtes Land entwickeln und zu vielen Millionen darin leben könnte?

Gewiß hat Dr. L. Koegel („Frkf. Ztg.", „Bevölkerungsfrage der Erde") recht, wenn er die Zahlenangaben von Ravenstein, Firks, Wagner, Losch, Ballard, Penck, zu denen noch Gregory, Griffith Taylor und viele andere kämen, einer zweifelnden Kritik unterwirft und daran erinnert, daß sie eben Schätzungen seien, verdienstlich genug als solche. Aber auch wenn in Australien nach Fischer nur 120 bis 170 Millionen leben können, statt der 450, die Penck für möglich hält, sind doch jedenfalls die 6 Millionen von heute zu wenig, noch nicht einmal ein Mensch auf den Quadratkilometer, während in Deutschland fast 140 im Durchschnitt darauf leben müssen und — wenn man nur das leistungsfähige Land in Betracht zieht — 250—333, im japanischen Kulturland 969! In solchen Fällen drückt schließlich die sozialste und gutmütigste Nachbarschaft über den Zaun herüber, um so mehr, wenn sie — wie jetzt in Ostasien — die Erfahrung macht, daß die internationalen Zäune viel nachgiebiger sind, als die Zaungäste zuerst annahmen und glaubten!

MAX BAUMANN:

Raum und Staat
Eine Entgegnung

Nachdem der unglückliche Ausgang des Weltkrieges gezeigt hat, wie ungenügend die von der deutschen Vorkriegsdiplomatie mit den damaligen politisch-wissenschaftlichen Erkenntnissen geschaffenen Grundlagen unseres Staatsgebäudes waren, hat die Geopolitik einen steilen und raschen Aufstieg genommen. Mit sicherem Blick für die Bedeutung ihrer Erkenntnisse hat vor allem Karl Haushofer die von Rudolf Kjellén in Anlehnung an Ratzel ausgebildete Lehren der deutschen politischen Wissenschaft eingefügt, sie erweitert und vertieft. Von Anfang an bezeichnete er es als die besondere Aufgabe geopolitischen Denkens, das politische menschliche Wollen wieder in Beziehung zu setzen zu dem Naturgegebenen, Gewachsenen, Möglichen. Gewiß dürfen wir die Wahrheit, daß im Bereich aller menschlichen Erkenntnis der Mensch das Maß aller Dinge sei, bei geopolitischen Betrachtungen nicht außer acht lassen. Andererseits muß nachdrücklich betont werden, daß menschliches Wollen eingegliedert ist in übergeordnete organische Zusammenhänge, die ihm den Raum seiner Möglichkeiten abstecken. Diese Einsicht ist grundsätzlich verschieden von allem Materialismus, grundsätzlich verschieden auch vom Naturalismus der üblichen flachen Auffassung. Man hat der Geopolitik gerade in letzter Zeit allerdings vorgeworfen, daß sie eine rein materialistische Gesellschaftsauffassung vertrete und hat sie in die nächste Nähe des historischen Materialismus der Marxisten rücken wollen. Noch kürzlich ist diese Meinung von Adolf Grabowsky in einem Aufsatz, „Raum als Schicksal", ausgeführt worden.

Die Frage nach der philosophischen Haltbarkeit des Idealismus sowie die andere nach Beziehung oder Gegensätzlichkeit von Materialismus und Realismus kann hier nicht diskutiert werden. Es soll nur festgestellt werden, daß der Raum, in dem Sinn, wie er im Zentrum geopolitischen Denkens und Erkennens steht, eine durchaus unmaterialistische, irrationale Gegebenheit ist. Wenn man den philosophischen Ort für die der Geopolitik zugrunde liegende Grunderkenntnis angeben sollte, könnte man vielleicht am ehesten von einem irrationalen Realismus sprechen, obgleich dabei mancherlei Mißverständnisse über die geopolitische Methodik entstehen könnten, etwa die Annahme, daß sie nach Art der heute immer noch beliebten wissenschaftlichen Schöngeisterei auf kritisch-strenge Untersuchungsmethoden verzichten wolle, was selbstverständlich keineswegs der Fall ist.

Adolf Grabowsky hat die Grundhaltung der deutschen Geopolitik der Gegenwart im Kern offenbar niemals ganz verstanden, sonst könnte er ihr keine materialistisch-mechanische Auffassung unterstellen. Dieser ersten Verkennung fügt er aber alsbald eine zweite hinzu, wenn er die Geopolitik als einen kleinen Teil der

Politikwissenschaft hinstellt, ja ihr schließlich nur noch den Rang einer besonderen Untersuchungsmethode zugesteht. Das wird nur verständlich aus einem mechanisch summierenden Vorgehen, dem der unmittelbare Anblick der staatlichen Ganzheit fehlt. In der Tat erweist sich bei näherer Betrachtung die Anschauung von Grabowsky durchaus als Ausfluß eines mechanisch-rationalistischen politischen Weltbildes. Der mechanische Grundzug der von Grabowsky vertretenen Staatsauffassung wird von ihm natürlich keineswegs zugegeben, ist aber aus dem Vokabular, mit dem er arbeitet, ziemlich eindeutig zu erschließen. Es ist kein Zufall, daß die auf den Staat bezüglichen Ausdrücke Grabowskys — das labile und stabile Moment am Staat, die kurzen Wellen der Politik und die langen des politisch-geographischen Geschehens, der dynamische und der motorische Staat — dem Gebiete der theoretischen Mechanik entnommen sind. Das Handeln des Staates, seine politische Wirksamkeit, sieht Grabowsky ablaufen nach den Gesetzen naturwissenschaftlicher Mechanik. An dieser Art der Betrachtung wird auch dadurch nichts geändert, daß Grabowsky den Staat als einen Organismus bezeichnet und sich mit dieser Bezeichnung auf den Boden der geopolitischen Staatsauffassung stellt. Gleichheit der Terminologie bedeutet noch nicht Gleichheit der Begriffe und Erkenntnisse. In Gegensatz zu der Meinung Grabowskys versucht die Geopolitik wirklich Ernst zu machen mit der organischen Staatsauffassung und zu erkennen, inwiefern die Lebensvorgänge des Staates den biologischen Gesetzmäßigkeiten folgen. Nur diese organische Auffassung vom Staat gibt eine wirklich tragfähige Grundlage für das geopolitische Denken ab. Aber aus ihr heraus erkennt man, daß Grabowsky vollkommen an den wesentlichen Punkten vorbeiredet. Er bemüht sich, durch spitzfindige und sehr logisch klingende Auseinandersetzungen darzutun, worin der Unterschied zwischen politischer Geographie und Geopolitik liege. Das Geschehen, das den Gegenstand der ersteren abgibt, soll sich nämlich in langen Wellen vollziehen, das eigentlich geopolitische hingegen in kurzen. Wenn man auf unser organisches Geschehen nun schon die physikalische Terminologie anwenden will, dann darf man aber nicht daran vorübergehen, daß die Physik ein Wellenband kennt, in welchem lange und kurze Wellen die Endglieder einer kontinuierlichen Reihe sind. Grabowsky bleibt uns die Antwort darauf schuldig, ob das Geschehen, das in mittellangen Wellen vor sich geht, nun zur geopolitischen oder zur politisch-geographischen Erscheinungswelt gehöre. Er weicht der Erkenntnis aus, daß gerade nach seiner Festlegung zwischen Geopolitik und politischer Geographie kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied besteht. Es kennzeichnet die nur scheinbar so streng logischen Zuordnungen Grabowskys, wenn er diese Schlußfolgerung nicht zieht, sondern an anderer Stelle seiner Schrift erklärt, der „eigentümliche Gehalt der Geopolitik" habe „mit der politischen Geographie nur oberflächliche Beziehungen".

Geopolitik wird erst dadurch zu einer besonderen Anschauungsweise und einer besonderen Wissenschaft, daß man sie als die Naturgeschichte des Staates erkennt. Die Naturseite des Staates hat ein doppeltes Gesicht, hat einen räumlichen und einen ethnischen Aspekt, ist angesprochen in der Formulierung „Blut und Boden". Raum und Volk (bzw. Rasse) sind nicht voneinander zu trennen; der Raum hat durch Siebung und Beeinflussung die Rasse geformt, und das Volk hat durch sein Lebenswerk, durch seinen Kampf und seine Arbeit den Boden, soweit es möglich war, seinen Bedürfnissen angepaßt, ist mit ihm verwachsen. Es handelt sich gleichsam um zwei Kraftquellen, die in den konkreten Erscheinungen des politischen Lebens immer mit- und durcheinander wirken. Richtung und Wirkung dieser Kräfte sucht die Geopolitik zu erfassen.

Dabei hat die Geopolitik allerdings auch, das soll durchaus nicht vergessen werden, eine weltanschauliche Grundlage. Die mancherlei Diskussionen, die jetzt um die Neugestaltung der deutschen Universitäten geführt werden, sind sich einig in der Erkenntnis, daß es nicht Aufgabe der Wissenschaft sein könne, einer lebensfremden Objektivität nachzujagen. Die Wissenschaft, insbesondere die politische Wissenschaft, soll Ausdruck des Volkes und der Zeit sein. Damit ist gesagt, daß die geistige Grundlage, auf der heute alles deutsche Leben gestaltet wird, auch für die deutsche Wissenschaft verpflichtend ist. Unser Leben aber ist dadurch gekennzeichnet, daß wir wieder zurückfanden zu den ewigen Quellen des Lebens, daß wir erneut erkannten, wie die uralten Ströme des Blutes in uns kreisen, daß wir wieder wissen, wie sehr der Rhythmus unseres deutschen Raumes auch in uns schwingt.

Diese beiden organisch-natürlichen Kräfte gestalten unser Leben. Daneben hat etwa die Wirtschaft eine durchaus sekundäre Bedeutung. Das ist nicht mit Hinblick auf die Tagespraxis gesagt. Wir wissen natürlich, welche Aufgabe der Komplex von Erscheinungen, den man gewöhnlich als die Wirtschaft bezeichnet, dem Leben unseres Volkes stellt. Aber es ist die Frage, ob dieser Komplex tatsächlich als eine organische Einheit bezeichnet werden darf. Diese Annahme kennzeichnet bekanntlich die Position des marxistischen Denkens. In ihr fehlt eine Zurückführung der äußerst komplizierten wirtschaftlichen Beziehungen auf natürlich-organische Kräfte des Volksganzen? Bei dem Bemühen, in irgendeiner Form doch eine solche Zurückführung vorzunehmen, landete der Marxismus, vor allem in seiner vulgären Form, dann schließlich beim Materialismus. Es ist überraschend, daß auch Grabowsky, der den Geopolitikern Materialismus vorwirft, sich mit starken Worten für die isolierte Bedeutung der Wirtschaft einsetzt. Um diese Forderung zu stärken, greift er sogar zu dem Mittel, das Volkstum zu zerfasern. Volk und Raum zerlegt er jeweils in eine ideelle und eine materielle Seite, um dann den Auffassungen, die Raum und Volk ins Zentrum ihrer Betrachtungsweise rücken wollen, die Berücksichtigung nur der materiellen Seite zu unterstellen. Aber weder

bei der Rassenlehre geschieht das, noch in der Geopolitik. Offenbar kann Grabowsky solch ganzheitliches Denken nicht völlig verstehen. Er unterwirft alles seinem seltsam aufspaltenden Denken, das keineswegs zu einer besseren Erkenntnis der Dinge führt, sondern vom lebendigen Dasein des Volkes völlig ableitet.

Natürlich hat der Staat als lebendiger Organismus neben der Naturseite auch eine Kulturseite. Natürlich wirken in ihm geschichtliche und wirtschaftliche Kräfte. Aber sie alle sind abgeleiteter Natur, fußen erst auf der natürlichen Grundlage, sind durch sie bedingt. Sie bekommen zwar im Lauf der Zeiten ein relativ selbständiges Eigenleben, ballen sich zu scheinbar selbständigen Lebensbereichen zusammen; aber dem sorgsamen Betrachter offenbart sich doch immer wieder, daß es sich wirklich nur um ein scheinbares Eigenleben handelt. Wir müssen nur in jedem Augenblick den Staat als Gesamtheit und als höhere Form der in ihm wirkenden Lebensvorgänge sehen. Dann wird es klar, wie untergeordnet die wirtschaftende Tätigkeit des Menschen dem Staatsganzen ist. Denn die Wirtschaft ist das Produkt von Kräften, ist nicht selbst Kraft im Sinne der großen staatlichen Lebensgrundlagen. Grabowsky bringt als Begründung dafür, daß Raum und Volk nicht allein die primären Kraftquellen des staatlichen Lebens sein könnten, den Hinweis, daß diese beiden Faktoren sich ja in Jahrhunderten relativ konstant erhalten, während dennoch ein dauernder Wechsel der Erscheinungen stattfinde. Er vergißt dabei, daß der Staat ein Organismus ist, dessen vitale Kraft sich im Wandel der Erscheinungen äußert; Erscheinungen, die aber ihrer Herkunft und Artung nach sowenig zu erklären sind wie die lebendige Kraft sonst auch. Schließlich ist das Wesen des Organischen ja bis heute eines der großen Rätsel, ist eine Kraft, auf die wir uns einzustellen haben, ohne sie irgendwie erklären zu können.

Grabowsky strebt nach einer derartigen Erklärung, weil er noch in den Anschauungen des Evolutionismus befangen ist. Er spricht daher auch nicht von einem Erscheinungswandel, sondern von Entwicklung, in welchem Wort deutlich die aufklärerisch-liberalistische Auffassung von der aufsteigenden Entwicklungslinie liegt, deren gegenwärtig höchste Spitze natürlich wir darstellen. Durch diese Auffassung rückt er noch ausgesprochener in die Nähe des Marxismus, der in Anlehnung an die soziologischen Forschungen Morgans eine Stufenleiter der menschlichen Sozialentwicklung aufgestellt hat, die von der primitivsten Form des Geschlechtsverkehrs zur modernen Einehe, von der wildschweifenden Horde zum gegenwärtigen Staat führt. Nur schade, daß diese Gedanken mit der wirklichen Entwicklung nicht das geringste zu tun haben; sie sind Konstruktionen des evolutionistischen Denkens. Auch die bisherigen Ergebnisse der Kulturforschung erweisen Grabowskys Leben über die Entstehung des Staates als völlig falsch und unhaltbar.

Dieses evolutionistische Denken hat Grabowsky ja auch zur Aufstellung seiner Imperialismustheorie geführt, die eine Weiterführung der sozialen Entwicklungs-

linie über den gegenwärtigen Zustand hinaus anstrebt. Es sei ausdrücklich betont, daß diese Theorie manche Erscheinungen sehr gut erklärt, daß sein Drei-Stadien-Gesetz als ein beachtlicher Versuch angesprochen werden muß, das Geschehen im Bereich des modernen Kapitalismus gesetzmäßig zu fassen. Aber einem Geschlecht, das als Ergebnis einer großen kulturwissenschaftlichen Arbeit eine lange Reihe von Jahrtausenden und eine stattliche Anzahl von Kulturen überblickt, das vor sich Leben und Untergang vieler Völker und Staaten sieht — einem solchen Geschlecht sind die blassen und schematischen Theorien, die Grabowsky vertritt, schließlich doch wie eine letzte Stimme aus vergangenen Zeiten. Grabowsky erfaßt nicht das Leben, sondern er ertötet es in gedankenblassen Abstraktionen.

Sicher brauchen wir eine wissenschaftstheoretische Grundlegung der Geopolitik. Grabowsky mag recht haben mit seinem Vorwurf, daß auf diesem Gebiet bisher noch nichts Genügendes geleistet wurde. Aber es wurde bislang von der Haushofer-„schule" doch das Richtige getan: es kommt doch zunächst viel mehr auf die Gewinnung einer neuen weltanschaulichen Grundlage, als auf das methodische Schema an. Grabowsky aber legt, in scheinbar logischer Einkleidung, ein Bündel von aphoristischen Gedanken vor: der Wirtschaft komme besondere Bedeutung zu, die Geopolitik sei nur eine Methode (und zwar nur eine unter vielen für den politischen Wissenschaftler notwendigen), sie sei grundsätzlich von der politischen Geographie verschieden usw. — aber sind schon viele von diesen Gedanken anfechtbar, bei genauerem Zusehen stellt man außerdem fest: eine befriedigende Bestimmung des Standortes der Geopolitik im System der Wissenschaften ist von Grabowsky so wenig erfolgt wie bisher. Nicht einmal eine wesentliche Entscheidung zu den schwierigen methodischen und wissenschaftssystematischen Problemen ist getroffen worden. Wahrscheinlich können diese Fragen auch nur in Zusammenhang mit den anderen Fragen unseres wissenschaftlichen Lebens gelöst werden. Die Geopolitik ist dem bisherigen System der Wissenschaft überhaupt nicht einzuordnen, weil sie auf einer ganz anderen Basis steht als diese. Das Gefüge der bisherigen Universität, der bisherigen Wissenschaften, gründete im Geist des Liberalismus, und Grabowsky erweist seine Zugehörigkeit zur liberalistisch-aufklärerischen Welt damit, daß er einen Einbau der Geopolitik in dieses bisherige System für möglich und wünschenswert hält. Mit unserer anderen Einstellung zu dieser Frage hängt es zusammen, daß wir nicht einmal Grabowskys praktische Forderungen über die Rolle der politischen Wissenschaft in der akademischen Bildungsarbeit in der von ihm geäußerten Form für richtig halten. Seiner Meinung nach wird die neue Hochschule „die politische Wissenschaft als ein besonderes Lehrfach betrachten", ja sogar als ein „bevorzugtes Lehrfach als Pflichtfach". Dadurch würde die politische Wissenschaft dann gleichberechtigt werden mit den übrigen Wissenschaften. Wir aber stehen zu der Forderung der politischen Universität, nach der

die Politik im weitesten Sinne zur Königin der Wissenschaften wird, zu derjenigen Wissenschaft, aus der die Ziele der anderen entnommen werden. Denn Politik gibt die Richtung und die Möglichkeiten nationalen Lebens an; die Hochschule aber soll diesem Leben dienen.

Da wir in der Geopolitik das tragende Fundament der Staatswissenschaft, ihren wichtigsten, zentralen Teil sehen, wird ihr im System der neuen Wissenschaften, wird ihr in der politischen Universität des Dritten Reiches eine ganz besondere Rolle zufallen. Sie wird dem jungen Wissenschaftler zeigen, aus welchem Mutterboden das gegenwärtige deutsche Leben erwächst, wie es unlösbar verkoppelt ist mit den Kräften von Raum und Rasse, sie wird ihm damit den Rahmen abstecken, in dem sich auch eine wissenschaftliche Tätigkeit bewegen muß.

GEORG MAASS:

Geopolitik als nationale Staatswissenschaft[1])

Unter diesem Titel wurde Ende April 1933 von der „Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik" eine Denkschrift an die Kultusministerien aller deutschen Länder eingereicht, die in kürzester Form darlegt, daß Geopolitik Wissenschaft und Politik zugleich ist, die deren Aufgabenkreis nach Forschung, Schulung und Beratung umreißt, die Aufgabenstellung begründet und Vorschläge für die Durchführung der Forderungen darlegt. Der uns besonders interessierende Teil des letztgenannten Abschnittes, der auch die Volksschule mit betrifft, hat folgenden Wortlaut:

„In der Schule ist als Sofortmaßnahme die bisherige „wilde" Verwertung der Geopolitik in Erdkunde-, Geschichts- und staatsbürgerlichem Unterricht sämtlicher Schularten unter Vereinheitlichung der bisherigen Richtlinien zu legalisieren und zu empfehlen.

Gleichzeitig wird die Zelle „Geopolitik im Unterricht" der AfG. beauftragt, Entwürfe für eine Einführung des Geopolitikunterrichts einzureichen.

Im Geopolitikunterricht haben die Fächer Erdkunde und Geschichte sowie der staatsbürgerliche Unterricht Platz zu finden. Es ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Anschluß an die derzeitigen Lehrpläne gewahrt wird. Darüber hinaus hat die Zelle an der Gestaltung der neuen Lehrpläne initiativ mitzuarbeiten."

Es erübrigt sich ja wohl, in dem Kreise, an den sich diese Zeilen wenden, erst noch von Wesen und Herkunft der Geopolitik zu handeln. Das ist in der Fachpresse schon wiederholt geschehen, und es muß angenommen werden, daß der größere Teil der Lehrerschaft Einblick in beides genommen hat. Leider ist es ja freilich auch oft so, daß der nicht erdkundlich interessierte Kollege, der hinter dem Thema „Geopolitik" mehr oder weniger nur dies eine Fach betreffende Fragen vermutete, von vornherein sich abkehrte, weil es uns ja allen an Zeit gebricht, sich mit Dingen zu beschäftigen, die abseits vom eigenen Wege und von den eigenen Schulnöten

1) *Der Aufsatz wurde zuerst in der „Schlesischen Schulzeitung" veröffentlicht.*
Die Schriftleitung.

liegen. Diese Gruppe von Lehrern konnte daher nicht erfahren, daß es in der Geopolitik durchaus nicht um facheigene Fragen geht, sondern daß sie eine Fragestellung aufwirft, die in der Grundhaltung des heutigen Menschen verankert ist. Der ganze Mensch in seinem einheitlichen Aufbau und in seinem Einbau in Volk und Heimat wird aufgerufen, und von dort her wird die Orientierung seines Denkens organisiert: der deutsche Mensch unserer Tage muß geopolitisch denken, sonst hat er den Sinn der Zeit nicht begriffen.

Es gibt auch heute noch Menschen, die meinen, das Ereignis dieser Tage sei dies: eine „Partei" hat sich gegen alle andern durchgesetzt, herrscht nun und ist bestrebt, ihr zufälliges „Programm" durchzuführen. Man sieht also das ganze nur als reine Austragung von Machtfragen, wobei letzten Endes der innere Wert des Neuen nicht viel über dem des Alten steht. Dies ist die alte Haltung des Liberalismus, der an idealistische Willensrichtung, an romantische Lebensständigkeit und Bodenverwurzelung, an revolutionäre Spannkraft der Seele nicht glauben kann und sich an Formen und menschlichen Unzulänglichkeiten, die es immer geben wird, stößt. In Wirklichkeit ist heute das aufgestanden, was wir den deutschen Menschen aller Zeiten nennen. Wir spüren es, gerade wir, die wir uns kühl und abwägend erst an den wirklichen Wert des Nationalsozialismus heransuchen mußten, daß hier geradlinig von den Wurzelgründen her das Bild des deutschen Menschen, seines Volkes und seiner Heimat aufgebaut werden soll. Damit hat für den Nationalsozialismus das Wort „Staat" einen vollständig anderen Sinn als für die vorherigen Machthaber. Sie verstanden darunter im besten Falle eine straff gezügelte Organisation der vielen Einzelnen zu einem Gesamtverband, ein Begriff, der in seiner Sachlichkeit und Nüchternheit uns kalt ließ, dem Blut und Leben fehlte. Heute aber ist Staat für uns ein organisches, biologisches Gebilde, wie es etwa noch der Germane in seiner Stammesverfassung verstand. Diese Grundhaltung ist entscheidend! Wir leben aus der Grundhaltung des Idealismus und der Romantik heraus; darum haben wir Einfühlungsvermögen in den blutvollen Lebenskörper des Volkes, den deutschen Staat. Wir alle sind wissende und bejahende Zellen in seinem Aufbau. Der Staat lebt. Wir sind der Staat.

Und zu dem Gedanken des biologischen Staatsorganismus, den wir als ersten bejahen müssen, kommt nun der zweite, gleich wichtige hinzu. Der lebendige Staat ist nichts ohne seinen Boden, auf dem er erwächst. Wieder aus biologischer Haltung heraus erkennen wir: Boden und Staat, Raum und Volk bedingen einander. Dieser mitteleuropäische Raum in seinen bekannten Erstreckungen ist das Schicksal des deutschen Volkes geworden! Erdraum ist Schicksal. Wir sind für ewig verflochten mit dem Boden Deutschland, wir sind ihm auf Gedeih und Verderb zugehörig; nur allein auf seiner Scholle können wir „deutschen" Menschen leben, anders gehen wir zugrunde wie die Ahnen der großen Wanderzeit. Der Einzelmensch wird weiter bestehen, sicher, ob er in Argentinien oder in Hindostan oder

wo überall lebt. Das Volk aber als „Volk" kann nur in seinem urgegebenen Lebensraum gedeihen, denn es ist auf seinem Boden ja erwachsen, bekommt die Kräfte von ihm, auf dem es wurzelversenkt lebt, atmet in seinen Winden. Es sind nicht romantische Wünsche, die solche Behauptung in sich bergen; es ist das nüchterne Wissen um den Einfluß von Boden, Klima und Lage. Aber es ist ein heilig-nüchternes Wissen, weil es in ihnen die ewigen Lebenskräfte am Werke spürt. Diese Lebenskräfte aber sind im letzten nicht faßbar, nicht meßbar; man muß sie selber und das Wissen von ihnen überkommen durch Intuition. Erst dann weiß man vom Staat als lebendigem Organismus, der nur leben kann von seinem Wurzelboden her.

Der Raum bedingt das Volkswachstum, das Leben des Staates. Damit stehen wir mitten in der geopolitischen Fragestellung. Gemäß den Leitlinien des Volksbodens vollzieht sich das Wachsen der Nation. Zu dieser inneren Struktur treten bestimmend die Hemmungen, Förderungen, Einflüsse hinzu, die von den Anliegernationen, die aus der Gesamtlage auf dem Kontinent kommen und die endlich als Kräfteströmungen und Spannungen die biologische Vielheit der Erdraumfläche überlagern.

Es herrscht im Leben der Erdvölker nicht einen einzigen Augenblick Ruhe; es drängt und droht, arbeitet und atmet, wirkt und webt in den Abertausenden von Zellen und Zellchen in jeder Sekunde des sausenden Daseins. Überall schaffen die Kräfte, ballen sich die Willen, regen sich die stärkeren Muskeln wider die schwächeren. Und in dies Gesamtspannungsfeld ist unser Staat eingegliedert als Eigenorganismus, wurzelnd auf seinem Boden, mit der einzigen Unmöglichkeit: sich je ausschalten zu können — es wäre denn durch Selbstmord. Wollen wir leben, bleibt nur eins: selber sich regen. Und dazu ist not, diesen quirlenden Hexenkessel der Welt zu kennen, geopolitisch zu denken. Für das erwachte Volk gibt es überhaupt gar keine andere Möglichkeit mehr. Wer das nicht erkennt, schläft noch, und wer schläft, gehört nicht in die vorderste Front. Aber nur, wer aktiv, gespannt bis in die letzten Nerven, in der vordersten Front steht, hat Recht und Pflicht am Mitbau des Staatskörpers und gehört zur herrischen, zur herrschenden Schicht. Das andere mag hinten bleiben, aber es hat zu gehorchen, weiter nichts! Und wer heute noch satter Spießbürger sein will, gilt nicht mehr als lebendiges Volksglied, sondern ist abgestorben und wertlos. Das ist der Sinn der Zeit. Denn vergessen wir nicht, wir stehen in einer Revolution, noch immer; noch immer erst an ihrem Anfang. Der biologische Volksorganismus bildet sich um, derart, daß er wieder vollwertig im Lebensraum der Welt pulsieren und wirken kann. Man wird den deutschen Herzschlag in der Welt wieder hören. Die wir aus diesen Erkenntnissen heraus in den vordersten Graben springen, müssen einfach dies uns erarbeiten: einen unheimlich feinen Spürsinn für die Kräfteverlagerungen der Weltspannung. Und diesen Spürsinn müssen wir unserem ganzen Volke anerziehen durch nüchterne sachliche Schulung, aber

lehrend durchpulst von dem Feuerstrom: Deutschland. Wir müssen damit uns und unserem Volke erst erringen, was andere, weltraumgebundene und glücklicher begabte Nationen schon lange besitzen, eine politische Befähigung der Volksgenossen; aber politisch hier nun nicht in dem Sinne der Tagespolitik, die durch das Außenministerium läuft, sondern in dem von uns dargelegten Sinn der Lebensaktivität der ringsum sich überlagernden Spannungen, der unberechenbaren Vitalität der Erde überhaupt. Das ist die Forderung des Tages an uns, eine andere gibt es nicht. Werden wir sie begreifen? Werden wir Schulmeister, wie so oft vor lauter Tageskleinkram, die großen Linien nicht sehen, die ausgeworfen sind und die allein notwendig sind? Begreifen wir es denn nicht, daß heute die einzig glückliche Stunde schlägt? Daß heute eine Willensmacht das Leben der Nation regiert, die geopolitisch denkt und handelt? Wollen wir die Hände in den Schoß legen, wo uns im Augenblick, heute, alle Möglichkeiten gegeben sind, das Volk auf den organischen Weg, auf den einzigen Weg, der allein Leben bedeuten kann, hinzuführen? Es ist heute die glückliche Mitternachtsstunde, die alle hundert Jahre nur einmal schlägt. Wir ahnen ja nicht, welche Möglichkeiten und Entscheidungen uns heute in die Hand gegeben sind. Werden wir sie nutzen, die wir aus Beruf und Berufung verantwortlich sind? Es ist nur abhängig von der Notwendigkeit einer eigenen, starkwilligen Entscheidung. Über die Erdkunde führt nur ein Weg zur nationalen Staatsanschauung, zur Geopolitik — freilich vielleicht der deutlichste. Aber man kann von allen Seiten an sie herankommen. Denn sie ist ja kein Fach, sie ist viel mehr, etwas wie eine Grundhaltung, eine Lebensanschauung, ein Weltverständnis des sich findenden Menschen.

Wir müssen, wenn wir sie uns ganz zu eigen gemacht haben, und das müßte eigentlich schon geschehen sein, heran an die Arbeit, das Volk nun in ihren Bahnen zu schulen. Das muß in jedem Augenblick geschehen. Wo wir in Freundeskreisen, mit Bekannten reden, immer muß es aus dieser Haltung heraus geschehen, auch wenn es im Augenblick die Dinge der Geopolitik nicht betrifft. Geopolitisch sein ist eine Haltung; man kann ein geopolitischer Mensch sein, wie man ein Wandervogelmensch sein kann oder auch ein Philister. —

Wir müssen dann aber auch weiter arbeiten, wo es uns überhaupt nur möglich ist, in gradliniger geopolitischer Schulung. Die Denkschrift nennt: „In allen Fortbildungskursen der Beamtenschaft, in der Reichswehr, den nationalen Verbänden und im Arbeitsdienst sollte Geopolitik zu den Grundlagen des Unterrichts gehören."

Und weiter fährt sie fort: „Damit wird sie eines der Mittel, den Auslesevorgang für den Staatsdienst neu aufzubauen." Und nun das für uns Lehrer ja wichtigste, die Schule. Hier, am aufwachsenden jungen Volk, können wir die wichtigsten Dienste leisten. Manche von uns haben selber wohl schon die oben genannte „wilde" Verwertung der Geopolitik jahrelang ausgeübt. Hier bot und bietet sich in Erdkunde, Geschichte und Staatsbürgerkunde die willkommenste Gelegenheit, geo-

politische Gedankengänge zu entwickeln. Dabei wird sich die Klasse im Laufe der Jahre eine Menge geopolitischer Grundkenntnisse erarbeiten, mit denen sie fortan arbeiten kann, und die für das weitere, außerschulische Hineinwachsen in die Denkhaltung die sicheren Handhaben bieten (z. B. daß Gebirge in stärkerem Maße Grenzen darstellen als Flüsse usw.). An Stoffen selber kann es uns nie und nimmer fehlen. Wir haben es ja mit der „Lebendigkeit" selber zu tun. Oft wird man der Behandlung eines Landes nur einen geopolitischen Abschnitt beifügen können. Oft aber wird man ein solches Problem auch gesondert und selbständig behandeln können.

Als Beispiele für den ersten Fall nenne ich (aus der eigenen Arbeit der letzten Wochen zum Teil), nur um überhaupt zu nennen: Frankreichs Lage, in Verbindung mit seinem Bodenaufbau, im Vergleich zu Deutschlands Lage. (Kern der Besprechung Frankreichs.)

Englands Seelage, Gunst. Im Zusammenhang der Nordseeraum, die deutsche Bucht; England und Deutschland als die streitenden Kräfte (Weltkriegsblockaden).

Japan (und China). Problem des Übervölkerungsdruckes. Deutschland in gleicher Lage, durch Industrie begünstigt. Italien?

Und als Beispiel für den zweiten Fall füge ich an: Der Panamakanal. Die großen Weltseekanäle als Spannungspunkte. Sichernde Parallelkanäle. Kanäle als Angriff auf beherrschende Endspitzenstellung (Kanal von Kra).

Zum Kapitel Weltflugverkehr: Der Kampf um Südamerika: a) Französisches Flugzeug-Aviso-System; b) Deutsches Flugbootsystem mit ozeanischem Stützpunkt (Westfalen); c) der Zeppelinflug.

Angeschlossen: Wert einzelner, sonst völlig wertloser Inseln; Einsatz der Technik im geopolitischen Kräftespiel.

Wie steht nun das Kind zur geopolitischen Denkweise? Es ist gar nicht anders zu erwarten, als daß es in seinem eigenen Wesen davon angesprochen wird. Das Kind ist ja vollkommen aktiv und will Leben sehen. In der Geschichte muß etwas vorgehen, etwas geschehen. Der Raum darf ihm nicht tot bleiben. Das Schlimmste ist, daß wir in öde Nomenklatur mit Berg und Fluß und Stadt verfallen könnten. Die Gefahr ist durchaus nicht so abseitig. Soll das Kind mitleben, dann muß die Atlaslandschaft aufblühen. Es müssen Züge durch Tunnel und über hohe Brücken fahren, es müssen weite Wälder rauschen, es müssen Karawanen ziehen, es müssen Jäger durch die Dschungel streifen. Da lebt und webt es schon. Und das Kind mit seiner Phantasie bannt immer neues Leben. In seiner Seele kreist die Welt. Da möchte der Lehrer ein Dichter sein, der ihm die Wunder des tätigen Atems, der über allem Lande liegt, in bunte Bilder bannt. Hier ist schon der Anfang. Das Kind will Lebendigkeit. In der Geopolitik aber haben wir nichts als Lebendigkeit, Handeln und Schaffen aus kraftgeschwelltem Wachstum. Im Kinde, im Jungen lebt das Heldische groß auf. Jungen sind immerdar für Geschehen zu begeistern und haben Gefühl für die Spannungen. Wir haben uns in einem 7. und 8. Schuljahr auf Wunsch der Jungen ein halbes Jahr lang aus dem Deutschunterricht, den ich gleichzeitig mit Erdkunde gab, eine Stunde wöchentlich herausgeschnitten, in der wir die aktuellen Geschehnisse der Zeit besprachen. Diese Stunde durfte ich nicht ausfallen lassen. Die Jungen leben in lodernder Begeiste-

rung für diese ihre Jugendzeit, die wieder Sinn hat für Heldentum und tatkräftiges Handeln, für weltweiten Wagemut und kühnen Flug der deutschen Menschen um die Erde. Vereinen wir unsere eigene Begeisterung mit der ihren und fügen wir unsere nüchterne, ruhige, geopolitische Aufbauarbeit hinzu, daß wir die Jungen in den hörbar deutlichen Rhythmus unseres Volkslebens einführen. Entwickeln wir durch diese unsere Anfangsarbeit die erste Grundlage für das, was wir an den Erwachsenen unserer Zeit erziehen wollen, den politischen Willen zu Deutschland, zum deutschen Volk im deutschen Lebensraum. Das nennen wir geopolitisch denken und handeln.

JOHANN GOTTFRIED VON HERDER:
Über Schönheit und Nützlichkeit der Geographie
(Auszug aus seiner Schulrede)

Oh, hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Haupts zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben! An meinem geringen Teil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurteile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den sensum humanitatis in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vorteile sehen und schätzen, ohne daß wir dabei irgendeine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir", sagt Paulus vorm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser. „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts."

Es ergibt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie, auf eine wirkliche Art mannigfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennbar sei und zu beiden die wahren Grundlinien gewähre.

Insonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zunächst der Geschichte, und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene, ja, ich darf sagen, daß die Geschichte ohne Geographie sowie ohne Zeitrechnung größtenteils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sei? Und warum ist sooft die alte Geschichte eher ein unsteter Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deswegen, als weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminierten Karte für die Einbildungskraft, ja für die Beurteilungskraft selbst; denn nur durch ihre Hilfe wird es deutlich, warum diese und keine anderen Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatze unserer Erde spielten; warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten, dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders aufeinanderfolgen, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden oder vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Ägypter, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltstreitigkeiten jetzt hier-, jetzt dorthin geschoben sei. Ich würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies alles auch nur in den notdürftigsten Exempeln zeigen wollte. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Ökonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntnis und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studierender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! Glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtnis füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß!

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Weiter über Ostasien:

6. **Karl Hahn:** „Die Industrialisierung Japans." Gießen 1932. 170 S., 3 Karten.

Übersichtliche Darstellungen bringen:

7. **Paul Rohrbach:** „Erwachendes Asien." München 1932, F. Bruckmann A.-G. 270 S., 29 Abb. 4,80 RM.

8. **Kurt Hesse:** „Die Schicksalstunde der alten Mächte. Japan und die Welt." Hamburg 1933, Hanseatische Verl.-Anstalt. 171 S., 7 Karten.

Mit gutem Blick hat sich Dr. Karl Hahn in der „Industrialisierung Japans" einen Gegenstand vorgenommen, der (schon um Japan als Gegenspieler der Sowjets in Nordasien, Chinas und der USA. im Pazifik würdigen zu können) höchst „aktuell" ist. Schade, daß er nicht für die Vor-Meiji-Entwicklung auf die Zeitenkorrektur von A. Wedemeyer, die — englisch geschriebenen, sehr freigebig verteilten ausgezeichneten — Veröffentlichungen der Staatswirtschaftl. Fakultät in Kyoto (E. Honjo u. a.) geriet, und für die allerneueste Entwicklung auf die so selten in Deutschland vertretene „Far Eastern Review" — die ihm wohl seine Bibliotheken schuldig geblieben sind. Denn die sorgfältige Arbeit an sich würde einer reicheren Ausstattung mit den sicher zugrunde liegenden Plänen, Karten und Diagrammen in hohem Grade würdig gewesen sein, und ist, wie auch die wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten von Rosinsky (Berlin-Dahlem), von Schepers (z. Zt. Göttingen) über Japan, viel zu gut, um den stillen Leidensweg so vieler Dissertationen zu gehen. Dazu ist die schwere Konkurrenz Japans, namentlich im Zeichen des weichenden Yen, seine Eroberung nicht nur der heimatnahen Märkte, sondern auch des indischen u. a. zu ernst. Bei der Verstädterungsstatistik muß beachtet werden, daß es auch unter 10000 E. zahlreiche Orte mit völlig städtischer Lebens- und Wohnweise gibt und in Japan bereits 1927 einschließlich dieser das Überwiegen der verstädterten Bevölkerung festgestellt und beklagt wurde; Tokyo ist inzwischen von 1,56 Mill. zu 5,3 aufgerückt! Hauptschwierigkeit solcher Arbeiten ist also das rasende dynamische Entwicklungstempo; die Rohseiden- wie die Textilindustrie überhaupt triftet furchtbaren Krisen entgegen! Wesentlich wäre auch eine persönlichere Beleuchtung der eigenartigen Entwicklung der Familienkonzerne (Mitsui u. a.; wirtschaftl. Loos. d. „shizoku", J. Samurai) und der jap. Spielart des Unternehmertums: aber, alles in allem handelt es sich um einen sehr dankenswerten Ansatz.

7. und 8. Zu großem Wurf setzen, schon nach den gewählten Titeln, Paul Rohrbach und Kurt Hesse an, Rohrbach unter dem Eindruck einer kürzlich vollendeten, Hesse unter dem einer weiter zurückliegenden Weltreise — beide unter Verzicht auf eine allgemeine, bei Werken solchen Ranges sonst übliche Auseinandersetzung mit dem früheren Schrifttum, die Führerwerke mit solchem Ranganspruch eigentlich nicht außer acht lassen sollten. Man wäre das schon den arbeitenden Lesern schuldig, die sich in solchen Gedankenwerkstätten weiterbilden und fördern wollen. Unter diesen Umständen bleibt nur ein aphoristischer Weg der Kritik.

Rohrbachs Betrachtung des Erwachenden Asien" widmet 75 S. der Geschichte und Unabhängigkeitsbewegung Indiens, 90 dem chinesischen Chaos und ebensoviel Japan. Eine Zusammenfassung: Ost- und Südasien als Gesamtproblem von 12 S. mit einem Nachwort klingt in die Mahnung aus: „Achtet auf die neue Dynamik in den asiatischen Völkern!" Die „Geopolitik" hat diese Mahnung seit einem Jahrzehnt wirksam zu machen gesucht und braucht nicht nachzuweisen, wie sehr sie sich in dieser Auffassung einig mit ihr weiß. Trotzdem ist noch vor kurzer Zeit von vielen Stimmen der Ernst panasiatischer Bewegungen überlegen bezweifelt worden, obwohl sie jeder weltreisende Beobachter nachgerade mit Händen greifen kann und auch dieses Buch früheren Wahrnehmungen Belege seitenweise hinzufügt. Wir können nur empfehlen, diese Belege bei dem erfahrenen Weltreisenden

Seite für Seite nachzuprüfen und sich seine Mahnungen in die Seele zu schreiben, statt den Kopf gegenüber mächtigen Entwicklungen in den Sand zu stecken.

Noch schärfer, aber wie uns scheint, nicht ganz mit der gleichen weltpolitischen Sicherheit der Vergleichsmaßstäbe, malt Kurt Hesse die „Schicksalstunde der alten Mächte" aus und gibt seinem Bild den Untertitel: „Japan und die Welt", indem er ihr Japan als Element der Bewegung entgegensetzt. Aber auch China ist heute kein Zentrum der Beharrung mehr; und die etwas kühne Ideenverbindung zwischen Mississippi, Yangtse und Rhein scheint uns zu weit gespannt und zu hoch gewölbt für die heutigen Machtverhältnisse. Hier war eine große, unergriffene Möglichkeit der eurasiatischen Festlandpolitik, als es noch eine unmittelbare Berührung zwischen den atlantischen Nebenmeeren und dem Pazifik durch nur drei Reiche und drei Mächte zur vitalsten Seemacht hin gab. Solche Angebote wiederholt die Weltgeschichte selten, wenn sie auch in weltpolitischen Träumereien nachwirken. So halten wir die Idee der Bildung einer fremden Truppenmacht von 50 000 Mann auf chinesischem Boden (S. 169) für bemerkenswert, aber sehr zweischneidig. Sie müßten zur See — dann doch wohl durch eine japanische Blockade? — oder zu Lande durch die Sowjetbünde — dann doch wohl als Vortrupp der Weltrevolution? — hingelangen und könnten sich leicht aus „wahren Freunden Chinas" in Aspiranten auf den Drachenthron verwandeln, falls sie nicht längst vorher durch das „Erwachende Asien" (s. oben!) aufgearbeitet würden. Aber wer unter einigen Vorbehalten das interessante Weltbild eines groß denkenden Einzelgängers kennenlernen will, aus dem durchaus ernstzunehmende Warnungen herausdringen, trete diesem Aufrüttelungsbuch näher.

9. **Otto Corbach:** „Offene Welt." Berlin 1932, Ernst Rohwolt. 351 S. So ist, sein Problem noch weiter fassend als Rohrbach und Hesse, ein Vorschlag zum Niederreißen der „chinesischen Mauern" überschrieben, in einer Zeit, in der — trotz allem Gegengerede — die Welt kleinräumiger „verkastelt" ist, als seit langer Zeit. Trotz der mit scharfem Wirklichkeitssinn das Problem ausgezeichnet aufrollenden Einführung (dem großartigsten Teil des Ganzen) durchzieht es ein rührender und tapferer Fortschrittsglaube und klingt aus in der Forderung der Vorkämpfer neuer Erzieher an die Front einer Bewegung für eine „Offene Welt". Sie ist heute gewiß nicht populär, aber vielleicht ein Weckruf für übermorgen. In dem Pendelschlag, mit dem Corbach in einer Reihe geistreicher Einzelaufsätze die Für und Wider erörtert, hören wir nur leider auch zuviel „sowohl — als auch" heraus und erkennen zu wenig den kategorischen Imperativ, der die Wege in die Offene Welt zeigt, die er fordert. Aber schon das Voraugenhalten ihrer bloßen Möglichkeit und das harte Aufzeigen der Tatsachen der Raumverengung und erstickten Atemweite ist heilsam, gut und tapfer. Wie in dem Aufschrei Corbachs nach Offener Welt spricht reiner Idealismus aus: 10. **Rolf Schierenberg:** „Der politische Herder." J. G. Herder und Rußland. Herders Politische Ideen und ihre Einwirkung auf die slawische Welt. Graz 1932, Filip Schmidt-Dengler. 115 S. Hier brennt eine reine und heilige Flamme — aber freilich eine Flamme, mit der man, wie Herder selbst es tat, geradesogut Zukunftswege der Menschheit erstrahlen lassen wie Städte und Länder einäschern kann. Alles kommt auf den Gebrauch an; und über der Erweckung des Slawentums von der mitteleuropäischen Kunst- und Literaturwissenschaft her steht warnend Bismarcks Wort: „Befreite Völker pflegen nicht dankbar, sondern anspruchsvoll zu sein." Nun sind die „njemzi" wirklich in Prag und Polen stumm gemacht worden! Aber wer im Vollbewußtsein dieser Gefahr sich an echtem deutschen Idealismus erfreuen will, dem seien die S. 36—42, 45—62, 70—72 und der klingende Auftakt von S. 93 bis zum Ende genannt. Hart und herb, aber wahr ist die Verweisung der neuen Hordenstaaten, die ihre geistigen Minderheiten zu Tode trampeln, wo immer sie sich finden, in einen niederen Rang, nicht wegen der Kleinheit des Staatsgebietes, sondern wegen ihrer menschenunwürdigen Grundgesetze, die weit davon entfernt sind, „den Dienst am Staate dem Menschen zu einer Freude zu adeln." —

So lautet Schierenbergs edle, eigene Forderung in dieser Sache!

Und auch die unsere!

11. Grenzfragen zwischen atlantischem und indopazifischem Bereich beleuchten **D. Van der Meulen** und **H. von Wißmann:** „Hadramaut Some of its mysteries unveiled." Leyden 1932, E. J. Brill Ltd. Sie kommen leider verspätet zur Besprechung, obwohl wir — mit C. Snouk Hurgronje in seinem sympathischen Vorwort — diese ideale Zusammenarbeit des niederländischen Diplomaten mit der genialen kartographischen und folkloristischen Einfühlungsfähigkeit und Zeichenkunst H. von Wissmanns schon als gutes geopolitisches Vorzeichen herzlich willkommen heißen, ebenso, wie wir mit dem großen niederländischen Forscher in der Verurteilung flüchtiger Nachlesearbeiten mit reklamehaften Zügen einig gehen. Denn so gediegene Leistungen, wie die von Meulen und Wissmann, stehen zu hoch, als daß sie der Verschüttung durch hastige Nachgräber ausgesetzt werden dürften. Hier ist wirklich richtunggebende Erschließungsarbeit geleistet, in reifer, vornehmer Form an die Weltöffentlichkeit gebracht und die Weiterführung durch kluges und überlegenes, völkerpsychologisch richtiges Verhalten gegenüber einem stolzen, vorsichtigen und schwer zu behandelndem Rassevolk angebahnt worden. Das aber ist das beste, was man, noch dazu in politisch schwieriger Spannungslage an heikler Stelle, von Forschungsreisen höchster Qualität und der Weitergabe ihrer Ergebnisse aussagen kann.

12. **Paul Bauer:** „Um den Kantsch". Der zweite deutsche Angriff auf den Kangchendzönga 1931. München 1933, Knorr & Hirth. 192 S., 72 Aufnahmen, 2 Panoramen u. e. dreifarbige photogrammetr. Karten des Zemu-Gletschers. Ist v. d. Meulens und Wissmanns Werk ein geopol. Denkmal einer Freundschaftsschöpfung zu zweien, so der Ansturmbericht von Bauer — gerade in einer Zeit, in der die Lichtbilder des höchsten Berges der Welt mit dem fernen dritthöchsten im Hintergrund die Weltpresse füllen — ein ragendes Gedächtnismal einer Bergsteigerkameradschaft und der dabei gefallenen Helden, ein Wahrzeichen gediegenster wissenschaftlicher Vorbereitung und Beobachtung, neben Schneidleistungen ersten Ranges, selbst wenn ihnen auch im zweiten Anlauf der heißersehnte Sieg über den edelschönen Gipfel nicht beschieden war. Denn nicht der vielfach an günstigen Zufällen hängende letzte äußere Erfolg, sondern die Art des Ringens um ihn ist das Entscheidende bei solcher Gemeinschaftsleistung, und das, was sie beispielhaft an Weltschau, an wissenschaftlichen Ergebnissen und an Weiterbaumöglichkeiten für die Nachfahren erzwingt. Und das ist höchster Ehre wert!

Zwei Schulhilfsmittel für geopolitische Arbeit mögen schließlich empfohlen werden:

13. **R. Hennig** und **L. Körholz:** „Einführung in die Geopolitik." 25 Karten im Text. 2,60 RM. Leipzig 1933, B. G. Teubner, und

14. **Karl Springenschmid:** „Die Staaten als Lebewesen." Geopolitisches Skizzenbuch. Leipzig 1933, Verlag Ernst Wunderlich — ein ganz eigenartiges und vorzügliches, anschauliches Lehr- und Selbsterkenntnismittel — zu dem deshalb der Herausgeber eine eigene Einführung geschrieben hat. Wer dieses Skizzenbuch eines jungen österreichischen Volkserziehers mit bestem Anspruch auf diesen Ehrennamen einmal in die Hand genommen hat, der wird es nicht fortlegen, bis er für weitere Verbreitung und Wirkung gesorgt hat. Diesen Band also können wir ruhig seinem eigenen Weg überlassen, wenn nur erst einmal auf ihn aufmerksam gemacht worden ist.

Zu 13 haben sich der frei schaffende Akademiker Richard Hennig und der in reicher und vielseitiger schultechnischer Erfahrung geopolitisch tätige Studienrat Leo Körholz dankenswerterweise zusammengetan, um mit einer knapp gefaßten, billigen und volkstümlichen Einführung in die Geopolitik ein dringendes Bedürfnis des Tages gerade in Mitteleuropa zu erfüllen. — Wer als völliger Laie an geopolitische Gedankengänge herangeht, der findet hier einen besonnen vom Einfachen aufsteigenden Führer; wer aus der Fülle treibhausartig aufschießender geopolitischer Literatur Richtlinien verlangt, dem geben die nur 126 Seiten ein sicheres Geleit; und der Kenner findet mit Freude fast alle wichtigen Anregungen seit Rudolf Kjellén, die meisten Erscheinungen des Schrifttums erwähnt und darüber hinaus gedankenreiche Richtfeuer ins Werdende, auf die Probleme, mit denen die junge und doch so alte, gerade dem gärenden Europa unentbehrliche geopolitische Betrachtungsweise sich

erst noch ins klare zu kommen hat. Überschauende Vollständigkeit wird niemand von einer solchen Einführung erwarten dürfen und wollen; dazu ist der Riesenstoff noch zu wenig gesichtet, das in drängender Not bisher Geschaffene nicht reif; aber eine Fülle von Anregung, Leitlinien für den weiter Strebenden, in Karten und Wort, steckt darin: wahrscheinlich mehr, als die überwältigende Mehrzahl der heute geopolitisch Suchenden in einem Menschenalter und einem wirkenden Staatsbürgerdasein verarbeiten kann! Das Heldische, der letzte Sinn geopolitischer Arbeit, durch vollendete Kenntnis eigener und fremder Räume den Raumwillen zu ihrer Überwindung zu erziehen und zu stählen — das müßte auch alle Schulbücher dieser Art von Anfang bis zum Ende durchglühen.

15. **Der Große Brockhaus, Bd. 14** lockt geopolitischen Anteil zu Beginn mit dem konzentrierten Lebensbild „Oxenstiernas" und dem Ortsbild von „Oxford", um mit den schönen Blättern für „Ozeanien" und „Ozeanflüge" schnell auf eine bemerkenswerte Höhe zu kommen. Diese Höhe wird dann in den größeren landeskundlichen Aufsätzen über „Pälästina, Paraguay, Persien, Pfalz, Portugal" gehalten, für „Pommern" gediegen, für „Polen" mit dramatischem historischem Einschlag wohl gewahrt. Vielleicht hätten für „Palästina" (wie den Nahen Osten überhaupt) außer „England und Palästina" auch noch die andern geopolitischen Werke von Cohn, für „Polen" die Landeskunde von Wunderlich genannt werden können, wie auch die exakten und klugen bevölkerungspolitischen und siedelungstechnischen Arbeiten v. Bogdan Zaborski-Krakau. Prächtige Tafeln und gedankenreiche Anregungen bringt die „Pflanzengeographie" und Verwandtes; technisch ausgezeichnet ist die eine Tafel „Pferde". Gute städtegeographische Kurz-Porträts sind etwa Palermo (Kte), Panama mit seinem Kanal, Paris (Geogr. Lage; Stadtplan; Baucharakter usw.); die edle Dreiflußlandschaft von Passau (wo nur das Stadtbild malerischer gefaßt sein könnte); Peking, das entthronte. Feinkost liefern das inhaltreiche Kartenblatt zur „Phänomenologie" des Frühlingseinzugs nach Ihne, die Veranschaulichung der „Paläogeographie", die reizvolle farbige Aufnahme der „Palagruppe", monumental in der Abmessung von 10 auf 6 cm, ein lexikographisches Meisterstück das Herausheben der wehrgeographischen Schicksalsschwere von „Panipat" (bei Delhi) mit seinen vier Entscheidungsschlachten um den Besitz von Indien, „Pannonien" und die Zeugen der pannonischen Kulturgruppe, der „Paß" mit seinen drei Bildern, das winzige und doch treffende Bild der patagonischen Kordillere; die peruanischen Altertümer, die Peter-Paulfestung, die Peutinger-Tafel. Dankbar sind wir für die Würdigung von Carl Peters, sein Bild und seine Unterschrift. Nicht ganz gerecht finden wir, daß dem utopischen „Panropaprojekt" 15 Zeilen gewidmet sind, fast soviel wie der Riesenleistung der panpazifischen Bewegung, dem Pantheismus, dem doch sehr realen Panamerikanismus, während von Panasien nicht die Rede ist, ebensowenig von einer geopolitischen Zusammenfassung der Panideen, die leben werden, wenn längst niemand mehr von „Panropa" spricht und vielleicht auch nicht mehr von der Gesellschaft „Pan".

16. **Der Große Herder, Bd. V** bringt dem geopolitisch denkenden und suchenden Leser das lebendige Vogelschaubild und die kurze, treffende Kennzeichnung von Genf, den vielfältigen Anblick mit Karte und Bildertafel des „Germanentums", u. a. das bekannte Moselschiff mit den Weintonnen aus dem Provinzialmuseum in Trier: ein beweiskräftiges Stück; die gute Verbreitungskarte der Gerste, des Hafers; unter den Bildbeigaben ein bei aller Kleinheit schönes Gesäuse, eine prachtvolle Gewitterwolke an der deutschen Nordseeküste, einen guten Geyser, treffend gewählte Gletschertypen, die farbenplastische Zypressenlandschaft von van Gogh, gute Kleinporträts von Göttweig, Graz, Hall, eine Landeskunde in nuce von Griechenland mit einer vorzüglichen Auswahl aus der griechischen Kunst, Typen zur griechisch-orthodoxen Kirche: alles „Griechische" mit einer erstaunlichen Fülle von Bildungswerten auf nur 30 Seiten, aus denen eine weise Erzieherleistung Hunderte herauszuholen vermag.

Für Großbritannien sind neben den landeskundlichen Bildern vor allem bemerkenswert die geopolitisch höchst wirksame Entwicklungskarte des britischen Kolonialreichs — (zutreffenderweise mosaikartig) —, die fünf Karten des Ineinanderwachsens der Inselbevölkerung (zu S. 890). Bei aller Raumsparsam-

keit tritt doch die weltpolitische Bedeutung des Großen Ozeans hervor; schmerzliche Kontraste springen aus dem Bild der Ruine Habsburg, dem stolzen Familienbild Maximilians und seiner Kinder, dem Stammbaum und dem heutigen Rechtszustand entgegen. Hamburg und Hannover sind mit Plänen und Bildern, wie Schilderungen vorzüglich geraten; kleine Feinheiten, wie der Lageplan von Wuhan, Hannibals Siegeszug durch Italien u. a. lockern den Band angenehm auf. Hawai ist als politisches Manometer erster Ordnung zu kurz geraten. Manchmal dürfte vergänglichen kirchlichen Persönlichkeiten zugunsten unvergänglicher Landschaftswerte Raum abgezweigt werden; doch versöhnen dann wieder Prachtstücke, wie die Heidelandschaft, das Kabinettstückchen Hessen, die kurze, aber gute Himalaja-Erwähnung, die wohlgewählten Bilder von Hochkönig und Hochkalter, die guten Ausschnitte aus den vortrefflichen und bewährten Baedekerkarten, in deren Auswahl viel Verständnis und Künstlersinn steckt.

HANS KOHN:

Bibliographie des Vorderen Orients 1930—1933

(Die Bibliographie ist der Versuch einer systematischen Fortführung der Bibliographien in Hans Kohn: „Geschichte der Nationalen Bewegung im Orient", Verlag Kurt Vowinckel, Berlin 1928, und „Imperialismus und Nationalismus im Vorderen Orient", Frankfurter Sozietäts-Verlag, 1931, und der Bibliographischen Berichte über den Vorderen Orient in der Zeitschrift für Geopolitik, VIII, S. 174, Februar 1931 und VIII, S. 574, Juli 1931.)

Arnold J. Toynbee: Survey of International Affairs 1930. Oxford University Press, London 1931. Das Buch enthält eine ausführliche Darstellung der Britisch-Ägyptischen Verhandlungen 1928—1930 und der Verhältnisse in Palästina vor, während und nach den Unruhen von 1929. Gut dokumentierte und unparteiische Darstellung des bekannten Forschers auf dem Gebiete internationaler Politik.

William Ernest Hocking: The Spirit of World Politics. Macmillan, New York 1932. Der Verfasser, Professor der Philosophie, untersucht das Verhältnis der Beziehungen europäischer Staaten zu den Rechten anderer Rassen und junger Völker und behandelt insbesondere die Probleme Ägyptens, Syriens und Palästinas.

Herbert Adolphus Miller: The Beginnings of To-morrow. Frederick A. Stokes, New York 1933. Behandelt ein ähnliches Problem wie Hocking vom Standpunkt des Soziologen. Das Buch ist zu einem sehr großen Teile den Bewegungen Asiens, darunter auch Vorderasiens, gewidmet.

Tahir Khemiri und **G. Kampffmeyer: Leaders in Contemporary Arabic Literature.** Part I. Kegan Paul, London 1931. Ein sehr nützliches Nachschlagebuch, da die meisten Autoren auch politisch eine Rolle spielen. Eine Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde in Berlin.

C. H. Becker: Islamstudien. Vom Werden und Wesen der Islamischen Welt. Zweiter Band. Quelle & Meyer, Leipzig 1932. Der Band behandelt u. a. Probleme des heutigen Vorderen Orients, vor allem der Türkei.

H. A. R. Gibb: Whither Islam? Victor Gollancz, London 1932. Diese „Übersicht moderner Bewegungen in der islamischen Welt" enthält außer dem Beitrag des Herausgebers auch einen Beitrag G. Kampffmeyers über Ägypten und das arabische Asien.

Sherwood Eddy: The Challenge of the East. Farrar & Rinehart, New York 1931. Eine Schilderung des nationalistischen Asiens in seinem Aufbruch und seinen Problemen. Neben Ostasien und Indien werden die Türkei und Palästina behandelt.

Siegfried Passarge: Ägypten und der Arabische Orient. Zentral-Verlag, Berlin 1931. Knappe Übersicht mit Hervorhebung des geographischen und rassenmäßig ethnographischen Standpunkts.

Lord Lloyd of Dolobran: Egypt since Cromer. Vol. I. Macmillan, London 1933. Der bekannte englische Kolonialgouverneur und konservative Politiker gibt hier eine eingehende und schön geschriebene Darstellung der ägyptischen Geschichte und der britischen Verwaltung in Ägypten von 1904—1919.

C. C. Adams: Islam and Modernism in Egypt. Oxford University Press, London 1933. Darstellung des Einflusses Mohammed Abdus und seiner Schule im modernen Ägypten. Verfasser ist an der amerikanischen Universität in Kairo.

B. G. Gaulis: La Question Arabe. Berger-Lévrault, Paris 1930. Die bekannte französische Reiseschriftstellerin behandelt das Saudische Arabien und Syrien.

Eugène Jung: Les Arabes et l'Islam en face des Nouvelles Croisades. Paris 1931. Eine pro-arabische Darstellung, die auch die Palästinafrage behandelt.

Norman Bentwich: England in Palestine. Kegan Paul, London 1932. Eingehende Darstellung der englischen Verwaltung in Palästina 1917—1931. Der Verfasser war durch neun Jahre Generalstaatsanwalt der palästinensischen Regierung und ist Zionist.

Anis Saghir: Le Sionisme et le Mandat Anglais en Palestine. Les Presses Universitaires, Paris 1932. Darstellung des arabischen Standpunkts.

Alfred Bonné: Palästina, Land und Wirtschaft. Deutsche Wissenschaftliche Buchhandlung, Leipzig 1932. Darstellung der Wirtschaftsgeographie Palästinas und des zionistischen Kolonisationswerkes.

Palestine: A Decade of Development. The Annals of the American Academy of Political and Social Science, Philadelphia, November 1932. Ein Symposium arabischer und zionistischer Autoren über politische, wirtschaftliche und soziale Probleme Palästinas.

Fannie Fern Andrews: The Holy Land under Mandate. Houghton Mifflin Co., Boston 1931. Zweibändige, sehr materialreiche und unparteiische, aber unübersichtliche Darstellung.

Raymond O'Zouk: Les Etats du Levant sous Mandat Français. Larose, Paris 1931.

Santi Nava: Il Mandato Francese in Siria dalle sue Origini al 1929. Cedam, Padua 1930. Italienische kolonialpolitische Studie. Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1931 im gleichen Verlag: Il Problema dell'espansione Italiana ed il Levante Islamico. Die Untersuchung umfaßt Anatolien, Syrien, Palästina, Transjordanien und Ägypten.

Harold Armstrong: Turkey and Syria Reborn. John Lane, London 1930. Lebendig geschriebene Reiseskizzen.

P. di Roccalta: Angora e Kemal Pascià. Anonima Romana Editoriale, Rom 1932. Gute Übersicht über die politischen und wirtschaftlichen Probleme.

K. Krüger: Kemalist Turkey and the Middle East. Allen & Unwin, London 1932. Der Verfasser hat lange Jahre in der Türkei gewirkt.

Lutfy Levonian: The Turkish Press. Kegan Paul, London 1933. Auswahl charakteristischer und interessanter Übersetzungen aus der türkischen Presse in den Jahren 1925—32.

Schewket Raschid: Die türkische Landwirtschaft als Grundlage der türkischen Volkswirtschaft. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1932. Dieses Buch, Heft 16 der Sammlung „Moderne Wirtschaftsgestaltungen", ist eine auch für orientalische Länder außerhalb der Türkei beachtenswerte Monographie.

Dr. Bletch Chirguh: La Question Kurde, ses Origines et ses Causes. Publication de la Ligue Nationale Kurde Hoyboun. Impr. Paul Barbey, Kairo 1930. Darstellung der Kurdenfrage und Kurdenkämpfe in der Türkei seitens eines Kurden.

Sir Hubert Young: The Independent Arab. John Murray, London 1933. Darstellung der arabischen Feldzüge des Weltkrieges und der britisch-arabischen Beziehungen in Irak bis 1920.

Henry U. Hoepli: England im Nahen Osten. Das Königreich Irak und die Mossulfrage. Palm & Enke, Erlangen 1931. Eingehende Darstellung.

Ali Akbar Siam: La Perse au Contact de l'Occident. Ernest Leroux, Paris 1931. Wichtige Darstellung zur sozialen Entwicklung Persiens im Laufe des letzten Jahrhunderts.

I. K. Sadiq: Modern Persia and her Educational System. Publications of the Teachers College, Columbia University, New York 1931. Darstellung der modernen nationalen Tendenzen im Erziehungswesen, die auch für andere vorderorientalische Länder gelten.

Fritz Hesse: Persien. Zentral-Verlag, Berlin 1932. Eine übersichtliche Zusammenfassung aus der bekannten Weltpolitischen Bücherei.

Arnold T. Wilson: Persia. Ernest Benn, London 1932. Dieser Band der Reihe „The modern world" gibt die eingehendste Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse Persiens.

Rosita Forbes: Conflict: Angora to Afghanistan. Cassell, London 1931. Reisedarstellung der bekannten Reiseschriftstellerin.

Ali Shah Ikbal: The Tragedy of Amanullah. Ouseley, London 1933. Populäre Darstellung. Von dem gleichen Verfasser erschien gleichzeitig im Verlag John Long, London: The Prince Aga Khan, eine offizielle Biographie des bekannten pro-englischen indisch-schiitischen Führers.

Hans Kohn: Nationalismus in der Sowjetunion. Frankfurter Sozietäts-Verlag, 1932. Über dieses für das Verhältnis des Sowjetbundes zu den vorderorientalischen Völkern wichtige Problem handeln auch A. Y. Yoghenian: The Red Flag at Ararat (The Women's Press, New York 1933), ein informativer Reisebericht einer amerikanischen Armenierin in Sowjetarmenien, und Prince A. L. Rostovsky: Russia and Asia (Macmillan, London 1933), eine historische, bis zur Gegenwart fortgeführte Untersuchung.

S. Spiro Bey: The Moslem Pilgrimage. Luzac, London 1933. Bericht über die Pilgerreise von Ägypten nach dem Hedschas, die Heiligen Städte und die Pilgerschaftszeremonien.

D. van der Meulen, H. von Wissmann: Hadramaut, some of its Mysteries Unveiled. E. J. Brill, Leyden 1932. Sehr interessanter Reisebericht eines holländischen Kolonialbeamten und eines deutschen Gelehrten in das kaum bekannte Hadramaut in Südarabien, das sich auch in einem Umgestaltungsprozeß befindet.

Bertram Thomas: Arabia Felix. Across the Empty Quarter of Arabia. Jonathan Cape, London 1932. Wertvoller Bericht einer Pionierreise durch Südostarabien. Vom gleichen Autor erschien bei Allen & Unwin, London 1931: Alarms and excursions in Arabia.

H. St. J. B. Philby: The Empty Quarter. Constable, London 1933. Ein Reisebericht durch den südlichen Nedsched und eine erste Durchquerung der großen Wüste Südostarabiens, die in einer anderen Richtung im Jahr vorher Bertram Thomas als erster Europäer betreten hatte.

Die Amerikanische Universität in Beirut veröffentlicht: **A Post-War Bibliography of the Near Eastern Mandates.** Herausgeber ist Stuart C. Dodd. Die Sammlung umfaßt Bücher und Artikel über die A-Mandatsgebiete vom 11. 11. 1918 bis 31. 12. 1929, nach Sprachen geordnet. Zwei Bände umfassen die arabischen Veröffentlichungen, je einer die englischen, französischen, deutschen, hebräischen und italienischen. Ein Schlußband enthält die in armenischer, kurdischer, persischer, aramäischer und türkischer Sprache. Bis jetzt ist der hebräische Band erschienen, Redakteur Abraham Yaari, Syrian Orphanage Press, Jerusalem 1933.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

Geopolitik als nationale Staatswissenschaft

Zum Gegenstand: Geopolitik — Angriff und Verteidigung lesen wir im „Kurjer Poznanski", Nr. 269 v. 13. 8. 1933:

Gdingen, 10. 8.

„Die Verhandlungen der geopolitischen Kommission des Baltischen Instituts, die in Gdingen stattgefunden und über die wir bereits berichtet haben, verdienen noch einige Worte der Ergänzung.

Das bei denselben berührte wissenschaftliche Problem hat eine praktisch-politische Bedeutung — (allerdings!! D. Herausg.) —, da — wie Professor Smolenski aus Krakau in seinem Referate richtig hervorhob — die Geopolitiker sich heute in Deutschland als Angriffswaffe gegen uns betrachten — und diese Waffe gilt es, abzuwehren. Neben dieser Defensive ist jedoch auch eine Offensive nötig. Es genügt nicht, unsern Besitzstand in den Westgebieten zu verteidigen. Es muß eine polnische geopolitische Schule geschaffen werden, die wissenschaftlich arbeitet und sich der deutschen entgegenstellt. Die politische Geographie steht in Verbindung mit der historischen und wirtschaftlichen Geographie und mit der Anthropogeographie, so daß es erforderlich ist, Themen aus allen diesen Gebieten der Reihe nach zu bearbeiten.

Was das Problem des ‚Korridors' betrifft, so ist es abzulehnen. Es ist das Augenmerk darauf hinzulenken, daß gerade ein deutsches Pommerellen und Ostpreußen Polen vom Meere trennen und seinen natürlichen Zugang zu demselben versperren. Der heutige Besitzstand der Deutschen an der Ostsee ist ein Anachronismus, der mit der wirtschaftlichen Struktur des deutschen Staates unvereinbar ist. Diese ganze Arbeit muß ihr eigenes Preßorgan besitzen, nämlich eine besondere geopolitische Zeitschrift, die vom baltischen Institut herausgegeben und von einer, von der geopolitischen Kommission geschaffenen Redaktion geleitet wird.

*

In der interessanten Diskussion wurden besonders zwei Fragen aufgeworfen: ob man sich in der Geopolitik auf die Defensive beschränken (Prof. Romer), oder aber ob man zur Offensive übergehen solle (die Professoren Srokowski und Loth), sowie die Frage der Fähigkeit Deutschlands zur Kolonisation.

Diese letztere Frage ist wichtig, da die Deutschen auf dieselbe ihre ständig wachsenden und mit dem ‚Korridor' in Verbindung stehenden Ansprüche stützen.

Professor Sujkowski riet zur Bearbeitung solcher Themen aus dem Gebiete Deutschlands, die zeigen, daß Deutschland überhaupt kein Kolonisationsmaterial habe, während Dr. Jezowa eine Reihe von Beweisen dafür lieferte, daß der deutsche Bauer niemals ein gutes Kolonisationsmaterial gewesen sei. (Warum rief man ihn dann? D. Herausg.)

‚In allen Fragen wurde Einmütigkeit erzielt, und man einigte sich auf das Erscheinen einer geopolitischen Zeitschrift, deren Schriftleiter Professor Srokowski sein wird."

Es ist freundlich vom „Kurjer Poznanski", daß er nun auch von polnischer Seite diese Bestätigung für den Wert der Geopolitik als Mittel zur politischen Volkserziehung bringt, die wir von Frankreich, England und Italien wie den Sowjets längst besitzen. Allerdings kommt uns ein Vertreter des Außendienstes ohne geopolitisches Rüstzeug vor wie ein Mann im Zylinder und Gehrock, allenfalls mit einer Mensurpistole in der Rocktasche, der im bestrittenen Niemandsland gegen stahlhelmgerüstete Widersacher hinter Stacheldraht vorgeht, die sich des Besitzes von Handgranaten und MG. erfreuen.

Das kann auf die Dauer nicht gut enden. Darum empfiehlt sich auch für die Staatsmänner Mitteleuropas und solche, die es werden wollen, vom Feinde zu lernen und das längst für sie bereitgeschmiedete, nach diesem polnischen Zeugnis offenbar anwendenswerte geopolitische Rüstzeug zu gebrauchen oder wenigstens bei der Ausbildung ihres Nachwuchses zuzulassen.

Herausgeber und Schriftleitung.

* * *

Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg

Es ist das Eigenartige an der deutschen Geschichte, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation so ziemlich alle seine geopolitischen Schlüsselstellungen und Ausfallstore über dem Streit der Dynastien verlorengehen ließ. Die Alpenpässe, die Rheinmündung, das Baltikum, der Sund und das Kernland zwischen den fünf großen Strömen Mitteleuropas wurden dem Reich in Zeiten der Schwäche systematisch von den Nachbarstaaten abgejagt. Das letzte dieser Gebiete ist der heutige österreichische Staat; seine endgültige Ablösung vom deutschen Kernland steht seit 1918 zur Debatte und wurde dabei zum zentralen Problem der europäischen Politik schlechthin.

Die Bemühungen um die Loslösung Österreichs aus dem Raum der deutschen Einflußsphäre sind sehr alt. Sie datieren in konkreter Gestalt bis auf Napoleon zurück, der schon damals den Boden durch freiwillige Vorarbeit Österreichs, nämlich durch sein Ausscheiden aus dem Deutschen Reich, bereitet fand. Metternich hat die Trennungspolitik zwischen dem Reich und Österreich durch Jahrzehnte planmäßig gefördert. Wohl war noch ein gewisser politischer Zusammenhang Österreichs mit den gesamtdeutschen Geschicken vorhanden. Aber die habsburgische Bürokratie hat derart gründlich für eine langsame kulturelle Abschnürung vom Mutterland ge-

sorgt, daß mit jeder neuheranwachsenden Generation der deutsche Einfluß in Österreich geringer wurde, um dynastischen Interessen oder sonstigen Surrogaten eines deutschen Nationalgefühls Platz zu machen. Den offiziellen Bruch mit der deutschen Tradition in den Staatsgeschäften brachte 1866. Österreich machte damals zuerst den Versuch, das Deutschtum innerhalb seiner Grenzen zu einer eigenen Nation zu entwickeln, die möglicherweise ähnlich dem Deutschtum in Holland oder in der Schweiz oder wie die Angelsachsen der Dominien ihren eigenen Nationalismus und ihre eigene Kultur gestaltet hätte. Zum Glück für das Gesamtdeutschtum fällt jedoch die Periode der letzten großen Absplitterung zeitlich mit dem Prozeß der Einigung der deutschen Stämme zusammen, der kurz nach dem Schlußakt der staatlichen Absonderung Österreichs seine großartige Krönung in dem Werk Bismarcks fand. Das Jahr 1871 hat das Deutschtum Österreichs vor seinem endgültigen Zerfall bewahrt. Am deutlichsten beweist diese Tatsache das Aufbegehren der Volksmeinung gegen den Plan der österreichischen Regierung, an Seite Frankreichs gegen Preußen-Deutschland zu Feld zu ziehen. Das österreichische Deutschtum war eben noch nicht unempfänglich geworden für die Ideen des Gesamtdeutschtums, und so konnte es aus der Abwehr der frankophilen Habsburger-Pläne und dem Ereignis der Reichsgründung im Schloß von Versailles die Kraft gewinnen, die es zu seiner Erhaltung und zur Abwehr der Angriffe der anderen Nationen der Monarchie in den Jahrzehnten bis zum Zusammenbruch des Donaureiches nötig hatte. Die christlichsoziale Bewegung unter Lueger, die Begründung des Rasseantisemitismus durch Ritter von Schönerer, der Aufstieg des deutschsozialen Gedankens in den Sudetenländern, die scharfen Abwehrkämpfe der Deutschen gegen die kulturellen Forderungen der Tschechen, die großartige Neubelebung der Turnbewegung im völkischen Sinne Jahns, die Arbeit des deutschen Schulvereins usw. waren Zeichen, daß die Deutschen Österreichs trotz der Schläge von 1806 und 1866 ihrer alten Grenzmarkaufgabe gewachsen blieben. Das letzte große Ereignis, das dem Deutschtum des Österreichers die stärksten Impulse geben sollte, war der Weltkrieg, der für die junge österreichische Generation zum größten Erlebnis des gemeinsamen Schicksals aller deutschen Stämme wurde. Das Weltkriegserlebnis und die Befreiung der österreichischen Deutschen von der Last der dreizehn nichtdeutschen Nationen der Donaumonarchie hat in Österreich wieder den Wunsch nach einer Vereinigung mit dem Mutterland aufflammen lassen. Wenn auch dieser Wunsch infolge des Diktats einer Übermacht nicht Wirklichkeit werden konnte, so beherrscht er doch bis heute die Politik Mitteleuropas, ja er hat Österreich zur Drehscheibe der europäischen Politik gemacht, denn aus den französischen Absichten einer möglichst weitgehenden Schwächung Deutschlands ist ein Staatengebilde entstanden, das so ziemlich alle Fragenkomplexe der europäischen Politik infolge seiner geopolitischen Lage berührt.

Das brennendste Interesse an Österreich und an dessen sogenannter Selbständigkeit hat natürlich Frankreich, haben seine südöstlichen Vasallenstaaten, in erster Linie die Tschecho-Slowakei. Es ist für den Quai d'Orsay seit dem ersten Aufflammen der „Heim-zum-Reich-Bewegung" in Österreich selbstverständlich beschlossene Sache, daß die Absorbierung Österreichs vom Reich mit allen Mitteln gefördert und, soweit nötig, überhaupt erst geschaffen werden muß. Diese Konzeption beherrscht die französische Außenpolitik in allen ihren Äußerungen seit 1918, manchmal offen sichtbar, meistens aber in geschickt verschleierter Form und nicht selten mit den raffiniertesten Tarnungsmitteln arbeitend, wobei nicht einmal von der Vortäuschung nationaldeutscher Ziele zurückgeschreckt wird. Das trübe Kapitel der systematischen Absonderung Österreichs vom Reich ist jedoch nur durch die Einstellung gewisser österreichischer Kreise möglich geworden, die jede Gelegenheit zu einem Angriff gegen die großdeutsche Idee benützen und bereit sind, sich mit allem, was gegen Deutschland gerichtet ist, zu verbünden. In zäher, systematischer Arbeit hat sich diese Richtung eine Basis geschaffen, die sie beim antideutschen Ausland kreditfähig macht, so daß heute eine ständige Wechselwirkung zwischen Österreich und dem Feindbund bei der Durchführung der gegen Deutschland gerichteten Pläne erreicht ist. Das offene Hervortreten der reichsfeindlichen Bestrebungen in Wien ist jedoch eine Errungenschaft der jüngsten Zeit, in der sich die politische Orientierung Österreichs seit den ersten Nachkriegsjahren um 180 Grad gedreht hat. 1918 war das Zusammengehörigkeitsbewußtsein so stark, daß es sogar in der neuen Staatsverfassung der Republik Österreichs seinen Ausdruck finden konnte. Diese Verfassung, die am 12. November 1918 von der provisorischen österreichischen Nationalversammlung zum Gesetz erhoben wurde, bestimmt im Artikel II:

„Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik"

Damit war Deutsch-Österreich zum Bundesstaat des Deutschen Reiches proklamiert worden. Abgesandte Deutsch-Österreichs erschienen in der Weimarer Nationalversammlung; zwischen der Wiener Regierung und der Reichsregierung wurden Verhandlungen über den Zusammenschluß der beiden Staaten eingeleitet. Die Farben der Weimarer Republik Schwarz-Rot-Gold (es sind zugleich die deutschnationalen Farben Österreichs, die Farben der Wartburg und der Revolution von 1848) wurden auf deutsch-österreichische Anregung zu den Reichsfarben erklärt. Die Einigung der solange getrennten deutschen Stämme schien Wirklichkeit geworden zu sein.

Diese Entwicklung entsprach aber weder dem Konzept Frankreichs noch dem der Anschlußgegner in Österreich selbst, die den Untergang des Hofes nicht verschmerzen konnten und — mit dem Königsgedanken einer neuen, wenn auch verkleinerten Donaumonarchie in petto, gemeinsam mit Marxisten und anderen Gegnern eines starken Deutschland ihre Pläne gegen die Vereinigung Deutschland-Österreich durchzusetzen begannen.

Es ist klar, daß der Anschluß damals — in der Zeit des Zusammenbruches der Mittelmächte, des Siegesrausches der Entente und des Freiheitstaumels der „befreiten" Nationen der Monarchie — nur bei straffester Zusammenfassung des österreichischen Deutschtums möglich gewesen wäre, wozu der schärfste aktive Widerstand gegen die imperialistischen Absichten, insbesondere der Tschechen und Südslawen, notwendig war. Eine großzügige bewaffnete Abwehr der slawischen Besetzung deutsch-österreichischer Gebiete mit Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker hätte eine ähnliche eindrucksvolle und erfolgreiche Demonstration des nationalen Lebenswillens des deutsch-österreichischen Volkes werden können, wie es in kleinerem Ausmaß die Abwehrkämpfe von 1919 in Kärnten gewesen sind, die zur Rettung des Landes führten.

Ansätze zu einer solchen Abwehr waren allenthalben vorhanden. Es bildeten sich überall Freikorps, die im Verein mit regulärem Militär den Eindringlingen entgegentreten wollten. Dieser erwachende nationale Abwehrwille behagte aber der provisorischen Regierung in Wien durchaus nicht. Wohl wurde in der aus 200 Abgeordneten des letzten Reichstages bestehenden provisorischen Nationalversammlung Deutsch-Österreichs am 21. November 1919 auf sudetendeutschen Antrag hin ein einstimmiger Beschluß über die Bildung und dem Umfang des deutsch-österreichischen Staates auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes gefaßt:

> „Das deutsche Volk in Österreich ist entschlossen, seine künftige staatliche Ordnung selbst zu bestimmen, einen selbständigen deutsch-österreichischen Staat zu bilden und seine Beziehungen zu den anderen Nationen durch freie Vereinbarungen mit ihnen zu regeln. Der deutsch-österreichische Staat beansprucht die Gebietsgewalt über das ganze deutsche Siedlungsgebiet, insbesondere auch in den Sudetenländern. Jeder Annexion von Gebieten, die von deutschen Bauern, Arbeitern und Bürgern bewohnt werden, durch andere Nationen wird sich der deutsch-österreichische Staat widersetzen."

Dieser Widerstandswille ist aber Papier geblieben, was nicht überraschen kann, wenn man den in diesem Beschluß praktisch versteckten Verzicht beachtet: Deutsch-Österreich soll ein selbständiger Staat mit eigener Außenpolitik werden.

Tschechen und Südslawen kümmerten sich dementsprechend wenig um solche Beschlüsse, die sich selbst zur Bedeutungslosigkeit verdammten. Die Tschechen marschierten bereits Ende November und im Laufe des Dezembers 1918 in Deutsch-Böhmen ein, während die Südslawen sich in der Untersteiermark und in Kärnten häuslich einrichteten.

Der einsetzende bewaffnete Widerstand wurde von der damaligen Wiener Regierung gründlich abgebogen. Die regulären Formationen pfiff der sozialdemokratische Heeresminister Dr. Deutsch zurück, die hilfeheischenden Abordnungen aus den besetzten Gebieten wies der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Bauer ab, und in der Provinz sorgten die kleinen Parteifunktionäre für die Einhaltung der gleichen defaitistischen Linie. So stellten sich die beiden Militärkommissäre des Landes Steiermark, der deutschnationale Abgeordnete Einspinner

und der sozialdemokratische Abgeordnete Resel, gegenüber den in Bildung begriffenen Bauernkommandos auf den Standpunkt „Mei Ruah will i habn". Ja, die sozialdemokratische Landtagsfraktion der Steiermark drohte sogar gegen eine bewaffnete Aktion zur Rettung des steirischen Unterlandes mit Streiks vorzugehen!

Ähnlich lagen die Verhältnisse im Sudetenland. Kein Wunder, daß der österreichische Staat, dessen Regierung nicht den geringsten Wert auf seine nationale Unantastbarkeit legte, bereits am 3. Juni 1919 die Quittung dafür vorgelegt erhielt: den „Friedensvertrag" von Saint-Germain en Laye, der Deutsch-Österreich nicht nur der deutschen Randgebiete mit fast 4 Mill. Einwohnern beraubte, sondern auch den Anschluß an das Deutsche Reich verbot.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß die damalige österreichische Regierung und ihre Delegation in Paris sich nicht die geringste Mühe gab, gegenüber den Ententemächten dem durch die Kärntner Abwehrkämpfe gewaltig auflodernden Anschlußwillen der österreichischen Bevölkerung irgendwie Ausdruck zu verleihen. Mit Berufung auf den von der Deutschen Nationalversammlung am 16. Juli 1919 angenommenen Vertrag von Versailles, der im Art. 80 den Anschluß verbot, ließen sich diese Vertreter Österreichs erst gar nicht auf eine Diskussion der Anschlußfrage ein, so daß der Vertrag von St.-Germain, der im Art. 88 ebenfalls das Anschlußverbot enthält, anstandslos am 24. September 1919 ratifiziert werden konnte.

Die Trennungspolitik verzeichnete damit ihren ersten Erfolg. Gleichzeitig wurde dadurch die kommende Front deutlich abgegrenzt: Franzosen und Tschechen Hand in Hand mit bestimmten österreichischen Kreisen!

Mit den in die Friedensdiktate eingebauten Anschlußverboten hat Frankreich die drohende Gefahr einer Stärkung des Reiches gebannt und sich die Basis für seine deutschfeindliche Politik in Mitteleuropa auf lange Sicht geschaffen.

Art. 80 des zuerst ratifizierten Vertrages von Versailles bestimmt:

> „Deutschland erkennt die Unabhängigkeit Österreichs innerhalb der durch Vertrag zwischen diesem Staate und den alliierten und assoziierten Hauptmächten festzusetzenden Grenzen an und verpflichtet sich, sie unbedingt zu achten; es erkennt an, daß diese Unabhängigkeit unabänderlich ist, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Abänderung zustimmt."

Das eigentliche Anschlußverbot spricht allerdings erst der Art. 88 des Vertrages von St.-Germain aus:

> „Die Unabhängigkeit Österreichs ist unabänderlich, es sei denn, daß der Rat des Völkerbundes einer Abänderung zustimmt. Daher übernimmt Österreich die Verpflichtung, sich, außer mit der Zustimmung des gedachten Rates, jeder Handlung zu enthalten, die mittelbar oder unmittelbar oder auf irgendwelchem Wege, namentlich — bis zu seiner Zulassung als Mitglied des Völkerbundes — im Wege der Teilnahme an den Angelegenheiten einer anderen Macht, seine Unabhängigkeit gefährden könnte."

Es steht außer Zweifel, daß diese Bestimmung nur durch die nationale Passivität der österreichischen Regierung in der endgültigen Vertragsformulierung aufrechterhalten blieb. Die geringste Aktivität hätte ein solches Aufflammen des Zusammengehörigkeitsgefühls mit dem Gesamtdeutschtum zur Folge haben müssen, daß Frankreich niemals in der Lage gewesen wäre, den Art. 88 durchzusetzen. Überdies wäre die österreichische Außenpolitik durch den Vorstoß, den das Reich durch die Annahme der Verfassung in der Anschlußfrage machte, gestützt gewesen, denn Art. 61 der Reichsverfassung bestimmt:

„. . . Deutsch-Österreich erhält nach seinem Anschluß an das Deutsche Reich das Recht der Teilnahme am Reichstag mit der seiner Bevölkerung entsprechenden Stimmenzahl. Bis dahin haben die Vertreter Deutsch-Österreichs beratende Stimme im Reichsrat..."

Mit der Annahme dieses Artikels hat das Reich bereits einen Monat nach Ratifizierung des Versailler Vertrages diesen hinsichtlich des Anschlusses durch Gesetz durchbrochen. Deutschland verweigert vor allem die Anerkennung der Bezeichnung „Österreich" und betont ausdrücklich den von der Entente verbotenen Namen „Deutsch-Österreich". Weiter hält das Reich mit der Klausel „Deutsch-Österreich erhält nach seinem Anschluß an das Deutsche Reich..." in striktem Gegensatz zu dem Anschlußverbot des Versailler Vertrages die Möglichkeit eines Zusammenschlusses doch offen und räumt schließlich Österreich sogar vor dessen Vollzug schon eine Vertretung im Reichsrat ein.

Obwohl bis dahin noch kein Einspruch der Mächte gegen den Art. 61 der Reichsverfassung erfolgt war, unterzeichnete Österreich den Staatsvertrag von St.-Germain am 10. September 1919 und ratifizierte ihn am 24. September 1919. Mit diesem Tag schließt die erste Etappe des Kampfes um die großdeutsche Idee mit einer Niederlage der gesamtdeutschen Politik.

Trotz der Verträge und trotz der mangelnden Aktivität der Wiener Regierung erfaßte der großdeutsche Gedanke jedoch in der Folge immer weitere Schichten des österreichischen Volkes, so daß Frankreich sich genötigt sah, zur Sicherung seiner Politik neue Maßnahmen zu treffen.

Am 14. August 1920 kam unter der Ägide Frankreichs der tschechisch-südslawische Bündnisvertrag zustande, der den Grundstein zur Kleinen Entente bildete. Das Ziel dieser neuen Staatengruppierung sollte die Verhinderung der Habsburger-Restauration und der Vereinigung Österreichs mit Deutschland sein.

Um diese Zeit holten die Anschlußgegner in Österreich selbst zu einem neuen Schlag aus. Die provisorische österreichische Verfassung vom 12. November 1918, die Österreich den Charakter eines deutschen Bundesstaates gab, wurde dahin geändert, daß man Österreich in acht mit weitgehenden Autonomierechten ausgestattete Bundesländer aufteilte. Man hatte die Kühnheit, den am 1. Oktober 1920 Gesetz gewordenen Entwurf als eine Angleichung an das Reich hinzustellen, indem man

geflissentlich übersah, daß Österreich in diesem Fall ja nicht mit dem Gesamtreich, sondern nur mit den deutschen Gliedstaaten verglichen werden konnte, ein Teilstaat des Reiches aber nicht seinerseits als Bundesstaat — d. h. als Reich — gegliedert sein kann. Die Verfassung von 1920 spekulierte ganz richtig darauf — und das war ihr eigentlicher Sinn —, daß die Bundesländer sich gegen das Aufgehen Österreichs im Reich, das einen österreichischen Einheitsstaat vorausgesetzt hätte, lebhaft zur Wehr setzen würden.

Vorderhand nützte jedoch dieser Riegel vor dem Anschluß wenig. Die erfolgreiche Anwendung der Abstimmungswaffe in Kärnten hatte es nahegelegt, den Anschluß auf dieselbe Weise zu erzwingen.

Am 24. April 1921 bekannte sich Tirol auf diese Weise mit 98,6% Mehrheit zum Anschluß, und am 30. Mai 1931 folgte Salzburg mit 99%. Steiermark wollte ebenfalls abstimmen, aber die österreichische Regierung verbot auf einen Wink der Mächte diese unangenehmen politischen Kundgebungen.

Trotz der Gefügigkeit der österreichischen Regierung fand es die Entente aber doch für angezeigt, sich durch den Vertrag von Lana, der zwischen Österreich und der Tschecho-Slowakei abgeschlossen wurde, über die Friedensverträge hinaus zu sichern. Im wesentlichen ist dieser Vertrag ein Locarno. Gegen die großdeutsche Orientierung richtet sich in erster Linie eine Bestimmung, die beide Staaten verpflichtet, keine Organisationen zu dulden, soweit sie die Sicherheit des anderen Vertragsteiles gefährden. Das Abkommen wurde in Ausnützung der sich verschlechternden Wirtschaftslage Österreichs am 4. Februar 1922 durch eine Anleihe der Tschecho-Slowakei an Österreich im Betrag von 500 Millionen Kč versteift. Damit setzte die finanzielle Eingliederung Österreichs in die französischen Pläne ein, die von der Regierung Seipel bereitwilligst unterstützt wurde. Seipel suchte zuerst durch eine Zollunion mit Italien den Anschluß zu verhindern, beugte sich aber sofort nach dem Scheitern der Verhandlungen mit Italien den französischen Wünschen, die in der berüchtigten Sanierung Österreichs am 22. November 1922 (Genfer Protokolle) ihre Verwirklichung fanden. Das Protokoll I ergänzt das politische Anschlußverbot des Friedensvertrages durch folgende wirtschaftliche Bestimmungen:

„. Österreich verpflichtet sich, gemäß dem Wortlaute des Artikels 88 des Vertrages von St.-Germain, seine Unabhängigkeit nicht aufzugeben. Es wird sich jeder Verhandlung und jeder wirtschaftlichen Bindung enthalten, die geeignet wäre, die Unabhängigkeit direkt oder indirekt zu beeinträchtigen.

Diese Verpflichtung läßt Österreich, unter Wahrung der Bestimmungen des Vertrages von St.-Germain, seine Freiheit in bezug auf Zolltarife, Handels- und Finanzabkommen und im allgemeinen hinsichtlich aller sein Wirtschaftssystem und seine Handelsbeziehungen betreffenden Angelegenheiten. Vorausgesetzt ist jedoch, daß Österreich seine wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht dadurch antastet, daß es irgendeinem Staate ein Sondersystem oder ausschließliche Vorteile zugesteht, die geeignet wären, diese Unabhängigkeit zu gefährden..."

Das Genfer Protokoll schließt den zweiten Abschnitt des Ringens um den An-

schluß mit einem vollständigen Sieg der französischen Politik, die ihr Netz von Machtpositionen mit allen erdenklichen Mitteln lückenlos ausgebaut hatte.

*

Die folgenden Jahre bringen wenig Neues auf dem Gebiet der Anschlußpolitik, wenn auch ihre Gegner eifrig bemüht sind, ihre Stellungen noch weiter zu befestigen. Die katastrophale Wirtschaftslage des Reiches wird von Frankreich zum ersten Male zu einer großzügigen Donaukonföderationspropaganda benützt.

Am 25. Januar 1924 schließt Frankreich mit der Tschecho-Slowakei einen Freundschaftspakt mit sichtlicher Spitze gegen die deutschen Interessen im Donaubecken.

Am 14. Oktober 1925 erfolgt der Abschluß eines noch weitergehenden Militärvertrages zwischen diesen beiden Staaten.

Frankreich, das sich alle nur möglichen Sicherheiten glaubte verschafft zu haben, hatte aber die Dynamik des großdeutschen Zusammenhanges unterschätzt. Das neue Anwachsen der nationalen Bewegung in Deutschland und die deutsche Konjunktur, die 1927 begann, brachten die großdeutsche Idee neuerlich ins Rollen. Die französische Diplomatie antwortete sofort mit starken Gegenstößen im Südostraum. Der erste Angriff bestand diesmal im Abschluß eines neuerlichen Vertrages zwischen Frankreich und der Tschecho-Slowakei, der nur gegen ein engeres Zusammengehen Österreichs und Deutschlands gerichtet ist und in seinem wesentlichen Teil besagt:

Die Tschecho-Slowakei verpflichtet sich, ihre Politik auf die Durchsetzung der Friedensverträge einzustellen, d. h. den Anschluß mit allen Mitteln zu bekämpfen. Zu diesem Zweck wird die Leitung der tschechischen Armee auf die Dauer von 10 Jahren einer französischen Militärkommission übertragen. Falls die Anschlußbewegung in ein akutes Stadium tritt, hat die tschechische Armee das Gebiet nördlich der Linie Wien—Linz—Salzburg und die Industriezentren und militärischen Betriebe bis zur Semmering-Linie zu besetzen, während jugoslawische Truppen bis zur Linie Graz—Klagenfurt einzurücken hätten.

Eine der Ursachen dieses Vertrages dürfte das Emporkommen der Heimwehr gewesen sein, die 1927/28 noch großdeutsch dachte. Die nationale Spitze des Heimwehrgedankens wurde von den österreichischen Systempolitikern allerdings sehr bald abgebogen und in das Fahrwasser des „Österreichischen Nationalismus" im Sinne Seipels geführt. Aus dieser Einstellung heraus hat die Heimwehr die Verfassungsreform vom Jahre 1929 herbeigeführt, die auf eine bedeutende Stärkung der Staatsgewalt abgestellt war. Damit war ein neuer Stoß gegen den Gedanken einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten gelungen, denn die Stärkung der Staatsgewalt mußte Österreichs politisches Eigenleben fördern und die Umwandlung in einen Bundesstaat noch mehr erschweren. Mundgerecht gemacht hat man der Bevölkerung diese Reform wiederum als „Angleichung an das Reich". Es wiederholt sich hier das Spiel von 1920!

Diese Politik zeitigte schnell ihre Früchte. Frankreich war sofort bereit, den „Selbständigkeitswillen" Österreichs zu unterstützen, und erließ am 21. Januar 1930

im Haag der Österreichischen Republik alle Kriegsschulden, also zu einer Zeit, in der Deutschland durch das Young-Abkommen zur Leistung unerhörter Beträge gezwungen wurde.

Die Tendenz ist eindeutig: man wollte der österreichischen Bevölkerung zeigen, daß man gewillt ist, Österreich eine bessere Behandlung angedeihen zu lassen, solange es in keine zu enge Verbindung mit dem Reich tritt.

*

In die Zeit des immer häufiger offen ausgesprochenen Verzichtes auf die Erhaltung des deutschen Charakters Österreichs fällt der Beginn der dritten Periode des Kampfes um ein einiges Deutschtum mit der Reichstagswahl vom 14. September 1930. Der gigantische Aufstieg des Nationalsozialismus, aller Welt sichtbar geworden mit dem Einzug der 107 Braunhemden in den Deutschen Reichstag, drohte durch seine Auswirkungen auf Österreich das ganze Konzept der französischen Donaupolitik zu verderben.

Zweifelsohne unter dem Eindruck dieser Wahl und wohl auch in der stillen Hoffnung, daß die mobilisierten nationalen Massen eine Stütze für eine aktive Außenpolitik Deutschlands und Österreichs abgeben könnten, kam das Zollunionsprojekt Schobers und Curtius' vom 19. März 1931 zustande. Dieses im Wiener Protokoll niedergelegte Abkommen veranlaßte Frankreich nun, mit dem schwersten Geschütz gegen die deutsche Politik aufzufahren. Frankreich konnte das tun, denn der Zollunionsplan litt an Konstruktionsfehlern, die sein Schicksal schon im Moment der Geburt besiegelten. Vor allem fehlte die machtpolitische Unterbauung für eine derartige Neuerung der völkerrechtlichen Verfassung Nachkriegseuropas. Schober und Curtius macht man nicht ohne Grund den Vorwurf, daß sie sich hätten darüber klar sein müssen, daß schon von der rein wirtschaftlichen Seite gesehen ein Bruch mit der Meistbegünstigungsklausel für die beiden schwachen Staaten unmöglich sein mußte, solange nicht einmal die machtpolitischen, meist besser fundierten Staaten des Südostens zur gleichen Lösung kamen. Überdies aber boten die durch Parteienkämpfe zerrissenen inneren Verhältnisse Österreichs und Deutschlands niemals die für ein konsequentes Durchhalten notwendige Festigkeit und Geschlossenheit, wozu noch kommt, daß sich gewisse, um ihre Posten besorgte Leute angesichts des Anschwellens der nationalsozialistischen Bewegung in Österreich nach der Septemberwahl 1930 im Reich zu politischen Geschmacklosigkeiten hinreißen ließen, die zwar auf heftigen Widerstand in den eigenen Reihen stießen, aber doch nicht ohne Einfluß auf die Öffentlichkeit blieben. Es sei bloß ein Beispiel zitiert, das typisch für die damalige Lage war: anläßlich der Herbstwahl 1930 erklärte der christlichsoziale Nationalrat Winsauer in Lorchau bei Bregenz in einer Wahlrede:

> „Es ist bezeichnend für die Nationalsozialisten, daß sie Redner aus Deutschland kommen lassen müssen. Ich würde mich schämen, in Deutschland in einer Wählerversammlung zu sprechen, vor einem Volk, dem ich gar nicht angehöre."

Wohl hat dem Redner tiefe Entrüstung der eigenen Parteigenossen geantwortet, aber angesichts des kürzlichen Versuches, anläßlich des 250-Jahrfeier der Befreiung Wiens von den Türken den Sieg des deutschen Reichsheeres über die türkische Belagerungsarmee als einen Sieg des Polenkönigs Sobieski hinzustellen, kam man nicht umhin, diese Methoden als politische Tatsachen anzuerkennen.

Jedenfalls waren diese Stimmen eine angenehme Voraussetzung für die französische Politik, der schließlich Schober durch seine These „Ein Volk, zwei Staaten" selbst den Boden ebnete, denn für Frankreich war es ein leichtes, aus dem Widerspruch zwischen dem auf eine Einigung der beiden deutschen Staaten abzielenden Zollunionsprojekt und dem von Schober geprägten Schlagwort machiavellistische Methoden zu unterstellen und die beiden deutschen Staaten vor der internationalen Öffentlichkeit ins Unrecht zu setzen.

Am 8. Mai 1931 brachte Frankreich die österreichische Kreditanstalt zu Fall, von der der Großteil der österreichischen Industrie abhängig war. Damit war der Zollunionsplan praktisch erledigt. Curtius und Schober mußten aber auch noch in aller Form vor dem Rat in Genf — zeitlich noch vor dem Haager Gutachten, das die Rechtslage klären sollte — auf die Durchführung des Zollunionsplanes verzichten, obwohl England mit einem 90-Millionen-Kredit zur Verhinderung der französischen Erpressung eingesprungen war.

Das Gutachten des Haager Schiedsgerichtshofes vom 5. September 1931 ist ein vernichtendes Urteil über die offizielle österreichische Politik. Mit 8 gegen 7 Stimmen erklärte der Gerichtshof den Zollunionsplan als mit dem Genfer Sanierungsprotokoll unvereinbar, während er hingegen mit 8 gegen 7 Stimmen feststellte, daß der Zollunion nach dem Art. 88 des Vertrages von St.-Germain nichts im Wege stünde. Aus diesem Urteil ergibt sich die ganze Perfidie jener Sanierungspolitik von 1922 und ihrer Träger, die nicht davor zurückschreckte, den Franzosen freiwillig die für die vollständige Unterdrückung Österreichs notwendigen Ergänzungen zu dem Diktat von St.-Germain zu liefern. Nicht St.-Germain, sondern Genf hat die Zollunion unmöglich gemacht.

Aber Frankreich begnügte sich nicht mehr mit der Abwehr der Zollunion, sondern ging zum Angriff über.

Ende August 1931 setzte die Donauföderationspropaganda mit bisher unbekannter Stärke ein. Zum erstenmal tauchten konkrete Pläne auf, die auf eine Einbeziehung Österreichs in die Kleine Entente hinzielten. Die Notrufe des dauernd vor dem finanziellen Zusammenbruch stehenden Österreichs an den Völkerbund und an die Großmächte vom August 1931 und vom 16. Februar 1932 boten den Franzosen die günstige Gelegenheit, neue Druckmittel anzuwenden, die in die Form des Tardieu-Plans gekleidet wurden. Der Tardieu-Plan kam zwar durch den Widerspruch der durch ihn selbst bedrohten Kleinen Entente zu Fall, aber Österreich war durch

das ständige Hinhalten und Unterbreiten von Gegenvorschlägen derart mürbe geworden, daß es auf der Konferenz von Lausanne im Juli 1932 glatt kapitulierte.

Abgesehen davon, daß im Artikel 2/IV die Bedingungen für eine frühere Rückzahlung der Anleihe erst nach Abschluß der Operation festgesetzt werden, wobei nach Punkt 3 der Beilage II Österreich überdies noch jeder Möglichkeit genommen wurde, von dritter Seite — also etwa von Deutschland! — Kapital zur Rückzahlung zu beschaffen, verschlechtert das „Österreichische Protokoll" das Genfer Protokoll und das Diktat von St.-Germain enorm durch die neue Bestimmung, daß über die Angelegenheit der Lausanner Anleihe der Völkerbundsrat nicht mehr einstimmig, sondern nur noch mit Stimmenmehrheit zu entscheiden habe. Das Deutsche Reich wird dadurch faktisch und rechtlich von jeder Einflußnahme auf die österreichische Politik ausgeschaltet.

Aber selbst damit war Frankreich noch nicht zufrieden. Die berühmte Abstimmung im österreichischen Nationalrat über Lausanne, die nach merkwürdigen Zwischenfällen endlich die Mehrheit von einer Stimme ergab, bot Frankreich immer noch zu wenig Sicherheit. Nach dem Zwischenspiel von Stresa (5.—20. September 1932), wo man Österreich neuerdings in die Kleine Entente drängen wollte, kam es daher anläßlich der Ratifikation des Lausanner Protokolles Ende des vorigen Jahres zu neuerlichen Pressionen, die zu einer neuen, allerdings vorsichtig verschleierten Erklärung Österreichs gegen den Anschluß führten.

*

Eine überraschende Wendung der gesamten Situation brachte die Machtergreifung Hitlers. Die Rückwirkung des Sieges des Nationalsozialismus war derart, daß das österreichische Deutschtum heute als gerettet angesehen werden kann. Wenn aber trotzdem den durch die Verträge gegebenen Tatsachen durchaus Rechnung getragen wurde, weil die zielklare Politik des Reiches unter der neuen Führung eine strikt vertragstreue Haltung einnimmt, so war dies die erste große Enttäuschung für die französische Politik; denn seit der Reichstagswahl 1930 hatte sie sich den phantastischsten Vermutungen über die Auswirkungen eines nationalsozialistischen Sieges auf die deutsch-österreichische Politik hingegeben.

Frankreich wollte nicht glauben, daß die Ideenwelt des Nationalsozialismus gar nicht erpicht auf mechanische, rein juristische Gestaltungen ist, sondern ihr Ziel in der Verbreitung ihres weltanschaulichen Gedankengutes über alle Deutschen diesseits und jenseits der Grenzen sieht. So ruhig und klar plötzlich die deutsche Politik geworden war, so nervös wurden nun die einer gemeinsamen deutschösterreichischen Linie abgeneigten Kreise in Österreich selbst und ihre Helfershelfer im Ausland. Frankreich, dem die neuerliche Verzichterklärung auf ein deutsch-österreichisches Zusammengehen nicht genügend schien, meldete sofort nach der Ratifikation neue Bedenken gegen die Begebung der Lausanner Anleihe an, die es nach

der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 mit dem fadenscheinigen Hinweis auf eine angeblich wieder aufgetauchte Anschlußgefahr begründete. Diese Bedenken wurden allerdings nicht offen ausgesprochen. Man benützte die genugsam bekannte Hirtenberger Affäre (es handelte sich um eine belanglose Reparatur alter italienischer Waffen, die zu einem demütigenden Ultimatum an Österreich führte), um die eigentlichen Beweggründe für die Zurückhaltung in der Anleihefrage zu verschleiern. Die steigende Bedrängnis Österreichs benützte Frankreich schließlich, um den Plan einer Neutralisierung Österreichs zu lancieren, dem man den Vorschlag, an Stelle des österreichischen Berufsheeres eine Miliz einzuführen, anschloß. Der österreichische Delegationsführer, Sektionschef Hecht vom Bundesministerium für Heerwesen, hat auch sofort auf der Genfer Abrüstungskonferenz Anfang Februar dieses Jahres den Gedanken der Miliz begeistert aufgegriffen und überdies im betonten Gegensatz zu Deutschland, Italien und anderen Mächten dem damaligen französischen Abrüstungsplan vorbehaltlos zugestimmt. Mit diesem Vorfall beginnt jene eindeutige offizielle Haltung der österreichischen Regierung, die bekanntlich bis zur Gegenwart die Geschicke der deutschen Donaurepublik bestimmt.

Am 4. März treten wegen eines Formfehlers bei der Abstimmung im österreichischen Nationalrat der sozialdemokratische Präsident Renner, der christlichsoziale Vizepräsident Ramek und der großdeutsche Vizepräsident Straffner vom Präsidium des Nationalrates zurück und geben damit der Regierung das Argument von der Selbstausschaltung des Parlamentes in die Hand. Der Ministerrat macht von der Lage sofort Gebrauch und beschließt bereits am 7. März ein generelles Versammlungs- und Aufmarschverbot und eine Verschärfung des Presserechtes unter Berufung auf das kriegswirtschaftliche (!) Ermächtigungsgesetz von 1917 (!), womit der Reigen der politischen Notverordnungen in Österreich beginnt. Die vom Vizepräsidenten Straffner für den 15. März einberufene Nationalratssitzung wird trotz der Verfassungsmäßigkeit von Polizei auseinandergetrieben, während Wien von Militär zerniert ist und in Tirol zum erstenmal die Heimwehr als Hilfspolizei einberufen wird.

Parallel mit diesen Ereignissen geht die Entwicklung der internationalen Politik. Am 16. Februar 1933 kommt der neue Pakt der Kleinen Entente zustande, der die fünfte Großmacht begründen soll. Sofort setzt eine wüste Hetze gegen Österreich ein, dem für den Fall einer Verweigerung des Anschlusses an die Kleine Entente gedroht wird, daß es als der Alleinschuldige am Weltkrieg verfemt wird. Zur selben Zeit bemüht sich Frankreich, die Besetzung der Kehler Kaserne durch SA. zu einer Verletzung des Friedensvertrages aufzubauschen und durch eine Intervention des französischen Botschafters de Fleurian in London am 10. März im Foreign Office England gegen Deutschland zu gewinnen. Trotz der ablehnenden Antwort Londons sucht Frankreich durch eine Beschwerde des Berliner Botschafters

Francois Poncet am 15. März im Auswärtigen Amt diese Lappalie in die internationale Diskussion zu bringen, ohne jedoch Erfolg zu haben. Während Frankreich sich bemüht, Deutschland die denkbar größten Schwierigkeiten zu machen, und z. B. am 29. April im Effektivausschuß der Abrüstungskonferenz die Anrechnung von 38 000 Mann Polizei auf die deutsche Heeresstärke durchsetzt und am 12. Juni in Genf ein Verbot der Arbeitsdienstpflicht erreicht, wird Österreich die Aufstellung einer Flugpolizeitruppe stillschweigend gewährt und die Miliz Ende August offiziell zugestanden.

In Österreich geht die Innenpolitik den nun einmal eingeschlagenen Weg. Als Antwort auf die Verdreizehnfachung der nationalsozialistischen Stimmen gegenüber 1931 bei den Gemeinderatswahlen am 24. April folgt am 11. Mai ein Verbot sämtlicher Gemeinde- und Landtagswahlen. Am 24. Mai wird der Verfassungsgerichtshof beseitigt, am 2. Juni verkündet Vaugoin die Wiedereinführung der alten monarchistischen Uniformen, am 13. Juni wird der deutsche Reichstagsabgeordnete und Legationssekretär Habicht verhaftet und entgegen der völkerrechtlichen Bestimmungen ausgewiesen, am 19. Juni erfolgt endlich das Verbot der Nationalsozialistischen Partei und am Tag darauf das Verbot des steirischen Heimatschutzes, der von Starhemberg abgefallen war. Ungefähr um dieselbe Zeit (13. Juni) spricht Dollfuß auf der Weltwirtschaftskonferenz in London mit einem deutlichen Ausfall gegen Deutschland, während am 11. Juni Finanzminister Buresch in Paris die Abschlußverhandlungen über die französische Tranche der Anleihe führt. Die Haltung Österreichs, die auch auf der Abrüstungskonferenz bei der Abstimmung über die deutschen Wehrverbände neuerlich zum Ausdruck gekommen war, indem sich Österreich der Stimme enthalten hatte, brachte schließlich Österreich die Begebung der Anleihe ein, wenn auch nicht mit der ursprünglichen Summe.

Inzwischen gingen die Bestrebungen zur Eingliederung Österreichs in ein unter fremder Vormundschaft stehendes südöstliches Staatensystem weiter. Gegen Ende Juni kam aus London die Meldung, daß Polen und die Tschecho-Slowakei sich über einen Zollunionsplan von der Adria bis zur Ostsee unter Einschluß von Österreich und Ungarn geeinigt hätten. Wandte sich auch diesmal Jugoslawien dagegen mit der Begründung, daß nicht der Anschluß, sondern die Habsburger-Restauration für die Nachfolgestaaten Krieg bedeuten würde, so blieb doch das Faktum unwidersprochen, daß zwischen Frankreich und Italien eine Einigung über die Habsburger-Frage zustande gekommen sei.

Augenblicklich liegen die Dinge so, daß die mit großen Anstrengungen fortgesetzten Bemühungen um eine Eingliederung Österreichs in die Kleine Entente von einem gewissen Erfolg begleitet zu sein scheinen, ohne daß deswegen die italienischen Bestrebungen einer Einbeziehung Österreichs in die faschistische Südostkombination zum Stillstand gekommen wären. Die seinerzeitige Absicht, Österreich gelegentlich des Abschlusses des Ostpaktes endgültig in das französische Bündnis-

system hineinzudrängen, sind angeblich von Gömbös während seines Wiener Aufenthaltes verhindert worden. Die Verbrüderung mit Polen anläßlich des Katholikentages und der Türkenbefreiungsfeier hat aber neuerlich in die französische Kerbe geschlagen, wogegen sich offenbar Starhembergs neue faschistische Linie mit ihrer betont italienfreundlichen Orientierung richtet. Der innerhalb der regierenden Kreise Österreichs ausgetragene Kampf der am Südosten interessierten Großmächte hat eine wesentliche Verschärfung mit der in den ersten Septemberwochen sehr deutlich zum Ausdruck gebrachten Ablehnung des Kabinetts Dollfuß durch die englische Regierung erfahren. Der Rücktritt des Bundeskanzlers Dollfuß in der Nacht vom 20. auf 21. September und seine Wiederbetrauung am folgenden Tage hat die Stagnation in der österreichischen Politik aufgehoben und den Entscheidungskampf um die künftige Gruppierung im Südosten eröffnet.

Wie sich das durch den Gegensatz Fey-Dollfuß personifizierte Kräftespiel um den Südosten zwischen Italien und Frankreich auf die deutsche Politik auswirken wird, ist eine Frage feinfühligster Beobachtung der südöstlichen Erschütterungen, damit rechtzeitiges vorbeugendes Handeln ermöglicht wird.

ERNST SAMHABER:

Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates

Wohl kaum ein großes Weltreich hat in der Erinnerung einen so schlechten Ruf hinterlassen wie das spanische Kolonialreich in Amerika. Unwillkürlich tauchen vor unserem geistigen Auge die traurigen Bilder der blutigen Niedermetzelung wehrloser Indianer, die rauchenden Autodafés der Inquisition und die Verarmung reicher und kulturell hochstehender Gebiete auf. Trotzdem hat es wohl niemals in der menschlichen Geschichte ein derartig gewaltiges Beispiel für den Willen zu einem Idealstaat gegeben — einem Idealstaat, der mit Großzügigkeit und heiliger Überzeugung nur nach den Gesichtspunkten des allgemeinen Wohles aufgerichtet wurde. Nur: dieser Staat ist nicht organisch gewachsen, er ist vom grünen Tisch aus entworfen worden. Gerade deswegen muß es reizen zu untersuchen, wieso dieses ungeheure Gebilde, das vom hohen Norden bis in das südliche Eismeer reichte, ein so unrühmliches Ende nehmen konnte.

Wir wissen, wie stark der Missionsgedanke an der Entdeckung Amerikas mitgewirkt hat. Ohne ihn hätte Kolumbus wohl kaum die Unterstützung der Königin Isabella gefunden, und die Fahrt hätte aus Geldmangel unterbleiben müssen. Nachdem aber ein gütiges Geschick der spanischen Krone statt des direkten Seeweges nach Indien einen ganzen Erdteil geschenkt hatte, setzte sofort der Kampf um die staatspolitische Organisation der Neuen Welt ein. Wenn Kolumbus trotz seines gewaltigen Erfolges gefallen ist, so geschah das nicht zum wenigsten, weil er,

fußend auf seine verbrieften Rechte, das entdeckte Land nach rein privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten ausbeuten wollte — ganz so, wie seine italienischen Landsleute die Kolonien im östlichen Mittelmeer aussaugten. Die Art und Weise, wie er friedliche Indianer auf sein Schiff lockte, um sie in Spanien in die Sklaverei zu verkaufen, verscherzte ihm einen großen Teil der allgemeinen Sympathie. Die maßgebenden spanischen Kreise, unter denen der höhere Klerus sehr einflußreich war, sahen eine einzigartige Gelegenheit, einen Idealstaat, eine weltliche Civitas Dei zu verwirklichen, und sie haben alles getan, um diesen Gedanken durchzusetzen.

Zunächst hatten sie mit den verschiedensten Widerständen zu kämpfen. Die stärksten gingen von Amerika selbst aus. Die ungeheuren Goldschätze hatten die tapfersten und energischsten, aber auch die rücksichtslosesten und rohesten Elemente der spanischen Nation in das unerschlossene Kolonialreich gelockt, Helden, die jeder Gefahr trotzten, die mit einer Handvoll von tollkühnen Abenteurern jahrhundertalte Kulturreiche eroberten, die aber kein Zeug zu Weltbeglückern in sich hatten. Unter Karl V. waren diese Konquistadores noch unersetzlich, ein Cortes mußte erst Mexiko, ein Pizarro das Inkareich erobern; aber bald setzte eine Gegenarbeit von Sevilla aus ein, die unter Philipp II. (1556—1598) zur Errichtung einer einzigartigen Kolonialherrschaft führte.

Wie alles, was Philipp anfaßte, war sie großartig und genial angelegt und scheiterte an kleinlichem Geiz und unbesiegbarem Mißtrauen. Der Grundgedanke war die straffe zentralistische Zusammenfassung der Staatsgewalt im Rate von Indien mit dem Bischof von Sevilla an der Spitze, der Zusammenfassung des gesamten überseeischen Handels in dem Hafen von Kadiz (mit vorübergehenden Ausnahmen) und der Erschließung des ungeheuren Erdteils durch Siedelung. Jene Zeit ließ gerne mit ihrer Phantasie ideale Staatsformen entwerfen. 1516 hatte Thomas Morus seine „Utopia" veröffentlicht, etwa 100 Jahre später entwarf Campanella, bezeichnenderweise in dem von Spanien beherrschten Neapel, seinen „Sonnenstaat". Derartige Gedankengänge waren den hohen und abgeklärten Beamten des Indienrates nicht fern, und sie haben alles getan, um sie in Wirklichkeit umzusetzen. Die Sonderbeauftragten aus der spanischen Heimat waren der Schrecken der unbändigen Konquistadoren. Meist waren es kluge Geistliche mit unumschränkten Vollmachten, die im Namen des Königs auftraten und selbst einen Pizarro in Ketten schlagen lassen durften, wenn er den neuen Gesetzen Widerstand leisten wollte. Vor allem der Vizekönig Cañete hat in den Jahren seiner Macht von 1555 bis 1561 rücksichtslos jede Auflehnung gegen die großzügige spanische Kolonialpolitik unterdrückt.

Aber damit allein waren die Probleme nicht gelöst. Zunächst galt es, die Kolonien auf eine wirtschaftlich tragfähige Grundlage zu stellen. Das berührt vielleicht merkwürdig, wenn wir uns die Erzählungen von den ungeheuren Edel-

metallschätzen vergegenwärtigen. Das Problem lag auch mehr auf der Schaffung einer Landwirtschaft, die die neuen Verbrauchszentren, die Städte, die Bergwerke und die Armeen zu versorgen in der Lage war. Sie war nicht vorhanden.

Die Spanier brachten die bekannten Getreidearten nach Amerika und die Viehzucht. Für die Ausrüstung ihrer Expeditionen schufen sie auf den großen Antillen eine sehr leistungsfähige Landwirtschaft aus dem Nichts, da die dortigen Indianer gewohnt waren, nur das zu ernten, was die Natur ihnen ohne Arbeitsleistung bot und was für europäische Auffassungen in keiner Weise ausreichte. Städte hat es wohl in Mexiko, nicht aber in Südamerika gegeben. Cajamarca und Cuzco waren nur Kultstätten, in die das Volk bei den großen Festen hineinströmte und wo in der übrigen Zeit der Hof und die Truppen wohnten, also zahlenmäßig sehr begrenzte Bevölkerungsteile. Das Inkareich mit seiner entwickelten künstlichen Bewässerung, seinem Hauptgewicht auf dem Kartoffelbau und seiner stabilen sozialen Struktur war nicht auf landwirtschaftliche Überschüsse eingestellt. Jetzt sollten sowohl für die künstlich geschaffenen Städte wie die sich rasch entwickelnden Minenplätze Zufuhren aus dem flachen Lande sichergestellt werden. Das setzte eines voraus: aus der indianischen Bevölkerung mußten landwirtschaftliche Erzeugnisse erpreßt werden.

Das einfachste Mittel erschien die Sklavenarbeit, wobei die Spanier die Bodenbebauung in eigene Regie übernahmen. Das war das System der sogenannten „repartimientos", der Aufteilung des Landes in riesige Güter an die Konquistadoren, wobei die Indianer als Sklaven dem Großgrundbesitzer zugewiesen wurden. Das spanische Mutterland hat dagegen sehr scharf Front gemacht. Der Bischof Las Casas (gest. 1566) setzte es durch, daß die Sklaverei der Indianer aufgehoben wurde, wenn er auch an ihre Stelle Neger aus Afrika einzuführen empfahl, wo er Zwangsarbeit als unvermeidlich ansah. Viel weiter reichten die Pläne des Indienrates, der eine Besiedlung mit Spaniern vorsah. Es wurde ein großartiges Siedlungswerk entworfen, mit modern anmutender Gesetzgebung, weitreichender finanzieller Unterstützung und wirtschaftlicher Förderung. Nur fehlte es an Menschen. Es ist bekannt, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die iberische Halbinsel sich entvölkerte. Groß sind die Klagen, daß die Dörfer aussterben, die Menschen verschwinden. Die Ursache lag aber nicht in der Auswanderung nach Amerika, wie vielfach irrtümlicherweise angenommen wird, sondern in der Abwanderung in die großen Städte, wo die Menschen in der traurigsten sozialen Notlage an den großen Seuchen sterben. Sevilla wächst im 16. und Madrid im 17. Jahrhundert zur Großstadt mit über 100000 Einwohnern. Dieser Verbrauch an Menschen ist zahlenmäßig viel größer als der der Kriege und gar der recht geringen Auswanderung über See. Dazu kam, daß Spanien nach den schlechten Erfahrungen der Zeit der Conquista bemüht war, nur die besten Elemente in die amerikanischen Kolonien zu lassen, und daher

die Auswanderer streng sichtete. Damit wurden gerade die beweglichsten Bevölkerungsteile in Spanien festgehalten.

Unter diesen Umständen mußte wieder trotz allem Bedenken zur Indianerarbeit zurückgegriffen werden. Nur in den tropischen Plantagen konnte die sehr kostspielige Haltung von Negersklaven auf die Dauer durchgeführt werden, eigentlich hat nur der Zucker und der Tabak die hohen Kosten getragen. So wurde die encomienda geschaffen, eine Art von Lehnsgut, wo die Indianer zwar frei waren, aber bestimmte Arbeiten gegen Überlassung von Land zu verrichten hatten oder an der Ernte nur zu einem Teil, meist der Hälfte, beteiligt waren, während der spanische Herr außer dem Grund und Boden noch die Geräte, Saat und vor allem das Vieh zu stellen hatte. Gewiß hatte dieses System viele Unzuträglichkeiten, und es hätte auf die Dauer sicher zur alten Ausbeutung und Sklaverei geführt, wenn dem Indianer nicht eine gewaltige Organisation schützend zur Seite gestanden hätte, die katholische Kirche. Reichte die hervorragende spanische Verwaltung bis in die Indianerdörfer, wo ein Häuptling (der Kazike) gewissermaßen als Obmann der Bevölkerung die Steuern einzutreiben und die Arbeitskräfte zu stellen hatte, so war im gleichen Dorfe sicher eine Kirche mit einem Geistlichen, der seine erste Pflicht darin sah, seine anvertraute Gemeinde vor Übergriffen zu schützen. Es mag wohl häufig genug vorgekommen sein, daß der Pfarrer dem Druck des spanischen Großgrundbesitzers sich gebeugt hat, die Regel war es sicher nicht. Standen ihm doch zwei Wege zur Verfügung, um seinen Gläubigen Recht zu verschaffen, der offizielle der Klage an den Gouverneur oder gar den Vizekönig, was deswegen oft mißlich war, weil verwandtschaftliche oder gesellschaftliche Bindungen bestanden, und der andere des direkten Berichtes an die kirchlichen Behörden in Spanien. Das setzte den schwerfälligen Mechanismus des Indienrates in Bewegung; es dauerte zwar lang, bis die Entscheidung nach Amerika gelangte, dafür pflegte sie von einer unmißverständlichen Klarheit und Schärfe zu sein, und dann halfen dem Übeltäter keine Beziehungen und keine soziale Stellung.

Dieses ausgeklügelte System der gegenseitigen Kontrolle und Bindung hat sich ausgezeichnet bewährt. Der Indianer genoß einen wirklichen Schutz, ohne daß ihm in der Verwaltung große Rechte eingeräumt zu werden brauchten. Die militärische Gewalt war neben der administrativen und der kirchlichen sehr gering, eigentlich herrschte in dem ungeheuren Gebiete bis auf die Grenzprovinzen, vor allem im südlichen Chile, absoluter Frieden, sowohl nach außen wie im Inneren. Daher erklärt sich auch der Schrecken, als die englischen und französischen Piraten mit ihrer schonungslosen Brutalität in diesen friedlichen Gebieten auftauchten. Und dennoch konnte dieses so hervorragend verwaltete Gebiet kein Staat werden. Aber das lag an seinen besonderen Problemen.

*

Die Spanier brachten ein Lebensideal nach Amerika, das in keiner Weise den gegebenen Verhältnissen entsprach. Die Indianer der alten Kulturgebiete von Mexiko und der südamerikanischen Hochgebirgstäler sind eine einfache, anspruchslose Rasse, die zwar für den täglichen Bedarf gern und vergnügt arbeitet, darüber hinaus aber keinen Ehrgeiz entwickelt. Auch ihre Feste zeichnen sich durch eine abgeklärte, stille Heiterkeit aus, ohne Aufwand und Pomp, ohne Ausgelassenheit und Verschwendung. Nach der Unterwerfung durch die Spanier kam als hervorragende Eigenschaft noch eine schweigende Traurigkeit dazu, die erst recht jeden Gedanken an äußerliche Freude und Prachtentfaltung ausschloß. Der Spanier kam damals bereits aus einer Kultur, die in der Entfaltung der Persönlichkeit, in großzügigem Wagen und Versuchen, in machtvollem Auftreten und weitgehender Verschwendung ihr Lebensideal sah. So stellen die Städte und Einrichtungen der spanischen Bevölkerung in Amerika, so primitiv sie dem spöttischen Besucher auch vorkommen mochten, einen Luxus dar, den die indianische Bevölkerung auf die Dauer nicht erbringen konnte.

Vor allem konnte der Bedarf an Erzeugnissen der Handwerkskunst in keiner ausreichenden Weise im Lande selbst gedeckt werden, daher mußte das Hauptprodukt, die Edelmetallschätze, dazu verwandt werden, diese Güter aus dem Auslande zu beziehen. Es ist richtig, daß einflußreiche Kreise in Spanien keinen Wert darauf legten, daß die Kolonien ihren Bedarf im eigenen Lande befriedigten, da sie am Handel interessiert waren.

Aber schließlich handelt es sich um das gleiche Problem wie heute, mehr als 100 Jahre nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft. Das Bedürfnis an europäischen Industriewaren besteht nur für eine zahlenmäßig kleine, wenn auch maßgebende Schicht, und es findet in den breiten indianischen Massen weder Verständnis noch Widerhall. Wohl die Mehrzahl der europäischen Bevölkerung im spanischen Amerika wohnte in den Städten; in den Wintermonaten, bei Ruhe der landwirtschaftlichen Arbeiten, waren es wohl fast die gesamten Europäer. Hingegen lebte von den Indianern nur ein verschwindender Bruchteil nicht dauernd auf dem Lande, wenn wir von den Minenplätzen absehen. Und hier starben sie, wie ein Mönch von Potosi berichtet, wie die herrenlosen Tiere. Den Hauptteil der Stadtbevölkerung stellten die Mischlinge, die in den spanischen Häusern angestellt waren oder als Handwerker, Händler usw. für sie arbeiteten, von den Weißen waren die meisten Geistliche, Mönche und Nonnen, der Rest Beamte oder Mitglieder der Großgrundbesitzerfamilien. Es gab zwar an den Indianergrenzen, wie in Chile oder Paraguay, viele armen Weiße, meist Soldaten, aber diese gingen bereits in der nächsten Generation in den Mischlingen auf, da ja nur verschwindend wenig weiße Frauen nach Südamerika kamen.

Diese wurzellose städtische Bevölkerung entwickelte nun eine eifrige Nachfrage nach europäischen Erzeugnissen, die sie ausschließlich durch Tribute des flachen

Landes bezahlen konnte, das bereits die Versorgung mit Lebensmitteln durch Zwang und Steuern übernehmen mußte. Aus eigener Tätigkeit konnte die Stadt sich weder selbst versorgen, noch mit den ausländischen gewerblichen Zentren in Wettbewerb treten. So wird der Außenhandel die Grundlage der amerikanischen Städte, während das flache Land mit seiner indianischen Bevölkerung nur zu einem Bruchteil von dieser Art der Wirtschaft berührt wird. Der Außenhandel an sich war zwar zahlenmäßig aktiv und erschien dank der sagenhaften Silberflotten in einem märchenhaften Strahlenschein; er lag aber auf der Kolonie wie ein schwerer Albdruck. Humboldt berechnet am Ausgange des 18. Jahrhunderts die Ausfuhr aus den Edelmetallkolonien, also dem amerikanischen Festlande, auf 55,5 Millionen Piaster, der eine Einfuhr im Werte von 42,7 Millionen Piaster gegenübersteht. Von dieser Ausfuhr sind aber nur 17 Millionen Waren und 38,5 Millionen Edelmetalle, die nicht auf dem Gewerbefleiß, sondern der Ausnutzung der indianischen Arbeitskraft ihre Entstehung verdankten.

Die aktive Handelsbilanz verschlechtert sich sofort, wenn wir die Inseln (Antillen) hinzunehmen, da diese besonders gegenüber den nordamerikanischen Kolonien der Engländer eine sehr stark passive Handelsbilanz hatten. Das erkennt man am besten an ihrem starken Bedarf an Edelmetallen, die das Defizit decken mußten. Im 18. Jahrhundert ging mehr als zwei Drittel des von Vera Cruz versandten Geldes nicht nach Spanien, sondern nach den Antillen. Die spanisch-amerikanische Landwirtschaft war also damals bereits dem Wettbewerb der nordamerikanischen unterlegen, die auf Arbeit von weißen Siedlern abgestellt war. Die eingeführten Waren wurden zu Preisen berechnet, die aus den verschiedensten Gründen ungeheuerlich hoch waren. Einmal war da der weite Seeweg, sodann das hohe Risiko, das nicht nur in der damaligen Unsicherheit der Technik, sondern vor allem in der mangelnden Sicherheit gegenüber den Piraten lag, und endlich die Zölle, aus denen ein großer Teil der hohen Verwaltungskosten bestritten werden sollte. Wie hoch diese Zölle waren, ergibt sich aus einer Betrachtung des blühenden Schmugglerwesens. Bis 1713 bestand das absolute Monopol Spaniens im Amerikahandel, durch den Assientovertrag erhielt England das Recht des sog. Permissionsschiffes — das natürlich heimlich immer wieder nachgefüllt wurde und der Konterbande erst das rechte System verlieh. Erst 1778 wurden verschiedene Häfen dem allgemeinen Verkehr geöffnet — was nach zeitgenössischen Berichten die Preise sofort ungeheuerlich fallen ließ.

Aber selbst die Waren, die aus Spanien eingeführt wurden, waren meist französischen oder englischen Ursprungs, was aus den starken Lieferungen dieser Länder nach Kadiz hervorgeht. Das ungeheure Werk der Abriegelung der Kolonien, um ihnen den Schutz vor europäischer Einfuhr zu gewähren, hat es nicht fertiggebracht, eine eigene Industrie zu erwecken. Alle Versuche aufgeklärter Beamte scheiterten nach wenigen hoff-

nungsvollen Anfängen. Es fehlte die Grundlage — eine geschulte, arbeitswillige und richtig geleitete Arbeiterbevölkerung. Es war daher ein richtiger Gedanke der Jesuiten, diese Schulung mit allen Kräften vorzunehmen. Sie haben in ihren Missionen die Indianer an feste Arbeit gewöhnt, haben sie die europäische Kunstfertigkeit zu lehren versucht. Sie allein trugen die Industrie und das Handwerk im spanischen Amerika. Als sie 1769 vertrieben wurden, war das der schwerste Schlag, den das Kolonialreich wirtschaftlich überhaupt erleiden konnte. Die großen Manufakturen und Plantagen verödeten, die Indianer verließen die „Reduktionen" und kehrten in ihre primitive Landwirtschaft zurück.

Alle Versuche Karls III. (1759—1788), eines aufgeklärten Despoten, der sich in vielem neben einem Joseph II. sehen lassen kann, dem Kolonialreich ein eigenes wirtschaftliches Leben einzuhauchen, scheiterten einfach daran, daß auf der einen Seite eine breite indianische Bevölkerung der „Wirtschaft" im europäischen Sinne mit ihrem Hasten und überflüssigen Luxusbedarf verständnislos gegenüberstand, und daß auf der anderen Seite dem „Staat" mit seiner technisch hervorragenden Verwaltung kein Volk gegenüberstand. Der Beamte kam meist aus dem Mutterlande, nicht weil die Einheimischen bewußt zurückgesetzt worden wären, wie nachträglich böswillig behauptet wurde, sondern weil sie einfach nicht die technische und berufliche Vorbildung hatten. Einzelne hervorragende Beamte bildeten Ausnahmen. Zwischen dem in der Regel schlecht bezahlten Beamten und dem völlig gleichgültig beiseite stehenden Volk stand die dünne Schicht der Kreolen, d. h. der in Amerika Geborenen weißer (oder wenigstens überwiegend weißer) Abstammung. Diese sahen auf den europäischen „Hungerleider" mit seiner Unkenntnis von Land und Leuten mit der gleichen Verachtung herab, wie dieser auf die ungebildeten Großgrundbesitzer ohne feinere (lies europäische) Lebensformen. Dieser Zwiespalt mußte sich verschärfen, sobald einmal die äußeren Umstände den Kreolen die Verantwortung in die Hände spielten. Die erste Gelegenheit waren die englischen Angriffe auf Buenos Aires 1806 und 1807, als die Bevölkerung unter Liniers die Verteidigung an Stelle des unfähigen Vizekönigs selbst in die Hand nahm und siegte. Die große Entscheidung fiel aber 1810, als Napoleon Spanien erobert hatte und in Kadiz die Cortes der treugebliebenen Spanier zusammentraten. Welchen Monarchen sollte das Kolonialreich anerkennen, den Bruder Napoleons oder die Regierung in Kadiz, die den gefangenen Ferdinand VII. als einzigen rechtmäßigen König ansah?

In diesem Augenblick der Entscheidung versank das künstliche System der von Spanien aus geleiteten und kontrollierten Verwaltung, da konnte nur das „Volk" als der Träger und Inhalt des Staates selbst sprechen — und an diesem Aufbruch einer Nation ist das juristisch so ausgeklügelte Kolonialreich zerbrochen.

Es ist bezeichnend, daß nur die weiße Bevölkerung bei dieser Entscheidung mitgewirkt hat. Der Kern des südamerikanischen Kolonialreiches, die Gebiete der alten inkaischen Indianerkultur, blieb bis zum bitteren Ende Spanien treu. Wo die Neger in größerer Masse eine Entscheidung geben konnte, in den Plantagengebieten des heutigen Venezuela, haben sie sich zunächst für Spanien und gegen die einheimischen Großgrundbesitzer ausgesprochen. An den Negerregimentern ist zuerst die Herrschaft Bolivars zerbrochen. Erst später wurden sie in die revolutionäre Front durch energische Unterführer eingegliedert. Entschieden wurde die Unabhängigkeitsbewegung durch die großen Präriegebiete der venezolanischen Llanos und der argentinischen Pampa. Die freien Llaneros und die Gauchos, unberührt von der spanischen Verwaltung, weder im guten noch im schlechten Sinne, haben letzten Endes den Sieg errungen, indem sie in den schwersten Jahren, als die spanischen Soldaten aus den napoleonischen Kriegen zurückkamen und die Sache der Freiheit in Venezuela und Chile niederwarfen, in ihren unzugänglichen Steppen aushielten, um dann über die Gebirge nach Chile unter San Martin und nach Kolumbien unter Bolivar vorzustoßen. Die geistigen Grundlagen der Erhebung liegen jedoch nicht so sehr in der Französischen Revolution wie in der alten spanischen Selbstverwaltung der Städte, in den freien Volksversammlungen, den „cabildos abiertos", der germanischen Erbschaft, die sich selbst Gesetz und Verfassung in den Zeiten der Not zu geben vermögen. Hier war wieder der Ansatzpunkt gegeben, organisch aus dem Volke heraus einen Staat zu schaffen — selbst wo es kein „Volk" im europäischen Sinne gab, sondern nur eine zahlenmäßig begrenzte Schicht von Trägern europäischen Blutes und europäischer Gesinnung.

Dieser Zwiespalt sollte noch das nächste Jahrhundert südamerikanischer Geschichte bestimmen, sollte zu dem Wechsel von theoretischer Demokratie und wirklicher Diktatur führen, sollte sich in immer erneuten Revolutionen Bahn brechen, bis die große Aufgabe gelöst war, aus den breiten Massen ein Staatsvolk zu machen. Dieses Problem war zu groß, als daß es Spanien trotz seiner hervorragenden Kolonialpolitik hätte lösen können. Sein Kolonialreich blieb ein künstlicher Staat, selbst wenn es vielleicht der idealste seiner Art gewesen ist.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Der Bericht dieses Heftes — einer größeren Reise wegen etwas früher abgeschlossen als sonst — soll zunächst einige Sonderfragen etwas gründlicher behandeln, als im allgemeinen im Rahmen dieser Berichte möglich ist. Dann aber muß ein wenig in den Zustand der europäischen Politik in ihren großen Zügen zu Beginn eines entscheidungsreichen Herbstes und Winters hineingeleuchtet werden. Die Lage Deutschlands im Mittelfeld des europäischen Kräftespiels ist uns dabei eine so selbstverständliche und immer gegenwärtige Voraussetzung, daß wir des einzelnen Hinweises gelegentlich entraten können.

Die Sonderprobleme, die wir kurz betrachten wollen, liegen auf zwei Gebieten: der Verkehrspolitik und der Bodenpolitik; in sehr verschiedenen Räumen und mit sehr verschiedenem Anspruch auf Dauergeltung.

Die Frage der Verteilung des vorhandenen Verkehrs zwischen Eisenbahn, Straße und Wasserweg ist in allen hochentwickelten Ländern zu einem brennenden Problem geworden. Vielleicht ist es richtiger, zu sagen, daß ein altes und scheinbar gelöstes Problem mit der Entwicklung des Automobils von neuem offen wurde. Während Länder, deren Schienennetz noch kaum entwickelt ist (große Teile Südamerikas, Afrikas und auch Asiens), in der Lage sind, ohne große Rücksicht auf vorhandenes Bahnnetz ihren Verkehr zu motorisieren und heute nichts als Autostraßen bauen an Stellen, wo man vor zwanzig Jahren noch eine Bahn gebaut haben würde, stehen die Kernländer der abendländischen Zivilisation beiderseits des Atlantischen Ozeans immer wieder vor der Frage, wie sie das Neue fördern können, ohne an ihren Bahnen, diesmal in umgekehrter Richtung, den Vorgang zu erleben, den sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei der Schaffung des Schienennetzes und der Verödung der alten Landstraßen schon einmal erlebt haben. Dieser letzte Vorgang hat allerdings nur Europa in stärkerem Maße betroffen; in den Vereinigten Staaten hat es ein ausgedehntes Landstraßennetz, wie es in den Kernländern Europas seit dem Mittelalter bestand, niemals gegeben. Dort war die Bahn — vor allem in der westlichen Hälfte des Erdteils — der Straße weit voraus; in Europa wurde die Straße von der Bahn in den Hintergrund gedrängt.

Die heutige Entwicklung kommt von Amerika her. Dort hat man kein Staatsbahnmonopol, sondern eine Mischung von Systemen, bei denen privates Eigentum mit staatlicher Kontrolle in ständigem Kampfe liegt. Der Staat hat in jedem Fall zu Beginn der Motorisierung keinen Anlaß, zugunsten eines Privatbahnmonopols aufzutreten. Im Gegenteil! In vorbildlicher Weise haben Bundesstaaten und Union zusammengewirkt, um ein erstklassiges Straßennetz über den ganzen Kontinent hin-

weg zu schaffen. Daß die Kriegs- und Nachkriegskonjunktur dem zu Hilfe gekommen ist, ist eine Sache für sich. Die Leistung bleibt anzuerkennen.

Von allen europäischen Ländern ist England als erstes dem amerikanischen Beispiel gefolgt; es konnte auf einem bereits vorhandenen sehr dichten Straßennetz aufbauen. Die verkehrspolitische Lage zwischen Staat und Eisenbahnen ist dem amerikanischen System sehr viel ähnlicher gewesen als etwa dem der Länder mit staatlichem Bahnbesitz. Auch in England hat man der Motorisierung zunächst freien Lauf gelassen, bis man, genau wie die Vereinigten Staaten, reichlich spät erkannte, daß man recht erhebliche Werte des bisherigen Verkehrswesens damit aufs Spiel setzte und industrielle Umwandlungen damit förderte, die man weder zu hemmen noch zu fördern den Mut hatte. Die kleineren neutral gebliebenen Länder Europas, Skandinavien, die Niederlande, die Schweiz, sind im großen und ganzen dem englischen Beispiel gefolgt. In den größeren europäischen Kontinentalmächten ist das Problem fast um ein Jahrzehnt verspätet aufgetreten — eine Folge der wirtschaftlichen Nachkriegsverhältnisse sowohl Frankreichs wie Italiens wie Deutschlands. Frankreich hat teilweise Staatsbahnen, teilweise Privatbahnen mit starker, auch militärisch bestimmter, staatlicher Kontrolle. Die Fragen sind in Frankreich von militärischer Seite früher und gründlicher behandelt worden als von den zuständigen Stellen der Verkehrspolitik. Die Probleme liegen ähnlich wie in England. Nur ist das französische Bahnnetz wesentlich dünner als das englische. Die von der Motorisierung bedrohten Werte sind daher zahlenmäßig geringer.

Italien war gegenüber England und Frankreich in einer günstigeren Ausgangslage. In großen Teilen des Landes war das Bahnnetz sehr mangelhaft. Ein dichteres Netz besteht nur in Oberitalien; Mittelitalien hat drei Längsbahnen mit sehr mangelhaften Querverbindungen, Unteritalien nur die beiden Küstenstrecken (kleine Nebenbahnen lassen wir aus der Betrachtung weg). In weiten Teilen Italiens hat die Autostraße den Verkehr, den sie an sich zog, nicht dem Schienennetz weggenommen, sondern noch älteren Verkehrsmitteln, wie dem Reittier. Ähnlich ist es in den übrigen Mittelmeerländern. Osteuropa — wenn man sich nicht scheut, diesen veralteten Ausdruck anzuwenden — ist in einer Lage, die sich kaum wesentlich von derjenigen überseeischer Kolonialländer unterscheidet. Bei der relativen Dichte der osteuropäischen Besiedlung ist das Schienennetz im Verhältnis kaum reicher als im ganzen genommen in den La-Plata-Ländern oder in den klimatisch günstigeren Teilen der Südafrikanischen Union.

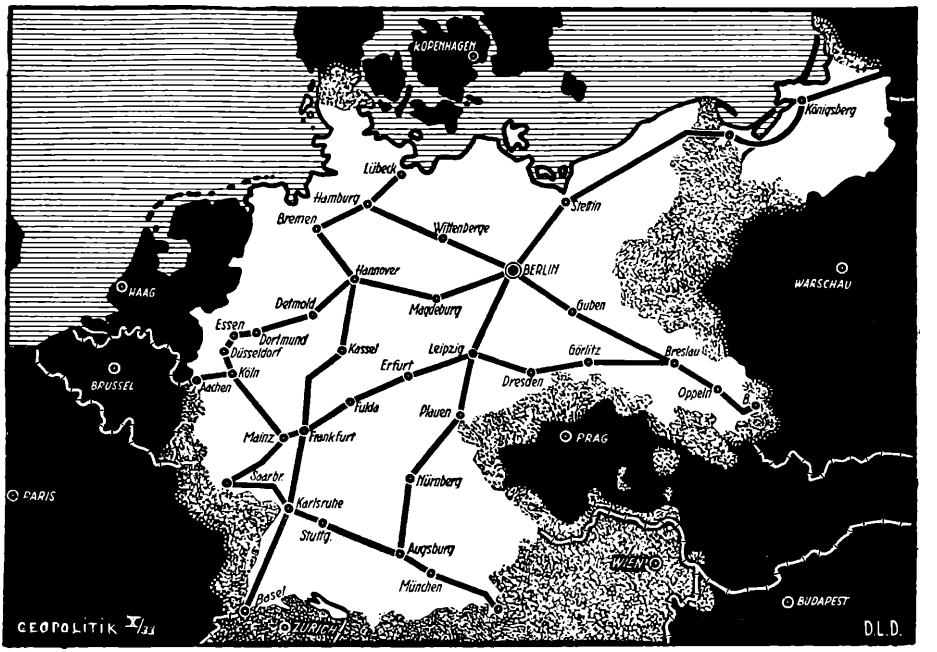
Deutschland — und wir schließen hier Österreich und die Tschechoslowakei an — ist in einer ganz besonderen Lage. Die technische Entwicklung seines Bahnwesens steht mindestens auf gleicher Höhe wie die des englischen und des amerikanischen; aber Deutschland hat als Erbe Bismarckscher Voraussicht ein Staatsbahnsystem. Dieses bestand bis zum Jahr 1919 aus einigen voneinander unabhängigen Gruppen, die jeweils den größeren Bundesstaaten unterstanden. Eine Reichsbahn gibt es be-

kanntlich erst in der Nachkriegszeit. Im Gegensatz dazu hat sich im Landstraßenwesen eine Vielfalt von Instanzen gehalten, die jeden Fortschritt hemmen mußte. Hinzu kommt, daß die Motorisierung in Deutschland verhältnismäßig spät einsetzt, erst eine Reihe von Jahren nach dem Ende der Inflation. Auch Deutschland war auf dem besten Wege, dem amerikanischen und englischen „Vorbild" zu folgen. Der Vorgang war etwas langsamer — zum Teil ein Erfolg der vorsichtig bremsenden Reichsbahn. Zu einer wirklichen Ordnung der Verhältnisse zu gelangen, war im Bereich des Straßenwesens ebenso unmöglich wie im Bereich des Kanalwesens, da hier wie dort die Berechtigungen von Reich, Ländern, Provinzen und Gemeinden wirr durcheinandergingen. Es ist eine der segensreichen Möglichkeiten einer straffen und einheitlichen Staatsführung, daß auf diesem Gebiet Ordnung geschafft werden kann. Die Errichtung einer Generalinspektion des Straßenwesens ist ein Schritt dazu; der Plan der Reichsbahn, den Bau von Fernstraßen in die eigene Hand zu nehmen, ein weiterer Schritt, der nicht ohne Mut ist. Denn es ist schwer vorauszusagen, wie sich die Rückwirkungen auf das bestehende Verkehrsnetz gestalten werden.

Wozu von geopolitischem Standpunkt einiges zu sagen ist — das ist die Linienführung. Es ist reizvoll, zu beobachten, wie an dem veröffentlichten Entwurf uralte Linien des deutschen Verkehrs wieder sichtbar werden. Man vergleiche zu der Karte, die wir noch einmal bringen, Lists ersten Entwurf eines deutschen Eisenbahnsystems — einen genialen Wurf, der im Augenblick seines Erscheinens völlig unverstanden blieb und erst nach Jahrzehnten, stückweise, zum Teil mit argen Schönheitsfehlern und verzichtend auf die großdeutsche Konzeption, verwirklicht wurde.

Der bisher veröffentlichte Plan des deutschen Autostraßennetzes sieht einige Linien vor, die für jeden, der mit der deutschen Geographie und Geschichte auch nur ein wenig vertraut ist, selbstverständlich sein müssen. Hierzu gehört als erste die Rheintalstrecke Köln—Basel. Sie entspricht einer Schlagader des deutschen Verkehrs seit karolingischen Zeiten. Im frühen Mittelalter ging der Hauptverkehr durchweg auf der linken Rheinseite. Es ist ein Zeichen deutscher Grenznot, daß die neue Straße von Mainz ab rechtsrheinisch geführt werden muß. Frankfurt hat den Verkehr in allen Formen immer wieder an sich gezogen. Auch in dem neuen Plan ist es Knotenpunkt. Hier mündet die Strecke durch den Hessischen Graben über Kassel nach Hannover und die Thüringer Querstrecke nach Leipzig und weiter nach Berlin. In beiden Fällen ist die Linienführung gegeben. Ebenso steht es mit der Linienführung von Berlin über Hannover ins Ruhrgebiet und nach Köln. Auch sie folgt einer ältesten Verkehrsader. Bemerkenswert ist die südliche Ausbiegung über Magdeburg und den Harzrand (die befahrenste Bahnlinie geht bekanntlich weiter nördlich über Stendal). Die Elbe-Oder-Linie Hamburg—Berlin—Breslau mit Fortsetzung nach Oberschlesien gehört gleichfalls zu den gegebenen. Die Strecke Saarbrücken—Stuttgart—München ist eine Nachfolgerin alter Handelsstraßen bei frei-

lich im einzelnen anderer Linienführung. Bemerkenswert ist nun, was in dem ersten Entwurf entweder nicht vorgesehen ist oder besondere Probleme der Linienführung aufweist. Hierzu gehört als verhältnismäßig kleines Stück die Fortsetzung der Linie Basel—Hannover an die großen Hafenstädte der Nordsee. Das verkehrsleere Gebiet der Lüneburger Heide wird umgangen; es gibt eine Strecke Bremen—Hamburg—Lübeck, aber keine Strecke Hamburg—Hannover. Nur Bremen ist mit Hannover verbunden. Eine Verbindung von Bremen mit dem Ruhrgebiet außer auf dem Umweg über Hannover ist nicht vorgesehen. Noch schwerer zu verstehen ist



Die geplanten Autostraßen und das deutsche Sprachgebiet

das Fehlen einer Querverbindung durch den dichtest besiedelten Teil Mitteldeutschlands, von der Linie Hannover—Harzrand—Magdeburg nach Leipzig — zumal die östliche Fortsetzung längs des östlichen Mittelgebirgsrandes über Dresden und Görlitz nach Breslau vorgesehen ist. Nicht minder bemerkenswert ist das Fehlen der natürlichen Südostverbindung Frankfurt—Nürnberg—Regensburg—Passau — wie überhaupt die Fangorgane des Verkehrs nach außen an wichtigen Stellen fehlen. Eine Stichstraße Köln—Aachen ist vorgesehen; die Verbindung zur holländischen Grenze fehlt. Daß die dänische Landgrenze übergangen ist, kann man verstehen; daß Dresden nur in dem Ostwestverkehr Leipzig—Breslau zur Geltung kommen soll; daß die zweite große Südostlinie Berlin—Dresden—Prag ebenso wie die Donaustrecke fehlt, zeugt von einer stark kleindeutschen Einstellung des Planes.

Im Zusammenhang damit weitere Einzelheiten: auch eine Moselstraße ist nicht vorgesehen — wieder ein Zeugnis für den traurigen Schwund deutscher Herrschaftsmöglichkeit im Westen. Wäre Lothringen noch deutsch, so wäre diese Straße selbstverständlich. Aber sollte nicht auch die Verbindung von Saarbrücken nach Norden, nicht nur über Mainz, ihre Bedeutung haben? Daß Basel und Berchtesgaden die einzigen Punkte der südlichen Reichsgrenze sind, die berührt werden, muß man sich gleichfalls klarmachen. Weder die Brennerstrecke noch das Bodenseegebiet sind berücksichtigt. Die Strecke München—Berlin — schon für die Eisenbahn ein Problem — sucht einen Mittelweg: sie folgt bis zum Main der westlichen Schnellzugslinie, um dann, ins Vogtland hinüber, der östlichen zuzustreben. Hier liegt ein neuer Versuch vor, die „richtige" Nordsüdverbindung zu finden, nachdem die alte Linie des mittelalterlichen Verkehrs über Eger gänzlich verschollen ist. Schon die alte Grenze der Donaumonarchie hat die Bahn Leipzig—München auf das Fichtelgebirge hinaufgetrieben; das tschechisch gewordene Eger kann natürlich schwer in ein deutsches Autostraßennetz einbezogen werden. Aber vom grenzdeutschen Standpunkt aus muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß gerade die modernsten Formen des Verkehrs auf gefährdete Punkte Rücksicht nehmen und die Versailler Grenzen nicht als ewige Marken betrachten sollten. Besondere Schwierigkeiten bereitet natürlich die Verbindung Ostpreußens mit Berlin, die irgendwie durch den polnischen Korridor geführt werden muß. — Im ganzen also wird man dem kühnen Entwurf noch einige Überlegung und Ausgestaltung folgen lassen müssen, wenn sich alle Hoffnungen, die daran geknüpft werden, erfüllen sollen. Gerade jetzt sind die Möglichkeiten gegeben, unter dauernder Rücksicht auf die Notwendigkeiten des Gesamtkörpers zu planen. Daß die Grenzgebiete besonderer Berücksichtigung bedürfen, sollte man eigentlich kaum zu sagen brauchen.

Verkehrsfragen sind immer Fragen der Raumbeherrschung und vor allem des Willens dazu! Deshalb bedürfen sie stets einer besonders sorgfältigen Beobachtung — ob es sich nun um ein deutsches Autobahnnetz handelt oder um ferner liegende Fragen: wie die ständigen Bestrebungen Italiens, auf dem Weg über Donaubevorzugungen eine Wiederbelebung von Triest zu erreichen; wie das Hin und Her der verschiedenen großräumigen Luftverkehrsunternehmungen; wie den kanadisch-amerikanischen St.-Lawrence-Vertrag oder den russischen Weißmeerkanal, der in kurzer Zeit mit den Mitteln der Zwangsarbeit erbaut worden ist (Bauherrin war die GPU.!), und der gesteigerten Holzausfuhr aus den Nordrayons nach Leningrad und Archangelsk dient. Die Holzausfuhr ist nach dem Ende der Getreideausfuhr das wichtigste russische Zahlungsmittel. (Für die Gesamtentwicklung der Weltpolitik von Bedeutung ist im übrigen die wohl unbestreitbare Tatsache, daß ein ungewöhnlich günstig gesinntes Wetter den Russen eine besonders gute Ernte und damit das Durchkommen durch einen besonders gefährlichen „Engpaß" gewährt hat. Die kritischen Monate sind wieder einmal überstanden.)

Neue Verkehrswege sind meistens Zeichen steigender Lebenskraft einer Landschaft. Daß es auch die Möglichkeit raschen Verödens sehr junger Kulturlandschaften gibt, ist etwas, das von großen Teilen der Menschheit erst gelernt werden muß. Ein sehr aufschlußreicher Aufsatz im Augustheft des „Geographical Journal" führt den Titel „Soil erosion". Das klingt nicht, als ob es sehr viel mit Geopolitik zu tun hätte. Es hat sehr viel damit zu tun. Darin wird von sachverständigster Stelle ausgeführt, welche riesigen Verwüstungen der kolonisierende Mensch (aber auch der Eingeborene) vor allem in ariden und halbariden Gebieten mit bewegtem Relief und unregelmäßigen Niederschlägen anrichten kann, wenn er den Boden lockert und durch die Formen seiner Kultur (Anbau und Verkehrswege) den physikalischen Kräften Angriffspunkte liefert, ein oftmals sehr labiles Gleichgewicht zwischen organischer und anorganischer Natur störend. Das Ergebnis ist kurze Ausbeutung — Raubbau weniger Jahre — und dann Verwüstung auf Jahrzehnte, vielleicht auf unabsehbare Zeit. Wir sind gewohnt, auf die entwaldeten Mediterrangebiete als auf besondere Beispiele der Rückverwandlung einer reichen Landschaft in eine Kulturöde zu deuten; es wird leicht vergessen, daß ähnliche Vorgänge — nur noch in viel größerem Ausmaß — heute in weiten Teilen Afrikas, Südamerikas, aber auch der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion vor sich gehen. Entwicklungen, die auf lange Sicht von großer Bedeutung sein können, über die man aber sehr selten etwas Zusammenfassendes findet. Daher verweisen wir an dieser Stelle auf den obengenannten Aufsatz, weil er vielen unserer Leser sonst kaum bekannt würde.

Gegenüber der Verwüstung von Zehntausenden von Quadratmeilen durch menschliche Kultur mögen politische Einzelfragen als reichlich flüchtige Gebilde erscheinen. Immerhin verzeichnen wir den klugen Bericht der englischen Westindienkommission als ein hübsches Beispiel britischen Verwaltungswissens. Die britischen Besitzungen in Westindien — bisher einzelne Kronkolonien — sollen zu einer einzigen mit dem Mittelpunkt in Sa. Lucia vereinigt werden.

Sehr viel größere Sorgen als der englischen Regierung ihre amerikanischen Restkolonien bereitet dem Weißen Haus der nordamerikanische Besitz oder Nichtbesitz auf Kuba. Man hatte geglaubt, nach der Vertreibung Machados eine gemäßigte Regierung ans Ruder gebracht zu haben, und war im Begriff, dieser Regierung de Cespedes recht wesentliche Konzessionen wirtschaftspolitischer Natur zu machen, vor allem einen recht wesentlichen Schuldennachlaß und eine recht beträchtliche Zuckereinfuhr zuzugestehen — als eine neue Revolution linksradikalen Charakters alles wieder über den Haufen warf. Es ist nicht so, daß den Vereinigten Staaten die Einmischung in Kuba naheläge oder angenehm wäre. Jedes militärische Eingreifen in einem lateinamerikanischen Staat hat unfreundliche Rückwirkungen in allen anderen — und man ist doch eben in den Vorbereitungen zu einer neuen panamerikanischen Konferenz. Man wird also keineswegs gern mit Großkampf-

schiffen und Flugzeugen vor Habana auftreten. Auf der anderen Seite aber steht zu viel amerikanisches Eigentum auf dem Spiel, als daß man sich eine halb oder ganz kommunistische Regierung in Kuba gefallen lassen könnte. Wir glauben also, daß es entweder sehr bald zu einer Gegenrevolution oder zu einem amerikanischen Eingreifen kommen wird. Immerhin bleibt Kuba wahrscheinlich auf längere Zeit ein Sorgenherd für die Vereinigten Staaten — und eine Ablenkung sowohl von eigenen inneren Nöten wie von den großen asiatisch-pazifischen und europäisch-atlantischen Auseinandersetzungen.

Gegenüber der pazifischen Seite mag hier nur die Rückwirkung der pazifischen Entwicklung auf die europäisch-atlantische Welt hervorgekehrt werden. Japan hat praktisch die Flottenabkommen aufgehoben; Japan liefert allen anderen großen Mächten sowohl Grund wie Vorwand, nicht abzurüsten; ohne Zweifel bewirkt das japanische Vorgehen in Ostasien rückwirkend eine starke Verschlechterung der Aussichten aller Entwaffneten auch in Mitteleuropa...

Die „Abrüstung" ist um keinen Schritt vorwärtsgekommen. Im Gegenteil: die englische Regierung, die noch als einzige eine gewisse Neigung wenigstens zu theoretischer Abrüstung bekundete, tut in allen Richtungen Schritte zurück. „Police bombing" wird wieder für nützlich erklärt, und in der Frage „Kontrolle vor Abrüstung" hat man den Franzosen weithin nachgegeben. Das ist wenig erfreulich — und kann (im Zusammenhang mit der wesentlich veränderten Haltung der Sowjetunion, die für die Grenzsicherung der Ostpakte mit mancherlei Münze bezahlt) zu recht schwierigen Lagen im Komitee der Abrüstungskonferenz führen und auf dieser selbst, falls sie noch einmal zusammentritt. Auch der Südosten bedarf besonderer Beobachtung: Johann Sobieski zieht in recht auffälligen Formen zur Rettung Wiens aus. (Man kann nicht überall lesen, daß es ein deutsches Reichsheer war, das Wien vor 250 Jahren vor den Türken gerettet hat, und daß der Polenkönig Sobieski sich zwar sehr ehrenhaft geschlagen hat, aber doch kam, als das Wesentliche schon entschieden war!) Daß der Kardinalerzbischof von Paris, Verdier, den „Deutschen" Katholikentag in Wien besucht, ist auch des Festhaltens wert. Und dergleichen Symptome gibt es mehr. Der Badestrand von Riccione sei auch nicht vergessen. Einzelheiten — gewiß, aber nicht unwesentlich. In den ganz großen Zusammenhängen hat sich freilich wenig geändert. Frankreich und Italien können sich nach wie vor weder über das Mittelmeer noch über den Donauraum einigen; England und Amerika kämpfen noch immer den verbissenen Kampf um die Stabilisierung von Dollar und Pfund. Die Weltwirtschaftskonferenz ist vergessen...

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Zur Gesamtgeopolitik des indopazifischen Raumes haben im ausklingenden Sommer 1933 die Franzosen André Dubosq und Maurice Pernot das Wesentlichste von Dauerwert geschrieben, soweit es in Tageszeitungen erschien („Temps", 2. und 27. 7. 33; „Journal des Débats", 5. 8. 33: „L'Asie qui point"; „Au delà des Rélations économiques nippo-américaines"; „Les Troubles de l'Inde").

Das unsicherste Suchlicht stieg zu Banff (Kanada, Pazifische Tagung) aus dem Munde des greisen, von der Zeit überholten japanischen Nationalisten Nitobe empor, als er einen Japan-Sowjet-Krieg in naher Zeit für unausbleiblich erklärte.

Großkatzen, wie Panther oder Tiger, die sich eingekreist fühlen oder glauben (ins Eck getrieben, „cornered"), pflegen nicht anzukündigen, wen sie zuerst anspringen; reißen auch meist nicht den am weitesten entfernten, in Raum und Zeit am langsamsten zu überwindenden unter den vermeintlichen Gegnern. Man ist sich im werdenden westpazifischen Weltreich doch ganz im klaren darüber, welche ungeheure Gefahr für seinen Fortbestand eine gleichzeitige Auseinandersetzung mit chinesischem Kommunismus und Nationalismus, mit einem ums Leben fechtenden Bolschewismus und den angelsächsischen, in Banff von beiden ostasiatischen Mächten so sehr umworbenen „Freunden" wäre. Aber man glaubt mit der nach und nach erworbenen Volksseelenkenntnis des gewiegten, schon öfters geblufften Spielers, daß ein so gefährliches Zusammenspiel schon wegen der dynamischen, wegen der Raum- und Strukturverschiedenheiten, der im tiefsten abweichenden Volksseelenstimmung (Mentalität) dieser Gegner nicht zustande kommen werde. Man glaubt, ihnen rechtzeitig, vielleicht nach Einzelauseinandersetzungen, eine großasiatische Notgemeinschaft entgegenstellen zu können, oder doch über die Rohstoffe eines so großen Raumes, die aktive Abwehrkraft von mindestens 70 Millionen, die passive von weiteren 50 verfügen zu können, daß man sich in Japan selbst einer Anaconda-Bewegung durch mehrere Mächte gewachsen fühlt.

Welche Verstärkungen für diesen Fall gegen ein Erdrücktwerden im Stil von 1919 eingebaut werden könnten, läßt etwa eine Rundtischaussprache erkennen, wie sie von der Dai Nippon Yubenkai mit Hilfe der Zeitschrift „Fuji" am 27. 7. in Tokio veranstaltet worden war, natürlich nur für die Verwirklichung eines unter Japans Führung geeinigten Großasien „zum Schutz des Friedens für Asien und die Welt."

Manche gute Köpfe aus Manchukuo, China, Indien, der Ankara-Türkei, aus Afghanistan, Siam, Annam, den Philippinen, den Südsee-Inseln und Japan waren dabei: so den Umkreis „eines schöneren und friedevollen Asiens" — wie Kohei Hyashi vom „Fuji" sagte — umschreibend.

Die „Jungfrau von Orleans der Mandschurei", Yoshiko Kawashima, Ver-

wandte des Manchukuo-Reichsverwesers Pu Yi, aber völlig japanischen Trainings, verkündete u. a.: „Japan hat geistig und materiell große Opfer, vielleicht zu große, für die Unabhängigkeit der Mandschurei gebracht; aber wenn ich ganz ehrlich sein will, bin ich gar nicht so sehr dankbar dafür..." Sagte nicht Bismarck: „Befreite Völker pflegen nicht dankbar, sondern anspruchsvoll zu sein" — unter Nutzanwendung nach Osten?

Die Kriegsgreuel in der Mandschurei seien ihr keine Erhebung gewesen, gerade weil sie Japan liebe und sich ihm tief verpflichtet fühle. Sie und der Inder Rasch Behari Bose, seit 18 Jahren Emigrant in Japan, ermahnten Japan, „nur seine besten Köpfe als Beamte in die Mandschurei zu schicken und mit der Auswahl höchst vorsichtig zu sein" (Feuer beim Rauch?). „Japan müsse nun Manchukuo in den denkbar besten Zustand bringen. Das sei seine Rechtfertigung gegenüber der Welt und dem Völkerbund, den es um dieses Zieles willen verlassen habe. Nur dann könne China versöhnt und eine asiatische Monroe-Lehre aufgestellt werden." Raja Pratap bekannte natürlich seinen Glauben an den Sieg der asiatischen Völker und ihre Sicherung gegen westliche Herrschaft, gab interessante Streiflichter auf die afghanische Entwicklung und die Hintergründe des Austausches von Gesandten zwischen Afghanistan und Japan, mit ihren Brücken nach Vorderasien über Persien. Ein Chinese schilderte scharf die Gegensätze zwischen China und Japan als solche der Regierungen, nicht der Völker.

Auch zu den Philippinen, mit Annam und Siam und der Südsee wurden Freundlichkeiten getauscht; und K. B. Sinha betonte die buddhistischen kulturpolitischen Gemeinsamkeiten, sagte freilich auch, wie vor mehr als einem Jahrzehnt Rabindranath Tagore in Tokio, „Japan habe sein Gesicht zum Westen gekehrt, seine Pflicht gegen Asien vergessen und habe die Hilferufe Asiens überhört" (was ihm ja auch Sun-Yat-Sen schon 1914 bei seinem Kriegseintritt auf der falschen Seite, wie er schrieb, vorgeworfen hatte).

Um Asiens willen hoffe er, daß ein neuer Geist in Japan erstehe, daß Japan sein rechtmäßiges Erbe als Führer des Fortschritts von Asien und für die Sache des Friedens aufnehme. „Japan ist ein Beispiel schlichten Lebens und hohen Denkens; und ich bin sicher, Japan wird das moderne Licht von Asien werden", eine Schlußanspielung auf den bekannten Buddha-Film, den Sinha eben in Japan gesehen hatte.

Wenn man die Führer des japanischen Nationalsozialismus hört, von General Araki und Baron Hiranuma bis zu den jungen, eben gerichtlich verhandelten Inukai-Attentätern, so müßte dieses Beispiel schlichten Lebens und hohen Denkens in dem stellenweise doch recht reich und üppig gewordenen Inselreich erst wieder eingeführt und mit sehr heroischen Mitteln durchgesetzt werden. Immerhin zeigt diese mit gutem Grund breit behandelte Tagung, wie vorsorglich man sich, neben der Ausschöpfung der Seewehrmöglichkeiten der Londoner Konferenz für fast eine

Milliarde Reichsmark („North China Herald", 2. 8. 33, S. 170: Japans Naval Plans; Admiral Osami Nagano in Genf), auch die völkerpsychologischen und geopolitischen Voraussetzungen für einen Dauerwiderstand gegen Einkreisungen bereitzustellen weiß.

Wie weit man dabei auch landeinwärts geht, beweist, neben dem Vormarsch über Dolonor auf Kalgan, den Schlüssel der chinesischen Nordwestverbindungen, etwa auch ein Aufsatz des „Telegraaf" (Dr. L. H. Grondijs: Mongolsche Herleving, 13. 8. 33), der auch hier im Hintergrund die japanische Mongolenpolitik anprangert, die man in Malaiensachen in den Niederlanden längst scheuen gelernt hat. Innere Strukturversicherungen gehen damit Hand in Hand:

Die Vernehmung des jungen Offiziersanwärters Shinohara, eines der Urheber an dem Attentat auf den japanischen Premierminister Inukai († 15. 5. 32) wirft (ein Jahr nach dem Ereignis: ein Beweis, wie man in Japan staatserschütternde Gerichtsvorgänge auf gelegene Zeiten verschiebt!) ein Blitzlicht auf die nationalsozialistische Denkweise Jungjapans, der heutigen Samurai-Erben. „Politische Parteien, Finanzmagnaten und privilegierte Klasse bilden eine Dreieinigkeit der Volksvergiftung... Der verstorbene (erschossene!) Premier Inukai war persönlich integer, und ich bedaure deshalb seinen Tod; aber seine Ermordung war notwendig, weil er als Regierungshaupt zugleich Haupt einer politischen Partei war..."

„Die Dollarspekulation großer Geldmächte unmittelbar vor Japans Abgang vom Goldstand beweist, daß sie einen Raubzug an der allgemeinen Wohlfahrt der Nation nicht scheuten" „Alle Berufspolitiker sind korrupt und an eigensüchtige Interessen gebunden und kehren sich keinen Deut an die vernichtenden Wirtschaftsverhältnisse, die kleinen Händler, Kleinbetriebseigner und Landwirte."

„Hätte man die öffentlichen Angelegenheiten so weiterlaufen lassen, so wäre es zu einem Bauernaufstand gekommen, und die Truppen würden den Befehl erhalten haben, auf sie zu feuern."

„Das wäre aber nichts anderes gewesen, als Kinder auf ihre Eltern schießen lassen." (Ein für fernöstliche, konfuzianische und Ahnenverehrungsbegriffe des Shinto heute noch gleich untragbarer Vorgang!) „So würden die Bauern und Soldaten einander entfremdet worden sein, und das würde zur Zerstörung des Heeres geführt haben."

Auf die Frage, was ihn zum Übergang zu „direkter Aktion" geführt habe, erklärte Shinohara, des Kommandanten Kusakari Freitod als Protest gegen die Londoner Seewehrvereinbarung hätte ihm die Augen geöffnet und die Notwendigkeit gezeigt, durch drastische Maßnahmen das Land von denen zu reinigen, die sich schwächlich der angelsächsischen Vorherrschaft unterwarfen und ihre eigenen politischen und persönlichen Interessen der Wohlfahrt der Nation voranstellen.

Daher auch die am 6. 9. 33 vollzogene nationale Zusammenschließung zwischen Kabinett und Führern der drei großen Parteien.

Verstehen unsere Leser „angesichts dieses", wenn wir die warnenden Anrufe des französischen Pazifikkenners André Dubosq ernst nehmen, ernster als die allzu menschenfreundlichen, beschwichtigenden Indienberichte von Maurice Pernot, der in Indien eine große Kampfmüdigkeit aufdämmern sieht und nur die Grenzkämpfe im „No mans Land" zwischen der Durand-Linie und der Verwaltungsgrenze, dem wirklich befriedeten Raum, ernst nimmt, was auch wir tun müssen: wegen ihrer wichtigen wehrwissenschaftlichen Lehrbedeutung (Macht des Luftbombardements auch in schwierigem Gelände mit ungeheuren Fortschritten seit dem Weltkriegsende). Noch 1923 konnte ein Bergland wie Wasiristan (etwa von der Widerstandskraft Tirols) eine fremde Besatzungstruppe im Stil Andreas Hofers ausjagen. Ein Jahrzehnt später mußte es sich der bloßen Drohung aus der Luft beugen, wie wohl auch jetzt Khor und die Grenzstämme nördlich von Peschawar.

André Dubosq aber wird nicht müde, Frankreich und die Vereinigten Staaten auf den Ernst der transpazifischen Spannungen jenseits der rein wirtschaftlichen, Frieden heischenden Beziehungen zwischen USA. und Japan hinzuweisen. Die Lage wird nicht vereinfacht durch die Bindung der atlantischen Seestreitkräfte Amerikas in den kubanischen Gewässern. Wenn sich die überall vermutete Beziehung zwischen der III. Internationale und den kubanischen Kommunisten sowie ihren Terrorakten gegen die Ausbeutungswirtschaft der USAmerikaner bestätigen, dann wird sich ein etwaiges Zusammenspiel der großen, für uns transatlantischen, für Japan transpazifischen Wirtschaftsmacht (trotz ihren neuesten nationalsozialistischen Wandlungen unter Roosevelt) mit ihren Sowjetgegenfüßlern in Eurasien noch schwerer denken lassen als bisher.

Für die transpazifische Spannung aber prägt André Dubosq monumentale geopolitische Sätze, von denen wir einige einfach als Belege anziehen: „Im Fernen Osten bereiten sich Dinge von höchster Wichtigkeit vor, seit Japan den Völkerbund verlassen hat." „Ein ganz neuer Horizont hat sich geöffnet" „wir müssen uns den ganz neuen Seelenzustand der Völker Asiens klarmachen, aus dem neue weltpolitische Lagen hervorgehen müssen..." „Niemals ist das Prestige" (wir setzen absichtlich das bezeichnende, französische Wort hierher!) „eines Volkes nach außen mit einer so unbegreiflichen Schnelligkeit gewachsen wie das Japans." „Es ist der Völkerbund, der Japan auf seine asiatische Bestimmung zurückgeführt hat." „Genf hat darin die Vereinigten Staaten" (Anspielung auf Washington 1921/22 und die Auflösung der britisch-japanischen Allianz und ihren Ersatz durch das Pazifik-Übereinkommen!) „weit übertroffen..."

Dubosq zitiert dann Oberst House, Botschafter William R. Castle, Senator George H. Mores, zuletzt Pierre Lyautey in seinem Buch „Chine ou Japon" als Eidhelfer: „Sicher: Asien ist im Augenblick aufsässig, es bäumt sich" (L'Asie, qui point!). „Die chinesischen Kommunisten und Nationalisten haben auch hier den Aufstand geschürt", sagt ihm ein hoher anamitischer Beamter. „Gewiß. Aber Frank-

reich kann momentan ruhig sein. China ist mit Japan allzusehr beschäftigt... Aber wenn Sie China und Japan sich vereinigen lassen, dann wird die Lage schwer und ernst werden. Der Rückzug Japans vom Völkerbund würde dann einen Sieg unserer Rassen über den Okzident, den Westen, bedeuten." Ist das beruhigend auf die Dauer?

Daraus zieht Dubosq den Schluß: „Ein viel allgemeinerer Eindruck bannt uns heute, der, daß ein innerer Zusammenhang Asiens nicht mehr dem einfachen Bereich der Phantasie angehört, sondern daß er in den Bereich der Möglichkeiten übergegangen ist." Das ist es ja, was geopolitische Prognose uns seit dem Weltkriegsabschluß hat voraussagen lassen, weshalb wir das Aufsteigen Südostasiens zur Selbstbestimmung längst beschrieben haben, und bedauern, wie sehr man im Abendland das riesige Anwachsen panasiatischer Bewegungen übersieht.

„Vor diesem neuen und fruchtbaren Horizont treten die engeren Ereignisse im Fernen Osten in den Hintergrund (au second plan), und man fragt sich, ob wir nicht bereits im Wirbel eines Weltalters sind, wo gewisse Geschicke der Menschheit im Umsturz sind und andere beginnen." Das ist es ja auch, was die Weltanschauung des Nationalsozialismus behauptet!

Sie unterstützt beim Aufbruch und Durchbruch zur national-sozialen Verfestigung in Deutschland, Italien und Japan zum gesunden Menschenverstand, wie R. Heß in Nürnberg sagte, mit der Notwendigkeit innerer Schicksalsverbundenheit, was die ihnen feindlichen Kolonialmächte alten Stiles erschrecken muß. Auch der Flug Balbos, auf pazifische Weiten angewandt, trägt nach Dubosq dazu bei: „Es ist etwas anderes, einen Rekord zu schlagen, unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen der Dauer, Geschwindigkeit, mit einem einzigen Fahrzeug und einem Piloten ersten Ranges erreicht, und zwischen einer solchen Durchschnitts- und Massenleistung (performance grégaire). Hier liegt ein Triumph der Disziplin und der Methode!" Aber das Entscheidende daran ist geopolitisch, daß heute schon Flugstrecken von 1200 bis 2400 km zu Flugtruppenleistungen gewählten Durchschnitts, solche von 6000 km und mehr in wenigen Tagen für nahe Zukunft zu volksvertrauten Vorstellungen gehören müssen. Davor verschwindet die Widerstandsmöglichkeit aus Raumpuffern und naturentlehnten Kleingrenzen und Kleinräumen, wie Österreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Südslawien, Schweiz u. a., aber auch schon Großbritannien, Frankreich, Mitteleuropa. Das böse Wort von Repington (nicht zu vergessen!): „Bomben auf die Regierungssitze, so bald und so lange als möglich", tritt bereits für transpazifische und eurasiatische Raumweiten in das Licht der wehrpolitischen Möglichkeiten, und die britische, die mitteleuropäische Selbstbestimmung schrumpft ein. „Die Sicherheit, die gewisse Länder aus ihrer Entfernung von andern zu ziehen glaubten, besteht nicht mehr." „Ein neues Kriegsmittel, und welcher furchtbaren Art, erscheint in seiner ganzen Tragweite" (Dubosq).

Erscheint es schon in der Wehrwissenschaft? Steht es vor dem Wehrbewußtsein des gesamten, kleinräumig gewordenen Europa, namentlich dort, wo man noch immer wirtschaftliche Kriegs- oder Friedensursachen bedeutender als willens- und rassenbestimmte Kriegsgründe sieht, wogegen sich Dubosq wendet, indem er Proudhon, Marcel Riviere und Gustave Le Bon zitiert. (Enseignements psychologiques de la guerre européenne.) „Die Rationalisten ... vergessen, daß jenseits ihrer Lehren, jenseits des Intellektualismus Kräfte affektiver, mystischer, kollektiver Art existieren, die ihre eigene Logik, jenseits der rationalen, in sich tragen. ... Sie machen in Wahrheit Geschichte so z. B. ist das Übervölkerungsproblem vor Japan unberührt stehengeblieben, auch nach der Schöpfung von Manchukuo..." „Kein Staat, wenn nicht etwa das heutige Italien, ist von einem gleichen Instinkt für das Kommende geleitet wie Japan." Balbos Flug hat beiden die Möglichkeit transpazifischer Entladungen gezeigt, die USA. noch nicht gleichartig sehen. Aber realisieren wir, was das bedeutet? —

Selbst wirtschaftlich aber steigern sich die Reibungen bereits! Höchst wertvolle Einblicke in das Textilringen zwischen Ost und West bringt der „Japan Advertiser", Tokio, Juli 1933, in einem Sonderheft: „Textiles and Tariffs". Es enthält auf S. 3 ein Schaubild der japanischen Textilausfuhr, das mehr als viele andere Darstellungen die innere Strukturverbundenheit der indopazifischen Welt auch für Faserstoffein- und -ausfuhr verrät. Mit scharfen Lichtern bekämpft auch „The Far Eastern Review" (Nr. 6, 1933) die „Verschwörung des Schweigens" (a conspiracy of silence"), die in Genf den berüchtigten Geheimvertrag zwischen China und Rußland gegen Japan, die Quelle aller Manchukuo-Reibungen, unter den Tisch habe fallen lassen. Dieser berüchtigte Vertragstext wird zu diesem Zweck auf S. 242 noch einmal in großer Aufmachung gebracht; er ist nützlich zum Verständnis für die Verkaufsschwierigkeiten der ostchinesischen Bahn, bei der auf wirtschaftlichem Weg ein glaubhafter Wert wohl überhaupt nicht mehr zu ermitteln ist. Das gleiche Heft stellt eine ausgezeichnete Sammlung der Wirtschaftswerte der Mandschurei, auch in guten Abbildungen, vor Augen.

Woher Teufelsaat in das ohnehin arg verwüstete, 1933 noch dazu schwer von Überschwemmungsgefahren des Hwangho wie des Yangtse bedrohte, so dürftige Erträge abwerfende chinesische Ackerland fällt, darauf wirft eine Notiz über den britischen Waffenhandel nur eines Sommermonats 1933 (VI. 33; Kuo Min) ein scharfes Streiflicht: zehn Millionen Gewehrpatronen, 12 Flugabwehrgeschütze mit je 1000 Schuß, zum Ausgleich ungefähr dasselbe Quantum für Flugabwehr an Japan — auf S. 171 desselben Kolonialblattes („North China Herald"), das auf S. 170 einen Alarmruf über Japans Flottenpläne bringt. Man weiß nun doch wenigstens, warum so viele Chinesen und Mandschuren tot bleiben, auch wenn das alte Soldatenlied noch gilt: „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!" Aber das ist mehr das Verdienst der chinesischen Truppenausbildung als der seemächtigen

Waffenlieferanten! Und für das Herunterschießen der — wohlgemerkt durchaus friedlichen — Verkehrsfahrzeuge, von denen eines trotz alledem in zwei Tagen 6000 km weit von Berlin nach Urumchi, in zwei weiteren nach Schanghai durchkam, gilt ja wohl der Satz von Mime: „Siegfried und Fafner, Fafner und Siegfried: o brächten beide sich um." Dabei kann man für Fafner und Siegfried als geopolitisch Wissender allerhand westliche und fernöstliche Völker- und Ländernamen einsetzen!

DER STAAT ALS LEBENSFORM

Wir stellen mit wesentlichen Beiträgen dieses Heftes die Frage, ob ein Volkskörper als geschlossenes Ganzes organische Züge trage, im Sinne der Biologie ein Organismus oder ein Überorganismus sei. Gibt es eine eindeutige Antwort hierauf, dann muß auch der Staat als die Form, in der dieser Organismus sichtbar wird, in seinem Schicksal dem organischen Ablauf unterliegen. Möglicherweise werden sich aus folgerichtig durchgeführten Untersuchungen bestimmte Anhaltspunkte für das Wesen des Staates und den Zusammenhang zwischen Staat und Volkstum ergeben.

Wir begeben uns mit dieser Fragestellung auf einen noch völlig ungewissen Boden. Es läßt sich nur sagen, daß die bisherige wissenschaftliche Arbeit an den Begriffen „Staat" und „Volkstum", aber auch an denen: „Geschichte", „Wirtschaft", „Sozialwissenschaft", ganz wesentliche Zusammenhänge vielfach nicht gesehen hat und heute noch nicht sieht — Folge einer Einseitigkeitshaltung, die weder Volk noch Staat in ihrer lebendigen Ganzheit erfaßte, die darüber hinaus den metaphysischen wie den erkenntnismäßigen Zusammenhang mit dem Begriff des Lebens als solchem und mit dem Boden vermissen läßt; gerade dieser Zusammenhang aber muß die Grundlage jedes Wissens und jeder Wissenschaft sein, soll sie sich nicht ins Wesenlose verlieren.

Es wird der Arbeit von Generationen bedürfen, um zu einigermaßen eindeutigen Antworten auf die Fragen zu gelangen, die sich hier auftürmen. Wir haben wenigstens eines versucht: diese Fragen zusammenzustellen und methodisch zu gliedern, auf die es bei der Untersuchung der Geheimnisse um Volkskörper und Staat ankommt. Man schlage die Seiten 619 ff. dieses Heftes nach: auch dem Laien wird im ersten Hinblicken auffallen, daß viele dieser Fragen, deren manche von entscheidender Bedeutung für den Staatsmann, erst recht aber für den Wissenschaftler sind, mangels genügender Beobachtungsreihen, mangels einfachen Tatsachen-

wissens zur Zeit völlig ohne Antwort bleiben müssen. In der Bereitstellung dieser Wissensgrundlagen scheint uns die wichtigste Aufgabe der neuen Wissenschaftsepoche zu bestehen, in die wir jetzt hineingegangen sind, nachdem das Zeitalter der Naturwissenschaften sich vollendet hat.

In dieser Lage und mit dieser Erkenntnis mehr zu versprechen als Anregungen, wäre vermessen. Trotzdem wird dem aufmerksamen Leser dieses Heftes und mancher früheren der Zusammenhang zwischen den einzelnen Beiträgen sichtbar sein. Wir werden ihn durch verbindende Zwischenbemerkungen zwischen den Aufsätzen noch stärker betonen. Die Schriftleitung.

Friedrich Burgdörfer: Zur Biologie des Auslanddeutschtums

Lebensbilanz der Deutschen in der Batschka

Vor einiger Zeit wandte sich der Geschäftsführer der Zentralgenossenschaft der ländlichen Wohlfahrtsgenossenschaften in Neusatz (Novisad), Herr Johann Wüscht, an mich mit der Bitte, die Bevölkerungsbewegung der deutschen Volksgruppe in der Batschka im Sinne meiner Theorie von der „bereinigten Lebensbilanz" zu analysieren. In der von Wüscht herausgegebenen Zeitschrift der Zentralgenossenschaft, dem „Woge-Blatt", das sich in anerkennenswerter Weise um die Zusammentragung statistischen Materials über die Bevölkerungsbewegung der Deutschen in den einzelnen Dörfern der Batschka (auf Grund der Matrikelbücher der Kirchen usw.) bemüht, werden fortlaufend Einzelangaben über den bedrohlichen Stand der Bevölkerungsentwicklung jener deutschen Volksgruppe in Jugoslawien veröffentlicht.

I. Bevölkerungspolitisches Stimmungsbild aus der Batschka

Aus jenen Mitteilungen ergibt sich, daß allenthalben ein scharfer Rückgang der Geburten und eine ungewöhnliche Verminderung der Geburtenüberschüsse, vielfach sogar schon Sterbefallüberschüsse in den deutschen Dörfern der Batschka festzustellen sind. Zahlreiche Schilderungen und statistische Einzelangaben lassen auf eine verhängnisvolle Ausbreitung des Zweikinder- und des Einkindsystems schließen. Aus den einschlägigen Schilderungen sei hier als Beispiel die allgemeine Charakteristik des Dorfes Torža, in dem rund 1800 Deutsche leben, herausgegriffen[1]).

„Torža wird als eine der schönsten und reichsten Gemeinden der Batschka genannt, hat aber auch den zweifelhaften Ruf, die Urheimat des Einkindsystems zu sein. Torža ist buchstäblich zum Begriff des Güterreichtums und der Kinderarmut geworden und kann als Zukunftsbild vieler schwäbischen Gemeinden in ihrer bevölkerungspolitischen Entwicklung angesehen werden. Diejenigen, die annehmen, daß die Ursache des Geburtenrückganges in den schlechten Wirtschaftsverhältnissen oder im gesunkenen Lebensstandard liegt, finden ihre Theorie durch die Toržaer Zustände glänzend widerlegt. In wahren Palästen, die man mit bestem Willen nicht

1) Vgl. Woge-Blatt, 1. Jg. Nr. 17 (Sept. 1932).

mehr „Bauernhäuser" nennen kann, liegt Luxus und Protz aufgestapelt, alles schreit in ihnen nach Wollust und Leben, und doch fehlt ihnen der Träger und die Garantie des Lebens: das Kind. Mächtige Häuser veröden, Familien sterben allmählich aus, und die Toržaer scheinen sich mit der grauenhaften Tatsache ihres Absterbens widerstandslos abzufinden: als höchstes Ziel gilt — einst einen schönen Grabstein zu erhalten. Der Toržaer Friedhof ist der schönste und reichste, den ich je gesehen habe. Es ist keine seltene Erscheinung, daß noch Lebende ihre eigene Grabstätte errichten und diese mit Gefühlen der tiefsten Pietät selbst pflegen: ein charakteristisches Sinnbild einer ausgeprägten ichbezogenen Denkweise, die kein Verantwortungsgefühl für die biologische Zukunft des Volkes übrig hat."

Geradezu erschütternd wirken die Schilderungen, die Herr Wüscht gleichzeitig mit seiner Anfrage und der Übersendung weiteren statistischen Materials mir zukommen ließ und von denen ich mit seiner Zustimmung hier einen Auszug mitteile:

„Ich bin leider zur Überzeugung gekommen, daß wir, diese zahlenmäßig schwache Volksgruppe im großen slawischen Meer, dieser Gefahr nicht mehr gewachsen sind und daß wir als Volk keinen Willen mehr zum Leben haben. Vor dem Kriege zeigten wir keinen Willen zur Erhaltung unserer völkisch-nationalen Eigenart und ergaben uns in den letzten Jahrzehnten vor dem Ausbruche der Weltkatastrophe widerstandlos der Entnationalisierung; heute, nach dem Kriege, ist unser biologischer Bestand in allerernstester Gefahr, und ich befürchte, daß unsere nationale Renaissance den biologischen Verfall nicht wird aufhalten können . . ."

„Die Zeichen einer Unterwanderung, wie Sie die Veränderung des Volkscharakters durch fremdstämmige Elemente nennen, können wir bei uns sehr deutlich wahrnehmen. Die nächstliegenden wirtschaftlichen Folgen des Kindermangels sind: der überaus schwache Nachwuchs des deutschen Handwerkerstandes, der durch slawische Lehrlingsvermittlungsstellen mit großem Erfolg ersetzt wird (in reindeutschen Gemeinden gibt es mehr slawische Lehrlinge als deutsche!); auf diese Folge haben auch Sie schon in Ihrem Werke ‚Volk ohne Jugend' hingewiesen. Weitere Folgen sind der Arbeitermangel in der Landwirtschaft, Einstellung von landwirtschaftlichen Maschinen und fremdnationalen Arbeitskräften in die Landwirtschaft. Merkwürdigerweise rekrutieren sich diese Arbeitskräfte zumeist nicht aus dem slawischen Proletariat, sondern aus den Reihen der Madjaren, Slowaken und Rumänen. Diese sind aber bedeutend fruchtbarer als die Schwaben, und ihren Kindern zulieb eröffnet man auch gerne in den sonst rein deutschen Gemeinden slawische Volksschulklassen: so beginnt die innere Zersetzung unseres Volkswesens. Daß der Stillstand im Bevölkerungszuwachs auch auf die Lohnhöhe, die Bodenpreise, Pachtwerte, ja sogar auf die Fruchtfolge und die Produktion tatsächlich seine differenzierte Einwirkung hat, erscheint mir hinlänglich bewiesen . . ."

„Außerordentlich zu beklagen ist, daß manche Ärzte die Abtreibung und künstliche Geburteneinschränkung nicht nur nicht verhindern, sondern sie sogar fördern und sie als eine reiche Einnahmequelle betrachten. Ich weiß Fälle, wo sich Frauen bei Ärzten ständiges Jahresabonnement nehmen, weil sie so billiger drauskommen. Ich gehe sogar so weit in meiner Behauptung, daß ich dieses allzu große Vertrauensverhältnis zwischen den Frauen und Ärzten als eine der Hauptursachen der Entvölkerung bezeichne . . ."

Auch die von mir ausgesprochene Vermutung, daß wenigstens unter der Landbevölkerung Kinder noch als wirtschaftliche Hilfe gewertet würden und daß derartige Überlegungen ein gewisses Gegengewicht gegen die Tendenz allzu scharfer Geburtenbeschränkung sein können, erscheint meinem Gewährsmann für die Batschka nicht mehr stichhaltig. Die familieneigenen Arbeitskräfte seien nach dortiger, weitverbreiteter Auffassung nicht mehr die rentabelsten. „Was glauben Sie, wer kommt mich teurer: mein Schwiegersohn oder mein Knecht?", so habe ein Bauer auf seine Frage geantwortet.

Angesichts dieses auf zahlreichen Einzelbeobachtungen und lokalstatistischen

Feststellungen beruhenden betrüblichen Gesamtbildes ist der Wunsch verständlich, durch Zusammenfassung und methodisch verfeinerte Bearbeitung des gesamten verfügbaren Materials zu einer möglichst klaren und objektiven statistischen Feststellung darüber zu kommen, ob jene deutsche Volksgruppe in Jugoslawien nach ihrer gegenwärtigen Fortpflanzungsstärke noch in der Lage ist, ihren Bestand aus eigener Kraft zu erhalten, oder ob auch sie — wie das deutsche Volk im Reich und in Österreich[1]) — tatsächlich sich bereits im Stadium der biologischen Unterbilanz befindet.

Die statistischen Unterlagen, die für diese Untersuchung zur Verfügung gestellt werden konnten, waren freilich — wie bei der mühevollen Art der Materialbeschaffung nicht anders zu erwarten — nicht ohne Mängel und Lücken. Durch Heranziehung ergänzender Unterlagen und sinnvolle Zusammenfügung konnten aber diese Mängel und Lücken einigermaßen überwunden werden, so daß, wie ich glaube, ein im ganzen zutreffendes Bild von der biologischen Lebensbilanz des Deutschtums in der Batschka gewonnen werden konnte. Wieweit die gewonnenen Ergebnisse über die Batschka hinaus auch für das übrige Inseldeutschtum auf dem Balkan Geltung beanspruchen können, muß hier dahingestellt bleiben. Vieles spricht allerdings dafür[1]), daß auch die anderen deutschen Volksgruppen auf dem Balkan inmitten rasch wachsenden, fremden Volkstums — biologisch betrachtet — sich in ähnlich gefährdeter Lage befinden wie das Deutschtum in der Batschka. Darum dürfte den nachfolgenden Ergebnissen auch über die Batschka hinaus eine gewisse Bedeutung zukommen.

II. Die Bevölkerungsentwicklung im Königreich Jugoslawien und bei den Deutschen in der Batschka

Bevor ich auf die eigentliche, mir gestellte Aufgabe einer Untersuchung der biologischen Lebensbilanz des Deutschtums in der Batschka eingehe, erscheint es angebracht, einen kurzen Blick auf die natürliche Bevölkerungsentwicklung im gesamten Königreich Jugoslawien zu werfen.

Nach der neuesten amtlichen Statistik des Königreichs Jugoslawien betrug im Jahre 1929 die Gesamtzahl der

Lebendgeborenen	452 000	oder 33,3	auf 1000 Einwohner
Gestorbenen	286 000	„ 21,1	
mithin Geburtenüberschuß	166 000	oder 12,2	auf 1000 Einwohner

Zwar ist auch in Jugoslawien in neuerer Zeit die Geburtenhäufigkeit und der Geburtenüberschuß etwas zurückgegangen. Immerhin ist aber die natürliche Be-

1) Vgl. hierzu die Zusammenstellung auf Seite 617 dieses Heftes sowie meinen Aufsatz „Die Entwicklung der Erdbevölkerung und des Deutschtums in der Welt" in der Zeitschrift für Geopolitik, 1931, Heft 2 und 3, insbesondere Heft 3, S. 211 fg. — Eingehenderes und zum Teil neueres Material über den biologischen Stand des Auslanddeutschtums findet sich in meinem Buch „Volk ohne Jugend", S. 402 fg.

völkerungsentwicklung als recht günstig zu bezeichnen, und zwar sowohl im Vergleich zum gesamteuropäischen wie auch zum osteuropäischen Raum. Nur Polen, die Ukraine und Sowjetrußland haben höhere Geburtenüberschüsse aufzuweisen.

Die Fortpflanzung des deutschen Volkstums innerhalb des jugoslawischen Staatsgebiets nimmt eine Sonderstellung ein; sie ähnelt stark der Fortpflanzung des deutschen Volkes im Reich und bleibt damit hinter der Fortpflanzung des jugoslawischen Staatsvolkes sehr erheblich zurück.

Nach der amtlichen jugoslawischen Statistik entfallen von den 13,5 Millionen Einwohnern des Königreichs etwas über 1/2 Million auf die deutsche Volksgruppe, darunter rund 174000 auf die Deutschen in der Batschka. Die Gemeinden, für welche Geburten- und Sterblichkeitsstatistiken vorliegen, umfassen rund 142000 deutsche Einwohner, und zwar 103000 Deutschkatholiken, 39000 Deutschevangelische. Innerhalb dieser Bevölkerung entfielen im Jahre 1928[1]) auf je 1000 Deutsche in der Batschka bei den

	Deutschen	
	katholischen	evangelischen
Geburten	26,0	18,9
Sterbefälle	17,7	14,8
Geburtenüberschuß	8,3	4,1

Bei den Deutschkatholiken ist hiernach die Geburtenziffer — im Vergleich zum Deutschen Reich, wo sie 1928 nur noch 18,6, 1932 nur noch 15,1 aufs Tausend betrug — mit 26 a. T. noch verhältnismäßig hoch. Sie bleibt aber auch bei den Deutschkatholiken ganz erheblich hinter der Geburtenziffer des jugoslawischen Staatsdurchschnitts (1928: 33 a. T.) zurück, und, was wichtiger ist, sie zeigt eine ganz ausgesprochen fallende Tendenz (1921 trafen unter den Deutschkatholiken noch 34 Geburten auf je 1000 Einwohner). Die Sterblichkeit bei den Deutschkatholiken ist zwar höher als bei den Reichsdeutschen (1928 im Reich: 11,6 a. T.), aber etwas niedriger als im jugoslawischen Staatsdurchschnitt (1928: 20 a. T.). Der aus der Differenz zwischen Geburtenziffer und Sterbeziffer zu errechnende Geburtenüberschuß von 8,3 a. T. ist zwar — namentlich im Vergleich mit dem reichsdeutschen Geburtenüberschuß (1928: 7,0 a. T., 1932: 4,2 a. T.) — vergleichsweise noch relativ hoch, er bleibt aber ganz erheblich hinter dem jugoslawischen Staatsdurchschnitt (1928: 12,3 a. T.!) und namentlich hinter dem Geburtenüberschuß aller anderen Provinzen Jugoslawiens:

	Geburtenüberschuß		Geburtenüberschuß
Nordserbien	23,0 auf Tausend	Montenegro	17,9 auf Tausend
Südserbien	19,2	Slovenien	12,5
Dalmatien	19,1	Wojwodina, in der die Deutschen siedeln	9,3
Bosnien und Herzegowina	17,0		

1)) Vgl. den Bericht über „Die genossenschaftlich organisierte Volksgesundheitspflege", herausgegeben von der Zentralgenossenschaft für ländliche Wohlfahrtsgenossenschaften in Neusatz (Novisad), 1932, S. 16.

zurück, und vor allem: er zeigt fallende Tendenz. Betrug doch der Geburtenüberschuß der Deutschkatholiken noch im Jahre 1921: 15,1 a. T., während er bis zum Jahre 1928 bereits auf 8,3 a. T. abgesunken war. Aber auch dieser noch relativ stattliche Geburtenüberschuß bietet, wie weiter unten ausgeführt wird, nicht mehr die Gewähr für ein lebendiges und dauerndes Volkswachstum.

Noch bedenklicher ist die Bevölkerungsbewegung unter den Deutschevangelischen. Die Geburtenziffer der Deutschevangelischen in der Batschka ist bereits auf das Niveau der Reichsdeutschen abgesunken, während sich die Sterbeziffer — trotz ihres relativen Tiefstandes — noch etwas über der reichsdeutschen Sterbeziffer hält. Der Geburtenüberschuß ist darum unter den Deutschevangelischen in der Batschka bereits kleiner als im deutschen Reichsdurchschnitt. Er betrug 1928: 4,1 a. T. gegen 7,0 a. T. im Reich, und im Jahre 1930 bei einer Geburtenziffer von 16,9 a. T. und einer Sterbeziffer von 13,9 a. T. nur noch 3,0 a. T. gegen 4,7 a. T. im Deutschen Reich.

III. Die „bereinigte" Lebensbilanz der Deutschen im Reich und in der Batschka

Aber ein Volkswachstum, das der kümmerliche Geburtenüberschuß, den wir im Deutschen Reich noch haben, und ebenso auch der Geburtenüberschuß der Deutschen in der Batschka zur Zeit noch vortäuscht, ist in Wirklichkeit gar nicht mehr vorhanden. In meinen Schriften[1]) habe ich eingehend dargelegt, daß der Geburtenüberschuß des Deutschen Reichs wie auch der anderen west- und nordeuropäischen Völker auf einer optischen Täuschung beruht, die durch die Eigenart und Zufälligkeiten des heutigen Altersaufbaus bedingt ist. Infolge der früheren hohen Geburtenzahl sind die fortpflanzungsfähigen Altersklassen heute im Deutschen Reich wie auch bei den Deutschen der Batschka unverhältnismäßig stark besetzt. Dieser Zustand ist aber nur noch von kurzer Dauer, da sehr bald die zahlenmäßig sehr schwachen Jahrgänge der Kriegs- und Nachkriegszeit in das Fortpflanzungsalter aufrücken. Man muß daher die auf 1000 Einwohner berechneten rohen Geburten- und Sterbeziffern von den Zufälligkeiten und Abnormitäten des gegenwärtigen Altersaufbaus bereinigen. Dann ergibt sich, daß wir im Deutschen Reich kein Bevölkerungswachstum mehr, sondern ein Geburtendefizit zu verzeichnen haben. Statt des rohen Geburtenüberschusses von (+) 4,7 a. T., wie wir ihn im Jahre 1931 im Reich noch hatten, ergibt sich ein Geburtendefizit von (—) 4,0 aufs Tausend der Bevölkerung, oder anders ausgedrückt: nach dem Stand der Fortpflanzung im Jahre 1931 fehlten im Deutschen Reich an den zur bloßen Erhaltung des Bevölkerungsbestandes erforderlichen Gebärleistungen (17,4 aufs

1) Erstmals in meiner Schrift „Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung / Die Lebensfrage des deutschen Volkes", Berlin 1929 (vergriffen), neuerdings in meinem obenerwähnten Buch „Volk ohne Jugend".

Tausend der Bevölkerung) bereits rund 23 v. H., im Jahre 1932 nach den vorläufigen Ergebnissen sogar schon rund 30 v. H. In Generationen gedacht, heißt das, die heutige reichsdeutsche Väter- und Müttergeneration pflanzt sich nur in 70 %iger Stärke fort.

Für die Deutschen in der Batschka läßt sich die Bereinigung ihrer Lebensbilanz nicht in der gleichen Weise exakt durchführen. Immerhin kann man mit Hilfe verschiedener Behelfsberechnungen auch hier den Dingen etwas näher auf den Grund kommen[1]).

Da für die Deutschen in der jugoslawischen Batschka eine Altersgliederung nicht zur Verfügung stand, mußte die Altersgliederung der Deutschen in dem zu Ungarn gehörenden Teil von Bacs-Bodrog und in dem Komitat Pest-Pilis-Solt-Kiskun, wie sie nach der Volkszählung von 1920 vorliegt, herangezogen werden. Die Altersgruppierung dieser zwischen Donau und Theiß siedelnden Deutschen, die zur gleichen Volksgruppe gehören wie die Deutschen in der jugoslawischen Batschka, ist zwar etwas günstiger als die Altersgliederung der Deutschen in Ungarn überhaupt, in der die Stadtbevölkerung, insbesondere die deutsche Bevölkerung Budapests, zahlenmäßig den Ausschlag gibt. Im Vergleich zur magyarischen Bevölkerung zeigen die Deutschen in der Donau- und Theißniederung aber eine schwächere Besetzung der unteren und eine stärkere Besetzung der oberen Altersklassen von 40 Jahren an, also den Typus der abnehmenden Bevölkerung. Die Zahl der gebärfähigen Frauen von 15—50 Jahren machte hier 51,7 v. H. der weiblichen und 27,1 v. H. der gesamten deutschen Bevölkerung aus.

Wendet man nun diesen Prozentsatz auf die von der Zentralgenossenschaft für ländliche Wohlfahrtsgenossenschaften erfaßte deutsche Bevölkerung der jugoslawischen Batschka an, so lassen sich daraus die Zahlen der 15—50 Jahre alten Frauen und auf dieser Grundlage die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer, der Reproduktionsindex sowie die bereinigte Lebensbilanz der Deutschen in der Batschka mit annähernder Sicherheit ableiten. Das Ergebnis ist in folgender Übersicht zusammengestellt:

Jahre	Frauen im Alter von 15—50 Jahren	Lebendgeborene jährlich	Lebendgeborene auf 1000 gebärfähige Frauen	Reproduktionsindex	Zu- (+) oder Abnahme (−) von Generation zu Generation	Durchschnittl. jährl. Zu- (+) oder Abnahme (−)[2]) aufs Taus. d. Bevölkerung
			Katholische Deutsche in der Batschka			
1921/23	28050	3396	121	1,24	+ 24%	+ 7,7
1927/28	28370	2676	94	0,96	— 4%	— 1,5
			Evangelische Deutsche in der Batschka			
1921/23	12025	1032	86	0,88	— 12%	— 4,6
1927/28	10635	810	76	0,78	— 22%	— 8,8
1929/30	10635	724	68	0,69	— 31%	— 13,2
			Deutsche überhaupt in der Batschka			
1921/23	39830	4428	111	1,14	+ 14%	+ 4,7
1927/28	38590	3486	90	0,92	— 8%	— 3,0

1) Bei den folgenden Untersuchungen, insbesondere bei der Sammlung und Sichtung des erforderlichen Materials und der Durchführung der Berechnungen, hat mich mein Mitarbeiter, Herr F. Hage, Referent im Statistischen Reichsamt, Berlin, in dankenswerter Weise unterstützt. 2) Durchschnittliche Generationsdauer mit 28 Jahren angenommen.

Diesen Berechnungen liegt folgende Erwägung zugrunde. Gehen wir von 1000 lebendgeborenen Mädchen aus. Wenn die Volkskraft auf dem jetzigen Stand erhalten bleiben soll, müssen diese 1000 lebendgeborenen Mädchen mindestens wiederum 1000 lebendgeborene Mädchen in die Welt setzen und selbstverständlich auch die zugehörige Zahl von Knaben, d. h. da erfahrungsgemäß auf 100 Mädchengeburten 106 Knabengeburten treffen, würde die Ausgangsgeneration von 1000 lebendgeborenen Mädchen insgesamt 2060 Kinder lebend zur Welt bringen müssen, um den Bevölkerungsstock erhalten zu können.

Nach den Sterblichkeitsverhältnissen (in Ungarn) erreichen von 1000 lebendgeborenen Mädchen nur 683 das Alter der Geschlechtsreife (15 Jahre), während der 35 Jahre bis zum Ende der Gebärfähigkeit (d. h. bis zum Alter von 50 Jahren) sterben weiterhin so viel, daß die 15 Jahre alten Mädchen im Gesamtdurchschnitt nicht 35, sondern nur 31 gebärfähige Jahre durchleben. Bei einer allgemeinen Fruchtbarkeitsziffer von 121 Lebendgeborenen auf 1000 gebärfähige Frauen pro Jahr, wie sie bei den Deutschkatholiken im Durchschnitt der Jahre 1921/23 herrschte, bringen 1000 lebendgeborene Mädchen während ihres ganzen Fruchtbarkeitsalters $31 \times 121 \times 0{,}683 = 2561$ Kinder zur Welt. Unter diesen befinden sich nach der bekannten Geschlechterproportion unter den Lebendgeborenen (100: 106) insgesamt 1240 Mädchen. 1000 lebendgeborene Mädchen bringen also nach den Fruchtbarkeitsverhältnissen, wie sie unter den Deutschkatholiken im Durchschnitt der Jahre 1921/23 herrschten, wieder 1240 Mädchen zur Welt. Daraus ergibt sich für jene Zeit ein Reproduktionsindex von $\frac{1240}{1000} = 1{,}24$.

Nimmt man die durchschnittliche Generationsdauer, die etwa gleich ist dem durchschnittlichen Fruchtbarkeitsalter, mit rd. 28 Jahren an, so ergibt sich[1]) bei einem Reproduktionsindex von 1,24 eine Kindesgeneration, die um 24 v. H. größer ist als die Elterngeneration. Dem entspricht von Jahr zu Jahr ein Bevölkerungswachstum von durchschnittlich 7,7 aufs Tausend der Bevölkerung.

In gleicher Weise sind die Ergebnisse für die Deutschkatholiken der Batschka für den Durchschnitt 1927/28 sowie für die evangelischen Deutschen für 1921—1930 und für die Gesamtzahl der statistisch erfaßten Deutschen in der Batschka für den Durchschnitt der Jahre 1921/23 und 1927/28 in der vorstehenden Übersicht errechnet.

Das Ergebnis dieser bereinigten Lebensbilanz muß außerordentlich bedenklich stimmen.

Während bei den Deutschkatholiken der Batschka im Durchschnitt der Jahre 1921—1923 sich von Generation zu Generation noch eine Zunahme von 24% ergeben hätte, errechnet sich für den Durchschnitt der Jahre 1927/28 ein Rückgang von Generation zu Generation um 4%.

Bei den evangelischen Deutschen der Batschka ergab sich schon unter Zugrundelegung der Zahlen für die Jahre 1921—1923 ein Rückgang von rund 12%, nach den Ergebnissen von 1927/28 von 22%, und nach den Ergebnissen von 1929/30 sogar von 31%, d. h. bei Fortdauer der gegenwärtigen Fortpflanzungsverhältnisse würde die Gesamtzahl der evangelischen Deutschen in der Batschka von Generation zu Generation um rund ein Drittel abnehmen.

Für die Gesamtheit der Deutschen in der Batschka ergab sich nach dem Stand der Fortpflanzungsverhältnisse in den Jahren 1921—1923 noch eine Zunahme von 14%, nach dem Stand von 1927/28 aber bereits eine Abnahme um

1) Nach der Zinseszinsformel Endkapital=Anfangskapital $1{,}24 = 1 \times (1+i)^{n28}$. Der Zinssatz $i = 0{,}0077$ oder 7,7‰. Der Wert i ist der Wert der Vermehrungsrate der stabilen Bevölkerung bei einer Zunahme von Generation zu Generation um 24 v. H.

8% pro Generation, und nach dem heutigen Stand wird man wohl mindestens mit einer Abnahme von 10—12% pro Generation rechnen müssen.

Rechnet man die Zu- oder Abnahme nicht für die Generationsdauer, sondern entsprechend der ineinander übergehenden Generationsfolge auf den Jahresdurchschnitt um, so ergibt sich (vgl. rechte Spalte der Übersicht) für die Gesamtheit der Deutschen in der Batschka nach dem Stand von 1921—1923 noch ein bereinigtes Geburtenplus von 4,7 a. T. der Bevölkerung, nach dem Stand von 1927/28 dagegen bereits ein bereinigtes Geburtendefizit von (—) 3,0 aufs Tausend der Bevölkerung. Gemessen an dem zur bloßen Bestandserhaltung erforderlichen Geburten-Soll ergibt sich für die Gesamtheit der deutschen Volksgruppe in der Batschka ein Geburtendefizit, das kaum nennenswert geringer sein dürfte als das Geburtendefizit der Reichsbevölkerung (vgl. „Volk ohne Jugend", S. 26 fg.).

Für den gesamten Staatsdurchschnitt Jugoslawiens dürfte sich dagegen, ähnlich wie für Polen und die Ukraine, für die analoge Berechnungen durchgeführt werden können (vgl. „Volk ohne Jugend", S. 366 fg.), ein bereinigtes Geburtenplus von rund 8 a. T. der Bevölkerung ergeben.

Schluß

Zusammenfassend muß man feststellen, daß die Fortpflanzung der Deutschen in der Batschka bereits auf ein bedenklich niedriges Niveau abgesunken ist: es gewährleistet nicht mehr die Aufrechterhaltung des Bevölkerungsstocks. Zwar ist die Fruchtbarkeit der Deutschen in der Batschka, auch der evangelischen Deutschen, noch etwas größer als im Deutschen Reich. Andererseits ist aber auch die Sterblichkeit, insbesondere die Säuglingssterblichkeit, unter den Deutschen in der Batschka höher als im Reich. Hier liegen zweifellos noch gewisse Reserven. Durch Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse, namentlich durch weitere Herabdrückung der Säuglingssterblichkeit, durch Verbesserung von Mutterschutz und Säuglings- und Kleinkinderfürsorge läßt sich die biologische Lebensbilanz des Deutschtums in der Batschka wahrscheinlich noch etwas verbessern. Doch dürften diese auf Bekämpfung der Sterblichkeit abzielenden Maßnahmen allein nicht ausreichen, um das Gleichgewicht in der biologischen Lebensbilanz herzustellen. Das Deutschtum in der Batschka befindet sich ebenso wie das Deutschtum im Reich und im übrigen Europa im Zustand scharfer biologischer Selbstgefährdung, die nur überwunden werden kann durch ein Wiedererwachen und Erstarken des natürlichen Lebenswillens, durch Wiedergeburt der natürlichen Fruchtbarkeit, durch Stärkung des Willens zum Kinde und zur biologischen Vollfamilie. Nur ein Volk, in dem im Durchschnitt mindestens 3—4 Kinder pro Familie aufgezogen werden, wird am Leben bleiben. Durch das Ein- und Zweikindersystem verurteilen sich Volk und Familie zum freiwilligen Tod. Kein Volk

stirbt aus, viele sind ausgeboren worden. Das ist die Gefahr, in der das deutsche Volkstum — auch in der Batschka — heute steht.

Was besagen diese Ausführungen von Direktor Dr. Burgdörfer? Daß der Teilkörper des Deutschtums, der seit 200 Jahren, abgesprengt und ohne Zusammenhang mit dem Gesamtdeutschtum, inmitten madjarischer und slawischer Umgebung sitzt, in seiner biologischen Entwicklung aus nicht erkennbaren Gründen das biologische Schicksal des Gesamtvolkes teilt, während das ihn umwohnende Volkstum seinen eigenen, völlig anders verlaufenden Gesetzen folgt.

Der überraschende Vergleich mit gewissen, dem Biologen wie dem Gärtner bekannten Tatsachen liegt sehr nahe. Um ein etwas abgerundeteres Bild zu geben, fügen wir die entsprechenden Zahlen über die übrigen Deutschtumsgruppen an, soweit sie derzeit erhältlich sind. Wir verdanken sie der Unterstützung durch Herrn F. Hage, Referent im Statistischen Reichsamt.

Geburten- und Sterbeziffern der deutschen Volksteile in einigen europäischen Ländern[1]).

Land	1925	1926	1927	1928	1929	1930
	Lebendgeborene auf 1000 Deutsche					
Estland	10,2	8,8	11,2	10,9	7,9	7,7
Südslawische Batschka:						
Evangelische Deutsche	21,4	21,2	19,4	18,9	18,4	16,9
Katholische Deutsche	28,1	27,5	25,1	26,0	.	.
Lettland	14,4	14,0	13,2	13,3	12,5	13,1
Litauen	.	.	.	.	16,2	17,0
Rumänien, Evangelische Landeskirche	25,3	25,4	23,5	23,5	22,7	22,0
Tschecho-Slowakei	20,4	19,8	18,6	18,5	17,8	17,8
Ukraine	44,9	47,4	46,4	43,5	.	.
Ungarn	23,4	23,6	23,3	24,0	23,2	24,0
	Sterbefälle auf 1000 Deutsche					
Estland			17,4	16,5	18,7	13,8
Südslawische Batschka:						
Evangelische Deutsche	16,3	17,3	17,9	14,8	14,9	13,9
Katholische Deutsche	16,8	16,4	16,6	17,7	.	.
Lettland	14,4	15,6	15,9	16,4	17,2	16,5
Litauen	.	.	.	.	11,2	10,6
Rumänien, Evangelische Landeskirche	15,8	16,2	16,8	14,9	15,5	14,4
Tschecho-Slowakei	14,1	14,4	14,8	13,8	14,9	13,2
Ukraine	.	15,0	15,7	15,9	.	.
Ungarn	14,7	14,4	16,2	15,5	17,1	15,5

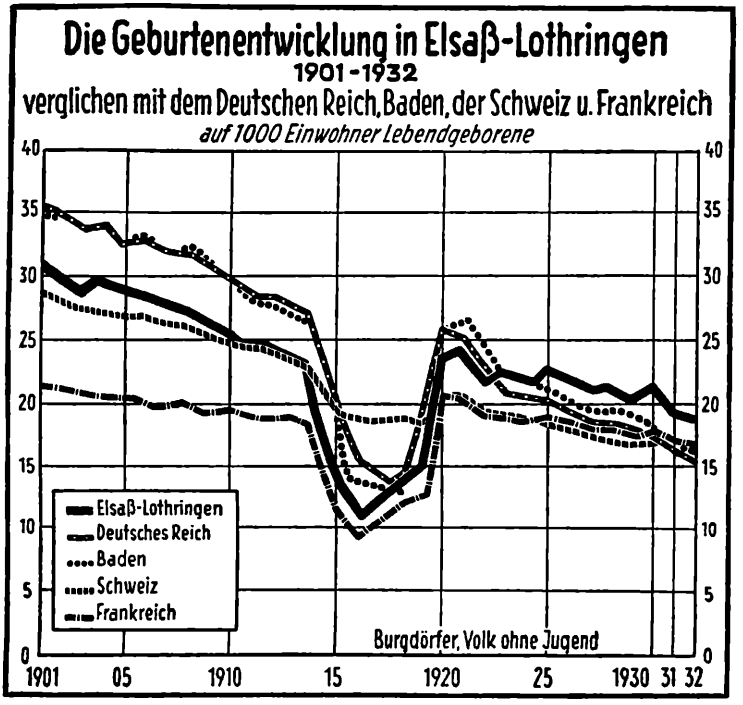
1) *Ferner einige Länder mit wesentlich deutschstämmiger Bevölkerung:*

Land	1913	1927	1928	1929	1930
Schweiz (gesamt)	*23,1*	*17,4*	*17,3*	*17,0*	*17,1*
Niederlande	*28,2*	*23,1*	*23,3*	*22,8*	*23,1*

Auch die übrigen Länder mit vorwiegend germanischer Besiedlung zeigen ähnliche Ziffernbilder. Ob diese Erscheinung rassisch bedingt ist oder sich mit der Verbreitung westlicher Zivilisationsformen deckt, muß Gegenstand einer späteren Untersuchung sein. Die Schriftleitung.

Wir sehen: in der Gesamtlinie auch hier ein Absinken der Geburtenzahl fast ohne Ausnahme. Aber immerhin: kein ganz einheitliches Bild und schlüssig schon aus dem Grunde nicht, weil die Berichtszeit viel zu kurz ist.

Noch komplizierter wird die Erscheinung aber, wenn wir eine Tatsache beachten, auf die F. Burgdörfer aufmerksam gemacht hat[1]). Sie läuft, kurz zusammengefaßt, auf folgendes hinaus: die Geburtenentwicklung Elsaß-Lothringens folgte bis



Aus Burgdörfers „Volk ohne Jugend".

zum Jahre 1914, wo das Land dem Verband des Reiches angehörte, in stark absinkender Tendenz der Geburtenkurve Badens und der Schweiz, im großen der des Reiches.

Mit Kriegsende wechselt Elsaß-Lothringen in den französischen Staatsverband hinüber. Von diesem Jahr an löst sich seine Geburtenkurve, wie die Abbildung zeigt, von den weiter absinkenden Kurven des Reiches, Badens und der Schweiz. Und sichtbar verläuft sie nun parallel zu der im wesentlichen stabilen Geburtenentwicklung Frankreichs. Es ist ungemein schwierig, für diese Beobachtung eine befriedigende Erklärung zu finden. Ob die Vermutung Burgdörfers zutrifft, hier liege eine Auswirkung der bevölkerungspolitischen Maßnahmen Frankreichs vor,

1) Burgdörfer, F.: „Volk ohne Jugend", Berlin 1932, S. 411 ff. 9. Beiheft zur Z. f. G.

scheint uns zweifelhaft. Jedenfalls wäre sie nach der Seite hin zu ergänzen, daß die beiden Provinzen seit Jahrhunderten „Zwischenland" gewesen sind, zwar deutschen und germanischen Blutes, aber in ihrer staatlichen Gestaltung zwiespältig — gewohnt, sich der jeweilig herrschenden Macht anzupassen.

Zusammenfassend also: kein klares Bild. Aber doch wohl, namentlich zusammen mit der folgenden Fragenzusammenstellung, eine Summe von Anregungen, zu deren weiterer Behandlung wir uns zahlreiche Mitarbeiter wünschen. Aus unserem Kreis heraus entsteht ihnen eben ein eigenes Organ: das Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik; Herausgeber: Friedrich Burgdörfer, Dr. Gütt, Hans Harmsen, Dr. Ruttke, Heinz Zeiß — Schriftleitung: Kurt Vowinckel, Verlag S. Hirzel, Leipzig. Die Aufgabenstellung des Archivs deckt sich mit dem Gebiet, das wir im folgenden in Form einer Fragestellung umreißen.

Fragen zur Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde)

Über die Absicht, die wir mit dieser Fragenzusammenstellung verfolgen, sprachen wir kurz bereits oben. Wo wir nicht wissen, können und müssen wir wenigstens fragen. Es zeigt sich dabei, daß auch dieser Fragestellung eine ganz bestimmte, eben die geopolitische Ausgangshaltung, zugrunde liegt. Denn Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) ist der eine Teil der Geopolitik (Staatskunde), während Raumkunde (politische Geographie) ihr anderer Teil ist.

Zu Entstehungsgeschichte der Fragen kurz folgendes: Anregung wie erster Entwurf gingen von unserem Mitarbeiter Dr. Karl Pintschovius und der Schriftleitung aus. Für die methodische Durcharbeitung stellten sich dankenswerterweise Direktor Dr. F. Burgdörfer und Professor H. Zeiß zur Verfügung, während die endgültige Ausgestaltung im wesentlichen ein Verdienst von Fräulein Dr. E. Pfeil ist.

Wir betonen nachdrücklich: diese Fragen können und wollen nicht vollständig sein oder auch nur gleichmäßig in ihrer Durcharbeitung. Sie sind nichts als ein erster Versuch, den Überblick über das ganze Gebiet der Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) zu geben und eine Anregung zur Weiterarbeit.

I. Zum Aufbau des Volkskörpers

A. Die biologische Zelle des Volkskörpers: Die Familie

(Biologische Bestandsaufnahme)

1. Gründung der Familie:
   a) Wie viele Ehen werden geschlossen?
      Jährlich? — In Prozenten zu den vorhandenen Ehefähigen? (Mann? Frau?)
   b) Wann gründet der Mann eine Familie?
      In welchem Alter? — Bei welchem Einkommen? (Beide Fragen zu differenzieren nach Beruf, sozialer Stellung.)

c) Wann tritt die Frau in die Ehe?

d) Welches sind die wirtschaftlichen Grundlagen der Ehe?

e) Wie viele Ehen werden auf der wirtschaftlichen Grundlage beiderseitigen Verdienstes gegründet?

f) Wie viele geschlossenen Ehen werden wieder geschieden?
Nach welcher Zeit? — Hängt die Zahl der geschiedenen Ehen zusammen mit Kinderlosigkeit bzw. Kinderarmut?

g) Welches sind die Gründe für die Scheidung?

h) Wie verteilen sich die Scheidungen?
Räumlich (Stadt — Land) — nach sozialer Stufe — rassenmäßig — konfessionell?

i) Wie viele der geschiedenen Ehepartner heiraten wieder?
Nach welcher Zeit?

k) Wie viele Menschen bleiben ehelos?
Gründe für die Ehelosigkeit bei Mann? bei Frau? Wirtschaftlich, physisch, psychisch.

l) Wie wird die Ehelosigkeit in der Volksmeinung bewertet?
Gliederung: räumlich — rassenmäßig — sozial — konfessionell.

2. Entfaltung der Familie:

a) Wie hoch ist die durchschnittliche Kinderzahl in den fruchtbaren Ehen? — In den Ehen überhaupt?

b) Wie verteilen sich die vorhandenen Kinder auf kinderarme und kinderreiche Familien?

c) Unterschiede zwischen Kinderreichtum und Kinderarmut?
Räumlich (Stadt — Land) — sozial — konfessionell — rassen- und stammesmäßig?

d) Welches sind die Gründe für die Kinderarmut?

1. Unfreiwillige Kinderarmut: Physisch? (Sekundäre Unfruchtbarkeit.) — 2. Freiwillige Kinderarmut: aus eugenischen Bedenken? (Bei Mißraten des 1. Kindes.) — Aus wirtschaftlichen Bedenken? (Not, Aufstiegsmöglichkeiten, Bildungsmöglichkeiten, Erhalten ungeteilten Erbes; Luxusbedürfnis.) — 3. Aus Bequemlichkeit? — 4. Uninteressiertheit? — 5. Kein Verständnis für Verantwortung gegenüber dem Volksganzen? — 6. Aus Unkenntnis? — 7. Aus Egoismus? — 8. Aus falscher Einschätzung des Verhältnisses von Bevölkerungszahl und Arbeitslosigkeit? — 9. Aus pessimistischer Weltanschauung?

e) Wie ist die Bewertung der Kinderarmut im Volk?

f) Welches sind die Mittel zur Einschränkung der Geburten, in welchem Verhältnis zur Zahl der Familien steht ihre Anwendung? Wo und in welcher Form sind sie verbreitet?
Zeitliche Enthaltsamkeit? — Gebrauch von Schutzmitteln? — Abtreibung?

g) Wie viele der überhaupt fruchtbaren Ehen sind bereits im 1. Jahre fruchtbar?

h) Welche Folgen hat die Verbreitung des Empfängnisaufschubs?

i) Wie viele Kinder kommen gegen den Willen der Eltern zur Welt?

k) In welchem Alter stehen die Eltern während ihrer Fruchtbarkeit?

l) Wie rasch ist also der Generationswechsel?

m) Wie viele Ehen sind kinderlos?
Aus welchen Gründen? Nicht gewollt? Physische Unmöglichkeit (Mann? Frau?). — Gewollt? Abneigung gegen Kinderaufzucht? (Mann? Frau?) — Wirtschaftliche Unmöglichkeit? Tatsächliche (Not)? Eingebildete (Luxus)? — Eugenische Bedenken?

n) Wie verteilen sich die kinderlosen Ehen?
Nach dem Alter der Eheschließung? Räumlich (Stadt — Land) — sozial — stammesmäßig — rassenmäßig — konfessionell?

o) Sind die Partner der kinderlosen Ehen aus kinderreichen oder kinderarmen Ehen hervorgegangen?

p) Wie wird die Kinderlosigkeit in der Volksmeinung bewertet?
(Gliederung: räumlich — sozial — rassenmäßig — konfessionell.)

q) Wie viele Eheleute nehmen Kinder an?

r) Wie verteilen sich die aufgenommenen Kinder auf:
Unfreiwillige kinderlose Ehen? — Kinderarme Familien? — Kinderreiche Familien? — Einzelpersonen?

s) Welche Wertmaßstäbe werden bei der Auswahl der Adoptivkinder angelegt?
Geschlecht? Alter? Erbmasse? Äußere Erscheinung?

t) Wie hoch ist die Zahl der unehelichen fruchtbaren Verbindungen?

u) Wie ist die körperliche Qualität der unehelichen im Vergleich zu den ehelichen Kindern?
Wie die Leistungen in der Schule, Universität? im Beruf? — Wie der Charakter (Kriminalität)?

v) Besteht Behinderung im bürgerlichen Leben?

w) Wie ist die allgemeine Bewertung der unehelichen Kindschaft?
Räumlich (Stadt — Land) — sozial — stammesmäßig — rassenmäßig — konfessionell?

3. Sippen und Geschlechter:

a) Wie ist der Begriff Sippe bzw. Geschlecht abzugrenzen?

b) Wie stellt sich das Schicksal einer Familie in der Generationsfolge dar?
Verzweigung? Schrumpfung?

c) Ist die Neigung zu Kinderreichtum — Kinderarmut — Kinderlosigkeit durch Generationen gleichbleibend? oder wechselnd von Generation zu Generation?

d) Rascher Generationswechsel? Veränderungen darin?
Unterschiede: räumlich (Stadt — Land) — sozial (Beruf, soziale Stufe) — konfessionell — rassenmäßig — stammesmäßig?

e) Wann und wo geht der Zusammenhang Einzelner mit der Familie oder: der Einzelfamilie mit der Sippe verloren?
Durch räumliche Trennung? — Durch soziale Trennung?

f) Wie hoch ist die durchschnittliche Lebensdauer der Familien und Sippen?
Auf dem Lande? — In der Stadt?

g) Bei Familien mit Tradition:
Bei landbesitzenden Familien? — Bei patrizischen Familien? — Bei Familien mit Berufstradition (z. B. Gelehrten-, Pfarrerfamilien).

h) Bei Familien ohne Tradition und Zusammenhalt?
Bei Familien mit kapitalistischem Reichtum? — Unterschiede nach Konfession? — Rasse?

4. Qualität der Familie:

a) Welche Eigenschaften bestimmen die „Qualität" einer Familie? Gibt es absolute Wertmaßstäbe dafür?

Erbforschung:

b) Wie ist das Niveau einer Familie in bezug auf Gesundheit? Charakter? Leistung?

c) Wie ist sie zusammengesetzt in bezug auf Typenzugehörigkeit? Rassen? Wirtschaftliche Stellung? Kulturelle Stellung?

d) Wechselt sie in der Generationsfolge in bezug auf diese Eigentümlichkeiten oder bleibt sie sich gleich?

e) Wie ist das Verhältnis von der durchschnittlichen Familienqualität zu den hervorragenden Einzelpersönlichkeiten:
Wie viele Minusvarianten? Wie viele Plusvarianten?

f) Welche Gründe bedingen die Breite und Art der Variation?
Konstitution? Vermischung durch Heiraten? Aufzuchtsunterschiede (Erziehung — Bildung — Landschaft — wirtschaftliches und soziales Milieu)?

g) Welches sind die Darstellungsmöglichkeiten für das Erbbild einer Familie?
Stammbäume, Erbmassentafeln (nach Martin), Familienaltäre, „Ihai" usw. (Ahnentäfelchen), Rê-Bretter.

Eugenik:

h) Welche Familien sind erhaltenswert? Welche nicht?
Welches ist der Maßstab für den Wert? Die durchschnittliche Qualität?

i) Wieviel Generationen müssen zur Abgabe eines Werturteils beobachtet werden?

k) Welche Zukunftsaussichten hat eine Familie oder Sippe?
Wodurch kann ihr Bestand gefährdet werden? — Wie gesichert?

l) Wie kann sie qualitativ auf gleicher Höhe gehalten werden?

m) Wie aufgeartet? (Z. B. durch bestimmte Einkreuzung.)

n) Wie ausgeschaltet? (Sterilisation.)

o) Wieweit besteht Verständnis für eugenische Verpflichtungen?
Begriff der Erbhygiene.

B. Die Grundlagen der Familie: Das Individuum

(Quantitative Bestandsaufnahme)

1. Wie ist die Gliederung der Bestandsmasse in der Bevölkerungspyramide?

a) Wie hoch ist die durchschnittliche Lebensdauer?

b) Wie sind die Altersstufen (Jahrgänge) zahlenmäßig besetzt?

c) Welche Lebensaussichten hat der Angehörige einer bestimmten Altersstufe?

d) Wie hoch ist die Sterblichkeitsziffer pro Altersstufe? — Die Ziffer der Selbstmorde?

e) Wie verhalten sich die Alterspyramiden der männlichen und weiblichen

Individuen untereinander und zur gemeinsamen Alterspyramide? (Verschiedene Geburtenzahl und Sterblichkeit.)

f) Welche Folgerungen sind aus der Divergenz der männlichen und weiblichen Pyramiden zu ziehen? (Z. B. Heiratsaussichten für eine bestimmte Generation.)

2. Wie gliedert sich das Volk nach dem Familienstand? (Vgl. I. A. 1.)

a) Wie viele Menschen leben in ehebestimmter Häuslichkeit?

In eheähnlicher? — Bei Verwandten? — Bei Fremden? — Junggesellenmäßig?

Wie gliedert sich die Bestandmasse nach Nationalität und Muttersprache?

Ausländer im Inland? Angehörige des Volkskörpers im Ausland?

a) Nach der Rassenzugehörigkeit?

Angehörige fremder Rassen, aber deutscher Nationalität? Vereinzelt? — Eingesprengte Gruppen, unter Erhaltung ihrer Muttersprache? Mit Zweisprachigkeit?

Aufspaltung des Volkes selbst in mehrere Urbevölkerungen verschiedener Rasse?

Unvermischt nebeneinander? — Vermischungen? — Landschaftliche Verteilung? — Verteilung auf Schichten?

b) Nach Stämmen?

Findet Vermischung der Stämme statt durch innere Wanderung?, Beamtenaustausch? Reichsbeamte?

c) Nach der Konfession?

Wie hoch ist der zahlenmäßige Anteil der Konfessionen? — Die landschaftliche Verteilung? Welche Folgen kann sie haben? Gau-Inzucht? — Die Verteilung nach Sozial- und Berufsklassen? — Die zeitliche Verschiebung durch Übertritte? Durch verschiedene Geburtenhöhe?

d) Nach psychisch-physischen Gesichtspunkten?

Temperamente? Körperbau- und Charaktertypus?

4. Wie gliedert sich die Bestandsmasse nach den sozialen Eigenschaften?

a) Gibt es angeborene Eignung für einen bestimmten Beruf? Wie häufig ist sie?

b) Besteht Berufstradition?

Landschaftlich? Familienmäßig? Springen künstlerischer, schöpferischer Veranlagung zwischen Kunstgebieten?

c) Besteht Tradition im Nebenberuf?

(Z. B. Schnitzen, Geigenmachen, Basteln.)

d) Findet Wechsel des Berufs beim einzelnen statt?

Aus welchem Grund?

e) Wie viele Menschen haben Doppelberufe — Vollberufe — Halbberufe — Nebenberufe — ehrenamtliche Haupttätigkeit? — ehrenamtliche Nebentätigkeit?

f) Welche Folgen hat die Berufsspezialisierung auf Grund der Monokulturentwicklung?

Für Berufsfreudigkeit? Für Berufsschäden?

Soziale Stellung:

g) Welche Wandlungen in der Bewertung sind festzustellen?

h) Befindet sich der einzelne im Gleichklang mit der sozialen Entwicklung seiner Familie?

Bildung:

i) Wie ist der Bildungsgrad zu messen?
Nach Schulabschlüssen? Lektüre? Benutzung öffentlicher Bildungsmittel (Museen, Theater, Konzerte)? Zugehörigkeit zu Vereinigungen (siehe I. C. 2.).

k) Wie verhalten sich Bildungsstufe und:
Beruf? Einkommenstufe? Vermögen? Körperbau? Fortpflanzungswille?

l) Welche Berufe lassen Zeit zu außerberuflicher Bildung?

m) In welchen Berufen vorzüglich besteht ein derartiges Bildungsinteresse?

n) Hängt das Bildungsinteresse zusammen mit
Herkunft (geistiges Milieu)? Erbanlage? Vermögen? Räumlicher Umgebung (Stadt — Land) — sozialer Umgebung? Rasse — Konfession? Sozialer Beziehungsstruktur?

o) Wie viele Menschen sind eingeordnet in ein überindividuelles soziales Gefüge?
In bäuerliche — oder Gutswirtschaft? In die Beamtenschaft? In Groß-, Mittel-, Kleinunternehmungen kaufmännischer Art? industrieller Art? handwerklicher Art?

C. Die sozialen Gebilde im Volkskörper

Was sind soziale Gebilde?

a) Organische Gebilde
Merkmale: Innerliche Zusammengehörigkeit. Freiwillige Zugehörigkeit. Ausprägung eines bestimmten menschlichen Typs unter den Mitgliedern.

b) Unorganische Gebilde
Merkmale: Äußerliche Zusammengehörigkeit. Einseitigkeit.

2. Wie gliedert sich die Bestandsmasse:

a) Nach Berufsständen?
Organischen? Unorganischen? — Nach Wirtschaftsverbänden? (Sind sie stets unorganisch?) — Inwieweit decken sich Berufs- und Wirtschaftsverbände?

b) Nach politischen Verbänden?
Je nach Beruf? — Landschaft? Konfession? Rasse?

c) Nach Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften?
Innerhalb der Kirchen? — Neben den Kirchen? — Außerhalb der Kirchen? — Wie verteilen sich die Anhänger auf Berufe? Soziale Stufen? Konfessionen? Landschaften? Rasse? Sprache?

d) Vereinigungen zur Pflege von
Sport? Wissenschaft? Kunst? Unterhaltung?
Wieweit decken sie sich mit einer Gliederung nach:
Rasse — Sprache — Berufe — sozialen Stufen — Konfessionen — Parteizugehörigkeit — Familienstand?
Wieviel Zeit des einzelnen nehmen sie in Anspruch? Wieviel seiner Arbeitskraft?
Auswirkungen auf Familienbildung — und -erhaltung?

e) Individualvereinigungen (Ausstrahlung einer Persönlichkeit):

f) Bestehen geschlossene Freundeskreise ohne Zweckbestimmung?

Welches sind ihre Merkmale? In welchen Berufsgruppen treten sie auf? Auf welchen sozialen Stufen? Oder sind sie zwischenberuflich? Vereinigen sie Menschen verschiedener sozialer Stufe? Welchen Umfang können sie ohne Zweckbetonung annehmen?

II. Der Volkskörper im Raum

A. Der Siedlungsraum

a) Wie ist er beschaffen?

Charakteristika in bezug auf: Klima, Bodenbeschaffenheit, Bodenaufbau, Unterlage, Bodenschätze, Landschaftsbild, Besiedlungsmöglichkeit, Dichteoptimum?

b) Ist der Siedlungsraum des Volkskörpers einheitlich? Oder zerfällt er in mehrere oder viele in sich abgeschlossene Räume?

c) Gehört er zu größeren Räumen, die auch andere Völker mit umschließen?

d) Greift er in die Siedlungsräume anderer Völker über?

B. Der Rassenraum

a) Ist er einheitlich?

b) Deckt er sich mit dem Siedlungsraum des Volkskörpers?

Ist er größer?, d. h. gehört der Volkskörper zu einer übervolklichen Rasse? — Ist er kleiner?, d. h. besteht der Volkskörper aus mehreren Rassen? — In räumlichem Nebeneinander? In schichtmäßigem Übereinander?

c) Dominiert e i n e Rasse? Sind Gründe dafür erkennbar?

d) Kann im Volkskörper eine neue Rasse entstehen, so daß Rasse zu Volk wird?

C. Der Sprachraum

a) Ist der Sprachraum abgeschlossen gegen andere Völker? Einheitlich in sich?

b) Sind Dialektgrenzen zugleich räumliche Grenzen? Sind sie unverschiebbar?

c) Verläuft die Sprachgrenze gegen andere Völker parallel mit der politischen Grenze? — parallel mit der geographischen Grenze?

Ist sie unverschiebbar? Oder bestehen geschichtliche Verschiebungen des Sprachraumes? — Stehen sie mit Ereignissen im Volkskörper in Verbindung (Wachstum, Schrumpfung, Vermischung)?

d) Reicht der Sprachraum weit und in geschlossenen Gebieten über den Staatsraum hinaus?

e) Bestehen Einsprengungen fremder Sprachen innerhalb des geschlossenen Sprachraums? (Sprachinseln und Streusiedlung.)

D. Der Kulturraum

a) Hat der Volkskörper eine einheitliche Kultur?

Nach Art und Form? Nach der Entwicklungsstufe? Welches sind ihre Merkmale?

b) Nimmt er teil an mehreren verschiedenartigen Kulturen?

In seiner Eigenkultur? In seiner Gesamtheit? Oder in einzelnen Kulturbeziehungen? Mit oder ohne Schädigung?

c) Gehört er in einen größeren, übervolklichen Kulturzusammenhang?

d) Sind Einsprengungen andersartiger Kulturen in den geschlossenen Kulturraum vorhanden?

Bei eingesprengten Angehörigen fremder Rasse?

e) Bestehen innerhalb eines einheitlichen Kulturraumes deutliche, landschaftliche (Stammes-) Unterschiede?

Sind starke Bindungen an die Stammessonderart vorhanden? Wie zeigen sie sich? Wie wirken sie sich aus? Bedrohen die Sonderarten die Einheitlichkeit des Ganzen? Überschneidungen von Kulturkreisen?

E. Der Nahrungsraum

a) Inwiefern deckt er sich mit dem Siedlungsraum?

b) Wo greift er hinaus über ihn?

Handel: Export? Import? Transit?

c) Wie ist das Hinausgreifen bedingt?

Einseitigkeit des Siedlungsraumes an Bodenprodukten und Rohstoffen? Geographische Lage: Küste? An internationaler Handelsroute? Durchgangsland?

d) Innerer Austausch im geschlossenen Siedlungsraum?

Ist der Nahrungsraum aus verhältnismäßig autarken Zellen ohne starken Handel aufgebaut (China)? Oder ist er nach einzelnen Monokulturen gegliedert mit starkem Binnenhandel (USA.)?

e) Oder Verflechtung in einen überstaatlichen bzw. übervolklichen Wirtschaftszusammenhang?

Als naturnotwendige Dauerform? Als Ergebnis einer kulturellen Entwicklungsstufe?

f) Welche Bindungen bestehen zwischen Nahrungsraum einerseits, Staatsraum und den anderen Räumen andererseits?

F. Der Krankheitsraum (bzw. Gesundheitsraum)

a) Gibt es typische Klima- und bodenbedingte Krankheiten im Siedlungsraum des Volkskörpers?

b) In bezug auf welche Krankheiten ist der Krankheitsraum des Volkes größer als sein Siedlungsraum, d. h. gehört er in einen übervolklichen Krankheitsraum hinein?

c) Welches sind die geophysischen Bedingungen für Konzeption, Geburt, Krankheit und Tod in bestimmten Siedlungsräumen?

d) Welchen Einfluß hat der Raum, den der Volkskörper bewohnt, auf

Konstitution? Psycho-physische Typenbildung (z. B. endokrine Typen)? Rassebildung und -merkmale?

e) Sind Unterschiede in Kultur, Dialekt, Stammestypen innerhalb des Volkes geophysisch bedingt? oder mitbedingt?

f) Wie verhalten sich die geophysischen Bedingungen zu den rassischen?

G. Der Staatsraum

a) Deckt sich der Staatsraum im wesentlichen mit dem Siedlungsraum?, mit dem Rasseraum?, mit dem Sprachraum?, mit dem Kulturraum? (Fallen Kulturnation und Staatsnation zusammen?)

b) Sind bedeutende Teile des Volkskörpers nicht im Staatsraum erfaßt?
Handelt es sich hier um einen Dauerzustand? Oder nur um eine geschichtliche Periode? Sind Gründe für solche Verkümmerungserscheinungen eines Staates zu erkennen?

c) Ist der Volkskörper nur einer unter mehreren einen Staat bildenden Volkskörpern?
Bildet der also aus mehreren Völkern zusammengesetzte Staat doch eine Kulturnation?

d) Ist der Staatsraum geographisch in sich geschlossen? — Abgeschlossen gegen andere Staatsräume? — Gehört er geographisch in einen größeren, überstaatlichen Raum hinein?

e) Hat der Staat Ausdehnungsbestreben aus seinem Raum heraus?
Kolonien? Drang zum Meer? Wirtschaftliche Expansion?

f) Wie ist das Ausdehnungsbestreben begründet?
Geographisch? Biologisch? Kulturell?

III. Der Volkskörper in der Zeit

A. Die Verwurzelung des Volkskörpers

a) Durch welche Tatsachen wird der Begriff „Verwurzelung" gekennzeichnet?

b) Wann begann die Verwurzelung des Volkskörpers? (Seßhaftigkeit.)

c) Welche Wandlungen hat die Form der Seßhaftigkeit durchgemacht?
Hof — Dorf — Burg/Kloster — Stadt?

d) Welche strukturellen Beziehungen bestehen zwischen
Hof — Dorf — Burg/Kloster — Stadt und umgebendem Land? Untereinander?

e) Bilden diese strukturellen Beziehungen ein lebendiges Gleichgewicht?
Wann? — In welchen Räumen?

f) Welcher Anteil des Volkes ist auch im verwurzelten Volkskörper nicht bodenverhaftet?
Kulturnomaden. Wohn- und Arbeitsplatzspannung.

B. Die Entwurzelung des Volkskörpers

Wodurch lockert sich die Beziehung zur Siedlungslandschaft?

1. Wanderung:

a) Auswanderung in fremde Länder
bis zur Entvölkerung?

b) Einwanderung landfremder Bevölkerung
bis zur Unterwanderung?

c) Innervolkliche Wanderung
bis zur Verwischung der Stammeseigentümlichkeiten?

d) Folgen auf Zeiten der Entvölkerung solche der Neubesiedlung?

e) Kommt der Anstoß zur Wanderung
aus der biologischen Entwicklung? aus geographischen Einflüssen? von kulturellen Einflüssen? durch Einflüsse von außen?

f) Werden einzelne Volksteile besonders vom Wandertrieb erfaßt?
Räumlich gesonderte Gruppen? Sozial gesonderte Gruppen?

2. Lockerung durch Verstädterung:

a) Wie ist der Begriff der Verstädterung wissenschaftlich zu fassen?
Welches sind Funktion und Aufbau der „natürlichen" Stadt? Erhält sie sich biologisch selbst? Wie groß ist ihr Lebensraum? Welches sind demgegenüber die Merkmale der „verstädterten" Stadt? Gibt es Verstädterung isoliert? Oder ist sie Erscheinungsform eines den ganzen Volkskörper erfassenden Vorganges? Ist sie Störung des strukturellen Gleichgewichts? Ist sie verbunden mit einem bestimmten Lebensstandard?

b) Wann beginnt der Verstädterungsvorgang? — Wann ist er vollendet? — Geht die Entwicklung in einem Zuge? — Oder gibt es Zeiten des Stillstandes oder einer vorübergehenden Umkehr?

c) Ist nach vollzogener Verstädterung eine Umkehr des Prozesses möglich?
Von selbst? — Durch bewußte Lenkung?

d) Wo sind die Ursachen des Vorganges zu suchen?

3. Lockerung durch politische Einflüsse:

a) Absprengung bedeutender Teile des Volkskörpers
bis zur Gefährdung des Restkörpers?

b) Einfügung fremdbesiedelter Länder in den Staatskörper
bis zur Gefährdung des primären Staatsvolkes?

4. Lockerung durch Entartung:

a) Begriff der Entartung?

b) Sinken der physischen Qualität
der (angeborenen) Konstitution? der (erworbenen) Erscheinung (Kultureinflüsse)?

c) Sinken der moralischen Qualität:
Gibt es ein Sinken oder nur Wandlungen? Steht die Veränderung der moralischen Wertbegriffe in funktionellem Zusammenhang mit physischen Wandlungen? Welche Zusammenhänge bestehen mit der Kulturstufe?

d) Sinken der rassischen Qualität:
Vermischung mit Fremdrassigen? Geographische Einflüsse (Klimawechsel)? Geistige Einflüsse fremder Kulturen?

C. Das biologische Schicksal des Volkskörpers

1. Entstehung:

a) Aus einer Urbevölkerung, die plötzlich Staatsbildung und Kulturentwicklung aufweist?
Aus sich heraus? Durch Berührung mit fremden Kulturen?

b) Aus Wanderung eines Volkes in einen anderen Raum oder Stammwanderung? (Wundt.)
Dort erst Kultur- und Staatsentwicklung? Durch Vermischung mit der dortigen Urbevölkerung? Durch Unterwerfung der dortigen Bevölkerung und Bildung einer

Herrenschicht? Findet später allmähliche Vermischung statt? Findet ein Nachströmen von Einwanderern aus der gleichen Heimat statt? Durch Jahrzehnte — durch Jahrhunderte? Unterwanderung durch andere wandernde Völker und Vermischung mit ihnen?

c) Bildet der Volkskörper eine neue, eigene Rasse aus?

Gibt es reinrassige Völker? — Welches sind die Merkmale von Völkern, die aus mehreren Vermischungen oder Überschichtungen (in zeitlichen Abständen) hervorgegangen sind? — Wie verhalten sich die rassischen zu den geographischen Faktoren? — Wie groß ist ihr bestimmender Anteil?

2. Wachstum:

a) Welcher Art sind die Zusammenhänge zwischen dem Wachstum des Volkskörpers und

der religiösen Haltung? der Staatsanschauung und Staatsstruktur? der sozialen Haltung? der Wirtschaftsform? dem Auslesevorgang (Bildungswesen)? dem Wehrwillen?

b) Kann sich aus dem Wachstum eine Schwächung des Volkskörpers ergeben?

c) Müssen Völker wachsen?

d) Wann wachsen sie?

e) Wie regelt sich das Gleichgewicht, wenn sie nicht wachsen?

Im freien Kräftespiel von Geburt und Tod? Durch menschlichen Eingriff (Sitte)?

f) Wodurch wird das Tempo der Bevölkerungszunahme bedingt?

Wachsende Geburtenzahlen durch: Psychophysische Einflüsse? Erweiterung des Lebensraumes? — Ist die natürliche Geburtenhöhe verschieden von Volk zu Volk? rassenmäßig bedingt? geographisch bedingt? — Durch Verminderung der Sterblichkeit? — Durch Erweiterung des Lebensraumes? — Durch wachsende Kultur?

g) Wechselt das Tempo der Bevölkerungszunahme?

h) Was wirkt übermäßigem Wachstum entgegen?

i) Richtung des Wachstums:

Zunahme der Bevölkerungsdichte? Damit zusammenhängend der Struktur des Aufbaus? Ausdehnung der Grenzen des Siedlungsraumes? zugleich des Staats (Eroberung)? über den Staat hinaus (Auswanderungskolonien)?

3. Blüte:

a) An welchen Maßstäben mißt man den Begriff der „Blüte"?

Am kulturellen Leben? Am staatlichen Leben? Am wirtschaftlichen Leben? An welchen biologischen Merkmalen?

b) Wo liegt der Höhepunkt im Entwicklungsganzen des Volkskörpers?

c) Fallen die Höhepunkte von Kultur- und Staatsleben zusammen?

d) Haben Einzelgebiete eigene Entwicklungskurven? (Stil-Verspätungen!)

e) Wie lange dauert die Blütezeit? Gibt es mehrere Blütezeiten desselben Volkskörpers?

f) Inwieweit liegt der Sinn der Entwicklung

im Leben des Volkskörpers selbst? in seinem Wirken in größerem Kulturzusammenhange? im Schicksal der einzelnen Glieder des Volkes?

4. Alter:

a) Welche Tatsachen kennzeichnen das Altern?

b) Wann treten sie zuerst auf?

c) Wie lange währt die Altersperiode im Verhältnis zur ganzen Entwicklung?
d) Kann die Erscheinung des Alterns mehrfach in der Geschichte eines Volkskörpers auftreten?
e) Ist die Dauer der einzelnen Zeitabschnitte und ihr Verhältnis zueinander artspezifisch für
ein bestimmtes Volk — eine bestimmte Rasse — einen bestimmten Raum?
f) Geht der Alterungsprozeß mit einem zahlenmäßigen Schrumpfen des Volkskörpers Hand in Hand? Ist er unabhängig davon?
g) Bestehen Zusammenhänge zwischen dem Altern und einer bestimmten Form der Zivilisation?

5. Vergehen:
a) Müssen Völker sterben? — Welche Art von Völkern stirbt?
b) Sterben Völker
aus äußeren Ursachen? Vernichtung durch Krieg? Naturkatastrophen? durch wirtschaftliche Ursachen? aus inneren oder biologischen Ursachen?
c) Führen die Alterserscheinungen bis zur völligen inneren Auflösung?
Aussterben? Wehrunfähigkeit? Unfähigkeit zum Staatsleben?

6. Gibt es eine Wiedergeburt des Volkskörpers?
a) Von außen bedingt?
Durch Aufhören schädigender Einflüsse?
b) Von innen bedingt?
Durch Wiedererstarken der Lebenskraft? Aus anderen Gründen (Rassenpflege, Blutsauffrischung)?

7. Ist der Volkskörper ein Organismus im strengen Sinne?
a) Das heißt: Sind die Stufen von Geburt, Entfaltung, Blüte, Vergehen, Tod
naturnotwendig? nicht umkehrbar?
b) Oder ist der Vergleich mit dem Werden und Vergehen von Organismen nur Veranschaulichung?
c) Besteht nur eine unverbindliche Ähnlichkeit:
zufällig? oder aus der Verwandtschaft im Aufbau alles Lebens?
d) Gibt es Volkskörper, die „ewig" sind, also Überorganismen — etwa im Sinne des Waldes?
Bei Kulturvölkern? dauernden Geschichtsträgern? Bei „geschichtslosen" Völkern?

IV. Volkskörper und Staat

A. Der Volkskörper als Träger des Staats

Der Staat als Lebensform des Volkskörpers.

1. Der Staat als Organismus oder Überorganismus:
a) Hat er die Kennzeichen eines Organismus?
Bauplan und Gefüge: Zusammenarbeit der Glieder im Sinne des Ganzen? Aufrechterhaltung des Bestandes? Gestalt: Abgegrenztheit gegen die Außenwelt? Eingepaßtheit in die Umwelt (Stoffwechsel und Reaktionsfähigkeit)? Begrenzte Anpassungsfähigkeit? Zielstrebigkeit der Entwicklung? Lebensphasen von Geburt bis Tod?

b) Hat er die Kennzeichen eines Überorganismus?
Einer Vielzahl von Organismen?
1. Eines Tierstaates? Gefüge: Zusammenarbeit, keine Entwicklung. — 2. Einer Lebensgemeinschaft (Wald, Wiese)? Kein Gefüge, nur wechselseitige Abstimmung, Zeitlosigkeit, Formlosigkeit. — 3. Einer Pflanzen- oder Tierart? Entwicklung durch Variation, Anpassung.

c) Ist der Vergleich mit Organismus bzw. Überorganismus nur anschaulich oder verbindlich?

d) Wie verhält sich der Staatsorganismus zum Organismus des Volkskörpers, im Falle sie sich nicht decken?

e) Nehmen die außerstaatlichen Teile des Volkskörpers an sämtlichen Entwicklungsstufen teil? Auch wenn der Staat, zu dem sie gehören, eine andere Entwicklung hat?

2. Wandlung der Staatsform als Funktion von Wandlungen im Volkskörper:

a) Ist die Entfaltung von der Entwicklung des Volkskörpers allein bestimmt?
Wieweit durch Einflüsse von außen (Vorbilder)?

b) Stirbt der Staat mit dem Volkskörper oder kann er ihn überleben?

c) Folgen auf Wandlungen im Volkskörper stets Änderungen der Staatsform? Oder halten sich u. U. die bisher geltenden Formen? Aus welchen Gründen?

d) Wieweit sind fremde Einflüsse auf die Staatsform überhaupt möglich?
Abwandlung des Fremden?

3. Der Staat als Kulturform:

a) Ist der Staat die für ein Volk typische Weise, sozial zu leben?
Sich gegen andere Völker zu behaupten?

b) Ist er Entfaltung des Kulturlebens im Raume?

c) Oder hat er eigengesetzliche Formen?

4. Individuum und Staat:

a) Wenn der einzelne im dienenden Verhältnis steht:
Ist der einzelne zwingend in die Staatsordnung eingefügt? — Berufen zu einem Amt? auf Grund von Geburt? auf Grund von Leistung? — Wie viele stehen außerhalb der Staatsordnung? — Oder umfaßt die Ordnung alle, auch die scheinbar ihr nicht dienenden? — Wandelt sich die Ordnung (das Recht)? — Sind Gesetzlichkeiten für diese Wandlung erkennbar?

b) Wenn der einzelne im führenden Verhältnis steht:
Kann der Staat die Schöpfung eines einzelnen sein? — Handelt der Führende als Exponent des Ganzen? bewußt? unbewußt?; als autonom schöpferischer Einzelner? im Sinne des Ganzen? gegen den Sinn des Ganzen? (Anmerkung: Das „Ganze" in diesem Zusammenhang bedeutet nicht etwa die Masse oder die öffentliche Meinung, sondern: der Volkskörper in seiner biologischen Entwicklung.) — Welches sind die Beziehungen der führenden Individuen oder Gruppen zu den übrigen Gliedern des Volkes?

B. Der Staat als Schützer des Volkskörpers im Staat

Grundsätzliche Fragen:

a) Sind die Maßnahmen eines Staates zum Schutze des Volkskörpers Ausfluß einer besonderen biologischen Situation des Volkskörpers?

b) Erfolgen sie bewußt in Erkenntnis der Situation oder unbewußt?

c) Sind Erfolge solcher Maßnahmen bekannt?
Kurzfristig? Langfristig?

2. Rassenpflege und Rassenhygiene:

a) Sieht der Staat seine Aufgabe darin, die vorhandene Rasse rein zu erhalten (z. B. durch Einwanderungssperre)?

b) Ihr neue Blutströme zuzuleiten?

c) Die im Volkskörper vorhandenen Rassen zu mischen?

d) Sie getrennt zu erhalten?
Räumlich? Sozial?

e) Pflegt der Staat die Rasse durch Auslese?
Bevorzugung und Unterstützung rassisch wertvoller Teile? — Ausweisung Fremdrassiger?

3. Bevölkerungs- und Familienpolitik:

a) Gibt es allgemeine Maßstäbe für die Ansetzung der Bevölkerungspolitik?

b) Wie verändern sich die bevölkerungspolitischen Aufgaben mit der biologischen und räumlichen Situation?

c) Maßstäbe für die Qualität (Einzelner-Familienzelle):
Erbgesundheit — Leistung — Charakter?

d) Mittel der Bevölkerungspolitik:
Ausscheidung Ungeeigneter? — Förderung besonders Geeigneter durch moralische, durch wirtschaftliche Unterstützung? — Abstufung der Einkommensverhältnisse? — Abstufung des Steuerdrucks? — Erbrechtliche Maßnahmen?

4. Wohnungs- und Siedlungspolitik:

a) Welche Art des Wohnens schreibt die biologische und räumliche Situation des Volkskörpers vor?

b) Wo ist mit der Unterbringung der Familienzellen anzusetzen?
Räumlich im Bereich des Staates? — Örtlich in Groß-, Mittel- Kleinstädten, auf dem Land? — Außerhalb des Staatsbereiches?

c) Wie ist hinreichender Wohnraum zu schaffen?
Durch Wohnungszwangswirtschaft? — Staatliche Zuschüsse (Hauszinssteuer)?

d) Siedlung zur Auflockerung der Städte?
Schrebergärten? — Randsiedlung?

e) Ländliche Siedlung?
Dichtere Besiedlung des vorhandenen Siedlungsraumes? — Neubesiedlung durch Urbarmachung? durch Eroberungskolonisation?

f) Wie soll der Staat siedeln lassen?
Mit Tendenz zur Selbstgenügsamkeit von Einzelhof?, Dorfgemeinde?, Teillandschaft? — Mit Tendenz zur Marktwirtschaft im Innern des Staates?, über die Staatsgrenzen hinaus? — Mit gleichzeitiger Stadt- und Industriesiedlung?

g) Wen soll der Staat ansiedeln?

Nicht erbende Bauernsöhne? — Erwerbslose aus Mittel- und Großstädten? — Erfolgt Auswahl auf Grund von Charakter, Gesundheit, Rasse, Geldmitteln? — In landsmännisch oder konfessionell geschlossenen Kolonien?

5. Übrige Sozialpolitik:

a) Warum Sozialpolitik?

Aus eugenischen Gründen? — Aus humanitären Gründen? — Aus dem Problem der Staatsautorität heraus?

b) Ist Sozialpolitik ein Eingriff in die natürliche Auslese?

c) Wenn ja, wie ist der darin liegenden Umlagerung im Gesamtkörper Rechnung getragen?

d) Hängt das Auftreten von Sozialmaßnahmen zusammen mit Entwicklungsstufen des Volkskörpers?

e) Welche Mittel hat die Sozialpolitik?

Arbeitsrechtliche Sicherungen: durch Sicherung des Arbeitsnehmers als einzelnen? durch Sicherung des Arbeitgebers als Unterhalters von Arbeitsgelegenheiten? durch staatliche Arbeitsbeschaffung? — Maßnahmen im Beamten- und Heereskörper? — Sicherungen bei Arbeitsunfähigkeit: Erwerbslosenfürsorge? Zwangsversicherung gegen Invalidität, Alter, Krankheit? — Fürsorge für die Unversicherten, abgestuft nach Qualität?

f) Wo liegen die Grenzen der Fürsorge?

Welche materiellen Mittel kann der Staat anwenden? — Welche Grenzen zieht das Interesse der Rassenpflege? — Der Bevölkerungspolitik?

6. Auslese- und Bildungspolitik:

a) Welchem Zweck dient der Auslese- und Bildungsvorgang?

Dient er dem Staat in seiner jeweiligen Form? — Steht er im Dienst eines biologischen Vorgangs? bewußt? unbewußt? — Dient er einer Idee? — Wenn ja, welche Rolle spielt diese Idee im biologischen Zustand des Volkskörpers?

b) Welches Ziel verfolgt der Bildungsvorgang?

Vermittlung allgemeiner Kenntnisse? — Spezialschulung? — Persönlichkeitsbildung? — Erziehung zum Staatsdenken? — zum Staatsdienst? — zur Wehrhaftigkeit?

c) Wieweit ist der Auslesevorgang gleichzeitig ein Entwurzelungsvorgang?

Sozial — räumlich.

d) Erfolgt die Berufsauslese vorzüglich

auf Grund der Bildungsstufe? — auf Grund der sozialen Stellung der Eltern? — auf Grund einer Vorprüfung? auf Grund von Bewährung?

C. Der Staat als Schützer des Volkskörpers außerhalb der Grenzen

a) Wie tritt das Bestreben auf, Auslandsglieder zu schützen?

Daueranspruch an die Auslandsglieder und entsprechender Schutz? — Zeitlich beschränkter Anspruch? — Oder wird kein Anspruch erhoben?

b) Welcher Mittel bedient sich der Anspruch?

Vererbliches Bürgerrecht? — Zeitlich begrenztes Bürgerrecht? — Wehrpflicht?

c) Welche Schutzmittel hat der Staat?

Machtpolitische — wirtschaftspolitische — kulturpolitische Unterstützung?

d) Bleibt die Aufgabe des Schutzes bestehen, wenn ganze Stämme abgesprengt werden und eventuell selbständige Staaten bilden?

D. Wehrpolitik

a) Wieweit besteht eine Wehrpflicht jedes einzelnen Gliedes des Volkskörpers?
Wie wird sie vom Staat in Anspruch genommen und ausgebildet?

b) Wie hängt der Wehrwille zusammen mit der biologischen Entwicklungsstufe?

c) Wie hängt die Wehrform zusammen mit der biologischen Entwicklungsstufe?

d) Aufgabe der Wehrpolitik:
Erhaltung des Staatsraumes? — Grenzschutz gegen Überschiebung, Unterwanderung, Einsickerung, Abbröckelung?

e) Wieweit sind Ausdehnung und Schrumpfung des Staatskörpers eine Funktion des Wehrwillens?

f) Hängt das äußere Schicksal des Staates ausschließlich von Wehrbereitschaft und Wehrwillen des Volkes ab?
Liegt also das Schicksal nur in ihm selbst?

ALBRECHT HAUSHOFER:
Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Groß, Herbert, Nordeuropa und das Reich. Handelspolitische Aufgaben Deutschlands. Historisch-politischer Verlag. Berlin 1933.

Die große Bedeutung, die der wirtschaftliche Austausch mit den an Bevölkerung nicht allzureichen, aber hochentwickelten nordischen Ländern für Deutschland hat, ist nicht immer genügend gesehen worden. So ist es verdienstvoll, daß einmal das wichtigste handelspolitische Material für den deutsch-nordischen Bereich übersichtlich gesammelt und dargestellt wurde.

Jacobsen, Adrian, Die weiße Grenze. Brockhaus, Leipzig 1931.

Ein wirklich weltbefahrener Mann erzählt von Menschen und Tieren rund um den Polarkreis in schlichter und fesselnder Weise.

Kircheiß, Carl, Polarkreis Süd — Polarkreis Nord. Als Walfisch- und Seelenfänger rund um die beiden Amerika. Köhler, Leipzig 1933.

Erzählungen von einer Reise, die in erster Linie unternommen wurde, um den Walfang zu studieren. K. verleugnet niemals den alten Seebären; was mit dem Meer zusammenhängt, weiß er anschaulich zu schildern; für die feineren Schwingungen fremder Länder scheint uns sein Seebären-Ausblick etwas zu betont und zu einseitig.

Claß, Heinrich, Wider den Strom. Koehler, Leipzig 1932.

Die Lebensgeschichte eines Außenseiters, dessen Tragik es war, niemals bis an den wirklichen Kern staatlicher Entscheidung vorzudringen und doch genug zu sehen und zu wissen, um sich jene Sorgen zu machen, die sich die Verantwortlichen hätten machen müssen. Als historische Quelle wohl kaum kritiklos zu benutzen, gibt es doch manchen wertvollen historischen Hinweis, und ist erfüllt von tiefer Sorge um das gesamtdeutsche Schicksal in Europa.

Salter, Sir Arthur, Political aspects of the world depression. Clarendon Press, Oxford 1932.

Auf nur 16 Seiten gibt ein wissender und kritischer Kopf seinen Kommentar zu den politischen Ursachen der Weltkrise — mit der inneren Souveränität und der leisen Ironie des weltbefahrenen Angelsachsen.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Zwischenstaatliche Fragen

1. **K. Schwendemann:** Abrüstung und Sicherheit. 1. Bd., 2. Aufl. 881 S. Historisch-politischer Verlag, Leipzig 1933.

Besprechung der 1. Aufl. in der „Geopolitik" 1932, S. 320. Die zweite Auflage ist entsprechend dem erheblichen Geschwätz des letzten Jahres angewachsen, sehr übersichtlich geordnet, und für einen sich mit Abrüstungsfragen beschäftigenden Menschen unentbehrlich.

2. **Erich Kaufmann:** Probleme der internationalen Gerichtsbarkeit. Grundfr. d. internationalen Politik, Heft 1, 22 S. Teubner, Leipzig und Berlin 1932. Geh. RM. 1,—.

3. **Arnold Brecht:** Internationaler Vergleich der öffentlichen Ausgaben. Grundfr. d. intern. Pol., Heft 2. 30 S. Teubner, Leipzig und Berlin 1932. Geh. RM. 1,—.

K. (2) erörtert sorgenvoll die Entwicklung der zwischenstaatlichen Gerichtsbarkeit mit dem Endergebnis: diese Welt ist nicht die beste, also auch nicht ihre selbstgewählten Richter. B. (3) beklagt auch die Schlechtigkeit dieser Welt, die ihre öffentlichen Ausgaben im wesentlichen auf den Rüstungs- oder in unserem Falle politischen Schuldenetat beschränkt.

4. **Ottmar Fecht:** Vormilitärische Wehrerziehung. 16 S. Barbaraverlag, München 1932. Geh. RM. 0,60.

Nach einem Vergleich der militärischen Erziehung der Jugend der Großstaaten macht F. weitgehende Vorschläge zu einer Regelung in Deutschland, die durch die Tatsachen bereits überholt sind.

Deutschland

1. **Friedrich Heiß hrs.:** Deutsche Revolution. Volk und Reich, Berlin 1933.

Eine Sammlung zum großen Teil recht guter Bilder der deutschen Entwicklung bis 1933. Eine schlechte Anordnung macht die Durchsicht schwer.

2. **Albert Perizonius:** Die französischen Invasionswege in das Reich. Schr. d. Kriegsgesch. Abt. im Hist. Sem. d. Univ. Berlin. 210 S., 8 Skizzen. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1933. Br. RM. 9,—.

Daß Walter Elze, der bekannte Berliner Kriegsgeschichtler und Stefan-George-Freund, als erstes Werk seiner Reihe ein so eminent geopolitisches Werk herausstellt, verlangt Dankbarkeit. Im ersten Teil gibt P. eine umfangreiche Schilderung der Einfallstore im westlichen Deutschland, die einen interessanten militärgeographischen und strategischen Versuch darstellt. Die geopolitischen Erkenntnisse dieses Abschnittes gewann P. aus seinem zweiten Teil, in dem er geschichtlich die einzelnen französischen Invasionskriege von 1667 an behandelt. Wirklich ein Buch, das aus der Vergangenheit die Zukunft lehrt!

3. **Hermann Gackenholz:** Entscheidung in Lothringen 1914. 177 S. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1933. Br. RM. 8,—.

G. greift eine wichtige Einzelphase des Weltkrieges heraus und macht daraus eine abgerundete Studie, die die Strategie und Taktik des Weltkrieges näherbringt. Ausführliche Aktenbelegung. Mit G.s Urteil über den jüngeren Moltke, das er aus diesem Einzelerlebnis schöpft, muß man einverstanden sein. Die deutsche Kriegsführung kommt nicht allzu gut weg.

4. **Walter Christaller:** Die zentralen Orte in Süddeutschland. 331 S., 12 Skizzen. Fischer, Jena 1933. Br. RM. 14,—.

Sehr wichtiger Beitrag zum Problemkreis der Verstädterung, in dem erstmalig das Problem von der Gesetzmäßigkeit der Entstehung einer Stadt her angepackt wird. Nach einer rein theoretischen Erörterung der verschiedenen Stadttypen, für die Ch. ein vielleicht etwas zu kompliziertes System wählt, über Verbrauch, Verkehr, Reichweite, Bevölkerung usw., beschäftigt sich Ch. mit einigen Orten Süddeutschlands, München, Stuttgart, Nürnberg, Straßburg und Frankfurt. Ch. wirft eine Menge Fragen auf, die in den Spalten dieser Zeitschrift oft hervorgehoben wurden.

Deutsche Grenzlande

1. **Axel Schmidt:** Ostpreußen deutsch. 78 S. De Gruyter, Berlin u. Leipzig 1933.

Wer war zuerst in Ostpreußen, Germanen oder Slawen? Sch. weist an Hand gut gesiebten Materials den deutschen Anspruch auf Ostpreußen nach und spricht der polnischen Propaganda ein Todesurteil. Ein Ergebnis sei herausgegriffen, weil es noch nie so deutlich gesagt wurde: Polen wäre ohne das hinzugeraubte Oberschlesien fast völlig autark, brauchte also den Korridor gar nicht — und noch weniger das bedrohte Ostpreußen!

2. **Josef Hanika:** Ostmitteldeutsch-bayrische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. 139 S., 7 Abb., 6 Karten. Aschendorff, Münster 1933. Geh. Rm. 5,70. Geb. RM. 6,70.

Mischt sich in einer Sprachinsel die Bevölkerung, die sich aus vielen verschiedenen Stammesbestandteilen zusammensetzt, zu einem bewußten, einheitlichen Sprachinselvolkstum?

Eine Fragestellung, die noch für viele auslanddeutsche Gebiete zu betrachten wäre, hier für die Sprachinseln Kremnitz und Deutsch-Proben positiv beantwortet wird.

3. **Paul Ostwald:** Der Freiheitskampf des deutschen Saarlandes. 50 S. Armanenverlag, Leipzig 1933.

Zur rechten Zeit eine kurz zusammengefaßte, für den Normalgebrauch handliche Geschichte des Saargebiets und seiner politischen und wirtschaftlichen Probleme.

4. **W. Künzel:** Der Rumburger Grenzwinkel. 9 S. Nordböhm. Verein f. Heimatforsch., Böhmisch-Leipa 1933.

Beitrag zur Kulturgeographie der Grenzräume. Es lohnte sich, die Betrachtungsweise K.s auf andere, ebenso kleine Grenzräume des deutschen Reichsumzugs auszudehnen.

Rußland und Orient

1. Die Sovet-Union 1917—1932. 204 S. Osteuropaverlag, Königsberg u. Berlin 1933. Kart. RM. 4,—.

Eine 1900 Nummern umfassende Bibliographie der außerhalb der Union in deutscher Sprache erschienenen Rußlandveröffentlichungen in 15 Jahren. Klaus Mehnert hat sich mit der mühevollen Arbeit ein großes Verdienst erworben.

2. **N. N. Ramming:** Der Sowjetstaat. 45 S. Salaban, Berlin.

R. gibt eine Übersicht über das Staatsrecht der UdSSR. mit sehr kurzem geschichtlichem und öffentlich-rechtlichem Abschnitt. Die Arbeit ist ein Sonderdruck aus einem Handbuch für Rechtsanwälte.

3. **Kurt Grunwald:** The Government Finances of the Mandated Territories in the Near East. 106 S. Palestine Economic Society, Tel-Aviv 1932.

Nach einer Tatsachenschilderung der finanziellen Verhältnisse der A-Mandate überhaupt, der Finanzregierung der ehemaligen Türkei und der neueren wirtschaftlichen Entwicklung zerlegt G. die Finanzen der einzelnen Mandate und kommt schließlich zu der Feststellung, daß Wirtschaft und Finanzen der A-Mandate seit ihrem Bestehen eine überaus günstige Entwicklung zeigen, eine Beobachtung, die zweifellos ihre Richtigkeit hat, aber schließlich keines Beweises bedurfte. Wie die Finanzen der A-Mandate nach der Verselbständigung aussehen werden, ist eine zweite Frage (siehe die erheblichen Rüstungsausgaben im Irak!).

4. **Jean Pichon:** Sur la route des Indes. 368 S., 10 Skizzen, 16 Tafeln. Soc. d'édit. géogr., marit. et colon., Paris 1932.

P. zieht die „nötigen" Parallelen zwischen dem Orientfeldzug Napoleons und der Franzosen von 1914. Sicher haben die Franzosen kein besonderes Verdienst um die Orientschlachten des Weltkrieges, immerhin waren sie dabei. Für die Kriegsgeschichte ist das ausführlich und gut aufgemachte Buch aber sicher von Bedeutung.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

F. GANDENBERGER VON MOISY:
Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen

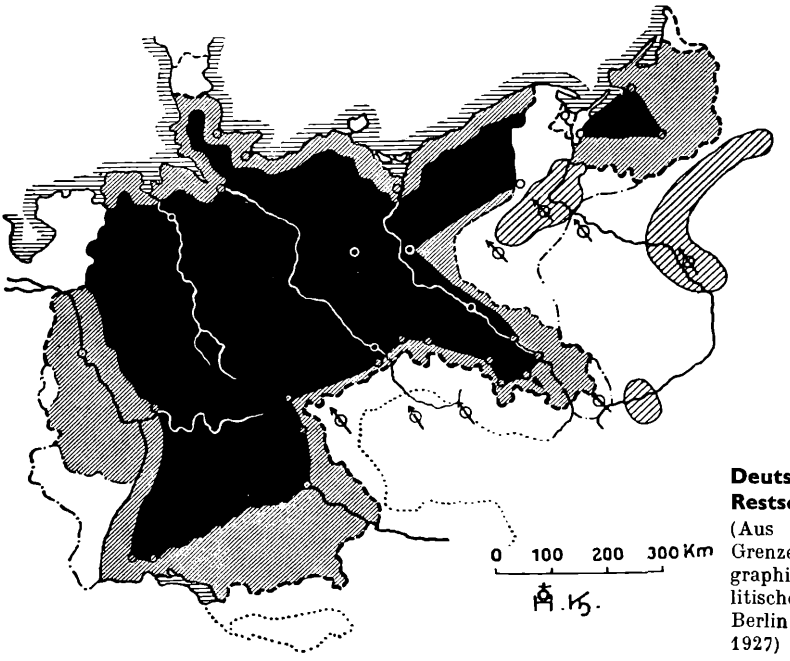
Da alle Kriegführung an den dreidimensionalen Raum gebunden ist, auf Gewinnung und Beherrschung von Raum ausgeht und den eigenen Staatsraum gegen fremde Eingriffe zu sichern sucht, ist das Moment der Luftempfindlichkeit ein entscheidender Faktor geworden. — Der Grad der Luftempfindlichkeit wird bestimmt durch das Maß von Sicherheit, unter dem der Gegner das Ziel anfliegen kann einerseits, und durch das Maß der Verletzbarkeit (Treffbarkeit) dieses Zieles andererseits; sowie, natürlich durch den Wehrwillen der Bewohner und ihre Kraft, auch den moralischen Wirkungen eines Luftangriffes mit allen Mitteln des Luftschutzes standhaft zu trotzen. —

Das moderne Bombengeschwader, der Hauptträger des Vertikalkampfes gegen den Erdraum, ist zwar in der Lage, im „Blindflug" mit Hilfe der Instrumentation nur nach Karte dem Ziele entgegenzufliegen; es wird aber im Ernstfalle immer anstreben, Richtpunkte und Linien im Bodengelände (eine Bodenorganisation) zu finden, durch die mindestens das Führerflugzeug dem Ziele sicher zugewinkt wird, während die ihm unterstellte Formation seiner Funkweisung folgt. Im Augenblick des Kampfes aber wird kein Flugzeug auf Sicht verzichten wollen. Der Schütze, der sein Geschoß (Torpedo, Bombe, Kanonengeschoß, MG-Garbe usw.) ans Ziel bringen will, muß dieses genau sehen. Die Luftempfindlichkeit wird also erhöht durch den deutlich sichtbaren Zug der Straßen, Bahnen, Wasserläufe usw. zum Ziel, ebenso wie durch markante Plätze (durch ihre Form auffallende Orte, Parks, einzelne Seen, Stadion usw.), durch Hochbauten (Burgen, Kirchen, Wassertürme u. a.), aber auch Geländeformationen (Kegel, Bergnasen, groteske Steilabfälle usw.), die dem Flugzeug selbst dann noch richtunggebend sein können, wenn es von seinem Anflugweg (Bahn, Straße, Fluß, Kanal) abgedrängt worden ist. Die ersten Gegner der heranbrausenden Geschwader sind die Augen, die ihren Anmarsch verfolgen, sind jene „Flugwachen", die weit verteilt im ganzen Raum, sonderlich auf Hochpunkten mit Weitsicht, die voraussichtlichen Ziele warnen und so deren Luftempfindlichkeit mindestens teilweise beseitigen können. Schon aus diesem Grunde ist die deutsche Wehrgrenze völlig unzulänglich; Kernzellen liegen z. T. völlig außerhalb einer Warnmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß die westlich des Rheins und südlich der Donau gelegenen Gebiete jeder Schutzmöglichkeit vertragsgemäß entbehren. (Dazu die 50-Kilometer-Zone.)

Wenn auch im Zukunftskrieg mit massierten Bombenangriffen bei Tage gerechnet werden muß, so werden sich dennoch die Angriffe vor allem auf luftgerüstete Staaten im allgemeinen auf die Nacht beschränken müssen, wie überhaupt die Nacht in einem Zukunftskrieg wesentlich für Bewegungen und Märsche benutzt

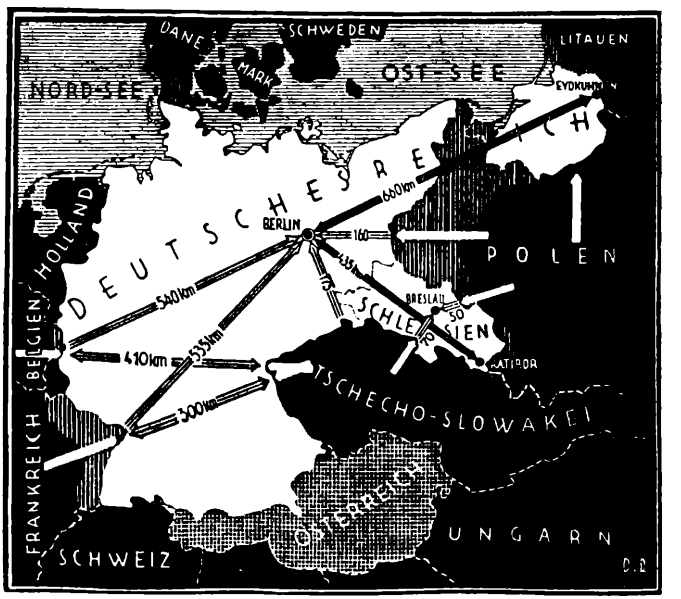
wird, um der Sicht der Aufklärungs- und Erkundungsstaffeln der „Lufttruppen" entzogen zu sein, während der Tag mehr der Ruhe dient. Demnach werden Bahnlinien, Wasserläufe, große Chausseen, welche sich nächtens vom Boden abheben, dem Flieger ebenso als Marschroute dienen wie nicht verdunkelte Plätze (Hochöfen, nicht abgeblendete Orte usw.) als Marschrichtung. Hiernach erhöht ein (sichtbares) Verkehrsnetz die Luftempfindlichkeit. — Wurden aber nicht auch früher schon die friedlichen Handelsstraßen zur „Heerstraße", welche die feindlichen Truppen immer wieder an gewisse geradezu historische Entscheidungsfelder führten! So mögen wohl auch in kommenden Kriegen die „Hochstraßen der Luft" richtunggebend sein für den Anflug der „Luftarmeen" zur Schlacht; um so mehr, als diese naturgemäß durch den Luftverkehr bekannt und zudem nach aero-, ozeano- und geographisch günstigen Gesichtspunkten gewählt sind.

Auch für die Führung der Luftarmeen ist es wichtig, ob sie über engen oder weiten Räumen operieren müssen; der weite Raum ist auch das Feld der Zusammenwirkung mit motorisierten Erdtruppen zu weitausholender Umgehung. Bombenluftstreitkräfte mit weitgesteckten Aufgaben werden Widerstandszentren auf ihrem Wege stets nicht nur seitlich umgehen, sondern auch zu überhöhen (Gipfelhöhe entscheidend) suchen, dicht am Ziel sogar u. U. im Schutze eigener Jagdstaffeln unterlaufen. — Spielt für den Kampf der Erdtruppen das Gelände, die Landform, eine entscheidende Rolle, so wird sich der Flieger seiner Einwirkung



Deutscher Restschutzraum
(Aus K. Haushofer: Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Berlin - Grunewald 1927)

(außer zur Landung) leichter entziehen können; dennoch hat die Gestalt der Landschaft, neben der Luftschaft, einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Luftoperation, ganz abgesehen von beabsichtigten Truppenlandungen hinter der Front. So werden Luftschlachten über Hochgebirgen oder Meeren immer schwieriger zu führen sein als über Ebenen; ebenso werden Bombenangriffe in gebirgigen Gegenden (Marokko-Erfahrungen der Franzosen, Nordwestindien-Erfahrung der Engländer) weniger wirksam sein als in hügeligem, während wiederum ein Gasbombenangriff auf freies Gelände (bei Ansammlungen) weniger erfolgreich sein wird als solcher auf einen Wald oder eine völlig überraschte ungeschützte Großstadt. — Aber auch die klimatischen Verhältnisse, von denen der Flieger viel abhängiger ist als die Erdtruppen, ja sogar abhängiger als die Flotte, richtet sich stark nach dem Bodenzustand (Wasser, Wald, Sumpf, Wüste usw.); wenn auch der Einfluß mit der Steigerung der Flughöhe immer mehr verschwindet. Dann aber wird die Sicht wiederum von Bodenzuständen (Rauch, Dunst, Bodennebel) und der Jahres- und Tageszeit (Sonnenstand) beeinflußt. Daher ist auch die Verfassung der Wehrgrenze (ohne Ozeane, Himalaya o. ä. zu berücksichtigen) für die Luftoperation nicht so unwesentlich wie oft gesagt wird. Sind die Bewegungen der Luft für den Erdkampf (außer z. B. weittragender Artillerie, Minenwerfern usw.) von geringerer Bedeutung, so vermögen sie für den Ausgang einer Luftschlacht entscheidend zu werden. Sturm, Regen, Schnee können einen Bombenangriff zunichte machen und die Verbände schlimmer auseinanderreißen als die Franzosen nach der Beresina. Nebel ist auch heute noch der tückische Feind



Die strategisch ungünstige Lage Deutschlands

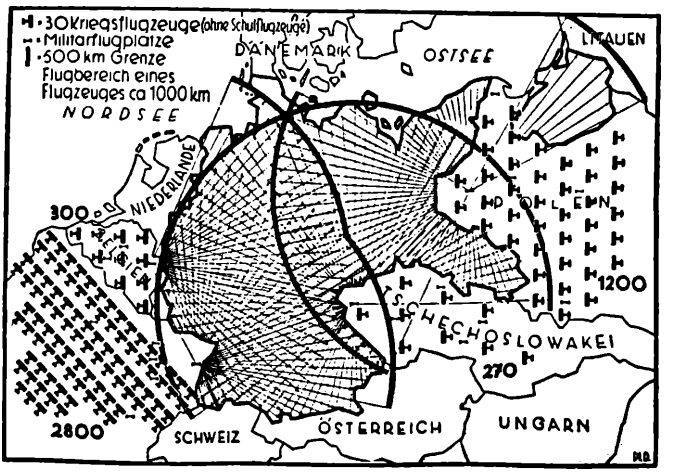
des Fliegers, und selbst die beste Instrumentation kann seinen verwirrenden Einfluß nicht ganz beseitigen. Hinzu kommt dann noch die moralische Wirkung der Erdabwehr oder des Luftkampfes, die den Bomber, wie eigene Erfahrungen im Weltkrieg bestätigen, seine „Eier" blindlings verlieren ließen, um wendiger zu werden und „abzuhauen". Wird auch heute der als Regel anzusehende Flug im geschlossenen Verbande dieses Moment herabdrücken, so wird es selbst bei höchster Disziplin nicht ganz auszuschalten sein. —

Nicht nur der Wald, sondern das bedeckte, bewachsene Gelände bietet schon Schutz gegen Fliegersicht und erschwert so den Angriff. Wälder können ganze Heere verbergen; mit Bäumen und Büschen wohl bestandene Straßen und Wege, sowie Hecken, gar Zäune, Kusseln usw. lassen Truppen verschwinden, um so mehr, als die Luftschutzdisziplin (keine Bewegung!) viel schärfer geworden ist als im Weltkrieg. Erschwert auch dichte Besiedlung oft die Orientierung, vor allem über ineinandergewachsenen unregelmäßigen Komplexen, so erleichtert sie die Bombenwirkung, besonders wenn sie mit fliegeranziehenden Lebenszentren zusammenfällt. Dichtbesiedelte Räume werden auf Grund des an sie heranführenden Verkehrssystems, wie durch typische Bauten (Schornsteine, Gasanlagen, Krane, Fördertürme usw.) leichter zu finden sein als abseits gelegene einzelne Werke und Siedlungen.

Das Meer mit seinem ausgesprochenen Grenzwert ist immer noch Hindernis höchsten Ranges, wenn auch das Beispiel Balbos (nach Wolfgang v. Gronaus aero- und ozeanographisch hoch zu bewertender Vorarbeit) geschlossene Geschwader Wege über den Ozean finden ließ; aber auch hier werden die „Hochstraßen der Luft" in großen Zügen festgelegt werden. Geschwaderflüge über völlig unbekannte Wegstrecken des Ozeans müßten fehlschlagen, mindestens die Besatzung in ihrer Kampfkraft schwächen. Vergleicht man in dieser Hinsicht moderne Flugkarten, so zeigt sich, wie die Auswahl der Fluglinien im höchsten Maße von ozeano-, aero- und geographischen Faktoren, aber auch von der Morphologie abhängig ist. Der Pazifische Ozean ist z. B. ohne den guten Willen der Inselreiche gar nicht zu überfliegen (Haushofer)! Hier muß das Flugzeugmutterschiff, der Flugzeugträger, Ersatz für fehlende Flugstützpunkte (Triebstoff-, Öl-, Material- und Personalersatz usw.) schaffen, und ihre immer weiter fortschreitende Entwicklung, sonderlich an den Rändern des Pazifik, bei der USamerikanischen und japanischen Marine, zeigt das Bestreben, die natürliche durch die künstliche „schwimmende Insel" zu ersetzen. Auf ihnen werden ganze Geschwader über das Meer an das Ziel herangeführt bis zu einer für Angriff und Rückflug günstigen Operationsbasis; sowohl die diesjährigen amerikanischen wie die Manöver des hochluftempfindlichen Japan fanden solchen Fall in der „Kriegslage". Im Gegensatz zu England zwang(!), nebenbei, Japan den Kontinent (Mandschukuo, Jehol) zur Verminderung seiner Luftempfindlichkeit den Willen auf. — Häfen werden stets als luftempfindliche Ziele mit dem Angriff von Bombengeschwadern zu rechnen

haben; für überraschende Wasserungen zwecks Landung von Truppen ist der Küstenzustand (Brandung, Untiefen, Eis usw.) entscheidend.

Die hohe Luftempfindlichkeit Englands bindet es an seine französischen Nachbarn in einer Weise, die jeglicher traditionellen britischen Kontinentalpolitik widerspricht. Nur das Bewußtsein von der peinlichen Luftempfindlichkeit der Insellage steht als Gespenst im Hintergrunde, um der „Gentlemanpolitik" Fesseln anzulegen. — Ostpreußens inselhafte Abschnürung vom Mutterlande, ringsum völlig eingekreist von startbereiten Luftstreitkräften fremder Staaten, dabei ohne wirksamen eigenen aktiven Luftschutz außer ein paar unbeweglichen Festungsflaks, ist ein sich gerade uns täglich aufzwingendes Beispiel lagebedingter Luftempfindlichkeit. Dabei ist die Besiedlung mit 64 Einwohnern auf 1 qkm im Verhältnis zu anderen Teilen des Reiches gering, die Industrialisierung schwach und bei der wesentlich agrarischen Eigenheit die höchste Luftempfindlichkeit auf einige Hauptzentren beschränkt, welche vor allem mit Bombenangriffen zu rechnen haben würden. Jedoch tritt bei der Weite des Landes, dem als Restschutzraum nur ein kleines Dreieck verblieben ist, überdies die Landung feindlicher Truppen in den Bereich der Möglichkeit; ein Beweis, daß die Besiedlung einzelner Teile eines sonst stark bevölkerten Landes auch aus wehrpolitischen Gründen eine untere Grenze hat. Der Seenreichtum (Masuren), die oft weit ausgedehnten Forste (Rominten, Johannisburg), Sumpfgelände (Nietlitzer Bruch) würden einen polnischen Einbruch von Osten auf bestimmte Anflugstrecken beschränken; dem setzt das polnische Flugwesen in planmäßiger Grenzbrechung durch Militärflugzeuge eine Erkundung des Bodengeländes und der Bodenorganisation bis ins einzelne (Lichtbild!) entgegen, so daß man sich vorstellen kann, wieweit jede Staffel bei der mobilmachungsplanmäßigen Operation ihren „ortskundigen" Führer bereits zugewiesen findet. Zwar können in Ostpreußen



Die startbereiten Flugzeuge um Deutschland
(Die Zahlen geben nur Annäherungswerte; tatsächlich sind sie höher)

schwache Erdtruppenkräfte die Anmarschwege von Osten sperren, wie die Erfahrung des Weltkrieges beweist, ebensosehr aber vermögen Luftstreitkräfte mit Bomben- und M.-G.-Angriffen, Truppen, wenn sie auf die Engen vor- oder von ihnen zurückgehen, aufzuhalten oder zu verwirren. Überhaupt wird ein beliebtes Mittel die Sperrung von Engen und Pässen durch Flugzeuge sein; auch in den USamerikanischen „Lagen" ist der Fall berücksichtigt, daß z. B. die Pässe über die Rocky Mountains durch Flieger gesperrt werden. Durchdenkt man den wechselvollen Verlauf der Schlacht von Tannenberg unter dem Gesichtspunkt des Einsatzes stärkerer Luftstreitkräfte, so ist es gerade im Hinblick auf das durch Wald, Seen und Sümpfe auch für den Flieger schwer übersehbare Gelände höchst zweifelhaft, ob durch ihr Eingreifen die Operationen ein anderes Gesicht bekommen hätten; die Erwägung ist insofern von Lehrwert, als die Erkundung einzelner Flieger für die Entschlüsse der Führung bei Tannenberg mehrfach bedeutsam waren, wenn auch tatsächlich, infolge schlechter Sicht und auch Übersicht, den Fliegern Irrtümer unterliefen. Bei dem Mangel jeglicher Luftstreitkräfte kann sich Ostpreußen — vor allem von Süden und Westen her bedroht — in der Hauptsache nur auf die erprobte Hartnäckigkeit und den Wehrwillen seiner Bewohner stützen sowie durch planmäßige Organisation eines passiven (zivilen) Luftschutzes bis in die kleinsten Orte, der jedermann erfaßt und zum Selbstschutz zwingt. Denn hier wird Selbstschutz wahrlich zum Gemeinnutz, weil eine Bevölkerung, die ohne moralische Schädigung Luftangriffe erträgt, die Luftempfindlichkeit bis zu einem gewissen Grade überwindet und damit auch die Nachhaltigkeit der Bombenwirkung. — Der aktive Wehrwert Ostpreußens indes ist gering.

Schlesien, in seinen Industriezentren an sich schon bis zur Unerträglichkeit luftempfindlich, wird durch das tragische Lage- und Raummotiv (Blutende Grenze) in diesem Zustand noch gesteigert; die zerfetzten Räume werden durch den Einbruch Polens in Westpreußen und Posen auch von Norden her umfaßt, während gegen die südliche Flanke die Tschechei stößt. Neben der Zerschneidung Ostdeutschlands durch den Weichselkorridor dunkelt die Zerschneidung des einheitlichen oberschlesischen Wirtschaftsgebietes. Die Nähe der Grenze nach Nordosten und Südwesten bedingt einen besonders gut arbeitenden Flugmeldedienst. Die Aufstellung der Flugwachen wird sonderlich in den wenig übersichtlichen Teilen des Gebirges erschwert, so daß nur durch eine enge Verdichtung des Flugwachennetzes der Nachteil ausgeglichen werden kann. Die Flugmeldeübungen dieses Jahres im schlesischen Raum litten unter dem schweren Mangel unzureichender Feinddarstellungen. Während man im Ausland bei solchen Übungen militärische Flugzeuge mit Geschwindigkeiten bis über 300 km und Steighöhen über 6000 m einsetzt, gibt es für uns nur die Möglichkeit, ermietete Sportflugzeuge mit geringen Geschwindigkeiten (160 km) und Steighöhen (3000 m) zu verwenden. Das erschwert naturgemäß die Urteilsbildung über Zweck- oder Unzweckmäßigkeit bestimmter Einrichtungen erheblich.

Derart luftempfindliche Räume, wie sie auch im Westen (Ruhrgebiet) und im Südosten (Sachsen) bedroht sind, können den Nachteil der Lage nur durch eine umfassende Organisation (Luftschutz), den Nachteil aber der zu dichten Besiedlung nur durch rücksichtslosen Eingriff beseitigen.

Bei der Raumverkleinerung durch die Luftfahrt sind nicht nur die besonders luftempfindlichen Teile der Grenzräume durch die Deutschland umspannenden hochgerüsteten Staaten zu treffen, sondern auch der Kern. — Berlin, das „Luftkreuz Europas", ist daher nicht nur luftempfindlich durch seine Massierung von Menschen, Lebenszentren usw. und als Führungszentrale, sondern ganz einfach schon deswegen, weil es von allen Seiten (von Polen sogar in einer knappen Stunde) erreichbar ist; zudem schneiden sich hier die großen kontinentalen Linien, die naturgemäß als Anflugwege feindlicher Luftgeschwader benutzt werden dürften. Die mit der Entwicklung der Luftfahrt entstandenen dreidimensionalen Grenzräume (Säume?) schlagen ihre Bogen tief in den Staatsraum. Ein hochluftempfindlicher Organismus kann daher besonders bei massierten Angriffen in Kürze seiner Wehrhaftigkeit völlig beraubt sein. Man sah dies bereits in früherer Zeit unter dem Druck geopolitischer Beweise ein, aber die „zuständige Stelle" unterließ es, die Konsequenzen zu ziehen. Heute schwillt der Reichsluftschutz zu einer riesenhaften Bewegung an, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, sich selbst zu helfen durch Belehrung, Ausbildung und Förderung der Luftschutzmaßnahmen der Zivilbevölkerung; daneben laufen die behördlichen Maßnahmen. Aber man hat heute ernsthafter als je den Gedanken der Auflockerung aufgegriffen. Es ist höchste Zeit, damit wir nicht die Erfahrung Alt-Roms mit den Wikingern analog erleben müssen. Daher hat das Bild der kommenden Stadt sich von dem einer heutigen nicht weniger gründlich zu unterscheiden, als sich mittelalterliche Städte von jenen offenen Villenstädten der Römer am Meer unterschieden, deren Unbekümmertheit sich mit den Überfällen der Wikinger schnell verlor. Wie jede mittelalterliche Stadt zur Festung gegen Angriffe aus der Horizontalen wurde, muß die moderne Stadt (ja jedes Haus) gleichsam Festung gegen Angriffe aus der Vertikalen werden. Diese festungsmäßig gebaute Stadt wird dezentralisiert sein müssen und sich in ihrem Grundriß zweckmäßig an jene französischen Verteidigungsanlagen halten, die in kleinen Gruppen schachbrettförmig weitverteilt im Gelände liegen, wohlgedeckt durch Bodenbewachsung und Wald. Denn gerade die unregelmäßig auseinandergezogene Anlage hebt die Luftempfindlichkeit in jeder Hinsicht auf.

(Vgl. auch die Baupläne Le Corbusiers.)

Das von unserer Regierung aufgenommene und ernsthaft in Angriff genommene Problem der Besiedlung leerer bzw. schwach besiedelter Räume ist ein Schritt zur dringend notwendigen Auflockerung der Massierung. Die offenkundig beginnende Entstädterung Deutschlands zeigt den gesunden Sinn des Volkes; Wanderungsver-

lust, allerdings auch Geburtenrückgang, haben dahin geführt, daß von den 50 deutschen Großstädten bereits im Jahre 1931 nur 24 eine Zunahme der Einwohnerzahl gehabt haben, während bei 26 das Gegenteil davon der Fall war. Neuerdings machen sich auch deutliche Zeichen im Baugewerbe bemerkbar, das von der großstädtischen Bautätigkeit keine großen Hochbauaufträge mehr erwartet, um so mehr aber in kleinen und mittleren Orten. — Im engen Zusammenhang mit der Auflockerung steht der Gedanke der Industrialisierung Ostpreußens, der energisch in Angriff genommen werden soll. Mit der fortschreitenden Aussicht, den Kraft- und Wärmebedarf der Industrie in den von der Kohle entfernt liegenden Gegenden ebenso billig wie in der Nähe zu decken, wird die Industrie veranlaßt werden, von sich aus schon die Auflockerung der mit schnellen Bombenangriffsfolgen in kürzester Zeit lahmzulegenden Zentren im Westen und im Osten zu betreiben. Aber dann soll endlich auch der Techniker erzogen werden, wehrgeopolitisch zu denken. Die Nachkriegszeit ist in ihrer Verblendung durch pazifistische Infizierung völlig entwöhnt, die Wehrhaftigkeit auch als Faktoren in die technische Rechnung zu stellen. Die falsche Zentralisation und Massierung gehört hierher; wie konnte man zudem die schnelle Entwicklung der Ferngasversorgung, weithinaus wirkende Überlandzentralen (oft unproduktiver Kommunalbesitz), die Elektrifizierung strategisch wertvoller Bahnstrecken, Massierung von Fernsprechanlagen dulden, ja fördern, jene Anlagen, die durch einen einzigen Luftangriff weite Räume zur Lahmlegung verurteilen! Bei jener in Aussicht genommenen Ferngasversorgung ganz Deutschlands vom (ausgerechnet über alles luftempfindlichen) Ruhrgebiet her, werden die Franzosen durch ihre Flieger gleichsam mit einem Griff ganz Deutschland den Gashahn abdrehen. Die Katastrophe von Neunkirchen dürfte bereits genügend Gegenbeweis gegen die Massierung von Gasmengen in einer Anlage sein. Der wachsende Wehrwille wird mit dem traurigen Erbe einer wehrverneinenden Zeit auch in dieser Hinsicht dringend aufräumen müssen. Dazu gehört auch, die übermäßige Empfindlichkeit überhaupt unserer technischen Anlagen zu beseitigen. — Nervenzentren gehören in „Fettpolster" entweder bombensicherer Betonbauten oder von Schutzräumen unter der Erde.

Berlin, das „hilflose Ungeheuer" (Ford) mit seinen 4750 Menschen auf einem Quadratkilometer, ist in seinem Nervenzentrum derart zu treffen, daß auch die Führungszentralen mit einem Schlage lahmzulegen sind. Jede Behörde, — und welche würde ihre Wirksamkeit unterbrechen sehen können!, — braucht daher außerhalb der luftempfindlichen Stadt einen sicheren Stand, der die Fortführung der Arbeit selbst während eines Luftangriffs gewährleistet. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an einen früheren Vorschlag der Z. f. Geopolitik (X, Heft 4, S. 213ff.), der den Harz, das Herzstück Deutschlands, als sichersten Platz für die Führungszentrale herausstellte. Zweifel-

los wird die Hauptstadt als eines der ersten Ziele aufgesucht werden, daher gehören alle lebenswichtigen Betriebe schon jetzt aus ihr heraus, von militärischen Magazinen, Kasernen usw. gar nicht zu sprechen (Mobilmachungsstörungen). Längst haben die Franzosen, die sich wahrlich aktiv zur Luft verteidigen können, als die Weltluftmacht, ihre lebenswichtigen Betriebe aus Paris in aller Stille zum größten Teil herausgelegt; weitere Umorganisationen sollen in voller Entwicklung sein. Dabei ist der Flakschutz von Paris der stärkste, den je eine Stadt der Welt aufwies.

Infolge der Grenzverzerrungen durch Versailles gibt das Gesamtbild der Industriestandorte im deutschen Staatsraum schon einen merkwürdigen Anblick; oft durchschneiden die Grenzen engverbundene Räume. Nimmt man aber einem Staatsgebilde seine eigene individuelle „Konstitution", d. h. seine eigene „psychophysische Ganzheit" (v. Kohl), so wird Schwächung und Verletzung der Wehrgrenze (Epidermis) zu einer Steigerung der Luftempfindlichkeit bis zur Fieberhöhe führen. Zur Diagnose der Gefahren ist eine strenge Überwachung erforderlich. Hiermit wird eine besondere Stelle betraut sein, die auch vom Flugzeug her (mittels Lichtbild) ständig die Luftempfindlichkeit des Reiches überwachen läßt und streng die Durchführung der Bestimmungen für den Luftschutz (Tarnung, Sichtschutzanlagen usw.) zur Herabminderung der Luftempfindlichkeit verfolgt (Scheinanlagen, Versuche mit Deckstrahlen). Vor allem wird die Wiederherstellung und Fortentwicklung des deutschen Waldes durch Aufforstung (wie in Frankreich), sowie die Bewachsungsförderung in jeder Hinsicht dringlich. Verkehrswege aller Art müssen, so gut es geht, in Baumschutz und sonstige Bewachsung eingeschmiegt werden. Unterbrechungen der Verkehrswege (auch der Chausseen) durch Tunnel, Überdachungen usw. auf größere Strecken werden vor allem nächtlich fliegende Geschwader leicht verwirren und vom Ziele ablenken. Die Idee der luftstrategischen Falle („Trouée de Charmes") ist von Fachleuten erwogen worden. Ferner liegt es durchaus im Bereiche der Möglichkeit, jeden Friedensflug (nicht nur den planmäßigen Verkehr) in noch geregeltere Bahnen zu lenken (bis zum Überflugverbot gewisser Punkte und Räume), damit es aufhört, daß jedermann nach Belieben in der Luft „herumkutschiert". Ebenso wird eine grundsätzliche strenge Konzession der Luftbildnerei einen guten Schritt weiter zur Sicherung führen. Nur allzuleicht wird durch Mangel an Achtsamkeit die gegnerische Mobilmachungsarbeit gefördert. Neben Erhöhung der Zahl der kontrollierbaren Flugplätze (Nothäfen) und kartenmäßige Abgrenzung in Aussicht genommener muß die Landemöglichkeit im Zwischengelände immer mehr eingeschränkt werden, mit dem Ziele im Auge, heimliche Landungen von Truppen oder auch nur Agenten zu verhindern. Allerdings wird die Fortentwicklung des Windmühlenflugzeuges (de la Ciervas) eine (vertikal) Punktlandung ganzer Geschwader erreichen, welche nur aktive Wehr verhindern könnte. —

Umsichtige Kleinarbeit aller im Staat an der Überwindung der Luftgefahr und der Förderung der Wehrhaftigkeit beteiligten Stellen wird allmählich zum Ziele führen, die Luftempfindlichkeit auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Die „suggestive Karte" wird auch hierbei vorzügliche Dienste leisten können. Die ständige Verfolgung der Zukunftsentwicklung im Verhältnis von Luftwehr und Erdoberfläche, aber auch die Durchdringung der Jugend mit luftwehr-geopolitischem Gedankengut wird die geistige Basis festigen helfen, von der aus kraftvoll diejenige Wehrgrenze dereinst geschaffen wird, die dem deutschen Raum als lebendigem Organismus zukommt. Die Überwindung der Luftempfindlichkeit wäre ein unerhörter Anfang; denn einen Raum mit Luftstreitkräften anzugreifen, der gar nicht oder nur wenig, und dann nur unter Einsatz ungeheuerer Luftarmeen, zu treffen ist, wird auch den stärksten Gegner nur widerwillig den Entschluß zum Angriff fassen lassen.

MARTIN KORNRUMPF:
Werdender Weltluftverkehr

Im Sommer 1933 hat Balbos Geschwader zweimal in geschlossener Formation den Atlantik überflogen. Erst 40 Jahre zuvor hatte Lilienthal seine bahnbrechenden Gleitflüge unternommen, erst 30 Jahre früher hatte zum erstenmal ein Propeller das Flugzeug der Brüder Wright vom Boden gelöst. — Heute fliegt über alle Länder und Meere unser „Graf Zeppelin"; dabei ist erst 1900 das erste lenkbare Luftschiff vom Bodensee aufgestiegen. Diese eindrucksvolle Entwicklung wurde bedingt durch den Weltkrieg, in welchem für die Luftwaffe Höchstleistungen unter Hintanstellung der Kosten erzwungen werden mußten. Die gewonnenen Erfahrungen brachten den bis dahin utopischen Plan eines Weltluftverkehrs in greifbare Nähe.

Schon im Juni 1919 war das erste reine Verkehrsflugzeug der Welt, die deutsche Junkers F 13, fertiggestellt, und im August 1919 machte das erste Verkehrsflugboot (Dornier-Wal) seine Werkstättenflüge. Am 5. Mai 1921 wollten die Londoner „Begriffsbestimmungen" eine erwürgende Schlinge um die aufblühende deutsche Luftindustrie legen und sie aus dem Wettbewerb ausschalten. In Wahrheit aber führten sie dazu, daß die deutschen Konstrukteure unter Einhaltung des „Erlaubten" Größtmögliches leisteten. Das war der Weg zur ersten rentablen Verkehrsmaschine.

Aufgaben und Grenzen des Luftverkehrs

Unter Verkehr im allgemeinen verstehen wir: jederzeit mögliche, regelmäßig wiederholte, gefahrlose Ortsversetzung von Fracht, Post und Personen. Beförderte Menge, Billigkeit und Schnelligkeit der einzelnen Verkehrsmittel unterliegen dem Vergleich. Der Luftverkehr kann seiner Art nach immer nur als Schnellverkehr gewertet werden. Er will also nur ergänzen, keine anderen

Verkehrsarten des Landes oder Meeres, die zwar langsamer, aber billiger und als Massentransportmittel arbeiten, verdrängen.

Die Zeitdifferenz zwischen den Flugstunden und den Zeiten der anderen Verkehrsmöglichkeiten drückt ganz roh die Größe des möglichen wirtschaftlichen Vorteils aus. Je primitiver das vorhandene Verkehrssysstem, je länger die Entfernung ist, um so lohnender muß der Luftverkehr sein. Darum hat er im dichten europäischen Wegenetz von vornherein einen weniger günstigen Stand als da, wo bodengebundene Beförderung bis fast zur Unmöglichkeit gehemmt ist. Karawanenwege persischer Steppen oder Saumtierpfade südamerikanischer Hochgebirge wurden in Wochen, ja Monaten nur bewältigt, wo der Luftweg mit Flugstunden rechnet. Der Lloyd-Aero Boliviano fliegt z. B. von La Paz über Cochabamba nach Puerto Suarez, also quer durch Bolivien, in 10 Stunden, während man bisher im kombinierten Eisenbahn-Auto-Ochsenkarren- und Maultier-Verkehr 2 bis 4 Monate benötigte.

An Fracht fallen nur geringe Mengen an, nämlich 1. eilwertigste Güter: einmal Luxusfrachten (z. B. holländische Schnittblumen im Nachtverkehr nach Deutschland), dann Ersatzteile für Maschinen u. ä.; 2. Geld- und Werttransporte, die im Bodenverkehr gegen Überfälle gesichert werden müßten. Die SCADTA (Sociedad Colombo—Alemana de Transportes Aereos) in Kolumbien hat sich durch Regelmäßigkeit und Sicherheit so großes Vertrauen erworben, daß ihr von den Bergwerken Platin, Gold und Smaragden in ihrem Wirkungsbereich überlassen werden. Groß ist die wirtschaftliche Einsatzmöglichkeit bei entlegenen Bodenschätzen, deren rentable Erschließung daran scheitert, daß etwa Tropenregen oder Schnee die Anlage von Abfahrtsstraßen untragbar macht. Ein Musterbeispiel dieser Art ist die Beförderung von Goldkies in Neuguinea von Bulolo zur Küste. Die gleiche Menge, die früher unter gewaltigen Anstrengungen von 20 Menschen durch tropische Dschungeln in 8 Tagen geschleppt wurde, befördert heute bequem und sicher in weniger als einer Stunde eine der dort eingesetzten Junkers-Frachtmaschinen.

Immerhin wird Frachtgut wohl stets nur in beschränktem Maße das Flugzeug und Luftschiff in Anspruch nehmen, da, nach Eckener, diese Beförderungsart kaum noch wesentlich billiger werden dürfte.

Weitaus belangreicher ist der Postverkehr. Die Briefe sind leicht, beanspruchen wenig Raum, sind also ökonomisch recht günstig. Das Bedürfnis nach schneller Postbeförderung ist weltweit. Die Luftpost bedarf noch manches organisatorischen Ausbaues. Vorbildlich und eigenwirtschaftlich hat die deutsch-kolumbische SCADTA ihren Flugpostdienst eingerichtet. Während in Europa und USA. die nationalen Postverwaltungen das Flugzeug nur benutzen, hat die Fluggesellschaft für die Luftpostgesellschaft der Republik Kolumbien einen eigenen Postschnelldienst mit über 70 Postämtern organisiert. Hier wird die Post angeliefert, und von hier aus werden die Sendungen mit Auto, Reiter und Läufer direkt an den Empfänger gebracht. —

Der dritte Zweck des Verkehrs, die Personenbeförderung, ist in einem Luftfahrzeug wegen der ungenügenden Gewichtsausnutzung viel weniger ökonomisch. Eine gleiche Gewichtsmenge Post zahlt das Vielfache des Passagiers. Zu diesem Punkte führte Dr. Eckener in seinem großen Vortrag in Batavia (Februar 1933) aus: Jedes Verkehrsmittel schafft sich sein eigenes Publikum. Die Schnelligkeit ist hier der entscheidende Faktor. Kann man sich eine derartig teure, aber schnelle Reise nicht leisten, dann wird man sie eben unterlassen. Allgemein dürfte es wohl so kommen, daß die Reisenden, die keine Eile haben, auch in Zukunft dem Schiff (und der Eisenbahn) treu bleiben werden Zwei Gruppen wird immer an größter Eile liegen: den Wirtschaftlern und den Diplomaten.

Abhängigkeit von der Erde

Mit solchen Erwägungen ausgerüstet, wird man bei Betrachtung einer Weltkarte die großen aktiven Wirtschaftszentren der Erde mit einem idealen Flugstraßennetz zusammenfassen, man wird die Entfernungen mit dem mathematisch kürzesten Weg, dem Großkreis, überwinden wollen. Aber diese Konstruktion eines Weltluftverkehrs bleibt vorläufig noch Ideal. Wenn man auch überall die leistungsfähigsten Verkehrsmaschinen einsetzte (deutsche Namen wie Junkers, Dornier und Rohrbach haben hier guten Klang, und der Friedrichshafener Luftschiffbau steht einzigartig da), immer wieder werden wir auf Erdgebundenheit des Luftverkehrs stoßen. Für die heutige Luftfahrt gibt es noch Sperrzonen und Gebiete, die Monate hindurch sich einem Verkehr verschließen. Dadurch wird aber die „Immer-Bereitschaft" hinfällig, die die Definition des Verkehrs verlangt.

Eine wirtschaftlich erwünschte Strecke wissenschaftlich zu erforschen und ihre Durchführbarkeit zu prüfen, ist Aufgabe des Klimatologen. Jede Gefahr und jede Hemmung, die er erkennt, ist Anreiz für den Erbauer, die gefundene Schwäche zu beseitigen. Gelingt die Überwindung, dann ist ein wirtschaftlicher Ausbau möglich.

Eine große Reihe anfänglicher Schwierigkeiten ist bereits bewältigt: Infolge Ersatz des Holzbaues durch Ganzmetallbau ist das Fernverkehrsflugzeug den schweren Schädigungen durch Temperatureinflüsse entzogen worden. Auch die Niederschläge an sich stellen kaum noch eine Gefährdung dar. Der Einfluß des Windes wird wegen der stärker werdenden Motoren, der größeren Eigengeschwindigkeit der Flugzeuge immer unbedeutender. Und schließlich scheint das Problem der Flughafenanlage auch leichter lösbar zu werden. Mit dem Junkers-Doppelflügel und der Luftdruckbremsung des Fahrgestells kommt man auch bei Großflugzeugen zu einer kurzen Auslaufstrecke und damit zur erwünschten Flächenbeschränkung des Landeplatzes. — Auf Notlandeplätze wird man verzichten müssen und bald können. Eine weitgehende Unterteilung des Triebwerkes zielt in diese Richtung, und erst kürzlich hat die Technik Neues erdacht: die amerikanische „Orion" landet in ungünstigem, also für eine Notlandung nicht vorbereitetem Gelände mit eingezogenem Fahrgestell

(„Bauchlandungen"). Müßte man hier Kapital aufwenden, wäre eine Linie festgelegt und der Grundsatz: labile Taktik, der für die Luftfahrt Lebensfrage ist, verlassen.

Nicht überwunden sind die Gefahren der Vereisung. Im regelmäßigen Dienst kann jedoch die tägliche meteorologische Beratung warnen. Zweitens bereitet eine Überfliegung großer Hochgebiete mit rentabler Frachtmenge bedeutende Schwierigkeiten, wobei vor allem eine notwendige Zwischenlandung sehr unerwünscht ist; denn wegen der geringen Dichte der Luft müssen Start und Landung mit höheren als den üblichen Geschwindigkeiten erfolgen und darum die Flughäfen größer sein. Doch wird La Paz auf bereits 3700 m Höhe noch planmäßig von gewöhnlichen deutschen Flugzeugen angeflogen. Und schließlich ist die Sicht noch ein Problem. Im Äquatorialgebiet bilden die tropischen Regen gerade in dieser Hinsicht große Gefahr. In den Wüsten hemmen die Sandhosen, die Flughöhe muß darum mindestens 1000 m betragen. In den sibirischen Urwäldern verschlechtern Rauchfahnen riesiger Waldbrände die Sichtweite. Am unerbittlichsten aber ist der Nebel. Ein Landen darin ist für ein Luftschiff schwer, für ein Verkehrsflugzeug unmöglich. Funkpeilung und Höhenmesser müssen noch weiter verbessert werden[1]). Deshalb stellen permanente Nebelgebiete der Erde die stärksten Sperrzonen dar. Vor allem sind es die Gegenden, in denen warme und kalte Meeresströmungen zusammenkommen, also etwa Neufundland oder die afrikanische Guinea-Küste. Diese Nebel und überhaupt die Länge der Ozeanstrecken sind verkehrstechnisch heute nur vom Zeppelin überwunden, welcher bis Sept. 1933 47 Ozeanüberquerungen durchführte. Die „Westfalen"-Fluginsel wird jedoch auch dem Flugzeug neue Wege öffnen.

Ein hemmendes Moment für den fahrplanmäßigen Verkehr haben wir noch nicht berücksichtigt: den Wechsel von Tag und Nacht. Durch die Regelmäßigkeit der tropischen Tage wirkt er unter dem Äquator nicht so störend wie die schwankende Tageslänge in höheren Breiten. Die kurzen Wintertage bringen große Unruhe in den Fahrplan. Der Grund liegt darin, daß man die Nacht noch nicht beherrscht. Nachtbefeuerung ist nur ein vorläufiger Hilfsdienst, denn auch er läßt Kapital einfrieren und legt Strecken fest. Nur auf Linien, die aller Voraussicht nach immer beflogen werden, kann sie überhaupt eingerichtet werden.

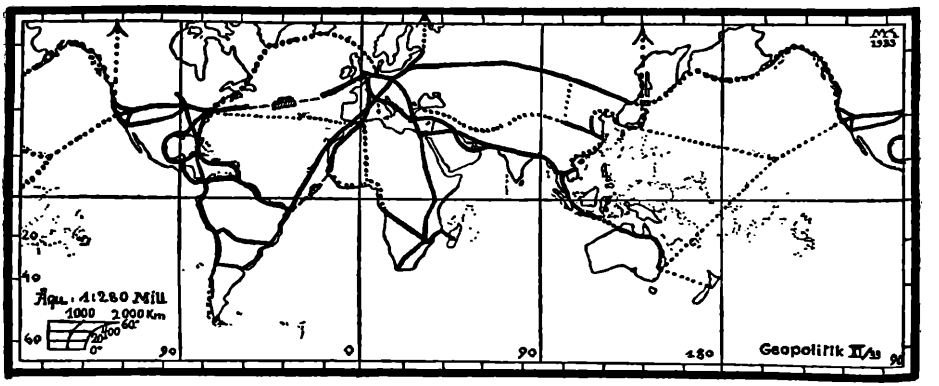
Zwei Grundprobleme des Flugwesens sind noch nicht befriedigend gelöst: neben der Frage der Sicht auch die der Antriebskraft noch nicht. Der unbedingt zuverlässige und flugtechnisch rentable Motor fehlt noch immer. So eindrucksvoll also auch die Flugverkehrsentwicklung des letzten Jahrzehntes war, darf man die Unfertigkeit nicht verschweigen. Der heutige Luftverkehr ist nichts Vollendetes, sondern etwas Werdendes.

1) Auch die von der Lufthansa entwickelte Heranpeilung auf „Funkschneisen" schließt subjektive Fehler nicht ganz aus.

Geopolitik des Weltflugnetzes

Wo können wir nun im bestehenden Großluftverkehr Züge eines werdenden Weltluftverkehrs bereits erkennen? Als erstes fallen die Linien quer durch die beiden Nordkontinente auf, in der Sowjetunion von Moskau nach Wladiwostok und in den USA. die Ostwestlinie von New York über Chicago nach St. Francisco und nach Los Angeles, und die Nordsüdlinien von New York und von Chicago nach Miami (Florida) und nach Brownsville an der mexikanischen Grenze, — alle entlang den großen Eisenbahnen. Es sind innenpolitisch verbindende, nationale Transkontinentallinien.

Eine zweite Gruppe von Großluftwegen kann man Koloniallinien benennen. Ganz unmittelbar soll durch sie der Machtanspruch des Mutterlandes im zerstreuten



Interessensgebiet fühlbar werden. Hierzu gehört die große Empire-Linie von London über Athen nach Kairo und von da nach Osten über Bagdad und das Westufer des Persischen Golfes nach Karatschi, dem westlichsten, noch monsunfreien Flughafen Indiens (7 Flugtage). Gleichfalls über Kairo, Bagdad, am Ostufer des Persischen Golfes läuft als längste Flugstrecke der Erde (9000 Meilen) die niederländische Koloniallinie über Kalkutta, Ragun und Bangkok nach Batavia (9 Tage); bald soll an diese Britisch-Australischer Luftdienst anschließen. Endlich über Beirut nach Bagdad und dann identisch mit der holländischen geht die französische Fluglinie nach Saigon (Indochina) (8 Tage, alle drei werden wöchentlich einmal beflogen). Von Kairo läuft dann in den Südteil des britischen Indiareiches ein zweiter Arm, über Deutsch-Ostafrika nach Kapstadt, durchweg über Boden, der britisch verwaltet wird (11 Tage). Eine französische Afrikalinie besteht schon zum Teil. Sie ist mit Belgien und Portugal fast ohne englischen Einfluß durchführbar bis Madagaskar.

Im Grunde sind diesen sehr verwandt die vereinsstaatlichen Interessen in Südamerika. Das heutige Flugnetz in Westindien und die Küstenbefliegung Südamerikas lassen den gewünschten Machteinfluß der USA. erkennen. Von Panama

verläuft die Westlinie der Küste entlang bis Santiago (Chile) und wendet sich dann nach Osten über die Anden nach Buenos Aires (zweimal wöchentlicher Dienst, Reisedauer 5 Tage). In der argentinischen Hauptstadt erreicht man den Anschluß an die Ostlinie, die an der atlantischen Küste über Trinidad Miami (Florida) erreicht (9 Tage, einmal in der Woche). Diese Luftstrecken der Pan American Airways, New York, umschließen so den ganzen südamerikanischen Kontinent. Es sind außenpolitische Machtlinien. Ob einmal an der pazifischen Westküste ein gleicher Dienst organisiert wird?

Eine letzte Gruppe bleibt noch übrig. Sie ist international, und politische Machtansprüche beherrschen sie nicht. Vielmehr handelt es sich um wirtschaftliche Interessensgemeinschaft. Hier allein kann Deutschland unmittelbare Luftpolitik treiben. Dazu muß der internationale Luftdienst in Europa gerechnet werden. Auf solcher Basis begründeten gemeinsame deutsche und chinesische Interessen das Netz der Eurasia Aviation Corporation in China. Vor allem aber ist es der Ozeanverkehr. Die ungünstigen meteorologischen Bedingungen des Nordatlantik würden nach v. Gronau auf der Grönland-Route vorläufig nur einen Postdienst zulassen, etwa mit Dornier-Wal-Flugbooten. Reichsminister Goering sprach kürzlich von der Durchführbarkeit der Azorenlinie mit Hilfe von zwei Fluginseln, ähnlich der „Westfalen". Der Schnellverkehr unserer „Europa" und „Bremen" mit ihren Katapultflügen genügt auch weiten Bedürfnissen. Aber im Südatlantik wird mit dem Zeppelin regelmäßig geflogen, dessen Dienst durch die Lufthansa an das europäische Flugnetz angeschlossen ist und in Südamerika an das des Condor-Syndikates. Diese brasilianische Fluggesellschaft ist ebenso wie der Lloyd-Aero Boliviano und die SCADTA ein reines Wirtschaftsunternehmen. Sie empfangen deshalb nicht staatliche Subventionen wie die Linien, an denen man machtpolitisch interessiert ist, und darum mußten sie von Anbeginn an trachten, eigenwirtschaftlich zu arbeiten. Gerade bei diesen südamerikanischen Fluggesellschaften sind deutsche Flugzeuge, deutsches Kapital und deutsche Organisation freundschaftlich beteiligt. Die Leistungsfähigkeit der SCADTA ist international als Musterbetrieb anerkannt. Die Franzosen fliegen nur bis Dakar an der afrikanischen Westküste. Von da aus befördern sie ihre Luftpost auf Schnellschiffen nach Pernambuco. — Eine Verbindung der Südkontinente untereinander wird wohl im Flugdienst ebensowenig lohnend sein wie im Dampferverkehr.

Drei Gebiete sind noch voll von ungeklärten Fragen. Bei ihnen läßt es sich schwer entscheiden, welche Wege die Entwicklung hier gehen wird:

Einmal der Pazifik! Er ist im Süden nur sportlich überflogen worden. Eine Fluglinie heute schon einzurichten, scheint ziemlich unmöglich. Im Nordpazifik hätte vielleicht der Einsatz eines Zeppelins Aussicht auf Erfolg. Dieser Plan wird auch diskutiert. Die Alaska-Route, die erst 1932 v. Gronau wieder benutzt wurde, dürfte meteorologisch noch zu große Schwierigkeiten bereiten.

Ein immer wieder auftauchendes und doch noch so rätselvolles Problem ist weiterhin der Luftverkehr über das Polarmeer[1]). Er würde den mathematisch idealen Weg von Europa nach Japan und St. Francisco darstellen. Aber bis zu dem Ausbau wirklichen Verkehrs dürfte noch geraume Zeit vergehen.

Und die dritte Frage berührt eine Linie Europa—Asien ohne Einfluß des britischen Weltreiches und der Sowjetunion. Sie würde von Mitteleuropa über die Türkei und Persien nach Afghanistan und Hochasien verlaufen und schließlich China erreichen. Flugtechnisch ist sie zur Zeit noch nicht diskutabel, ob sie es im Ernstfall politisch wäre? [2])

COLIN ROSS:
Kanadas Zukunft

Der Aufsatz schließt an den Beitrag über Französisch-Canada in Heft 8 an. Colin Roß setzt mit ihm die Berichte fort, die er für unsere Zeitschrift von seiner neuen Weltreise über das Thema: Mensch — Raum — Staat sendet. Mit dieser Betrachtung über Canadas Zukunft schließt er die Reihe geopolitischer Streiflichter über Canada ab, um sich dann, auf dem Umweg über die Arktis, den USA. und ihren Problemen zuzuwenden. / Schriftleitung.

Abitibi / Ein Beitrag zum Siedlungsproblem in Übersee

Amos (Kanada), im Juli.

Père Minette, der „missionaire colonisateur", dem die Siedlung Abitibi im nördlichen Quebec (an der Grenze zur Provinz Ontario) untersteht, hat uns ein paar Tage lang kreuz und quer durch den ganzen Bezirk gefahren, von Nord nach Süd, von Ost nach West. Wir haben Lose gesehen, auf denen die Kolonisten gerade angefangen haben, den Wald zu schlagen und zu brennen, wo sie noch in primitiven Hütten und Verschlägen hausen, und andere, die zu prächtigen Farmen ausgebaut sind, mit landwirtschaftlichen Maschinen, Grünfuttersilos, Autos und Tennisplätzen. Und dazwischen alle Variationen. Man kann wirklich von Variationen reden; denn im Gegensatz zu amerikanischer Gleichförmigkeit wirtschaftet hier jeder auf seine Weise. Der eine fängt mit einer Kuh an, damit er vor allem Milch hat, der andere mit einem Pferd, um rascher mit dem Roden fertig zu werden und sein Holz zum Verkauf nach Amos fahren zu können.

Dieser baut sich sein Haus aus Stämmen, jener aus Brettern, und ich habe nicht zwei gesehen, die sich glichen. Allein so verschieden auch die Praxis jedes einzelnen Siedlers, die Methode ist hier überall die gleiche. Immer geht jede Neuanlage von der Kirche aus, und immer bleibt die Kirche das Zentrum. Von einem bestehenden Kirchspiel aus werden Wege in den noch jungfräulichen Wald geschlagen, und

1) Wegen der Merkator-Projektion der Karte konnten die Polar-Linien nur mit Pfeilen angedeutet werden. 2) Für Überlassung von Material und viele Anregungen bin ich vornehmlich Herrn Professor Junkers, Herrn Dr. Eckener, den „Dornier Metallbauten", der Deutschen Lufthansa und der Berliner Vertretung der SCADTA zu warmem Dank verpflichtet. M. K.

längs dieser Wege reiht sich ein Haus an das andere. Ist die neue Siedlung groß genug, so wird in ihr eine eigene Kirche gebaut, auf Staatskosten oder mit staatlicher Beihilfe, wenn die Siedler noch zu arm sind. Und überall sind diese Kirchen unverhältnismäßig groß und prächtig, die Kirchen wie die Pfarrhäuser. Mitunter kommt man in ein Dorf, das nur aus einigen Blockhütten und Bretterbuden besteht, die Kirche aber ist ein mächtiger Bau. Und daneben steht eine luxuriöse Villa, in der der Pfarrer wohnt. Die Schulhäuser sind weniger üppig. Oft besteht das ganze Schulhaus nur aus einer Bretterbude, die nicht mehr als einen Raum enthält. Die Schule ist auch nicht Sache des Staates, sondern der Gemeinde. Die Gemeinde beschließt nach freiem Ermessen, was sie für eine Schule haben will und ob überhaupt eine Schule; denn in der Provinz Quebec besteht keinerlei Schulzwang, zur großen Entrüstung der andern, der britischen Provinzen. Aber die Quebecer können darauf hinweisen, daß sie, was allgemeine Schulbildung anbetrifft, nicht hinter Ontario zurückstehen, der ältesten der englisch redenden Provinzen, und daß die Zahl der Analphabeten in anderen Provinzen erheblich größer ist als in Quebec.

Je nach dem Glaubensbekenntnis und je nach seiner Stellung zur katholischen Kirche wird der eine mehr auf die bescheidenen Schulhäuser im Schatten der üppigen Kirchen achten, der andere mehr darauf, daß diese Kirchen Sonntag für Sonntag voll sind, daß nicht ein Gemeindemitglied fehlt, das halbwegs zur Kirche gehen kann. Man findet auch in anderen Ländern gelegentlich volle Kirchen, aber was ich nur in Kanada gesehen habe, ist, daß hier nicht die Frauen die Mehrzahl der Kirchenbesucher stellen, sondern daß Frauen wie Männer ganz gleichmäßig in die Kirche gehen. Der Kirchenbesuch gehört zum alltäglichen Leben wie die Mahlzeiten und die Feldbestellung. Die Kirche ist nicht nur der Mittelpunkt des geistigen Lebens, sondern auch des sozialen und des wirtschaftlichen. Vor der Kirche befindet sich eine Art Kanzel. Von dieser Kanzel herab werden nach dem Gottesdienst die Gemeindeneuigkeiten mitgeteilt. Diese Kanzel steht jedem zur Verfügung, und der eine verkündet von hier aus, daß er ein paar Ferkel abzugeben hat, der andere, daß er einen gebrauchten Wagen sucht.

Jedenfalls steht man nach der Kirche noch lange herum, um Neuigkeiten auszutauschen und Bekannte zu begrüßen; denn stellenweise ist man ja von weither gekommen. Und die Kirche sorgt auch sonst für Gelegenheiten, damit man sich trifft und die jungen Leute zusammenkommen. Diese kirchlichen Veranstaltungen, Konzerte, Basare und dergleichen mehr sind der Heiratsmarkt; denn die Kirche ist sehr dafür, daß die jungen Leute bald heiraten. Es sind also sehr vielseitige Anforderungen, die an einen kanadischen Pfarrer gestellt werden, zumal er gleichzeitig auch der Anwalt, der Agronom, nötigenfalls der Arzt und überhaupt der Berater in allen Fragen des täglichen Lebens für seine Gemeindemitglieder ist.

So hoch man nun aber auch das Verdienst der Kirche daran veranschlagen mag, daß im Verlauf von zwei Jahrzehnten ein großer blühender Distrikt aus dem Ur-

wald herausgeschlagen ist, ein Distrikt, in dem es zu einer Zeit allgemeiner wirtschaftlicher Depression weder Not noch Arbeitslosigkeit gibt, sie hätte dies doch nie fertiggebracht ohne die zwei Männer, die die Pioniere von Abitibi waren.

Diese zwei Männer waren der Pole Siscoe, der in seinem Kanu den Hurrican hinauffuhr und das erste Gold in Abitibi entdeckte, und der alte Großpapa Trudel vom St. Lorenz. Der alte Trudel kam kurz vor dem Kriege nach Abitibi gewandert, in einem Paar kanadischer Schaftstiefeln, die über dem Gelenk durch einen Riemen zusammengehalten werden. Der alte Trudel war damals schon der alte Trudel. Er hatte schon einen ganzen Haufen Kinder, aber die ließ er einstweilen zurück; denn die Bahn war noch nicht fertig, und von Cochrane mußte er zu Fuß durch den Urwald. Das war ein langer, beschwerlicher Marsch, bei dem er seine hohen, festen Stiefel gut brauchen konnte; denn es ging durch Sumpf, Dornen und Ästegewirr. Der alte Trudel und die andern, die ihm bald darauf nachfolgten, haben im Jahre 1913 den Grund zu Amos und Abitibi gelegt. Als wir die Trudels besuchten, war von dem wilden Wald, der einst das ganze Land bedeckt hatte, nichts mehr zu sehen. Ringsum waren nichts als Felder und Wiesen.

Kommt man nach Abitibi aus Europa mit all seinen Wirtschafts- und Arbeitssorgen, kommt man dorthin aus Montreal, wo nicht anders als in Glasgow oder Birmingham Arbeitslose auf der Straße herumstehen und einen um ein paar Cent anbetteln, so möchte man das Problem für gelöst halten, das Problem, allen Menschen Arbeit zu schaffen, das Problem, alle Menschen — wenn schon nicht reich und glücklich — so doch wenigstens vor Not geschützt und zufrieden zu machen. In Abitibi ist keine Arbeitslosigkeit. In Abitibi braucht niemand feiern. Hier hat kein Farmer Sorge, ob er seine Produkte auch los wird, und das Holz, das der Siedler schlägt, findet sogleich Absatz. Im ersten Augenblick scheint Abitibi so märchenhaft zu sein, wie sein Name klingt.

Aber in Abitibi ist das wirtschaftliche Problem der modernen Gesellschaft ebensowenig gelöst wie in dem Australien der sieben fetten Jahre das soziale. Australiens scheinbar wunderbare soziale Ordnung beruhte auf — „dem Schaf, das alles zahlt", auf dem Wollmonopol, das seinen Arbeitern Lohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen ermöglichte, die über jedes europäische, ja selbst amerikanische Maß hinausgingen! Als das Wollmonopol verlorenging, war auch die soziale Frage mit einem Male wieder da, so schwierig und ungelöst wie sonst auf der Welt. So ist es in Abitibi das Gold, „das alles zahlt". Wenn der Urwaldsiedler sein Holz los wird, kaum daß er es geschlagen hat, wenn die Farmer gar nicht soviel Milch, soviel Butter und Eier beschaffen können, wie verlangt werden, so, weil eben die Minen mit ihren Arbeiterheeren solchen Bedarf haben und weil die Minen das Wirtschaftsleben im ganzen Bezirk beleben. Die Minen aber produzieren Gold, das einzige — kann man beinahe sagen —, das auf der Erde noch nicht im Übermaß produziert wird und bei dem das Angebot die Nachfrage noch nicht übersteigt.

In dem Augenblick, wo in Abitibi der Goldquell versiegt, der hier buchstäblich aus der Erde quillt, sehen sich Siedler und Farmer auch hier den gleichen Schwierigkeiten gegenüber wie überall in Quebec, wie überall in Kanada, wie überall auf der Welt. Ja, durch Abitibi zieht sich ganz deutlich eine „Goldlinie". Jenseits dieser Linie, wo die Minen wegen zu großer Entfernung nicht mehr als produktionsbelebend in Frage kommen, sieht man auch in Abitibi Urwaldlose, die die Siedler nach ein paar Jahren im Stich gelassen haben, sieht man verlassene Farmen, Farmen, die immer wieder den Besitzer wechseln, und andere, die keinen Käufer finden können, obgleich sie zu Spottpreisen zum Verkauf stehen.

Ich bin in Abitibi jenseits der „Goldlinie" auf Siedlerstellen gewesen, die für 400, ja für 250 Mark zum Verkauf standen. Zweihundertfünfzig Mark für vierzig Hektar Land, von dem einige Hektar bereits gerodet und geackert waren, auf dem ein kleines, wenn auch sehr bescheidenes und leicht verfallenes Häuschen stand, auf dem ein Siedler mit wenig Kapital gleich anfangen könnte zu wirtschaften. Und doch findet sich niemand. Wie kommt das?

Die Antwort ist nicht so einfach. Die Siedlungsfrage hat ihre materielle und ihre geistige Seite, und nur wenn man alle beide gleichmäßig berücksichtigt, wird man zu einer einigermaßen befriedigenden Lösung kommen.

Zunächst muß man sich klar sein, daß rein wirtschaftlich gesehen die Urwaldsiedlung, wie Quebec sie heute betreibt — und das gleiche gilt im Grunde von jeder Primitivsiedlung —, keine Lösung darstellt, sondern höchstens eine Notlösung. Sie ist nicht mehr als ein Notausgang, eine Flucht in eine abgelaufene Wirtschaftsepoche. Betriebswissenschaftlich und volkswirtschaftlich gesehen, ist es natürlich reiner Unsinn, wenn ein Land wie Kanada, das mehr Weizen und Lebensmittel produziert, als es auch nur entfernt selbst verzehren und in der Welt absetzen kann, Tausende von Familien in den Urwald schickt, um unter härtesten Mühen dem Wald neues Ackerland abzuringen. Im Grunde wird dadurch die Not, die ja eine Not der Überproduktion und nicht des Mangels ist, nur vermehrt. Und für die eigentliche Lösung des Problems, das ein Verteilungs- und kein Produktionsproblem ist, wird nichts gewonnen.

Wenn trotzdem ein Vorteil herausspringt, und zwar ein bedeutsamer, so ist es der, daß einige Zehntausende oder Hunderttausende Menschen, die andernfalls arbeitslos herumliegen würden, zunächst mit Arbeit versorgt sind. Jede Arbeit aber bedeutet Segen, unter der Voraussetzung, daß sie mit Liebe und Hingabe getan wird. Kein größerer Irrtum als der mancher moderner Sozialpolitiker und Wirtschaftstheoretiker, die Arbeit nur nach dem wirtschaftlichen Effekt zu messen, nach Lohn und Gewinn. Allerdings, die Arbeit muß auch einen materiellen Nutzen abwerfen, und sie darf nicht als Danaidenarbeit erscheinen, als im Grunde nutz- und sinnlose. Nicht ohne Grund

erschien den Hellenen die Aufgabe, Wasser in ein rinnendes Faß zu schöpfen, als eine der furchtbarsten Höllenstrafen.

Die Gefahr aber, als Danaidenarbeit zu erscheinen, besteht für jede primitive Siedlung. Zunächst freilich sieht kein Arbeiter so sichtbarlich und so beglückend die Früchte seiner Arbeit. Stück für Stück bezwingt er den Urwald, Stück für Stück dehnt sich sein Ackerland, wächst sein kleines Besitztum, dehnen sich Haus und Ställe aus. Immer mehr vermag er zu produzieren, immer besser seine Lebenshaltung zu gestalten. Freilich, er darf nicht rechnen. Rechnet er aus, in Dollar und Cent, was ihm seine unendlich mühsame, langwierige Arbeit einbringt, so kommt er zu erschreckend niedrigen Ziffern. Dann mag er vielleicht ausrechnen, daß ihm eine Stunde in der Fabrik mehr einträgt als viele Tage härtester Arbeit auf seinem Urwaldlos. Dieses vermag wohl den Siedler zu ernähren. Es schützt ihn und seine Familie vor Hunger. Aber es gewährt keinerlei Anteil an den Freuden und Genüssen, mit denen Stadt und Zivilisation nun einmal locken. Und ein Unterliegen gegenüber dieser Lockung ist es, wenn ein Siedler oder Farmer sein Besitztum, das er in jahrelanger, mühseliger Arbeit hochgebracht hat, um einen Spottpreis verkauft, um nur einmal Bargeld in Händen zu haben, um sich Auto oder Radio zu kaufen oder auch nur Bier und Kino gönnen zu können.

Damit sind wir bei der geistigen Seite. Der unverhältnismäßig geringe materielle Gegenwert der Siedlungsarbeit ist nur tragbar, wenn er durch entsprechende geistige Werte ausgeglichen wird. Das heißt, es muß eine große, tragende, lebenerfüllende Idee hinter der Siedlung stehen. In Französisch-Kanada ist es die des altkanadischen Ideals der großen, sich selbst genügenden Familie und der altkanadischen katholischen Frömmigkeit. Darin liegt die Erklärung dafür, daß von ganz Kanada es nur die Provinz Quebec versucht und mit Erfolg versuchen kann, ihre Arbeitslosen auf den noch verfügbaren Freiflächen anzusiedeln. Auch die andern kanadischen Provinzen verfügen über solche Freiflächen und Reserven, vielleicht noch besser als Quebec. Aber was ihnen fehlt, ist die Idee, welche es ihren Besitzern ermöglicht, in der Einsamkeit unter Entbehrungen und mit ganz geringem materiellem Gewinn auf diesen jungfräulichen Ländereien zu leben.

Wem wird einmal die Prärie gehören?

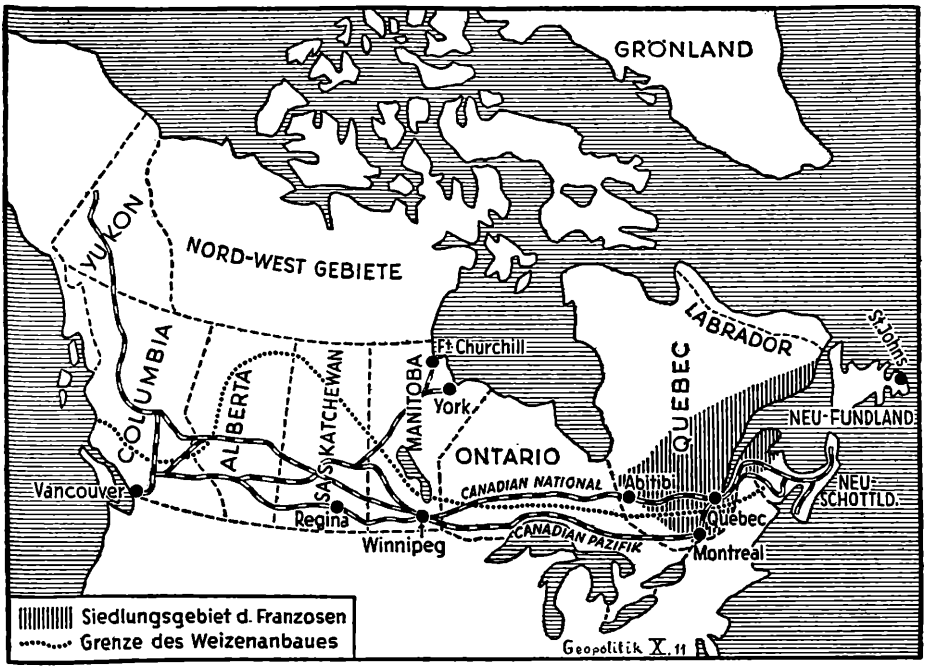
Regina, im August

„Die Welt ist immer nur so alt, wie ihre letzte Idee." — Seitdem ich in Amerika bin, verfolgt mich das Wort, zum mindesten habe ich seine eindringliche, fast unheimliche Wahrheit nie so tief empfunden, wie hier in der sogenannten „Neuen Welt".

„Neue Welt?" Warum? — Doch nur, weil wir sie dazu machten. Amerika — nicht der Kontintent als solcher natürlich, sondern „Amerika" als Begriff, als

Vorstellung — war eine „letzte Idee". Daher rührt seine Jugend, seine Aktivität, seine Vitalität, seine Kraft.

Amerika ist nicht mehr „letzte Idee". Neue Ideen sind aufgetaucht, drüben in Europa. Sie haben die Welt gewandelt. Es ist eine ganz neue Welt, in der wir heute leben. „Die Welt ist immer nur so alt, wie ihre letzte Idee." Amerika hat die Wandlung nicht mitgemacht, Amerika ist plötzlich alt gewor-



Das geopolitische Gerüst Kanadas

Die bewohnten Gebiete Kanadas drängen sich zu einem schmalen Streifen längs der Grenze der Vereinigten Staaten zusammen. Die breiteren Siedlungsbecken im Osten hängen mit der Prärie (erkennbar an der Nord-Ausbuchtung der Weizengrenze) nur durch die beiden Eisenbahnlinien zusammen. Zwischen die Prärie und Kolumbien legt sich, in geopolitischer Hinsicht stark trennend, das Randgebirge.

den. Man fühlt es hier, nicht klar, nicht deutlich, sondern als ungewisse Drohung. Daher der ganz plötzlich aufschießende, sonst völlig unbegreifliche Haßausbruch gegenüber dem Neuen Deutschland.

Amerika beruht hundertprozentig auf der Fortschrittsidee. Was Amerika Europa gegenüber überlegen machte, insbesondere alle Europäer in seinen Bann schlug, alle Auswanderer bereits zu guten Amerikanern machte, kaum daß sie die Freiheitsstatue erblickt, war der suggestive Glaube an Amerikas Sendung. Amerika bedeutete den Fortschritt schlechthin, zum mindesten in materiellem Sinne. Amerika, das hieß: immer höhere Häuser, immer raschere Maschinen, immer mehr Autos, immer besseres Leben.

Da kam die Depression. Depression paßt nicht in die Fortschrittsidee. Fortschritt heißt Prosperity. Man half sich, indem man fest an den vorübergehenden Charakter der Depression glaubte. Krisen hat es immer gegeben. Krisen gehen vorüber. Immerhin war diese letzte ungewöhnlich schwer und lang; sie trug nicht gerade dazu bei, der Idee „Amerika" neuen Glanz zu geben.

Dann kam die deutsche Revolution. Schon die russische, die italienische hatte Europa gewandelt, hatte die Welt, hatte Amerika beeinflußt. Die deutsche war nur ein weiteres Glied in der Kette der europäischen Wandlungen. Und trotzdem scheint ihre Wirkung eine unvergleichlich tiefergehende zu sein, erstens, weil die deutsche Revolution an sich geistig-seelisch tiefer schürft, zweitens, weil sie auf eine bereits erschütterte Prosperity- und Fortschrittsidee trifft.

Was würde aus der Prosperity? Was würde aus der ganzen Fortschrittsidee, wenn plötzlich neue Werte auftauchten, neue Maßstäbe Geltung haben sollten! Was würde aus der Neuen Welt, was aus dem Einfluß, den sie bisher auf alle Bürger fremden Blutes ausgeübt, wenn sie in ihrem Kern angezweifelt wird?

Die neuen Ideen, die aus Europa, die vor allem aus Deutschland herüberkamen, taten das zwar nicht direkt. Sie erwähnten Amerika gar nicht, sie kümmerten sich gar nicht um Amerika. Aber daß sie dies nicht taten, war schlimm genug. Amerika — seine Stärke basierte ja gerade darauf, daß die Welt sich um Amerika kümmerte, daß sie nach ihm über den Atlantik als einem Land der Verheißung blickte.

Die Verheißung war ohnehin für viele von je recht dürftig ausgefallen. Aber man realisierte sich das nicht so, man durfte und konnte sich das gar nicht so klarmachen, solange jedermann an den Fortschritt glaubte. Heute geht es zu vielen zu schlecht, als daß die Masse weiter an unentwegten Fortschritt glauben könnte. Und damit steht Amerika vor einer völlig neuen Situation, in einer so schwierigen Situation, wie vielleicht noch nie seit Proklamierung seiner Unabhängigkeit.

„Amerika", das sind in erster Linie die Vereinigten Staaten. Mit geradezu visionärer Kühnheit nannten ja die Väter der amerikanischen Revolution das Land, das aus dem Abfall der Neu-England-Kolonie hervorging, die Vereinigten Staaten von Amerika. Seit jenem Tage datiert die anmaßende Idee, den ganzen ungeheueren Kontinent repräsentieren zu wollen, obgleich man bisher lediglich die atlantische Küste umfaßte und nur ein armes, kleines staatliches Gebilde war.

So bedeutet denn „Amerika" bis zu einem gewissen Grade auch Kanada, obgleich die Kanadier scharf zwischen sich und den „Amerikanern" unterscheiden. Und Mexiko ist es auch trotz allen Rassenhasses zwischen Mexiko und Amerika. Und selbst Südamerika ist es noch etwas.

Und so fühlt man denn auch hier in Kanada die Erschütterung, die der Begriff „Amerika" durchmacht. Es ist seltsam, wie Kanada in einer Hinsicht ganz Amerika ist, in anderer aber ein grundverschiedenes Gebilde. Kanada ist einmal USA. in Taschenformat, wenigstens haben gewisse Kreise und gewisse Teile ver-

sucht und angestrebt, aus Kanada eine zweite amerikanische Union zu machen. Auf der andern Seite aber ist Kanada aus ganz anderen Voraussetzungen heraus entstanden, hat ganz andere Grundlagen und eine ganz andere Entwicklung hinter sich. So sehr auch Kanada den Vereinigten Staaten in manchem gleicht, so grundverschieden sind sie im wesentlichen.

Die Vereinigten Staaten beruhen auf dem Glauben an die Assimilisationskraft der amerikanischen Gesellschaft, auf der Idee, daß Blut belanglos ist gegenüber Milieu und Suggestion. Wird dieser Glaube erschüttert, so droht den USA. Zerfall. Darum ist die gegenwärtige Situation so unerhört kritisch, besonders wenn die schlechte Wirtschaftslage andauert.

In Kanada haben nationalistische Kreise von je voll Neid auf die nationale Anziehungs- und Assimilisationskraft des Nachbarlandes geblickt. Sie wollten aus Kanada eine zweite Union machen, ebenso hundertprozentig kanadisch wie jene amerikanisch. Und so war ihnen das Franko-Kanadiertum ein Dorn im Auge; denn das Kanada, das jene meinten, war ein angelsächsisches Kanada. Ein Volk, ein Gott und eine Sprache, das war ihre Idee. Dies ließ sich vielleicht in den Staaten verwirklichen; wie aber in Kanada, solange hier die Franzosen ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachten, und diese nicht nur ein anderes Volk waren, sondern auch einen anderen Gott und eine andere Sprache hatten?

Totschlagen konnte man die französischen Kanadier nicht, deportieren auch nicht. Das einzige, was man zu tun vermochte, war: ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung so herunterzudrücken, daß sie zahlenmäßig keine Rolle mehr spielten und so mit der Zeit anglisiert werden konnten, wie es mit den Franzosen in Louisiana gegangen war. Nun waren die französischen Kanadier freilich viel fruchtbarer als die britischen. Mit der Kraft der Lenden ließen sie sich nicht schlagen. Das einzige, was blieb, war, Kanada weit offen zu machen und auf die Anglisierungskraft der englischen Lebensformen zu vertrauen.

So wurde Kanada in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg zu einem Einwanderungsland, und zwar zu einem Einwanderungsland von geradezu phantastischem Ausmaße. Man vergegenwärtigt sich im allgemeinen nicht, welche Menschenmassen in den Jahren vor dem Krieg nach Kanada einwanderten. In absoluten Zahlen war die Einwanderung nach den USA. zwar größer, aber relativ, im Verhältnis zur Bevölkerung, war der kanadische Zuzug unvergleichlich gewaltiger.

Und dieser ganze Einwanderungsstrom ergoß sich fast restlos in die Prärie. Im Jahre 1871 saßen im Red-River-Distrikt, der damals praktisch der einzige besiedelte Teil der Prärie war, nur 12000 Menschen, davon 10000 Mischlinge. Im Jahre 1881 waren es 62000. Damals gab es noch keine Bahn. Als im folgenden Jahr der erste Zug nach Winnipeg hineindampfte, schoß die Bevölkerungsziffer noch viel rapider in die Höhe. In dem Jahrzehnt von 1901 bis 1911 vermehrte sich allein in Manitoba, der östlichsten der drei Prärieprovinzen, die Einwohnerzahl

um 200000 Menschen. Und fast noch verblüffender war die Entwicklung Saskatchewans und Albertas.

Allein 50 Prozent, stellenweise mehr als 50 Prozent waren nichtbritisch, ja nicht einmal angelsächsischer Herkunft. Nach Saskatchewan kamen doppelt so viele nichtbritische Einwanderer als britische. Und damit ergab sich für den Westen das schwierige Problem des künftigen Volkstums der aus allen europäischen Nationen gemischten Prärievölkerung. Die Frage tauchte auf: Wem wird einmal die Prärie gehören, die in wenigen Jahren aus Steppe zur Kornkammer der Welt, zum größten Weizenproduktionsland der Erde wurde?

Kanadischer Staat oder kanadischer Völkerbund?

Es ist fast unheimlich, in welchem Maße die Geschichte der Völker durch Ideen bestimmt wird. Solange die rationale Fortschrittsidee uneingeschränkt herrschte, solange funktionierte der „smelting pot", solange bewährte sich die Assimilisationskraft der Vorstellung „Amerika". In dem Augenblick aber, wo die Idee des Volkstums und die Befreiung des Blutes sich wieder durchsetzt, zeigt sich, daß es mit der Verschmelzung der alten europäischen Volksteile zu einem neuen amerikanischen Volke doch nicht so weit her ist, zum mindesten, daß die Schaffung eines neuen Volkes ein viel langwierigerer und schwierigerer Prozeß ist, als die amerikanischen Patrioten in ihrem Eifer, aus allen Einwanderern hundertprozentige Amerikaner zu machen, zuerst glaubten.

Solange die Fortschrittsidee im alten Sinne herrschte, war Kanada den Vereinigten Staaten gegenüber hoffnungslos im Nachteil, ja, es schien nur eine Frage der Zeit, wann es selbst mit in den großen amerikanischen Schmelztopf geworfen werden würde, um mit verschmolzen zu werden. In dem Augenblick aber, in dem der Begriff Volk im Sinne von Blut und Boden wieder zu Bedeutung kommt, in dem Augenblick verschiebt sich die Situation: eine Einschmelzung des kanadischen Volkes in das amerikanische erscheint als Unmöglichkeit, da es ja sowohl das eine wie das andere bisher noch nicht gibt.

Das heißt, es gibt in den Vereinigten Staaten den Grundstock zu einem amerikanischen Volk, seine Schwäche liegt jedoch darin, daß es seinen Rahmen viel zu weit gespannt hat, und daß es viel zuviel fremde Elemente in sich aufgesogen hat, die es nicht so rasch zu verdauen vermag. Die USA. können einmal im Sinne Chinas ein Volk werden — das heißt, ein Verband, der nicht so sehr durch die Gemeinsamkeit von Blut und Boden, als durch die Gleichartigkeit von Kultur, Sprache, Weltbild und Moralgesetzen zusammengehalten wird.

In Kanada dagegen liegen die Verhältnisse ganz anders. Kanada mag anstreben, ein Staat zu sein; es kann niemals ein Volk werden, nicht einmal in amerikanischem Sinne. Das mag ein Nachteil erscheinen im Sinne

der bisherigen Vorstellungen. Es wird zum Vorteil, sobald die Idee des Volkstums im Gegensatz zur rein staatlichen Idee sich auch in Amerika durchsetzt.

Auch die Vereinigten Staaten sind aus heterogenen Elementen entstanden. Die Gegensätze zwischen „Colony" und „Plantation", zwischen dem Puritaner im Norden Neu-Englands und den Kreolen im Süden waren erheblich. Aber sie sind doch gemeinsamer Rasse und Sprache. Ferner ging die Entwicklung gleichmäßig vom Osten nach dem Westen weiter. Und die fremden Einwanderer verteilten sich ziemlich gleichmäßig über das ganze Land, sie wurden ziemlich gleichmäßig absorbiert und assimiliert.

In Kanada dagegen war der französich-englische Gegensatz von Anfang an unüberbrückbar. Gerade aus diesem Gegensatz heraus entwickelte sich die östliche Provinz so ausgesprochen französisch und katholisch. Neben Quebec entstand Ontario. Ontario war erst eine Schöpfung des Unabhängigkeitskrieges. Hier, neben dem französischen Quebec siedelte die britische Regierung die 60 000 Loyalisten an — Amerikaner, die im Unabhängigkeitskrieg auf Seite Englands gefochten hatten.

So gab es zwei Kanada. Das französische Lower- und das englische Upper-Kanada. Daneben entwickelten sich als besonderes Gebiet die maritimen Provinzen an der atlantischen Küste. Ursprünglich waren auch hier Franzosen gesessen, aber Schotten hatten ihnen das Territorium schon frühzeitig streitig gemacht. Während des Siebenjährigen Krieges wurden die Franzosen größtenteils vertrieben. Statt dessen kamen Briten und Deutsche ins Land. Dadurch wie durch die Besonderheit von Klima und Boden entwickelten die maritimen Provinzen frühzeitig ihre Eigenart. Das heißt, sie entwickelten sich verhältnismäßig wenig, neben Ober- und Unterkanada spielten sie keine Rolle.

Noch 1871 war Kanada rein britisch-französisch. Die französischen Kanadier hatten mehr Kinder, die britischen mehr Einwanderer, und so verschob sich langsam die anfängliche numerische Überlegenheit der Franzosen, bis diese 1871 nur mehr ein Drittel ausmachten. Von etwa drei Millionen Einwohnern waren zwei Millionen britisch und eine Million französisch. Andere europäische Bevölkerungselemente spielten daneben keine Rolle. Fast die gesamte Einwanderung kam von den britischen Inseln. Noch nicht ein Prozent waren Zentral- und Osteuropäer.

Kurz darauf wurde die Prärie geöffnet, und die Bevölkerungszusammensetzung Kanadas änderte sich von Grund aus. Franzosen wanderten zwar ebenso wenig ein wie früher, und die britische Einwanderung stieg, aber die nichtbritische stieg noch viel mehr. Ein Strom europäischer Einwanderer ergoß sich plötzlich über Kanada, und zwar Europäer aller Nationen. Da kamen außer Engländern und Schotten: Deutsche und Schweizer, Schweden, Dänen und Norweger, Flamen und Wallonen, Italiener und Holländer, alle Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie, alle Nationen des Zarenreiches, das gesamte bunte Völkergemisch des Balkan, und außerdem Orientalen, vor allem Armenier, Chinesen und Japaner.

Im Gegensatz zu der Besiedelung der USA. durch europäische Emigranten verteilte sich diese Einwanderung nicht über das ganze Land, sondern konzentrierte sich auf einen Teil, auf die Prärie. Die Prärie aber war leer. In ihr gab es noch so gut wie keine angestammte kanadische Bevölkerung, noch keine alte kanadische Tradition. Es wanderten zwar auch viele Alt-Kanadier in die Prärie aus, vor allem aus Ontario, aber die kamen gewissermaßen doch auch als Fremde.

Die rasche und reibungslose Aufsaugung der fremden Bevölkerungselemente wurde noch dadurch erschwert, daß sich die Einwanderung nicht gleichmäßig über einen langen Zeitraum verteilte, sondern sturzartig einsetzte und sich auf wenige Jahrzehnte und Jahre konzentrierte.

So entstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts neben dem französischen Quebec und dem englischen Ontario als drittes, eigenartiges, durch Volkszahl wie wirtschaftliche Bedeutung wichtiges Territorium die Prärie. Aus administrativen Gründen ist die Prärie in die drei Provinzen Manitoba, Saskatchewan und Alberta eingeteilt. Allein die Grenzen stehen nur auf dem Papier und in den Köpfen geschäftstüchtiger Parlamentarier, an ihren Posten klebender Minister und Beamten. Die drei Prärieprovinzen bilden wirtschaftlich wie volklich ein einheitliches Ganzes.

Die Prärie ist nicht britisch und nicht französisch, sie ist — ja, was soll man sagen? In der Prärie werden alle Sprachen Europas gesprochen. Durchfährt man sie mit dem Auto, kommt man in raschem Wechsel aus einem typisch deutschen Dorf in eine ukrainische Siedelung, weiter an einer typisch amerikanischen Farm vorbei und dann in eine isländische Siedelung oder eine schwedische.

Zum großen Teil sitzen die verschiedenen Nationen in Blöcken zusammen: die Deutschen, die Ruthenen, die Polen, die Schweden und so weiter. In der mittelsten der drei Prärieprovinzen waren nach dem letzten Census 50 Prozent britisch, ungefähr 416 000 Menschen. Über 100 000, also mehr als 12 Prozent waren deutsch, ungefähr 8,5 Prozent (65 000) skandinavisch, 6,3 Prozent (50 000) ukrainisch und beinahe ebensoviel französisch-kanadisch.

So verhältnismäßig schwach die Franzosen auch in der Prärie sind, bedeutsam sind sie für die Erhaltung des fremden Volkstumes; denn sie zeigen den anderen Nationen, in welchem Maße es möglich ist, Sprache und Sitte zu bewahren. Die französischen Kanadier in der Prärie genießen nicht die gleichen Privilegien wie in Quebec. Das heißt, sie dürfen vor allem keine eigenen französischen Schulen haben. Auch sie müssen ihre Kinder englisch unterrichten lassen. Aber die Kinder sprechen sämtlich französisch. Allerdings drückt die Aufsichtsbehörde wohl ein Auge zu, wenn in den Schulen der französischen Gebiete meistens französisch statt englisch unterrichtet wird.

Aber die Tendenz zur Bewahrung der nationalen Eigenart ist bei allen Nationen im Steigen. In einem Schulbericht wird darüber geklagt,

daß in den ukrainischen Dörfern die Kinder die alte Heimat meinen, wenn sie von „unserem Volk" und von „unserem Land" sprechen. Die Osteuropäer, die sich früher ihrer Abstammung schämten und so rasch wie möglich darnach trachteten, für Amerikaner, beziehungsweise Kanadier gehalten zu werden, bekennen sich jetzt zu ihrem Volk.

In noch höherem Maß gilt dies von den Deutschen. Die Zeiten liegen noch gar nicht so weit zurück, wo viele Deutschkanadier ihren deutschen Ursprung am liebsten verheimlichten. Heute ist das von Grund aus anders geworden. Die deutsche Revolution hat auch hier Wunder gewirkt. Ein so stolzes und freies Bekennen zum Deutschtum hat Kanada wohl noch nie erlebt; selbst geborene Kanadier bemühen sich deutsch zu sprechen und rühmen sich ihrer deutschen Abstammung.

Für Kanada ergibt sich freilich daraus das Problem: was wird aus der Prärie? Wie assimiliert es diese vielen fremden Bevölkerungselemente, die heute so schwer assimilierbar geworden sind? Entweder man versucht es noch mit den alten Mitteln, indem man die Einwanderung sperrt und durch raffinierte Wahlkreisgeometrie die Zahl der fremdstämmigen Abgeordneten in den Parlamenten auf ein Minimum herabzudrücken versucht, und im übrigen auf die Anglisierung durch die Schule vertraut.

Aber ob dies auf die Dauer Erfolg hat? Der „Schmelztopf" ist schon für die Vereinigten Staaten eine zweischneidige Sache, für Kanada ist er völlig unverwendbar. Vielleicht wäre es das richtigste, sich die Prärie ruhig nach den eigenen nationalen Wünschen entwickeln zu lassen, den verschiedenen Nationalitäten, die in ihr leben, sprachliche und kulturelle Autonomie zu gewähren, wie sie die Engländer den Franzosen nach der Eroberung Kanadas zugestanden, und im übrigen darauf zu vertrauen, daß die gleichen Lebensbedingungen und die gleichen wirtschaftlichen Interessen aus den Präriebewohnern ein kanadisches Volk machen, wie es in Quebec und Ontario der Fall war.

Es wird das freilich in der Zukunft keinen kanadischen Staat ergeben, sondern einen kanadischen Völkerbund, der aus verschiedenen kanadischen Völkern besteht. Aber gerade wenn man nicht versucht — wie im Nachbarland südlich der Grenze — durch mehr oder minder starken staatlichen Druck aus den verschiedenen Bevölkerungselementen ein den Wurzeln seines Blutes und seines Bodens entfremdetes „Einheitsvolk" zu schaffen, sondern jedes Bevölkerungselement sein urtümliches Volkstum ausleben und ausbilden läßt, wird dieser Völkerbund vielleicht stärker und lebenskräftiger sein als ein an sich auch noch so großer Einheitsstaat, in dem das Volkstum eines großen Teiles der Bevölkerung künstlich unterdrückt wurde.

OSKAR VON NIEDERMAYER:

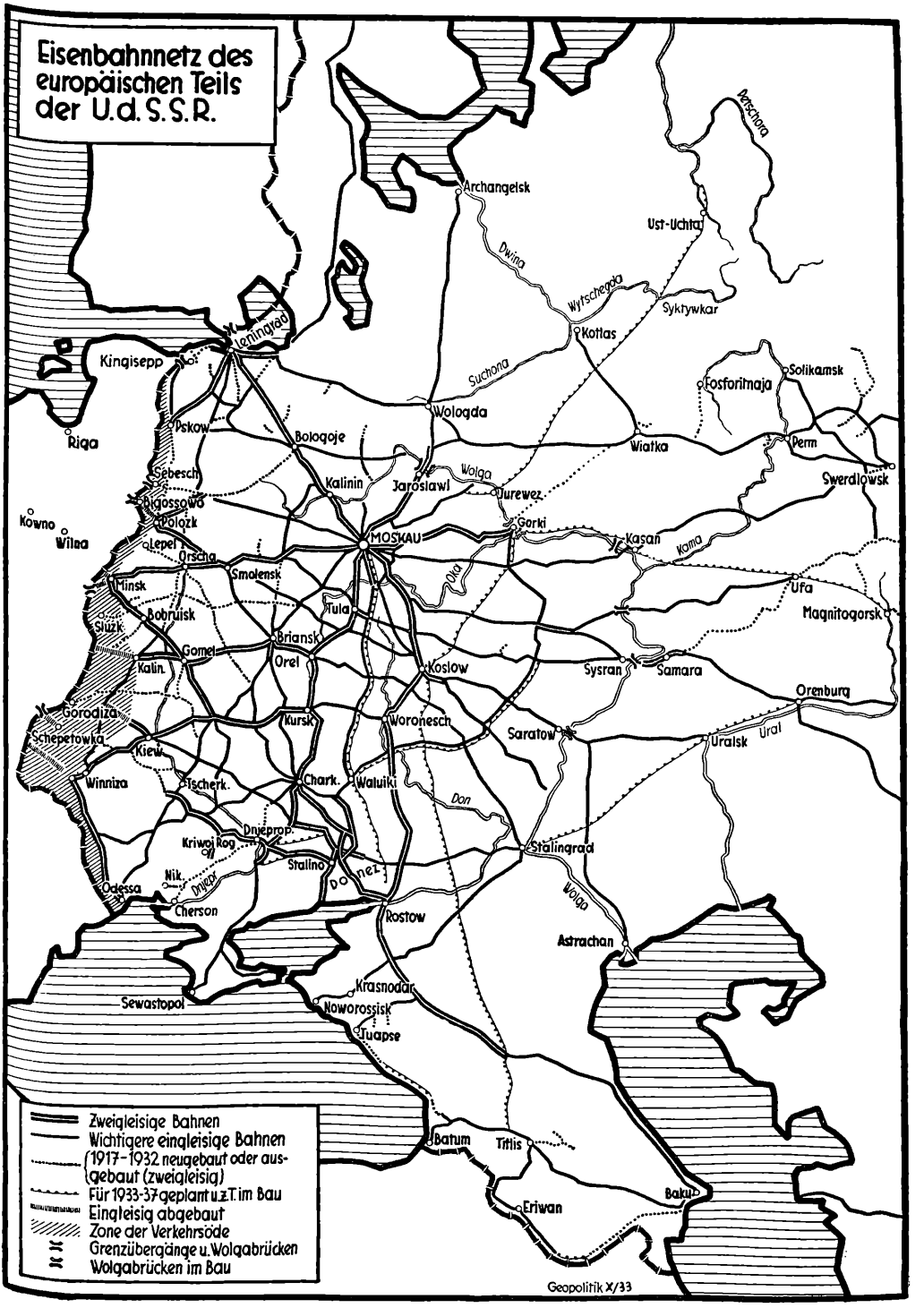
Die Eisenbahnen Rußlands

Wie alle Entwicklung in Rußland stoßweise und vielfach unorganisch war, zeigte auch der Ausbau des Bahnnetzes eine echt russische, von der üblichen europäischen abweichende Entwicklung. Nur aus dieser Entwicklung ist die heutige Linienführung, sind die heutigen Mängel und Bedürfnisse zu verstehen. Sie stand unter den verschiedensten Einflüssen, obenan wirtschaftlichen und militärischen. Es ist eigenartig, zu beobachten, daß in einem Land, das seine Bewohner von früh an auf die Wasserstraßen als natürliche Verkehrswege wies und das im Lauf seiner Geschichte immer wieder im Kampf gegen feindliche Nachbarn mit Vorteil seine Unwegsamkeit und Weiträumigkeit auszunutzen gelernt hat, nur langsam und spät ein Verständnis für die Bedeutung von Schienenwegen sich Bahn brach, ja daß sicherlich nicht unbeeinflußt durch seine Tradition bis zum heutigen Tage der Ausbau des Verkehrsnetzes weit hinter neuzeitlichen Anforderungen zurücksteht. Das Bahnproblem ist heute für Rußland das Kardinalproblem der gesamten Wirtschaft, das um so mehr, als der Wert der Wasserstraßen erheblich gesunken ist und der Straßenbau noch sehr im argen liegt. Ein leistungsfähiges Bahnnetz ist aber auch die Voraussetzung jeder Landesverteidigung.

Untersuchen wir kurz die einzelnen Entwicklungsphasen des russischen Bahnbaus und die sich in ihnen offenbarenden Tendenzen, in denen sich die ganze Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung und die echt russischen Wesensbesonderheiten offenbaren.

Die erste Periode des russischen Bahnbaus fällt in die Zeit von 1837, der Eröffnung der ersten Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskoje Sjelo, bis zum Krimkrieg (1853—1856). In dieser Zeit wurde die Bahn zwischen den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau, die Verbindung von Warschau zur österreichischen Grenze und ein Teilstück der von Petersburg auf Wilna und Warschau zu führenden Bahn gebaut. Militärpolitische Gründe spielten dabei noch keine Rolle. Der Bahnbau dauerte lange und verschlang große Geldsummen. Bald ließ daraufhin die eisenbahnfreudige Stimmung wieder nach; man hatte eine Scheu vor diesem neuen Verkehrsmittel. Bis zum Krimkrieg gab es noch keine Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten und dem Westen und Süden des Reiches. Die Gesamtlänge des Bahnnetzes betrug 1100 km. Die einzelnen Strecken hatten verschiedene Spurweite; es dauerte geraume Zeit, bis die für die Nikolaibahn angenommene Spurweite von 1,524 m sich durchsetzte. Daß man sie beibehielt, wiewohl in Europa sich eine geringere Spurweite als zweckmäßig erwiesen hatte, ist letzten Endes wohl militärischen Erwägungen zuzuschreiben.

Mit dem unglücklichen Krimkrieg, bei dem sich das Fehlen einer Bahnverbindung so unheilvoll ausgewirkt hatte, setzte dann eine neue Periode ein, die man

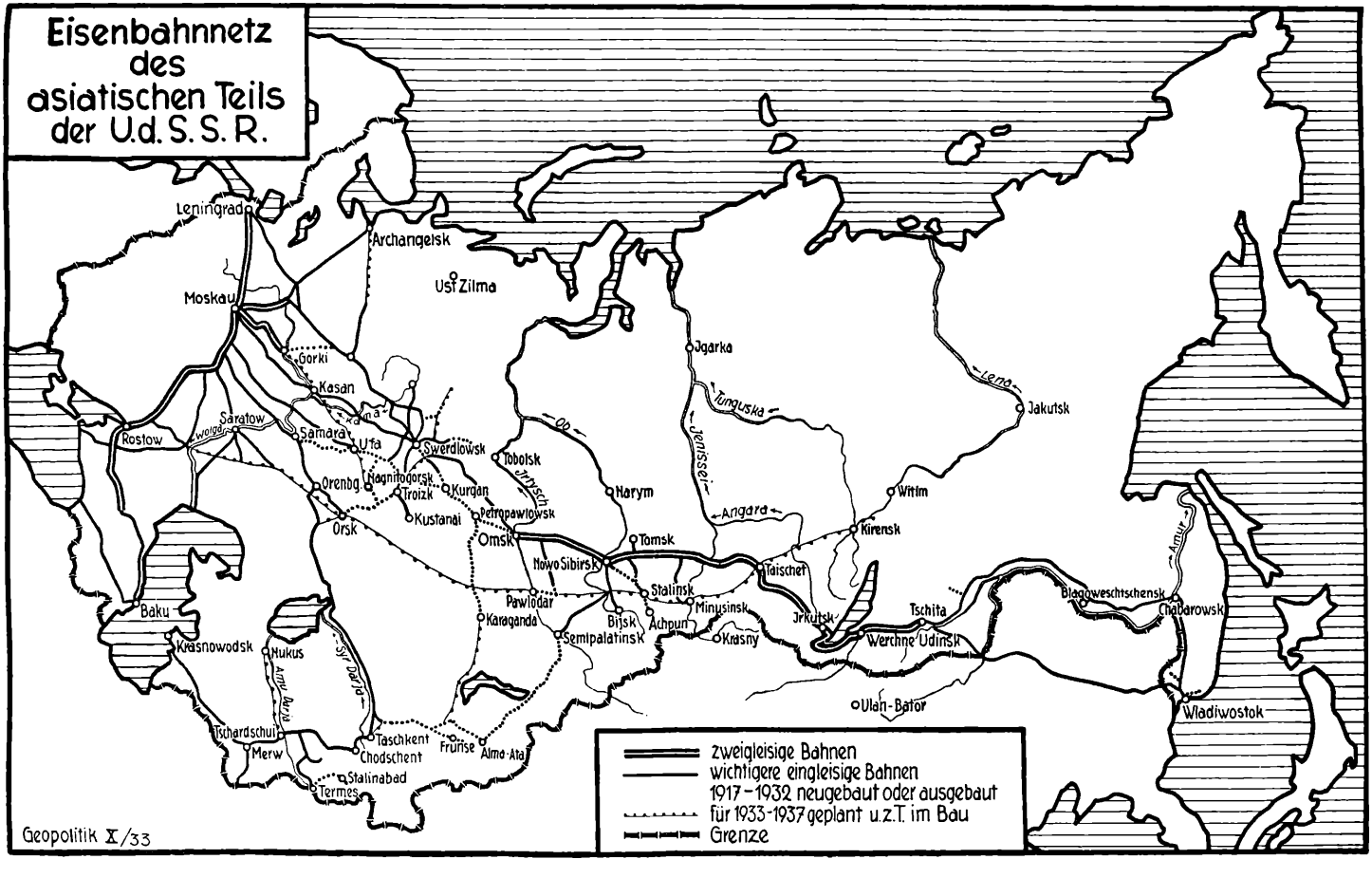

Eisenbahnnetz des europäischen Teils der U.d.S.S.R.
Archangelsk
Ust-Uchtal
Petschora
Dwina
Wytschegda
Sykryvkar
Kotlas
Leningrad
Kingisepp
Suchona
Wologda
Fosforitmaja
Solikamsk
Riga
Pskow
Bologoje
Wiatka
Perm
Sebesch
Kalinin
Jaroslawl
Wolga
Jurewez
Swerdlowsk
Rigossowo
Polozk
Gorki
Kowno
Wilna
MOSKAU
Kasan
Kama
Lepel
Orscha
Oka
Minsk
Smolensk
Ufa
Tula
Bobruisk
Magnitogorsk
Slutzk
Briansk
Gomel
Orel
Kalin.
Koslow
Sysran
Samara
Orenburg
Gorodiza
Kursk
Woronesch
Saratow
Uralsk
Ural
Schepetowka
Kiew
Winniza
Tscherk.
Chark.
Waluiki
Don
Dnieprop.
Kriwoj Rog
Stalingrad
Stalino
Donez
Nik.
Odessa
Dniepr
Cherson
Wolga
Rostow
Astrachan
Krasnodar
Sewastopol
Noworossisk
Tuapse
Batum
Tiflis
Baku
Eriwan
Zweigleisige Bahnen
Wichtigere eingleisige Bahnen
(1917–1932 neugebaut oder ausgebaut (zweigleisig)
Für 1933-37 geplant u. z.T. im Bau
Eingleisig abgebaut
Zone der Verkehrsöde
Grenzübergänge u. Wolgabrücken
Wolgabrücken im Bau
Geopolitik X/33

bis zum Beginn der 80er Jahre reichen lassen kann. Es ist die Zeit der Herrschaft der privaten Bahngesellschaften und des völligen Wirrwarrs im Bahnbau. Von jetzt ab treten seine wirtschaftlichen und militärischen Tendenzen klarer in die Erscheinung. Man begann vor allem die Verbindungen zwischen Moskau und den südlichen und südöstlichen Agrar- und Rohstoffgebieten sowie die für den Getreideexport nötigen Bahnen des Südens zum Schwarzen Meer, aber auch zum Baltischen Meer auszubauen. So erhielten Bahnanschlüsse mit ihrem Hinterland die Städte Rostow, Sewastopol, Nikolajew, Odessa und im Nordwesten Libau und Riga. Man bestrebte sich dabei, eine Konkurrenz mit den Wasserstraßen zu vermeiden, führte die Bahn nicht ihnen entlang, sondern quer zu ihnen, und schuf einige kürzere Linien, wie die zwischen Wolga und Don, zur Verbindung solcher Wasserstraßen. Vornehmlich politisch-strategischen Zwecken dienten Linien von der Reichsmitte nach dem Westen, dem Kaukasus (Richtung Baku, die transkaukasische Bahn von Poti nach Baku 1873—1883) und dem Südosten (Zarizyn und Orenburg).

Geographisch betrachtet, hat sich das Hauptaugenmerk zunächst auf den südlichen Teil des Reichs gerichtet; als dann Mitte der 70er Jahre nach der Schaffung der vier großen Anschlüsse ans Schwarze Meer das Hauptinteresse für den Süden erlahmte, richtete es sich nach dem Osten. Auch der Türkische Krieg 1877/78, der wiederum die Schwäche des Eisenbahnwesens gezeigt hatte, vermochte nur vorübergehend das Interesse nach dem Südwesten zu beleben. Der polnische Aufstand 1863 ließ eine bessere Verbindung nach dem Westen (Moskau—Brest-Litowsk) angezeigt erscheinen. Erst 1870 gab es die erste Verbindung zwischen Moskau und dem Schwarzen Meer, und erst 14 Jahre nach Beendigung des Krimkrieges war die durchgehende Verbindung mit Sewastopol hergestellt.

1857 war die „Große Russische Eisenbahngesellschaft" gegründet worden, die sich aber in der Folgezeit unfähig erwies, die ihr gestellten Aufgaben in vollem Umfange zu lösen. Die vielen außer ihr noch ins Leben gerufenen Gesellschaften erhielten keine einheitlichen Arbeitsrichtlinien des Staates, machten einander schädliche Konkurrenz, bauten schlecht und teuer und befanden sich trotz staatlichen Subventionen in dauernden Geldschwierigkeiten. Schließlich gehörten neun Zehntel des Anlagekapitals der Regierung. In dieser ganzen Periode waren etwa 20000 km gebaut worden, die durchweg in Händen von Privatgesellschaften waren. So war die Lage, als der große Eisenbahnreformator Witte auf den Plan trat.

Die nun kommende Zeit, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges datiert werden kann, zeigte den größten Um- und Aufschwung der russischen Eisenbahngeschichte; es ist die Zeit der kapitalistischen und imperialistischen Machtentfaltung, des Vorrückens in Mittelasien und im Fernen Osten, des Konflikts mit Japan, der Vorbereitung auf den Weltkrieg und die Zeit der Verstaatlichung der Bahnen. Wohl ging zunächst die Entwicklung in der bisherigen Richtung weiter, doch traten die wirtschaftlichen und strategischen Zielrichtungen noch viel stärker hervor. Zu-


Eisenbahnnetz des asiatischen Teils der U.d.S.S.R.
Leningrad
Archangelsk
Ust Zilma
Moskau
Gorki
Kasan
Saratow
Wolga
Rostow
Samara
Ufa
Swerdlowsk
Tobolsk
Irtysch
Ob
Jgarka
Tunguska
Jenissei
Lena
Jakutsk
Orenbg
Magnitogorsk
Troizk
Kurgan
Narym
Witim
Orsk
Kustanai
Petropawlowsk
Omsk
Tomsk
Angara
Kirensk
Amur
Nowo Sibirsk
Taischet
Stalinsk
Pawlodar
Minusinsk
Blagoweschtschensk
Baku
Karaganda
Bijsk
Achpun
Jrkutsk
Tschita
Chabarowsk
Krasnowodsk
Nukus
Semipalatinsk
Krasny
Werchne Udinsk
Amu Darja
Syr Darja
Ulan-Bator
Tschardschui
Taschkent
Frunse
Alma-Ata
Merw
Chodschent
Wladiwostok
Stalinabad
Termes
zweigleisige Bahnen
wichtigere eingleisige Bahnen
1917 – 1932 neugebaut oder ausgebaut
für 1933-1937 geplant u.z.T. im Bau
Grenze
Geopolitik X/33

nächst freilich standen die wirtschaftlichen Gesichtspunkte im Vordergrund, wie die Anschlüsse an das Nördliche Eismeer (Archangelsk), den Ural und das Getreidegebiet an der Wolga beweisen. Die Zeit zwischen 1880—1890 wurde vor allem der Sanierung gewidmet. Das Bahnnetz wurde in diesen 10 Jahren nur um etwas über 6000 km erweitert. Zwischen 1890 und 1900 setzte dann eine außerordentliche Belebung des Baus ein (25 000 km), die im Aufschwung der gesamten Volkswirtschaft ihren Grund hatte; es war dies auch die Zeit der stärksten Verstaatlichung. Diese hatte neben den oben geschilderten Zuständen einen Hauptantrieb durch die Notwendigkeit des Baus einer Reihe von strategischen Bahnen im westlichen Teil des Reiches, dem polnischen Grenzland und dem Gebiet der Pripjetsümpfe, erhalten. Witte selbst bekannte, daß strategische Erwägungen auf den Bahnbau im Sinne der Auswahl der Richtungen fast aller Linien ohne Ausnahme einen Einfluß gehabt haben, ohne daß dabei die wirtschaftliche Bedeutung aus den Augen verloren worden wäre. Das gab sich vor allem auch kund in dem zweigleisigen Ausbau verschiedener aus der Reichsmitte an die Westgrenze führenden Linien. An der deutsch-österreichischen Grenze selbst freilich ließ man eine Verkehrsöde bestehen. Das immer noch sehr ungenügende Bahnnetz gab die Veranlassung, den Hauptteil des Heeres möglichst nahe an das Aufmarschgebiet zu legen. So bildete sich die Grenzlinie Petersburg—Moskau—Rostow heraus, westlich derer die staatlichen Bahnen weitaus vorherrschten. Östlich davon war das Hauptgebiet der wenigen großen Privatgesellschaften, denen freilich auch die großen Kolonisations- und strategischen Zwecken dienenden Überlandbahnen nach Sibirien, Turkestan und dem Kaukasus entzogen waren.

Von den großen Ostbahnprojekten, die in den 90er Jahren ausgeführt wurden, sei vor allem die transsibirische Bahn erwähnt, die sowohl wirtschaftlich-kolonisatorischen wie strategisch-politischen Zwecken dienen sollte. Sie wurde vom Westen und Osten her gebaut: 1900 wurde das transbaikalische Gebiet erreicht, 1891 bis 1897 die Ussuribahn fertiggestellt. Es war das genialste Werk Wittescher Energie und Weitsicht. Ihr Bau stand bereits stark unter dem Zeichen des nahenden Konflikts mit Japan. 1903 wurde die Ostchinabahn eröffnet und die südmandschurische Strecke in Bau genommen. Die ungenügende Leistungsfähigkeit der eingleisigen sibirischen Bahn war eine Hauptursache der Niederlage gegen Japan, dessen nahe rückwärtigen Verbindungen den Ausschlag gaben. Zwischen 1900 und 1905 war auch die Orenburg-Taschkentbahn ausgebaut worden.

Nach der Niederlage der russischen Politik in Asien — auch das Vorgehen in südöstlicher Richtung war durch den englischen Widerstand zum Stillstand gekommen — trat eine entscheidende Wendung nach Europa ein. Der Bahnbau in Asien stockte fast ganz, dafür erfuhr das westliche Bahnnetz eine weitere Ausgestaltung, wobei vor allem strategische Gesichtspunkte ausschlaggebend waren; hier sei erwähnt die große Linie von Bologoje über Polozk nach Sjedlez wie über-

haupt alle gegen die „Grundlinien" der russischen Kriegstaktik Kowno—Grodno—Bjelostok—Brest heranführenden Bahnen. Die Verdichtung des Verkehrsnetzes in Polen ließ jetzt die Verkehrsöde an der Westgrenze noch deutlicher hervortreten.

In diese Periode fällt die größte Übersiedlungsbewegung nach Asien. Sie war vor allem von der Bahnverwaltung organisiert worden, welche, um die Rentabilität der neuen Strecken zu heben, an der Besiedlung des von den Bahnen durchschnittenen Landstreifens ein besonderes Interesse hatte; es war dies eine gewaltige organisatorische Leistung.

Noch eine weitere Erscheinung charakterisiert diese Bahnbauperiode: die Beteiligung des ausländischen Kapitals, die immer größere Formen annahm. Von 4 Milliarden Bankkapital gehörten ihm 3 Milliarden und davon allein 55% dem französischen. Die französischen Anleihen wurden im großen Umfang zum Bahnbau verwendet. Das führte schließlich auch zu einem immer stärkeren französischen Einfluß auf militärische Dinge überhaupt und den strategischen Bahnbau im Westen im besonderen. Danach sollte ein auf eine Offensive gegen Deutschland gerichteter Ausbau erfolgen, während die russischen militärischen Anschauungen nicht zu Unrecht in der Defensive ihre Stärke sahen. Der Ausbruch des Weltkrieges verhinderte dann freilich den Ausbau des von Frankreich verlangten und ihm zugesicherten offensiven Bahnnetzes.

Ungeachtet seines zu Kriegsbeginn gewaltigen Ausmaßes von über 80 000 km, von denen 69% Staatsbahnen und 31% staatlich kontrollierten Privatbahnen gehörten, war das russische Eisenbahnnetz dennoch in Anbetracht seines riesigen Gebietes dünn und ungenügend. Auf 100 qkm entfielen im europäischen Rußland nur 1,2 km Eisenbahn, gegenüber 12 in Großbritannien und 29 in Belgien. Das dichteste Bahnnetz hatten die Gouvernements in der Mitte des Reiches und im Don-Gebiet. Moskau war das natürliche Zentrum des Eisenbahnnetzes, von dem sechs große Linien nach allen Seiten des Reiches ausstrahlten. Für den Getreideverkehr war besonders störend, daß die meisten Linien eingleisig waren und der Transport zwischen den meist weit auseinanderliegenden Aufgabe- und Bestimmungsstationen nur langsam vor sich gehen konnte. Trotz der dauernden Vermehrung des rollenden Materials versagte die Organisation fast stets in Zeiten saisonmäßig gesteigerter Ansprüche, wie zur Zeit der Auflieferung der Ernte. Oberbau und Brückenbau waren ungenügend. Dabei erhöhte sich mit jedem Jahr der Warenumschlag um 8%, während sich das Bahnnetz in der gleichen Zeit nur um 3 bis 4% erweiterte. Durch die geringe Entwicklung der Wasserwege konnte kein Ausgleich herbeigeführt werden. Der Verkehr mit dem ganzen Osten des Reiches ging über nur drei Wolgabrücken. Nach dem Ural gab es drei, von dort ab nur eine Linie, die nicht einmal zweigleisig war. Nicht viel besser stand es mit der Verbindung nach Turkestan und dem Kaukasus. Die Ausgänge aus den großen Wirtschaftsgebieten (Moskau, Ural, Kaukasus, Donez) waren überlastet, der Kohlen-

transport aus dem Donez-Gebiet und der Getreidetransport nach den Schwarzen-Meer-Häfen erlitten oft schwere Störungen. Volkswirtschaftlich besonders nachteilig wirkten sich die strategischen Bahnen aus, die zweigleisig ausgebaut und wirtschaftlich nicht genügend ausgenutzt wurden. Zweigleisig waren 23% der Bahnen im europäischen Rußland. Diese Nachteile wurden wohl auch erkannt und kurz vor dem Kriege großzügige Pläne zur Ausgestaltung des Bahnnetzes zwischen Moskau, Asien und dem Kaukasus, zum Aufschluß des nördlichen Rußlands entworfen, Probleme, die dann das spätere Sowjetrußland wieder aufnahm. Was das in den Bahnbau investierte Kapital anbetrifft, so betrug es mit etwa 2 Milliarden Rubel fast ebensoviel wie das für die Industrie aufgewendete.

In den Kriegsjahren 1914—1917 wurden insgesamt 11000 km neu gebaut, Zubringerlinien vor allem für die West- und Kaukasusfront. Daneben wurden auch im Innern einige wichtige Verbindungs- und Anschlußlinien hergestellt. Besonders hervorzuheben sind die Linien, welche für die Heranschaffung des fremden Kriegsmaterials von Bedeutung waren: die Murman- und die Amurbahn. Als einen Fehler erwies sich die zu Beginn des Krieges durchgeführte Zweiteilung des Verkehrsnetzes in Front- und Nachschubbahnen, wobei der Frontabschnitt allein ein Viertel des gesamten Netzes erhielt. Die einheitliche Leitung wurde erst wieder im Januar 1917 hergestellt.

Die russischen Bahnen wurden besonders zur Kriegszeit sehr viel mehr beansprucht als die irgendeines anderen Staates. Rußland war mit einem stark überalterten Lokomotivpark und einer völlig ungenügenden Zahl von Güterwagen in den Krieg eingetreten. Es verdient aber besonders hervorgehoben zu werden, daß zu Beginn des Weltkrieges der Transport der mobilisierten Truppen in erstaunlich kurzer Zeit durchgeführt wurde, wobei man freilich bedenken muß, daß in den ersten Kriegswochen der Privatverkehr fast völlig stillgelegt wurde. Die hohen Leistungen in der Kriegszeit gingen natürlich auf Kosten der Substanz. Es trat sehr bald ein fühlbarer Mangel an rollendem Material ein. Vom Jahre 1916 ab sanken dann die Leistungen der Eisenbahn beträchtlich. Daran trugen nicht zuletzt auch die großen Evakuierungen der von den Mittelmächten bedrohten Gegenden Schuld, für die zeitweise ein Drittel sämtlicher verfügbaren Wagen dem Verkehr entzogen wurden. Durch Gebietsabtretungen verlor Rußland etwa 12000 km.

In diesem Zustand trat das russische Bahnnetz in die Periode der Revolution, der Bürgerkriege und der neuen Wirtschaftspolitik ein, die man als die Zeit der größten Zerstörung und der Rekonstruktion bezeichnen kann. Im Januar 1918 nationalisierte ein Dekret sämtliche Eisenbahnen und brachte sie unter einheitlich zentralisierte staatliche Leitung. Von einer Streckenlänge von 67000 km am Ende des Jahres 1917 waren zeitweise große Teile von den Interventionsarmeen besetzt. Im Jahre 1918 war beispielsweise die Hälfte aller Lokomotiven und mehr als ein Drittel aller Wagen in Feindeshand. Immer-

hin war der Verlust an Strecke sehr viel größer als der an rollendem Material; gerade deswegen war es den Bolschewiken möglich, den Eisenbahnbetrieb im Bürgerkrieg leidlich aufrechtzuerhalten. Da der Feind nur wenig rollendes Material in brauchbarem Zustand zurückließ, trat eine schwere Krise ein, weil dieses verminderte Material jetzt wieder auf das gesamte Bahnnetz verteilt werden mußte. Den trostlosen Zustand der Eisenbahnanlage verdeutlicht die Tatsache, daß vom Gesamtnetz nur etwa 16000 km von Kriegszerstörungen verschont blieben. Von diesen Zerstörungen des Bürgerkrieges geben folgende Zahlen eine Vorstellung:

Es wurden etwa 12% aller Eisenbahnbrücken (4330), 1885 km Schienenstrecke, 764000 qm Eisenbahnbaulichkeiten völlig zerstört. Mitte 1919 waren über 50% aller Lokomotiven und 22% aller Waggons reparaturbedürftig. Unermeßlicher Schaden wurde dadurch angerichtet, daß in den Jahren 1918 bis 1921 die Bahnbenutzung für Personen und Frachten gebührenfrei erfolgte. Neu gebaut wurden in der ganzen Periode von 1918 bis 1927 etwa 6000 km, meist Ausbauten bereits früher begonnener Linien.

Die neue Wirtschaftspolitik brachte auch für das Eisenbahnwesen eine staatskapitalistische Umstellung. Es wurden wieder Tarife nach früherem Muster eingeführt und eine Reform der Verwaltung eingeleitet. Als all das nicht zum Ziel führte, entschloß man sich zur Betriebsstillegung aller nicht leistungsfähigen Strecken und zu einer Dreiteilung aller Linien nach Übermagistralen, auf denen der Verkehr verstärkt, Magistralen, auf denen der Verkehr im bisherigen Umfange erhalten und Linien dritter Ordnung, auf denen der Verkehr „möglichst nur teilweise ganz einzustellen" sein sollte. Nach ihrer Länge machten diese drei Gruppen aus: 19000, 17000 und 30000 Werst. Die märchenhaften Pläne der Elektrifizierung ließen sich vorläufig nicht verwirklichen, das Ziel aller dieser Reformpläne, die den Zweck verfolgten, den Eisenbahnbau auf eigene Füße zu stellen, wurde nicht erreicht.

Mit dem Jahr 1928 begann die Periode des ersten Fünfjahresplanes, die 1932 endete. Ihr hervorstechendstes Merkmal in bezug auf das Eisenbahnwesen ist eine auffallende Vernachlässigung des Eisenbahnwesens, ein außerordentliches Mißverhältnis zwischen den Investierungen für Industrie und Eisenbahn. Waren diese im Vorkriegsjahrzehnt ungefähr gleich, so betrugen sie nach dem ersten Fünfjahrplan 10 bis 15% der Industrieinvestierungen. Setzte man schon mit Rücksicht auf die Landesverteidigung den Ausbau der Schwerindustrie alle übrigen Zweige der Volkswirtschaft hintan, so war es äußerst bedenklich, daß man diesen Gesichtspunkten auf Verbesserung und Ausbau der Eisenbahn, eine Hauptgrundlage jeglicher Kriegführung, so wenig Rechnung trug. Wohl hatte man an der wahrscheinlichen Hauptkampffront im Westen 9 Transportstraßen zur Verfügung und war damit dem Gegner gegenüber im Vorteil. Wohl schuf man eine Reihe von Querverbindungen, aber für den Nachschub in einem längeren Verteidigungs- oder

gar Angriffskrieg war das Bahnnetz unzureichend. Die Gesamtlänge der in dieser Periode in Betrieb genommenen Strecke belief sich noch nicht einmal auf 6000 km.

Die Schaffung neuer Industriezentren und die Verlegung der wirtschaftlichen Standorte hätten neue Bahnbauten notwendig gemacht, die aber unterblieben. Die Bahn wurde ungeheuer beansprucht und stark abgenutzt. Wohl erhöhten sich die Leistungen außerordentlich, aber auch die Betriebsunsicherheit. Von 132 Millionen t im Jahr 1930 stieg die Leistung auf 268 Millionen im Jahr 1932. Die tatsächlichen Leistungen übertrafen weit die Berechnungen des Fünfjahrplanes. Nur dem Umstand, daß die Frachten sich nicht planmäßig erhöhten, daß die Krise der Landwirtschaft eine Erleichterung herbeiführte, ist zuzuschreiben, daß die Bahn nicht völlig versagte. Ihren Höhepunkt erreichte die kritische Lage im Jahre 1931, wo sämtliche Knotenpunkte verstopft waren.

Von den in der 1. Fünfjahrplanperiode neu gebauten Bahnen ist vor allem die Turkestan-Sibirienverbindungsbahn hervorzuheben, die sowohl wirtschaftlichen als politischen, weniger militärischen Zwecken dienen sollte. Sie ist bis heute wenig leistungsfähig und erfüllt nicht die in sie gesetzten Erwartungen des Güteraustausches zwischen Sibirien und Turkestan. Sie hat auch keine neue Besiedlung herbeizuführen vermocht. Wirtschaftlichen Zwecken dienten auch die im Zusammenhang mit dem Ausbau des Ural-Kusnjezk-Kombinates erbauten Strecken im mittleren und südlichen Ural, in der nördlichen Kirgisensteppe und am Altai sowie die Verlegung eines 2. Gleises der sibirischen Magistrale auf der Strecke Omsk-Tscheljabinsk. In Mittelasien entstanden nur einige kurze Linien örtlicher Bedeutung, hier verdient lediglich die Verbindung Termes-Stalinabad, der tadschikischen Hauptstadt, hervorgehoben zu werden. Im europäischen Rußland wurde die Verbindung zwischen dem zentralen Industriegebiet und dem Ural verbessert, einige Entlastungs- und Umgehungsbahnen, vor allem im Rayon um Moskau, geschaffen.

Die im westlichen Teil der Sowjetunion vorgenommenen Neubauten trugen vornehmlich strategischen Charakter. Neue Stichbahnen wurden bei Lepel, Sluzk, Schitkowitschi und Gorodniza an die polnische Grenze herangeführt, auf der Strecke Bologoje—Newel—Schlobin sowie anderen Teilstrecken ein 2. Gleis gelegt und eine Anzahl weiterer Nord-Südverbindungslinien geschaffen. Im Grenzgebiet tritt wieder deutlich eine Verkehrsöde zutage, besonders da, wo ein gegnerischer Vormarsch erschwert werden soll. Das heutige Bahnnetz trägt im wesentlichen defensiven Charakter, worauf die geringe Zahl zweigleisiger Strecken und der teilweise Abbau solcher schließen lassen.

Alles in allem muß man die Erfahrungen des Eisenbahnwesens in der Periode des 1. Fünfjahrplanes dahin charakterisieren, daß sie etwa gleichbedeutend wären mit den Erfahrungen, die das frühere Rußland im Krim- und Japan-Krieg hat machen müssen. Die nach dem Plan beabsichtigten 15000 km (17000 km nach der Optimal-Variante) wurden lange nicht erreicht, und eine Anzahl beabsichtigter

größerer Linien, die dem Holz- und Getreidetransport oder Kolonisationszwecken dienen sollten, wurden überhaupt nicht in Angriff genommen. Aus der auffallend regen Bautätigkeit an der Westgrenze könnte man schließen, daß zu deren Gunsten andere Bauten zu rein wirtschaftlichen Zwecken zurückgestellt wurden.

Die nachstehende Tabelle von der Dichte des Verkehrsnetzes gibt einen Überblick über die Entwicklung des Bahnbaus in den Jahren 1918 bis 1932.

Rayone	km Bahnstrecke auf 10 000 qkm		
	1. 1. 1918	1. 1. 1928	1. 1. 1933
1. Westliche:			
Ukraine	28,00	30,1	31,6
Westgebiet und Weißrußland	17,17	20,3	23,1
Leningrader Gebiet und Karelien	10,46	11,1	11,2
Moskauer Gebiet	26,5	29,2	29,3
Iwanow-Gebiet	15,86	16,1	16,3
Zentral. Schwarzerde-Gebiet	24,6	24,8	25,0
Gorki-Gau	9,17	9,2	10,0
Mittelwolga-Gebiet	13,5	13,5	13,5
Unterwolga-Gau	8,66	9,6	9,6
Nordkaukasus-Gau	10,75	11,5	11,9
2. Östliche:			
Ural-Gebiet	2,34	3,2	3,7
Westsibirien	2,12	?	3,24
Ostsibirien	0,66	?	0,73
Kasakstan	0,84	1,1	1,7
Kirgisien	0,2	0,5	0,8
Usbekistan	6,74	10,9	11,9
Tadschikistan	0,21	0,9	1,4

Die Erkenntnis der katastrophalen wirtschaftlichen Folgen der Verkehrsvernachlässigung hat die Sowjetregierung veranlaßt, den weiteren Ausbau der Schwer- und Rüstungsindustrie und des strategischen Bahnnetzes zugunsten der für wirtschaftliche Zwecke dringend erforderlichen Ausgestaltung des Verkehrsnetzes zurückzustellen. Als vordringlichste Arbeiten sind für das Jahr 1933 die Kohlenlinien Donbass—Moskau, verschiedene neue Linien des U. K. K. und neue Wolgabrücken bei Gorki und Saratow vorgesehen.

Im ganzen sollen im Laufe des 2. Jahrfünfts (1933 bis 1937) 23 000 km neu gebaut werden, von denen 34% allein auf den Ural, Kasakstan und Westsibirien entfallen. Abgesehen davon sollen erhalten die meisten neuen Linien Ostsibirien, der Nordgau, die Ukraine, Mittelasien und der Nordkaukasus. Die Linienführung trägt den wirtschaftlichen Bedürfnissen weitgehend Rechnung. Aus dem gewaltigen Projekt sei folgendes herausgegriffen: eine Verbindung des zentralen Industriegebietes mit dem Kaukasus, der durch sie überquert werden soll; diese sowohl wie die Verbindung Stalingrad—Uralsk—Orsk soll vornehmlich Getreidetransporten dienen, während eine durchlaufende Nordsüdlinie im Ural dessen Industriegebiet zusammenschließen und eine neue Bahn über Kasan nach Gorki bessere Verbindung zwischen dem Ural und dem zentralen Industriegebiet herstellen soll. Eine von Orsk über Akmolinsk, Kusnjezk nach Taischet an der sibirischen Bahn führende südsibirische Magistrale soll der wirtschaftlichen und kolonisatorischen Erschließung

Nordkasakstans dienen und eine zweite Verbindung Sibiriens mit dem europäischen Rußland schaffen. Von kleineren Linien seien erwähnt die Verbindung Karaganda — Südteil der Turksib, Tschardschui — Chiwa, Iwanowo — Petschora.

Das Schwergewicht des Bahnbaus wird danach also nach dem östlichen Teil und nach Russisch-Asien verlegt. Es ist interessant zu beobachten, wie die Sowjetregierung teilweise auf alte Projekte des Vorkriegsrußland zurückgreift und von manchen allzu phantastischen früheren eigenen Plänen abrückt. Über die in den Jahren 1917 bis 1932 ausgebauten und neu gebauten Strecken sowie die geplanten Neubauten geben die Karten 1 und 2 Aufschluß.

Der „Engpaß" der russischen Wirtschaft ist von der Sowjetregierung heute wohl erkannt. Man frägt sich, warum sie nicht früher an seine Überwindung gegangen ist und ihrer Wirtschaft dadurch schweren Schaden erspart hat. Warum nahm sie einen so gewaltigen Industrieaufbau in allen Teilen des Landes in Angriff und vergaß dabei auf die Eisenbahnen? Die Hauptaufgabe des Fünfjahresplanes sah man darin, sich vom Auslande, dessen Blockade und Intervention man fürchtete, in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht unabhängig zu machen. Man verfolgte dabei zunächst einmal den politischen Gedanken, sich mit der Industrie ein großes politisch zuverlässiges Proletariat, proletarische Garnisonen, zu schaffen. Dazu waren Eisenbahnen nicht in dem Maße brauchbar. Im Gegenteil, zur politischen Durchdringung und Beherrschung der einzelnen Landesteile erschien ein reger und staatlich schwer zu überwachender Verkehr nicht wünschenswert. Dann mangelte es an den nötigen Geldmitteln, die nicht wie in früheren Zeiten vom Auslande beschafft werden konnten. Ferner war die eigene Industrie nicht auf den Bahnbau eingestellt; sie war kaum imstande, die nötigen Reparaturen vorzunehmen, geschweige denn, Lokomotiven, Wagen und Schienen herzustellen. Und schließlich beeinflußten auch die Elektrifizierungspläne nachteilig den Bahnbau, insofern, als man dafür in Unterschätzung der Schwierigkeiten der Durchführung derselben zuerst die nötigen Grundlagen schaffen zu können glaubte.

Die in der Planwirtschaft vorgenommene Umorganisierung des Landes, die Schaffung der neuen Rayone, ihre Spezialisierung und Kombinierung, die neu orientierte Industrie und ihre Dezentralisierung, die Erschließung neuer Rohstoffgebiete, die Verbindung verschiedener Industriezweige, die Verknüpfung von Industrie und Landwirtschaft, die Entlastung überanstrengter Strecken, alles das hat die Notwendigkeit in den Vordergrund gerückt, alle Aufmerksamkeit auf das Verkehrswesen zu lenken und ihm gegenüber die Industriebauten zurückzustellen. Es wird lange dauern, bis die ungeheuren Schäden einigermaßen behoben sind. Gewiß wird auch bei der Ausführung noch manche Änderung eintreten, manches davon nicht ausgeführt werden; man darf aber wohl heute damit rechnen, daß solche Strecken, deren wirtschaftliche Notwendigkeit sich erwiesen hat, nunmehr in beschleunigtem Tempo auch ausgeführt werden.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt.

Mit zwei politischen Tatsachen erster Ordnung hat der Spätherbst 1933 eingesetzt: mit dem Austritt des Deutschen Reiches aus der Abrüstungskonferenz und Völkerbund; und mit der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Roosevelt und Kalinin, der die Wiederaufnahme der seit 1917 unterbrochenen Beziehungen zwischen den beiden großen Kontinentalmächten der Alten und der Neuen Welt bedeutet. Beide Ereignisse haben ihren besonderen Ausgangspunkt: der deutsche Schritt in dem Bestreben der ehemaligen und wieder neu verbundenen Ententemächte, zu der starren Basis des Versailler Vertrages zurückzukehren; der amerikanisch-russische Schritt in der gemeinsamen Besorgnis vor Japan, und in der Hoffnung, durch ein demonstratives Hervorkehren dieser Gemeinsamkeit der im Augenblick aktivsten Macht der Erde Eindruck zu machen. Ob diese Wirkung erzielt wird, ob nicht — wir haben Grund genug, daran zu zweifeln —, ist eine Frage, die den pazifischen Raum betrifft. Aber es ist ein Beweis für die Verflochtenheit aller Weltpolitik, daß die ostasiatische Entwicklung Rückwirkungen auch auf Europa hat, die selten richtig gewertet werden. In der ganzen Auseinandersetzung über die Schuld an dem Scheitern der Abrüstungskonferenz wird Japan im allgemeinen vergessen. Das ist schwer verständlich. Denn welcher Nutzen erwüchse selbst aus einer weitgehenden Einigung zwischen dem Britischen Reich, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien und der Sowjetunion — eine Einigung, die gegenüber dem Deutschen Reich in weitestem Maß erreicht war —, wenn Japan auf keine Weise in den Rahmen einer Abrüstungskonferenz hineingelockt oder hineingezwungen werden kann? So ist es denn verständlich, daß man gerade in Japan den deutschen Austritt aus dem Völkerbund aufs wärmste begrüßt hat; freilich zum Teil unter Gesichtspunkten, die in „Europa" zum Nachdenken anregen könnten: mit unverhohlener Freude darüber, daß durch den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund eine Institution um ihren letzten Kredit gebracht wird, die in Asien als eine Hilfsorganisation zur Aufrechterhaltung der Vorherrschaft der weißen Rasse betrachtet wird. Japan hat im Zusammenhang mit seiner Mandschureipolitik den Austritt aus dem Völkerbund ein Jahr vor dem Deutschen Reich vollzogen. Es freut sich des Nachfolgers — wenn man sich auch darüber klar ist, daß die Anwendungsmöglichkeiten der neugewonnenen Freiheit verschiedene sind, je nachdem ob man mit einem der schlagkräftigsten Heere und der drittgrößten Flotte auf einem unangreifbaren Inselbogen sitzt, oder ob man in entwaffnetem Zustand in der Mitte eines waffenstarrenden und räumlich kleinen Erdteils sich befindet, umgeben von Nachbarn, die so wenig zu vertrauensvollem Zusammenleben bereit sind, daß selbst der friedlichste (die Schweiz) es für nötig hält, mit deutlicher Wendung gegen die bisher unbefestigte und friedliche Bodenseegrenze — aufzurüsten.

Ob man die Abrüstungskonferenz in Genf vertagen wird oder nicht, ist für die Entwicklung der Machtverhältnisse belanglos. Die Tatsache, mit der zu rechnen bleibt, ist folgende: die Großmächte sind unter Führung Englands auf eine Haltung festgelegt, die bewirkt, daß jenes Versprechen der Gleichberechtigung, das vor knapp einem Jahr gegeben wurde, als unwirksam behandelt wird. Das Deutsche Reich soll mit neuen Fristen abgespeist werden, an deren Ende wiederum ein Diktat stehen könnte statt wirklich gleichen Rechtes. Auf dieser Basis ist Einigung nicht denkbar. Was sich aus dem Zustand der Nichteinigung an praktischen Folgen ergeben kann, ist heute noch nicht zu übersehen. Es wird in starkem Maß davon abhängen, ob in Frankreich Persönlichkeiten von der Art Daladiers am Ruder bleiben, die zum mindesten von heftigen und plötzlichen Schritten absehen werden, oder ob etwa Herriot oder Tardieu das Steuer ergreifen; kaum weniger wichtig ist freilich die Haltung Englands, das in den letzten Monaten auf die Versailler Linie bedingungsloser Stützung der französischen Vorherrschaft in Europa zurückgekehrt ist (und damit auch jede italienische Aktivität im Sinn des Viererpakts hemmt). So geht Europa einem spannungsreichen Winter entgegen.

Merkwürdig ist dabei, daß im Vergleich zu dem gespannten Verhältnis der europäischen Großmächte ein alter Wetterwinkel Europas Zeichen auffälliger Beruhigung aufweist: es ist seit Menschengedenken auf dem Balkan nie so viel vom Frieden geredet worden als in dem letzten Halbjahr. Man kommt sogar zu dem Schluß, daß bei diesen Reden wenigstens in einigen wichtigen Fällen das Wort Friede nicht nur im Mund geführt, sondern wirklich gemeint war. Wer vor zehn Jahren den gewaltsamen Austausch griechischer und türkischer Bevölkerung verfolgt hat, hat es gewiß kaum für möglich gehalten, daß griechische und türkische Staatsmänner gegenwärtig im vollsten Einvernehmen miteinander arbeiten. Die Türkei hat sogar die beschränkte Niederlassung griechischer Staatsangehöriger auf ihrem Gebiet erlaubt! Griechenland verfolgt bei dieser Zusammenarbeit zwar auch wirtschaftspolitische Ziele; in erster Linie gilt sie der Sicherung seines thrakischen Besitzes; die Türkei verfolgt mit zäher Geschicklichkeit ein größeres Ziel: die Wiedergewinnung der vollen Herrschaft über die Meerengen, die bisher einer internationalen Kommission unterstehen. Unter Betonung der unbezweifelbaren „besonderen Interessen der Uferstaaten des Schwarzen Meeres" versucht man die strenge Herrschaft der Meerengen-Kommission zu lockern. Daß England, Frankreich, Italien und Rußland ein entscheidendes Interesse an der militärischen Beherrschung oder Sperrbarkeit von Dardanellen und Bosporus haben, ist eine altbekannte geopolitische Tatsache. Es zeugt für die Achtung, deren sich die neue Türkei erfreut, daß alle Großmächte bereit zu sein scheinen, eine langsame Wiederherstellung türkischer Souveränitätsrechte über die Meerengen zuzulassen. Im Zusammenhang mit dieser Hauptfrage türkischer Außenpolitik steht eine gesteigerte Tätigkeit der türkischen Diplomatie in ganz Südost- und Osteuropa. Es ist kein Zweifel, daß türkische Be-

mühungen mitgewirkt haben (nicht nur französische oder polnische), um die Einkapselung der bessarabischen Frage zu erreichen. Wir haben das Problem der Dnjestrgrenze in diesen Berichten schon mehrfach berührt; so brauchen wir nicht zu betonen, daß der Friedensschluß zwischen Rußland und Rumänien ein Vertrag rebus sic stantibus ist — der so lange Bedeutung hat, als die Machtverhältnisse Asiens und Europas einen russischen Angriff nach Westen nicht zulassen. Das Gesicht der Sowjetunion ist ganz den ostasiatischen Vorgängen zugewendet; es wird so lange nach Osten gewendet sein, als das Schicksal Transbaikaliens unentschieden ist. Das kann sehr lange dauern. Sollte Rußland einmal hinter den Baikalsee zurückgeworfen werden — dann freilich wären ähnliche Vorgänge denkbar, wie sie nach dem Verlust der Mandschurei zwischen 1905 und dem Weltkrieg eingetreten sind: eine Rückverlagerung der russischen Stoßkraft nach der europäischen Seite. In einem solchen Fall könnte dann von Bedeutung werden, daß im rumänisch-russischen Sicherheitspakt Bessarabien nicht genannt wird, obgleich damit für die Gegenwart der bestehende Zustand anerkannt wird. Vermutlich hat Rumänien auf eine recht lange Frist das Maximum an vertraglicher Sicherung erreicht, das erreicht werden konnte. Die Grenze zwischen Europa und der Sowjetunion als Ganzes ist heute friedlicher als jemals seit dem Beginn der russischen Revolution. Die Sowjetunion gehört ebenso wie England heute zu den antirevisionistischen und nicht mehr zu den revisionistischen Mächten. Damit vermindert sich der Druck auf den Ostflügel der Kleinen Entente; es vermehrt sich die Außenbelastung Bulgariens und Ungarns. Darüber können auch königliche Besuchsreisen nicht hinwegtäuschen.

Aus dem Grenzbereich zwischen Mittelmeerwelt und Indischem Ozean verdienen einige Einzelvorgänge Beachtung: so die Versteifung des wirtschaftspolitischen Gegensatzes zwischen Persien und der Sowjetunion, die von den Japanern zu einem geschickten wirtschaftlichen Vordringen auch in Vorderasien benützt wird; der Tod König Faisals vom Irak gerade in einem kritischen Zeitpunkt seines Staates (man ist im Augenblick damit beschäftigt, eine neue Heimat für die Assyrer zu suchen — keine ganz leichte Aufgabe, wie denn überhaupt heimatlose Völker und Rassen einiges Kopfzerbrechen verursachen können, wenn sie zahlreich genug sind, um sich einer primitiven Vertilgung zu entziehen). Der neue britische Kommissar in Kairo trifft in Ägypten eine leicht veränderte Lage: der starke Mann der letzten Jahre, Sidky Pascha, ist zurückgetreten, ohne daß sich dadurch an der autoritären Staatsführung des Königs Fuad etwas geändert hätte.

In Ostafrika laufen wieder Verhandlungen über die praktische Zusammenarbeit der Kolonie Kenya und des Tanganyika-Mandats, wobei man wenig Rücksicht auf den sonst so beliebten Völkerbund nimmt. "Tanganyika is to all purposes British." Wir hatten uns den Mandatscharakter anders gedacht; aber der Völkerbund wird den Großmächten, die ihn tragen, wohl noch weniger ein Mandat absprechen können, als der ostasiatischen Großmacht, die ihm verachtungsvoll den Rücken

kehrt und ihr Mandat als gute Beute zu behalten gewillt ist. Das ehemalige Deutsch-Ostafrika wird von allen englischen Kolonialpolitikern als ein integrierender Bestandteil des circum-indischen Reichsbaues betrachtet. Man hat nicht die Absicht, dieses beste Stück der Kriegsbeute wieder herauszugeben. — In Südafrika hat der Ministerpräsident Hertzog schlechte Erfahrungen mit dem Radikalflügel seiner eigenen Anhänger gemacht. Die burischen Nationalisten der Kap-Provinz haben sich geweigert, der nationalen Sammlungsparole ihres Führers zu folgen. Wie weit es sich hier um einen ausgeprägten regionalen Sonderwillen (freilich einer Minderheit) handelt, ist schwer zu übersehen. Es kann sein, daß nur die Parteiorganisation als solche sich gegen ihre Auflösung wehrt, während die Masse dem Führer folgt. Jedenfalls hat die Verschmelzungspolitik Hertzogs in den eigentlichen burischen Stammlandschaften einen klaren Sieg errungen. Bedauerlich ist, daß die Verständigung zwischen Buren und Engländern nachteilige Wirkungen in Deutsch-Südwest hat: dort vollzieht sie sich auf Kosten der Deutschen, die ihre Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volkskörper nicht verleugnen, und hier wie in vielen anderen Staaten gesteigerter Feindschaft und Bedrückung begegnen.

Nachrichten von Frieden und Freundschaft kommen aus Südamerika. Dort trägt die langjährige Friedenspolitik wechselnder brasilianischer Regierungen ihre Früchte. Vor wenigen Wochen ist ein allgemeiner Freundschafts- und Schiedsgerichtsvertrag zwischen Argentinien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay abgeschlossen worden. Er umfaßt also nach Fläche, Bevölkerung und Einfluß die größere Hälfte Südamerikas. Zu den fünf südamerikanischen Mächten gesellt sich Mexiko; und damit wird ein noch viel weiter gespannter Rahmen sichtbar. In diesen Verträgen verzichtet ein wesentlicher Teil Lateinamerikas auf den Krieg als Hilfsmittel; aller Streit soll in einem obligatorischen Schiedsgericht erledigt werden. Gleichzeitig hat man die Absicht, in geschlossener gemeinsamer Vermittlung einzugreifen, falls an anderen Stellen des südamerikanischen Kontinents Konflikte entstehen. Die Großstaaten Südamerikas, voran Argentinien und Brasilien, haben auf diese Art ihre Schlüsse aus der bisherigen Behandlung, z. B. des Chaco-Streites, gezogen. Da Paraguay zu den Unterzeichnern des Paktes gehört, Bolivien aber nicht, läßt sich voraussehen, daß die diplomatische Intervention der ABC-Staaten, die nun im Einverständnis mit Genf erfolgen soll, sich stärker gegen Bolivien als gegen Paraguay richten wird. Soll eine Beilegung des Konflikts erreicht werden, so ist das der richtige Weg; es zeigt sich klar, daß die Verständigungsbereitschaft an sich in Paraguay größer ist als in Bolivien. Daß die nordamerikanischen Interessen in Bolivien stärker sind als in Paraguay, mag für die südamerikanischen Staaten erst recht ein Ansporn sein, Paraguay zu stützen. Gleichzeitig mit dem Gesamtvertrag sind zwischen Argentinien und Brasilien wirtschaftspolitische Sonderverträge geschlossen worden, die gewisse Erleichterungen im Warenverkehr, in der Schiffahrt u. a. mit sich bringen. Ein gewisses Maß von Konsolidierung kündigt sich auch in solchen Ver-

trägen an; es ist in ganz Lateinamerika zu bemerken. Freilich wird es lange dauern, bis gerade in den Rohstoffländern die Folgen der Krise überwindbar sind. Einstweilen bemühen sich alle Länder, in staatlich kontrollierten Formen des Außenhandels eine Steigerung ihres Austausches zu erreichen. England hat vor allem in den Ergänzungen seines Handelsvertrags mit Argentinien seine Stellung behauptet; in den Nordweststaaten des südamerikanischen Kontinents steht der nordamerikanische Einfluß an der Spitze. Die japanische Wirtschaftsoffensive, die über die ganze Welt geht, hat auch Südamerika erreicht und kann sehr leicht zu neuen Formen des Handelskrieges führen.

Für die Beziehungen zwischen dem Norden und Süden der Neuen Welt bedeutet die Herrschaftsstellung der Vereinigten Staaten im karibischen Bereich immer eine Belastung. Die fortdauernde Unruhe in Kuba, die Ungewißheit darüber, ob nicht am Ende doch eine nordamerikanische Intervention erfolgt, werden gerade dann störend empfunden, wenn eine panamerikanische Konferenz in Vorbereitung ist. In Washington will man das Selbstgefühl der Spanisch sprechenden Länder nicht brechen. Auf der anderen Seite kann man es nicht zulassen, daß Kuba dem eigenen Herrschaftsbereich entgleitet.

In den Vereinigten Staaten selbst steht man vor einem schweren Winter. Die Aufgabe organischer Wirtschaftsplanung stellt sich als sehr viel schwerer heraus, als man angenommen hatte. An allen Stellen zeigen sich „Diskrepanzen"; das Bedenkliche dabei ist, daß an diesen Diskrepanzen Schwächelinien der geopolitischen Struktur sichtbar werden, die man überkleistert zu haben hoffte. Der Gegensatz zwischen dem städtisch-industriellen Osten und dem Farmerland des mittleren Westens ist wieder einmal deutlich sichtbar geworden; die Unzufriedenheit der Farmer in den Getreidestaaten des mittleren Westens nimmt allmählich Formen an, die an die besten Zeiten des „Wilden Westens" erinnern. Gerade bei dem Versuch einer von oben dirigierten Wirtschaftspolitik stört der bundesstaatliche Aufbau, den man sonst nicht missen möchte. Ausfuhrverbote zwischen einzelnen Gliedstaaten, wie sie kürzlich erlassen wurden, sind freilich eine Form der Auseinandersetzung, die kaum erträglich ist innerhalb eines Machtkörpers, der nach außen den Anspruch erhebt, als Weltmacht gewertet zu werden. Die Gefahr liegt nahe, daß aus solchen „vereinigten" Staaten einmal veruneinigte Staaten werden könnten. Die starken Sonderrechte der 48 Staaten stammen mitsamt der amerikanischen Verfassung aus einer Zeit, in der Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse ganz andere waren als heute. Die Vereinigten Staaten werden zu einer strafferen Zusammenfassung auch ihrer politischen Führung gelangen müssen, wenn sie ihre Wirtschaft in kontinentaler Weite regeln wollen. Das ist die vielleicht wichtigste Lehre des ersten Jahres der Roosevelt-Präsidentschaft.

Vom Standpunkt der inneren amerikanischen Politik war die Aufnahme der Verbindung mit Rußland ein sehr geschickter Zug der Ablenkung von inneren

Schwierigkeiten; außenpolitisch war er die gegebene Antwort auf die japanische Ausdehnungspolitik.

Gegenüber der starken Spannung, mit der man in Nordamerika die Vorgänge in Ostasien verfolgt, tritt das Interesse an europäische Vorgänge zurück. Man hat nicht den Wunsch, allzu unmittelbar in den Streit der Alten Welt hereingezogen zu werden; ein gewisses Mißtrauen gegen eine allzu deutliche Rückkehr in die Bahnen wilsonistischer Einmischung macht sich geltend. So ist immerhin zu hoffen, daß Norman Davis die amerikanische Außenpolitik nicht noch enger als schon geschehen, an die Politik der europäischen Westmächte knüpfen kann.

Daß sich auch in England gewisse Bedenken dagegen melden, von der französischen Politik allzusehr auf den Vordergrund der Bühne gespielt zu werden, ist richtig. Von solchen Bedenken bis zu einem grundsätzlichen Verlassen der neu aufgenommenen Bündnispolitik mit Frankreich ist freilich ein Weg, der schwerlich in absehbarer Zeit betreten werden wird. Für den Winter 1933/34 hat man damit zu rechnen, daß England in engerem Einvernehmen mit Frankreich vorgehen wird, als jemals seit dem Ende des Weltkrieges. Dabei ist eine Umstellung von innen heraus auf lange Zeit unwahrscheinlich. Macdonald und Baldwin sitzen noch fest im Sattel; ein Parteitag der Konservativen, der mit Fanfaren der unzufriedenen Imperialisten unter Führung von Churchill und Lord Lloyd begann, wurde von Baldwin rasch besänftigt. Die Vertreter der Splendid Isolation sind in England Außenseiter; und weder der radikale Kathedersozialismus der Linken noch die Bewegung Sir Oswald Mosleys haben auf absehbare Zeit ernstliche Aussichten (man vergleiche dazu auch die vollständige Niederlage, welche die Bewegung des ehemaligen Kriegsministers Quisling bei den jüngsten norwegischen Wahlen erlitten hat. Diese brachten die weitlinksgerichtete Arbeiter-Partei fast an die Grenze der Mehrheit heran — ein recht bedenklicher Vorgang!). Daß Koalitionsregierungen in England selten sehr lange regieren, ist aus mehrfachen Erfahrungen bekannt. Ist die Zeit des nationalen Notstandes vorüber, so wird in irgendeiner Form zur alten Parteiregierung zurückgekehrt werden, wobei die englische Form des Parlamentarismus sich ja wesentlich von der kontinentalen unterscheidet, in dem Regierungen eine sehr viel längere Lebensdauer haben als etwa in Frankreich, das die übliche Herbstministerkrise durchmacht, oder in Spanien, wo zwischen Zamora, Azaña und Lerroux ein parlamentarischer Kulissentanz aufgeführt worden ist, der nicht gerade geeignet ist, das Ansehen der spanischen Republikaner zu heben. Spanien ist noch lange nicht am Ende der stürmischen Entwicklung angelangt, die mit der Vertreibung Primo de Riveras begann. In den großen Fragen der Mittelmeerpolitik kann sich Paris auf das Einverständnis der spanischen Republik stützen; wenngleich sich auch in Spanien Stimmen melden, die ungern sehen, daß die Pyrenäenhalbinsel in zunehmendem Maß als militärische Landbrücke zwischen Frankreich und Nordafrika betrachtet wird.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem indopazifischen Raum

„Aller menschliche Fortschritt entwickelt sich aus dem Bauen neuer Wege." Seit den Fortschritten des Luftverkehrs würde man vielleicht hinter dem „Bauen" auch noch ein Finden einzusetzen haben. Sonst aber gilt diese kulturpolitische Britenweisheit auch für alle anderen, die sich ihrer bemächtigen. Wo also emsige neue Wegebautätigkeit — auch als Unterbau für Luftstrecken — bemerklich wird, da hält die Geopolitik ihre Augen offen; denn sie weiß, daß diese Art Fortschritte mit ihrer Pflicht zur Prognose etwas zu tun haben.

Wo z. B. früher vielbeflogene, keck unter der Nase von erstarkenden Festlandmächten vorüberführende Luftwege von Flugstreitkräften — Verzeihung: Verkehrsfliegern! — meerumspannender Reiche sich ozeanische, gesicherte Anhaftepunkte auf randständigen Inseln abseits der Festlandküste suchen und nach Jahr und Tag mit der neuen Strecke zufrieden sind (wie die Imperial Airways längs der ostarabischen Küste von Basra über Kuweit, die Bahrein-Inseln, noch eine Inselgruppe und dann mit einem Sprung über die Meerenge weg in das wieder britische Beludschistan), da bedeutet das — geopolitisch auf die letzte Form gebracht — Rückzugstadien, sosehr es aus technischen Gründen begreiflich gemacht wird. Man kann eben nicht mehr durch Persien fliegen, was man früher konnte!

Umgekehrt: wenn ein früheres Inselreich, Japan, nachdem es in zwei Jahren weitere $1^1/_4$ Mill. Festlandquadratkilometer unter sich gebracht hat, nun in diesen Festlandraum hinein in fieberhafter Eile ein neues Eisenbahngerüst baut und geradezu eine Verlagerung nach Südosten mit den bisherigen Hauptverkehrsadern dieses Landes, der Mandschurei, vornimmt, so ist das geopolitisch ein Ausdehnungszeichen, das weitere Ausdehnungen oder gewaltsame Rückschläge nach sich ziehen muß, jedenfalls kein Stauen solcher Dynamik gestattet.

Dazu kommt ein geopolitisch bedeutsamer Außenministerwechsel Japans gerade in diesem Augenblick. Denn Graf Uchida, der abgedankte, und Hirota, der neue Mann (ehedem Botschafter bei den Sowjets in Moskau), sind nicht beliebige Personen; sie stehen für Richtungen, wobei offenbleibt, ob den Sowjets ein Außenminister in Japan lieber ist, der sie genau kennt, als einer, der ihnen fremder gegenübersteht: das kommt vielleicht auf die Meinung an, die sie selbst von ihren mehr oder weniger ehrlichen Absichten im Fernen und Mittleren Osten haben!! (Alarm der „Prawda"; Note in Tokio.)

Graf Uchida war seinerzeit, wie Cincinnatus im alten Bauern-Rom vom Pfluge, im neuen Eisenbahnkriegs-Japan von der Spitze der südmandschurischen Eisenbahn ins Außenamt geholt worden, weil er die Verkehrsprobleme der Mandschurei genau kannte. Sein Abgang ist vielleicht ein Zeichen, daß man dort keine Schwierigkeit mehr sieht. Nun kommt der Moskau-Kenner an die Spitze, nicht etwa einer der

USA., in denen die Beschwichtigungs-Hofräte Ishida und Debuchi umherreisten und Freundliches sagten, das man glauben konnte oder nicht, gewiß, daß man den heikelsten Teilnehmer an der Abrüstungskonferenz nicht an dem vielgeschmähten Deutschland, sondern dem aktiven und wehrfreudigen Japan haben werde. Denn sehr mühselig stelle ich mir eine Völkerbunds-Wehr-Kontroll-Kommission in Japan vor; sie wird ihre Augen weit offen halten müssen und doch nicht das zu sehen bekommen, was sie möchte. Wir sollten die Zulassung eines Verschleierungsadepten zur Ausbildung als Attaché dort drüben erbitten! Es wäre noch wichtiger als das Erlernen des Judo, obwohl man auch darin vorbeugende Abwehr lernen kann. Es ist also eine offene Frage, ob den Großraumbesitzern der Alten oder der Neuen Welt, den SSSR. oder USA., dieser Außenministerwechsel unbehaglicher ist.

Ein positives Übel für die asiatische Stellung der Sowjets aber ist „das Bauen neuer Wege" in der Mandschurei in jedem Fall, namentlich der Bahnen Tunghwa—Yenki—Yuki (im Rohbau mit ca. 200 km fertig IV/33, Verkehrseröffnung IX/33); Lafa (50 km westlich von Tunhwa)—Charbin, im Anschluß an die Hulan—Hailan—Koshan-Linie nach Tsitsikar, von Yenki (60 km östlich Tunghwa) über Hailin nach Sanshin; von Taonan auf Solun und endlich von Peipiao auf Chengtehfu—Jehol. Denn damit ist eine vollkommene eisenbahnpolitische Drainage Nordostasiens in anderem Gefäll als bisher durchgeführt, das die chinesische Ostbahn verkehrstechnisch trocken legen wird, gleichviel, ob die Sowjets sie an Manchukuo verkaufen oder nicht. Mit einem Schlag wird die Drei-Hafen-Stellung Yuki—Rashin—Seishin in Nordkorea zum Schlüsselgriff auch der Mandschurei, der Handelsweg Charbin—Osaka (auch auf Kosten von Dairen!) von 2800 km auf 2060, um volle 740 km verkürzt, und eine strategische, wehrgeographische Einfallspforte ersten Ranges nach Nordasien geschaffen, die durch die abschließbare Japan-See, nicht mehr durch das relativ offene Gelbe Meer führt. Damit erst ist die Mandschurei zum Sprungbrett umgeformt.

Daher die Beklemmungen in Moskau, die 10 Divisionen in Fern-Ost.

Um das Spiel in großen Räumen noch weiter festlandeinwärts auszudehnen, fährt ein Warnungsschuß aus der „English Review", anknüpfend an eine Übersetzung der Arbeit über Chinesisch-Turkestan des russischen Geologen P. S. Nazdrow durch Malcolm Burr, über die „Birmingham Mail" nach dem Fernen Osten in die Spalten der „Far Eastern Review" (1933, S. 330): „Es ist klar, daß die Sowjetregierung sich verstohlen bereit macht, auch ihren Vorteil von der Hilflosigkeit Chinas zu ziehen, dadurch, daß sie sich anschickt, von dem offenbar verlassenen Gebiet Chinesisch-Turkestan Besitz zu ergreifen, worüber die Mächte nur ganz dürftige Information haben" (Die „Geopolitik" nicht! Sie hat die Leser fortwährend auf dem Laufenden gehalten!), „ohne eine Ahnung von der weltweiten Wichtigkeit, welche dieses Land eines Tages haben wird, wenn es erst für europäisches Kapital und (Ausbeutungs-?)Methoden offen sein wird. Über die

Politik der Sowjetregierung und, folgerichtig der III. Internationale, kann kein Zweifel sein, wenn sie erst einmal im Besitz dieser immensen Bodenschätze ist, mit dem Fuß fest auf die Grenzen Chinas, Tibets und Indiens gepflanzt." — —

So der Schluß der Notiz über die Hilfsmittel Chinesisch-Turkestans, die als reiche Öllager westlich Kaschgar (eben erst geplündert und eingenommen!) bei Kusheiku, Aksu und Kucha, Ming Yul usw. beschrieben werden, zu denen sich Kokskohle (westlich Yangi Hissar, dann bei den Kupfergruben von Kanjigan) geselle, und schließlich — neben sonstigem Mineralreichtum — Goldfelder inmitten des Kuenlun, zwischen dem Meridian von Lob Nor und Karangu-Dagh und noch weiter westlich in einem Streifenvorkommen von etwa 735 km, an denen etwa 12 Stellen primitiv ausgebeutet werden: sämtlich vielmehr verkehrsgünstig für eine industrielle Ausnutzung als etwa die sibirischen, australischen Goldfelder oder gar Klondyke. So könnte denn Südkaschgarien das zweifelhafte Glück haben, ein Land der Verheißung goldener Berge zu werden. Nur gehört es vorläufig noch China als sein einziger schmaler Korridor nach Westen, auf dem ein von Rußland oder England unkontrollierter Flugverkehr möglich wäre. Wahrscheinlich verhindert nur die Furcht vor Japan ein rascheres Tempo russischer Einsackung, von der Mongolei oder Turk-Sib aus. Hier steht allerdings das kontinentalste Problem der Alten Welt zur geopolitischen Debatte.

Das ozeanische des „pazifischen Zeitalters" war wieder einmal in der fünften der zweijährigen Tagungen des Instituts für Pazifische Beziehungen zu Banff in Kanada vom 14. 8. 33 an aufgerollt. Dort hatten sich 137 Abgeordnete der pazifischen Randstaaten zusammengefunden (vgl. u. a. „Times" vom 20. 9. 33): Großbritannien, Vereinigte Staaten, China, Japan, Kanada, Australien, Neu-Seeland, mit Unterabteilungen von den Philippinen und Hawai, von Niederländisch- und Französisch-Indien, Beobachter des Völkerbundes und des Internationalen Arbeitsamtes waren vertreten, zum Teil durch Staatsmänner von Rang, ehemalige Kriegsminister (USA.), berühmte Gelehrte, wissenschaftliche Politiker, kurz, eine Art der Versammlung führender Köpfe aus den verschiedensten Lagern, die man in Mitteleuropa so selten unter einen Hut bringt. Nur die Russen fehlten, weil keine Kommunisten nach Kanada dürfen.

Trotz der schweren Spannung zwischen China und Japan wegen Manchukuo und trotz dem englisch-japanisch-indischen Baumwollkrieg (Waffenstillstandsverhandlungen in Simla) gelang es doch, eine Stimmung guten Willens zu schaffen, darin die heikelsten Gegenstände in guter Form berührt werden konnten, wenn auch so schwere Schüsse, wie die Vorhersage eines sowjet-japanischen Krieges dazwischen fielen. An die Geschicklichkeit französischer Staatsmänner in Quertreiberei erinnerte ein japanischer Vorschlag zur Erhaltung des Friedens im pazifischen Raum: eine Rückversicherung auf den „status quo", von der natürlich die Chinesen nichts wissen wollten.

Australien würde gern — abgesehen von sonstigen Bänglichkeiten — eine ruhige Stimmung schon wegen des bevorstehenden hundertjährigen Geburtstagsfestes von Melbourne bis zum Oktober 1934 erhalten sehen. Dann werden es 100 Jahre, daß Batman beim Heraufrudern durch den jetzt nicht mehr so idyllischen Yarra-Fluß in sein Tagebuch schrieb: „Dies wird ein guter Fleck für ein Dorf sein." Das Dorf nähert sich heute der Millionenstadt und will zum Oktober 1934 Gäste zu Festen laden, darunter das britische Königspaar oder seine Vertretung, die man nur in einen ruhigen Pazifik hineinsteuern lassen kann, wie andere hohe Herrschaften 1901 und 1927 zu ähnlichen Festen. Ein Flugrennen London—Melbourne mit einem Preis von 200000 M. und andere Reize sollen in die am meisten englische Stadt Australiens, den großen Rivalen von Sidney, locken. Aber das gelingt nur, wenn alles ruhig bleibt.

Nicht ganz zur gleichen optimistischen Seelenruhe der Betrachtung stimmen die klugen Berichte von Maurice Lachin aus Tokio (Journal des Débats, 31. 8.: „Le présent et l'avenir du Japon"; 3. 9. 33: „Un entretien avec le général Sadao Araki"; 18. 9. 33: „Le gouvernement de Tokio et le discrédit des Partis").

Hier werden für Japan Führer- und Volksstimmungen aufgezeigt, die sehr an die deutschen erinnern. Der feste Wille, auf einem Fuß völliger Gleichheit mit den anderen großen Nationen zu leben („voire même de supériorité"); der Mittelweg zwischen Diktatur und konstitutioneller Regierung („ni l'une, ni l'autre!"); der „angeblich rauhe, wie ein anderer Attila geschilderte Führer, der den persönlichen Eindruck eines Mönchs oder Asketen macht und die sanfte Stimme eines Dichters hat" (Araki, nach Lachin!); „eine Staatskunst, die feiner ist, als man annimmt"; ein Begriff der „Angleichung" (wörtlich mitten im französischen Text deutsch), auf die Mandschurei angewandt, nicht etwa auf Österreich!; ein Volk „mit einer wahren Mobilmachung sämtlicher Energien, auch in sonstigen Ferienmonaten, wie man es in Europa gar nicht mehr gewöhnt ist", „ein Volk, das im Bewußtsein seiner Schicksalsstunde seiner Zukunft standhält"!

Bei der Besprechung mit Araki scheint ein Hauptzweck gewesen zu sein, eine Erklärung über den Begriff des japanischen Faschismus herauszulocken, der Japans militärischer Führer gewandt auswich, mit dem Hinweis, daß es sich einfach nur um die Aktivierung des uralten japanischen Patriotismus handle: „getreu den Richtlinien seiner ewigen Kaiser". Arakis Einzelformulierungen, wie die Fragen des Franzosen, sind von höchstem völkerpsychologischem Reiz, würden aber in den Einzelheiten den geopolitischen Bericht zu weit seitab führen.

Schließlich wird von Lachin der unentrinnbare Verfall des Kommunismus in Japan, die Diskreditierung der einstigen großen politischen Parteien der Seyukai und Minseito vor der nationalen Konzentrationsbewegung begründet, aus ganz ähnlichen Entartungserscheinungen und der Abneigung breiter Volkskreise gegen ihre Schacherwirtschaft heraus, wie man die gleichen Erscheinungen in Deutschland und

sonst in Mitteleuropa, Fremden gegenüber, begründen müßte. Die Seelenzustände beider Völker sind viel ähnlicher, als Außenstehende bei so verschiedenen Geschicken annehmen. Nur hat Japan seine Armee und Flotte noch, oder, wie andere behaupten: diese beiden haben Japan.

Wenn wir vom indopazifischen Standpunkt aus die Aufmerksamkeit auf einen „Temps"-Aufsatz über den Tunnel unter der Straße von Gibraltar lenken (Temps, 7. 9. 33), so haben wir außer zwei allgemein geopolitischen Gründen noch den besonderen dafür, daß hier auch ein näheres Heranziehen von Asien „an die Pforten Europas" als Endzweck angekündigt wird. Es soll neben der hauptsächlich beabsichtigten Heranziehung Südamerikas (über Dakar), Brasiliens auf 7, Argentiniens auf 8 Tage an Paris, und der sicheren Afrika-Paris-Verbindung durch die Küsteneisenbahn längs der südlichen Mittelmeerufer erfolgen.

Das Projekt, dessen Vorarbeiten — seit 1928 im Zug — 1934 abgeschlossen sein sollen, so daß die Finanzierung durch die drei Westmächte dann beginnen und 1941/42 der Abschluß des nur 32 km langen, aber 380 m tief zu legenden Doppeltunnels erfolgen könnte, ist durchaus ernst zu nehmen. Es zeigt nebenbei, in wessen Interesse die Sörgelschen Panropapläne eingemündet wären. Denn es handelt sich doch, trotz den vielen wissenschaftlichen Verschleierungen (u. a. durch die Schriften von Rafael de Buen, der Universität Madrid), um einen wehrgeopolitischen Plan erster Ordnung zugunsten Frankreichs und seines Afrikareichs auf dem Rücken Spaniens; Italiens Abneigung ist begreiflich; und der Gedanke, England auch noch mitzahlen zu lassen, „verwünscht gescheit"! Das Weitere möge, wer sich dafür interessiert, bei Edmond Blanc, a. a. O., nachlesen!

Wir hatten nur die Chronistenpflicht, die Gleichgewichtsveränderung auch im östlichen Mittelmeer, die Verlängerungsmöglichkeiten zu den Eisenbahngedanken Aleppo—Bagdad—Indien (Franz.) und Kairo—Persergolf—Karachi—Bombay (Engl.) zu verzeichnen. Daß man, unbeschwert von ozeanischen Beklemmungen, vom Kongo fünf und vom Senegal nur drei Tage nach Paris fahren müßte, steht auf atlantischen Blättern. Hier zeigt sich, wer bei der Verwirklichung von Sörgels Panropaidee der Gewinnende, und wer der Leidtragende sein würde, und warum wir in Deutschland am wenigsten Grund zu ihrer Förderung haben — so menschheitsbeglückend sie sein mag, wenn das tausendjährige Reich schon begonnen hätte, abgesehen vom Schaden der Nächstbeteiligten, der inneren Mittelmeerländer und unseres Klimas. Auch bei noch so weltbeglückenden Gedanken erspare man sich nüchterne Prüfung nicht, wem sie zum Vorteil, und wem zum Nachteil gereichen. Das ist Geopolitik.

Zu den ernüchternden Zahlen gehören auch die 865 000 t Kriegsschiffstahl, die Japans Kaiser Ende September in Yokohama an sich vorüber passieren ließ, mit 180 Kriegsflugzeugen darüber, und 25 „Aikoku", „vaterlandsliebenden" Stiftungsflugzeugen, dabei. Wo vor 65 Jahren der Meiji-Kaiser 8 kleine Segler unter

2500 t i. G. musterte, zogen jetzt 161 stattliche Einheiten vorbei. Sie bedeuten Ernst und Sachlichkeit.

Auf S. 339 der „Far Eastern Review" 1933 steht unter anderem geschrieben: „Die japanische Regierung hatte den Augenblick richtig erfaßt. Die Zeit zum Abstoppen ihres Unternehmens wäre vielleicht im Anfang gewesen, aber der einzige Weg dazu die Anwendung von Gewalt, die keine Nation und keine Gruppe von Nationen wagen wollte. Nur ein unverbesserlicher Träumer kann sich einbilden, die in der Mandschurei und in Nordchina vollzogenen Tatsachen könnten durch irgendein Vorgehen der sogenannten Weltfriedens-Maschinerie (wörtlich so!) wieder ungeschehen gemacht werden. Kompromisse, Zugeständnisse, Handelsgeschäfte werden vielleicht noch zu günstiger Zeit herauszuholen sein: aber Japan ist auf dem asiatischen Festland, um dort zu bleiben!"

„Aber Japan ist auch in seinen Mandat-Inseln, um dort zu bleiben. Es hat dort ‚Handelsbasen' (Commercial bases) entwickelt, aber die sind natürlich potentielle und beabsichtigte Seemachtstützpunkte. Sie liegen der Annäherung an Asien von Osten her in der Quere. Diese Evolution müßte in Amerika verstanden werden. Sie ist epochal. Sie kann nicht durch diplomatische Magie von der Stimson-Spielart wegbeschworen werden . ." Dies alles inmitten einer ausgezeichneten Studie: „More Light" von Laval, die US.Amerika auch aus Schriftstellen von Washington, Alexander Hamilton, Jefferson, John Adams u. a. nachzuweisen sucht, daß es den Augenblick zum Hineinstecken seiner Krallen verpaßt hat und vor dem Hereinfallen auf das Weltmachtgeschrei warnt. „Weltmacht übe sich besser ohne Megalomanie." Wir werden ja sehen, ob USA. und SSSR. sich daran halten; und ob nicht die brodelnde Volksbewegung in Japan die an sich nicht kampffreudigen Sowjets in unmögliche Lagen bringt, aus denen sie kampflos nicht mehr herauskönnen. Laute Warnungssignale haben sie Ende September deutlich genug gegeben. Aber es ist eben gerade in Sachen der chinesischen Ostbahn schon zu viel geblufft worden, gerade von russischer Seite her, als daß nicht schlechte Spielersitten beiderseits einreißen sollten: Zufallshaschen und Hysterie!

Und gerade vom Bluffen her kommt es leicht zu Schlägen, wenn den Spielern Nerven ausgehen. Dann entsteht geopolitisch Unvertretbares.

Aber wir haben auch solchen Ereignissen und Entgleisungen gegenüber Chronistenpflichten. Deshalb die Erwähnung der 10 Sowjetdivisionen in Ostsibirien, der japanischen Psychose über das Liegen von Tokio und Osaka im russischen Bombenfliegerbereich, mit Folgen für die Verstärkung der Flugstreitkräfte und das Veto des Marineministeriums gegen Flottenherabsetzung, und der beiderseits schürenden Tätigkeit britischer Preßorgane, die von guten japanischen Nachrichtendiensten mißbilligend scharf beleuchtet wird. Im Zusammenhang damit verzeichnen wir ein bitterböses Manifest auch der III. Internationalen Indien-Konferenz, Genf, 19. 9. 1933 — als Zeichen, daß von dort auch für andere Mächte

peinliche Dünste aufsteigen, nicht nur für Mitteleuropa! — und ähnliche Äußerungen von angesehener indischer Seite im „Manchester Guardian". In Genf hätten reichsbritische Delegationen offenbar noch viel vor der eigenen Türe zu kehren!

Vielleicht hält sie diese Einsicht von allzu peinlichen Rüstungs-Kontroll-Maßregeln ab — ganz abgesehen von den ostasiatischen Riesengewinnen des angelsächsischen, französischen und tschechischen Waffenhandels. Auch den Präzedenzfall der 25 „aikoku" „vaterlandsliebenden" japanischen, privaten Stiftungsflugzeuge sollten wir unserm geojuristischen Sprachschatz einverleiben.

Es ist immer angenehm, auf weltbekannte Beispiele hinweisen zu können.

Da es — bei der heute mehr als je umstrittenen Stellung Gandhis innerhalb seiner eigenen Reihen und im Ringen mit den kompromißbereiten Indern — sehr schwer ist, ein Bild zu gewinnen, worin die auf dem Boden der Wirklichkeit stehen-Führer Indiens die nächst vordringlichen Aufgaben sehen, wird man Männern, wie Sir Ross Masood, dem Vizekanzler von Aligarh, dankbar sein, daß er in einer Rede zu Indore (Times of India, 9. 9. 1933, S. 7) die dringendsten Aufgaben indischer Volkserziehung umriß. Er sieht sie in der Überwindung der Massenunbildung durch eine allerdings nationale, nicht englische Erziehung und in Bekämpfung der Kasten-, Klassen-, Rassen- und Religionszerklüftung durch eine klassenfreundliche und vereinheitlichende Bewegung. Dabei wirft er namentlich den anglisierten, sogenannten gebildeten Indern vor, daß sie sofort wieder in eine Art Kaste zusammengeschlossen seien, statt, wie in Japan, das errungene Fremdwissen ins Volk, vor allem ins Land zu tragen. 150 Jahre westlicher Bildung hätten nicht genügt, diese „educated-Kaste" aus ihrer Selbstabschließung herauszuführen und volksfreundlich zu machen. Dennoch seien „Universities full of unfit students".

In dieser Auffassung aber begegnen sich die indienfreundlichen britischen Kreise und die evolutionären indischen Führer — im Gegensatz zu den revolutionären — augenblicklich und können es noch lange Zeit tun. Es ist doch auch Tatsache (vgl. die Bilder über die indische Marine desselben Blatts), daß die Versprechungen der Indisierung von Heer und Marine trotz schweren Bedenken eingehalten werden, und daß Japan (so oft als Beispiel für asiatische Völker im Neuwerden angerufen), ganz anders konzentriert als China oder Indien, ein halbes Jahrhundert gebraucht hat, bis es von der Konzeption der Verpanzerung mit westlicher Kultur zur Selbstbestimmung aufsteigen konnte und weitere 30, um im Stil Arakis Gegenbewegungen einzuleiten. Weder China noch Indien werden diesen Vorgang stärker als Japan beschleunigen können, wenn sie sich dabei auf den Kopf, statt auf die Füsse stellen, oder gar von Webstuhl und Spinnmaschine — über deren Kraftabmessung zwischen Lancashire, Indien und Japan jetzt in Simla so zäh verhandelt wird — zu Gandhis Charka (Spinnrad) zurückkehren wollen. Das verbietet allein ein Fluglinienetz, wie es sich — vielleicht rettend, jedenfalls vergewaltigend und alle Raumvorstellungen überwindend — über China wie Indien

ausbreitet, mit zur Zeit etwa je 659 km im Durchschnitt auseinanderliegenden Maschen, mit durchaus geopolitisch bestimmten Flughafenanlagen. (Rede von L. E. Webb, Luftverkehrsinspektor der „Imperial Airways" in Karachi über das Funktionieren des Karachi-Calcutta-Sektors durch typische Monsun-Fluglandschaft, mit regelmäßigem Weiterflug nach Rangun—Singapore—Austral-Asien 1933/34).

GÜNTHER WIEDEMANN:

Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens

In Zusammenhang mit dem ostpreußischen Arbeitsbeschaffungsprogramm ist zum ersten Male der Plan einer Industrialisierung Ostpreußens[1]) (und von dort ausgehend auch der übrigen großagrarischen Gebiete östlich der Elbe) erörtert worden. Dieser Industrialisierungsplan knüpft jedoch in bewußtem Gegensatz zu den Siedlungsmethoden der verflossenen liberalen Wirtschaftsepoche an die besonders in Süddeutschland, vor allem aber in Württemberg erprobte Form der Siedlung an, der dieses Land nicht zuletzt seine „Krisenfestigkeit" zu verdanken hat.

Um den grundlegenden Unterschied zwischen dieser spezifisch württembergischen und anderen, besonders norddeutschen Siedlungsformen zu verdeutlichen, hat man in Angleichung an den bereits fest eingebürgerten Begriff „Stadtrandsiedlung" bisweilen mit Bezug auf Württemberg von „Dorfrandsiedlungen" gesprochen — eine Bezeichnung, die (zumal bei Laien) ganz falsche Vorstellungen erwecken muß.

Jedermann weiß heute, was unter einer Stadtrandsiedlung zu verstehen ist. Was jedoch bisher mit Beziehung auf Württemberg irrtümlicherweise als „Dorfrandsiedlung" bezeichnet worden ist, unterscheidet sich so grundlegend von allen bisher durchgeführten Randsiedlungen, daß man diese Bezeichnung weder auf die zum Vorbild genommenen württembergischen, noch auf die geplanten ostdeutschen Siedlungen in Anwendung bringen sollte.

Das Bild dieser neuen Siedlungen ist von dem ostpreußischen Oberpräsidenten Koch in seinem bekannten Rundfunkgespräch am 2. August d. J. genau umrissen worden. Unter Hinweis auf das württembergische Vorbild betonte Koch ausdrücklich, daß es sich bei dem ostpreußischen Plane keineswegs darum handelt, daß nun etwa Massen von Industriearbeitern in wenigen Großstädten zusammengeballt werden. Vielmehr sollen die neuen Industrieunternehmungen gleichmäßig über das platte Land verteilt werden, denn der ostpreußische Industriearbeiter soll sein eigenes Haus und sein eigenes Land erhalten, mit einem Wort: er soll Dorfbewohner werden.

Diese neuen Dörfer werden indessen — was sich aus ihrer Aufgabe ohne weiteres

1) In der Zeitschrift für Geopolitik als Aufgabe umrissen im Aufsatz: Volz, Industrie in den Osten! X, Heft 6 und 7. Unter gleichem Titel erschienen in den „Schriften zur Geopolitik", Heft 6.

ergibt — einen völlig anderen Charakter erhalten, als er den bisherigen norddeutschen Dörfern eignete. Ihr Herz wird das jeweilige industrielle Unternehmen sein, von dem das Wirtschaftsleben des ganzen Dorfes durchblutet werden soll. Wenn man also glaubt, eines neuen Begriffes nicht entraten zu können, so wäre es zweifellos richtiger, diese neue (und doch wiederum alte) Siedlungsform als „Fabrikdorf" zu bezeichnen.

Fabrik und Dorf — diese beiden Elemente werden, auch wenn sie räumlich getrennt sein sollten, eine wirtschaftliche Einheit bilden, die dem ganzen deutschen Osten in Zukunft ihren besonderen Stempel aufprägen soll.

*

Wenn man sich eine Vorstellung von der Größe dieses Projektes machen will, muß man bedenken, daß allein für die Industrialisierung Ostpreußens die Ansiedlung von zunächst 1 bis 1½ Millionen Menschen in Aussicht genommen wird. Wem diese Zahl zu hoch erscheint, der möge bedenken, daß die gesamte land- und forstwirtschaftlich genutzte Fläche Ostpreußens rund 3½ Millionen Hektar umfaßt, daß davon mehr als 50% auf die in der Regel extensiv bewirtschafteten Großbetriebe von mehr als 100 ha entfallen und daß zur Ansetzung von 1½ Millionen Menschen (oder 300000 Familien)[1]) nur eine Fläche von etwa 1 Million ha erforderlich ist.

Aber dieses Projekt soll ja nach dem Willen der nationalsozialistischen Führung keineswegs auf Ostpreußen beschränkt bleiben. In derselben Weise soll vielmehr nach und nach der gesamte großagrarische Osten planmäßig industrialisiert werden. Legt man die von Koch für Ostpreußen genannten Zahlen zugrunde, so ergeben sich für die wichtigsten Gebietsteile östlich der Elbe folgende Werte (in Millionen ha):

	Gesamtfläche	Gesamte land- u. forstwirtschaftl. genutzte Fläche	Gesamtfläche der Betriebe über 100 ha	in % von Spalte 2	Gesamtzahl der neuanzusetzenden Siedler in Millionen	Erforderliches Neuland	in % von Spalte 3
Ostpreußen	3.7	3.5	1.77	53	1.5[2])	1.0	58
Pommern.....	3.0	2.9	1.73	60	1.5	1.0	58
Grenzmark	0.8	0.7	0.38	55	0.3	0.2	53
Brandenburg....	3.9	3.6	1.90	53	1.6	1.1	58
Nieder-Schlesien.	2.7	2,5	1.26	51	1.1	0.7	59
Ober-Schlesien ..	0.9,7	0.9	0.44	50	0.4	0.2,5	56
Schlesw.-Holstein	1.5	1.3	0.31	24	0.2,6	0.1,7	55
BeideMecklenburg	1.6	1.4	0.96	69	0.8	0.5,4	58
Württemberg	1.9	1.7	0.51	30	—	—	—
Zusammen..... (ohne Württbg..)	18.1	16.8	8.75	—	7.4,6 [= 1½ Mill. Familien[1]]	4.9,6	—

1) Dieser Berechnung ist die Annahme zugrunde gelegt, daß jede neue Siedlerfamilie im Durchschnitt mindestens 5 Köpfe umfassen wird, d. h. also, daß sich die Gesamtzahl zu den Familien verhalten wird wie 5 zu 1 (7½: 1½ Millionen, 1½ Millionen: 300000 usw.).

Dabei ist es natürlich von größter Bedeutung, ob die Neusiedler bereits in voller Kopf-

Die Durchführung dieses Projektes würde somit die Umsiedlung von $1^1/_2$ Millionen Familien bedeuten, für deren Unterbringung bei Zugrundelegung von durchschnittlich etwa $3^1/_2$ ha je Siedlerstelle insgesamt 5 Millionen ha erforderlich sein würden.

Wie sich aus der obigen Tabelle ergibt, beträgt der Anteil der Großbetriebe über 100 ha in allen ostelbischen Gebieten zwischen 50 und 60% der gesamten land- und forstwirtschaftlich genutzten Fläche. Lediglich Mecklenburg macht hiervon eine Ausnahme, wo den Großbetrieben mehr als $^2/_3$, nämlich nahezu 70% der gesamten land- und forstwirtschaftlich genutzten Fläche gehört. Demgegenüber beträgt der Anteil der Großbetriebe in Schleswig-Holstein und — was hier besonders interessiert — in Württemberg weniger als $^1/_3$, nämlich 24 bzw. 30%.

Würde man das für die Durchführung des Projektes erforderliche Land ausschließlich den Großbetrieben über 100 ha entnehmen, so würden diese mehr als die Hälfte ihres gesamten Landareales zur Verfügung stellen müssen, was praktisch auf die Zerschlagung des gesamten landwirtschaftlichen Großbesitzes herauskommen würde. Eine derartige Maßnahme, durch die unsere Getreide- und Brotversorgung in die größten Schwierigkeiten geraten müßte, liegt natürlich nicht in der Linie der nationalsozialistischen Agrarpolitik. Es fragt sich daher, ob bei der Durchführung des Projektes auch auf die großbäuerlichen Betriebe (zwischen 50 und 100 ha) zurückgegriffen werden kann, soweit diese ohne Gefährdung ihrer Wirtschaft zu einer Landabgabe in der Lage sind.

Die Betriebe zwischen 20 und 100 ha in den hier betrachteten ostelbischen Gebieten verfügen über 4,38 Millionen ha Land, das sind rund 25% der land- und forstwirtschaftlichen Gesamtfläche, gegenüber 8,75 Millionen ha der Großbetriebe. Beide Größenklassen nehmen demnach in den Gebieten östlich der Elbe insgesamt 13,13 Mililonen ha ein oder 78% der Gesamtfläche gegenüber 47% in Württemberg. Nach Durchführung des gesamten Programmes würde der Landanteil dieser beiden Größenklassen noch immer nahezu die Hälfte der Gesamtfläche umfassen, während sich der Anteil der Klein- und Mittelbetriebe mehr als verdoppeln würde.

Welches sind nun die wesentlichen Voraussetzungen für die Durchführung dieses gewaltigen Siedlungsprogrammes?

Die erste Voraussetzung ist natürlich, daß die Landbeschaffung, die

stärke (d. h. also mit durchschnittlich 5 Köpfen) in ihre Stelle einziehen, oder ob überwiegend Neuverheiratete angesiedelt werden, die zunächst in einer „Ausbausiedlung" untergebracht werden können, deren Erweiterung erst allmählich je nach dem Wachstum der Familie erfolgt. — Den Berechnungen im 3. Abschnitt dieser Untersuchung ist dabei die Annahme zugrunde gelegt, daß bei der Durchführung des Gesamtplanes in der Regel neuverheiratete kinderlose Ehepaare angesetzt werden. Andernfalls würden sich die unten genannten Kosten entsprechend erhöhen. **2)** Diese Spalte soll nur einen Überblick geben, wie sich das Siedlungsprogramm bei schematischer Anwendung des ostpreußischen Planes auf die übrigen ostelbischen Gebiete auswirken würde. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, daß die Praxis allein von den örtlichen Bedingungen jeder Provinz und jedes Landes bestimmt wird. So werden in dichter besiedelten Gebieten, wie z. B. Schlesien und Schleswig-Holstein, zunächst relativ weniger Neusiedler angesetzt werden, als z. B. in Mecklenburg, Pommern, Ostpreußen.

bisher nur ganz unzulängliche Ergebnisse gezeitigt hat, mit dem allergrößten Nachdruck betrieben wird. Wie der Sonderbeauftragte des Reichsernährungsministeriums, Dr. Kummer, dieser Tage mitteilte, sind ihm von dem Reichsgrundbesitzerverband in den ostelbischen preußischen Gebietsteilen rund 60 000 ha zur sofortigen Besiedlung nachgewiesen worden. Dazu kommt der bis Ende Juni d. J. auf etwa 78 000 ha bezifferte siedlungsreife Landvorrat, so daß die staatlichen Siedlungsstellen zur Zeit über eine Fläche von insgesamt etwa 140 000 ha verfügen könnten, die zur Anlage von etwa 15 000 Vollbauernstellen genügen.

Die Vollbauernsiedlung wird jedoch in den nächsten Jahren zugunsten der nebenberuflichen Landsiedlung mehr in den Hintergrund treten müssen, denn „auch bei schärfster agrarischer Besiedlung kann die Bevölkerung (im Osten Deutschlands) nicht um einen wirklich ins Gewicht fallenden Anteil vermehrt werden. Eine entscheidende Bevölkerungsvermehrung ist nur möglich durch eine Industrialisierung des Landes" (Oberpräsident Koch in seinem oben erwähnten Rundfunkgespräch). Diese erfordert aber, wenn sie zu einer wirklich fühlbaren Entlastung des Arbeitsmarktes und zu einer Überwindung der Wirtschaftskrise führen sollen, die Umsiedlung von mehreren hunderttausend Menschen jährlich, für deren Ansiedlung der bisherige Landvorrat keinesfalls ausreichen würde.

Legt man die Zahlenwerte der obigen Tabelle zugrunde, so ergibt sich bei einer Verteilung des Planes auf einen Zeitraum von 5 Jahren ein Landbedarf von rund 1 Million ha jährlich. Es versteht sich von selbst, daß für die Beschaffung dieses riesigen Areales die bisherigen Methoden nicht mehr genügen. Die freiwillige Landabgabe wird nach den bisherigen Ergebnissen kaum zu einem voll befriedigenden Resultat führen.

Eher dürfte es noch möglich sein, den gewaltigen Landbedarf wenigstens teilweise durch eine intensive Moor- und Ödlandkultur oder durch die Gewinnung von Neuland an der deutschen Nord- und Ostseeküste zu befriedigen, was jedoch erst nach einer geraumen Zeit gelingen kann, die man nicht nach Monaten, sondern allenfalls nach Jahren zu bemessen hat.

Es verbleibt somit zur Befriedigung des sofortigen Landbedarfes nur die konsequente Durchführung des Gesetzes über die Neubildung deutschen Bauerntums vom 1. Juni d. J., das eine wirksame Handhabe zur Auflösung des nicht mehr sanierungsfähigen Großgrundbesitzes bietet, von der in Zukunft weitestgehender Gebrauch gemacht werden wird.

Die nächste Frage ist sodann, ob der Aufbau einer neuen Industrie im ostdeutschen Raume gelingen wird. Oberpräsident Koch hat in seinem bereits mehrfach erwähnten Rundfunkgespräch u. a. auch einige Mitteilungen gemacht, die der Industrie einen Anreiz zur Niederlassung in Ostdeutschland geben sollen: Herabsetzung der allgemeinen Reichs- und Landessteuern, Bereitstellung von Elektrizi-

tät zu billigeren Preisen, Verbilligung der Bahnfrachten u. a. Maßnahmen, die eine allgemeine Lasten- und Kostensenkung zum Ziele haben. Darüber hinaus wird der Staat den Großstädten die Konzession neuer industrieller Betriebe untersagen oder ihre Einrichtung doch zum mindesten erschweren müssen, wenn das Ziel der industriellen Umsiedlung erreicht werden soll.

Nicht minder bedeutungsvoll und schwierig ist die Frage der Finanzierung dieses riesigen Siedlungswerkes. Legt man hier die Werte zugrunde, die zur Zeit bei der vorstädtischen Kleinsiedlung in Ansatz gebracht werden (3000 Mark Gesamtkosten für ein Siedlungshaus), so würde sich für die Errichtung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Siedlerstellen ein Gesamtbedarf von $4\frac{1}{2}$ Milliarden Mark ergeben oder, wenn man den Plan auf 5 Jahre verteilt, von 800 Millionen Mark jährlich.

Da die künftigen Fabrikdorfsiedler jedoch in viel höherem Grade als die vorstädtischen Randsiedler Bauern sein sollen, wird man — selbst bei bescheidenster Ausstattung der einzelnen Stellen, die man sowieso zunächst nur als „Ausbausiedlungen" wird errichten können — erheblich höhere Werte in Ansatz bringen müssen. Es dürfte keinesfalls zu hoch gegriffen sein, wenn man für die einzelne Siedlerstelle 5—6000 Mark zugrunde legt, was einem Gesamtbedarf von 8—9 Milliarden Mark entsprechen würde.

Hinzu kommen dann noch die Kosten für die Erschließung des Landes (Wege, Bahnen, Schulen, Kirchen, Verwaltungs- u. a. öffentliche Gebäude), für die — gering gerechnet — weitere 2—3 Milliarden Mark in Ansatz zu bringen wären.

Einen weiteren sehr erheblichen Posten bilden sodann die Kosten für die Bereitstellung des erforderlichen Grund und Bodens, die sich bei Zugrundelegung eines durchschnittlichen Hektarpreises von nur 800 Mark[1]) für 5 Millionen ha auf rund 4 Milliarden Mark belaufen würden.

Den größten Posten würde jedoch der Kapitalbedarf für die neuen Industrieanlagen bilden, der mit 10 Milliarden Mark kaum zu hoch veranschlagt sein dürfte. Alles in allem würde also für die Durchführung des Gesamtplanes ein Kapitalbetrag von mindestens 25 Milliarden Mark erforderlich sein.

Selbst wenn man berücksichtigt, daß durch die Umsiedlung die öffentlichen Fürsorgelasten erheblich eingeschränkt werden, ja vielleicht sogar vollkommen in Fortfall kommen, so stehen diese Einsparungen doch in keinem Verhältnis zu den Gesamtkosten. Es wird keine ganz leichte Aufgabe für die an der Kreditschöpfung beteiligten öffentlichen Stellen sein, diese gewaltigen Beträge flüssig zu machen, zumal ja der Weg über eine auswärtige Anleihe nicht mehr in Frage kommt.

*

1) Dabei ist zu berücksichtigen, daß sich ein zuverlässiger Durchschnittswert z. Z. überhaupt nicht ermitteln läßt, da die landwirtschaftlichen Grundstückspreise in allen Landesteilen verschieden hoch liegen. Indessen dürfte der hier zugrunde gelegte Wert von 800 M. je ha immerhin annähernd dem durchschnittlichen Marktpreise entsprechen.

Die Durchführung dieses riesigen Siedlungswerkes, das die Umsiedlung von 3 Millionen Menschen mit sich bringen würde, ist aber vor allem von einer eminent großen bevölkerungspolitischen Bedeutung.

Es ist ja bekannt, daß die Kurve der deutschen Geburtenfrequenz noch immer beständig im Sinken begriffen ist, voran natürlich in den deutschen Großstädten. Bisher ist es zwar noch so, daß die Geburten die Zahl der Sterbefälle noch etwas zu übersteigen scheinen. Es ist indessen ausschließlich das Land, das diesen nur noch sehr geringfügigen Geburtenüberschuß liefert, der immer wieder von dem Moloch Stadt verschlungen wird.

Will man dieser Entwicklung Einhalt gebieten, so bleibt nur ein Ausweg: die Besiedlung des volksarmen Ostens. Dazu ist es jedoch nötig, daß das Siedlungstempo erheblich beschleunigt wird. Die Geburtenabnahme wird keinesfalls fühlbar gestoppt, wenn wie bisher nur 5—6000 neue Bauernstellen jährlich geschaffen werden. Die Verdoppelung dieser Zahl, mit der Dr. Kummer für das nächste Jahr rechnet, würde zwar schon einen gewissen Fortschritt bedeuten. Wirklich fühlbar würde sich die Lage nur dann ändern, wenn das ostpreußische Programm mit derselben Intensität im gesamten deutschen Osten zur Durchführung gelangen, d. h. also jährlich etwa 5—600000 Menschen umgesiedelt werden würden.

Es liegt auf der Hand, daß die Durchführung dieses Siedlungsprogrammes nur dann gelingen kann, wenn die Linie der bisherigen Siedlungspolitik verlassen und die von Koch vorgeschlagene industriell-agrarische Linie beschritten wird. Denn es ist nach den bisherigen Erfahrungen eben nicht möglich, das zur Errichtung von jährlich 300000 neuen Vollbauernstellen erforderliche Menschenmaterial zu beschaffen. Wenn die Siedlungspolitik jedoch den gewünschten durchschlagenden bevölkerungspolitischen Erfolg haben soll, gibt es gar keinen anderen Weg, als den der Ansiedlung städtischer Fabrikarbeiter in den neu zu errichtenden ostdeutschen Fabrikdörfern.

Man darf dabei allerdings nicht übersehen, daß diese Neusiedler erst allmählich zu vollwertigen Bauern werden und daß darum eine praktische landwirtschaftliche Schulung vorangehen muß. Diese vermittelt in gewissem Maße bereits der Arbeitsdienst und die Landhelferbewegung. Trotzdem wird natürlich die sachverständige Anleitung und ständige Betreuung der Neusiedler durch geeignete Siedlerberater mit ganz besonderer Sorgfalt verfolgt werden müssen, wenn das Werk nicht schon im Anfang Rückschläge erleiden soll.

Aus der Fülle der Fragen, die mit diesem Plane zusammenhängen, soll zum Schluß nur noch kurz eine Frage gestreift werden, die darum doch keineswegs von geringerer Bedeutung ist als die anderen hier behandelten Probleme: nämlich die Frage der Rentabilität. Nicht nur die der Landwirtschaft, die natürlich die

conditio sine qua non des ganzen Siedlungswerkes ist, und um die schon seit dem Januar d. J. alle maßgebenden Stellen ernstlich bemüht sind.

Die Bedenken, die gerade von westdeutschen industriellen Kreisen gegen die Industrialisierung des deutschen Ostens erhoben werden, sind nicht ganz von der Hand zu weisen. Wenn es auch natürlich richtig ist, daß dieser Industrialisierungsplan einerseits der bereits bestehenden west- und mitteldeutschen Industrie einen gewaltigen Aufschwung geben, und daß andererseits die Marktferne des deutschen Ostens durch eine engere Verbindung zwischen Industrie und Landwirtschaft überbrückt werden würde, so muß man sich doch ganz ernsthaft fragen, wie die Lage sein wird, wenn diese erste Konjunkturwelle wieder verebbt.

Hier zeigt sich mit voller Deutlichkeit die Schwierigkeit eines von der Weltwirtschaft von Tag zu Tag stärker abgeschlossenen Industrievolkes, das seine vervollkommneten technischen Einrichtungen nicht mehr voll in Betrieb setzen kann. Es wird darum eine der Aufgaben der deutschen Außenpolitik sein, sobald als möglich die Voraussetzungen für eine Wiederanknüpfung der ins Schleppen geratenen weltwirtschaftlichen Verbindungen zu schaffen. Sonst könnte eines Tages auch die „Krisenfestigkeit" wirtschaftlich gesunder Gebiete, wie z. B. des hier als Vorbild genommenen Württemberg, doch noch erschüttert und der ganze ostdeutsche Industrialisierungsplan zum Scheitern gebracht werden.

Nur ein planmäßiger Einbau des gesamten Siedlungswerkes in die deutsche Wirtschaftspolitik (und ein steter Druck der Regierung! — Schriftleitung) wird die Bedenken der Industrie gegen eine forcierte Industrialisierung des deutschen Osten zu zerstreuen vermögen. Trotzdem wird man sich bei allen diesen Erwägungen bewußt sein müssen, daß es nicht die wirtschaftspolitischen Maßnahmen allein sind, die die Wiedergesundung und Gesunderhaltung des Volkes verbürgen.

„Der Schaden sitzt tiefer. Er kann letzten Endes nur überwunden werden auf der Grundlage einer religiös-sittlichen Erneuerung, einer seelischen Umstellung des Volkes, die ihm wieder den wahren Sinn des Lebens erschließt und die es den Quellen dieses Lebens, dem sittlich-ernsten Willen zum Leben zuführt. Die im Staat zusammengefaßte Volksgemeinschaft hat aber, sofern sie dieses Ziel als richtig anerkennt, die Aufgabe, ihrerseits dieser seelischen Umstimmung den Weg zu bahnen durch entschlossene zielbewußte Tat, durch volkserneuernde, volkserhaltende Familienpolitik" (Burgdörfer, Familie und Volk, S. 68).

KARL PINTSCHOVIUS:

Der ökumenische Gedanke als Grundlage eines neuen Entwicklungsbegriffes

Im Bemühen, vom Boden der Philosophie aus zu einer neuen Aufgabenstellung und damit zu einer neuen Gliederung der Wissenschaft, insbesondere der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu kommen, wirft unser Mitarbeiter die Frage auf: Ist im Bereich neuzeitlicher Wirtschaftsformen ein neues Bedingungsfeld geschaffen, in dem die Beziehungen zwischen den Menschen und zum Boden anders gesehen und gewertet werden müssen als in den früheren Zeiten einfacherer Sozialzusammenhänge? Ist der „Mensch zwischen Maschinen" ein anderer, verlangt er eine eigene wissenschaftliche Behandlung? Geht unsere Sozialwissenschaft nur ihn an? Und wenn ja — besteht sie auch für die Zeit vorher mit Recht? Und geht sie auf den Kern der Fragen auch heute noch, wo dieser Sozialzusammenhang wiederum zu grundlegender Veränderung ansetzt? Die Schriftleitung.

Eine neue Welt haben wir vor uns. Der Begriff Kapitalismus erschöpft bei weitem nicht, was entwicklungsmäßig über uns gekommen ist. Ebensowenig der Begriff Industriestaat. In die Geschichte hat etwas eingegriffen, was die Menschheit, was den Staat, den Kaufmann, den Philosophen auf ganz neue Grundlagen stellt. Es ist nicht mehr nur das eine Bedingungsfeld, das unserem Schicksal den Fahrplan vorschreibt. Die menschliche Spontaneität hat ein eigenes Verhängnissystem hinzugefügt. Dieses Entwicklungsbild gedeiht ganz ohne Furcht und Hoffen. Die entscheidenden Züge sind klare Daten von dem unzweideutigen Charakter einer vollendeten Tatsache. Es geht auf positivistische Analyse aus, was wir wollen. Auf Geschehnisdeutung. Geschehnisdeutung aber mit scharfen Ansätzen für den folgerichtigen Eingriff.

Solchen Geschichtsbewegungen gegenüber muß sich auch die Wissenschaft immer die Kraft zu neuer Selbstgestaltung bewahren. Zu denen, die verstanden haben, was das korrespondierende Verhältnis zwischen Wissenschaft und Sachverhalt bedeutet, gehört Cournot, dem eine Anpassung an die mathematischen Bedingungen als das Entwicklungsziel der sozialen Dinge vorschwebte:

„Die Ausdehnung des Handels und der Fortschritt der Handelsgepflogenheiten lassen die tatsächlichen Verhältnisse mehr und mehr jenem Zustand der abstrakten Vorstellung nahekommen, der allein die Grundlage terrestrischer Entwicklungen sein kann, ebenso wie ein geschickter Ingenieur sich den theoretischen Grundlagen der Berechnung annähert, indem er die Reibungswiderstände durch Polieren der Oberflächen und durch genaueste Bearbeitung verringert ..."

Eine ganz ähnliche Vorstellung wie Franz Oppenheimers „reine Ökonomie" die gleichfalls als Station der Geschichte gedacht ist: wo Tausch, da ist Frieden[1]). Ein solches Hineinwachsen der Geschichte in die Theorie gibt es. Ein klarer Fall ist die Lehre vom Gelde. Was Knapp behauptet hat, war ein Wegweiser in die

1) System der reinen und politischen Ökonomie, vierte Auflage, 1919, S. 704. Oppenheimer beruft sich auf Rousseaus Ideal der Freibürgerschaft (S. 705): „In der reinen Ökonomie verteilt sich der Segen der fortschreitenden Kooperation sehr gleichmäßig über die gesamte Bevölkerung ..."; ferner S. 496.

Zukunft. Man muß sich erst daran gewöhnen, den dänischen Shilling von 1570 für etwas wesentlich anderes zu halten als eine Tschechenkrone von 1928. Und Knapp meinte die Tschechenkrone von vielleicht 1949. Ob gerade der Anschluß an mathematische Gedankenformen eine ähnliche Zukunft hat, ist zu bezweifeln.

Daß sich in dieser noch begrifflich zu fassenden Entwicklung ein auch erkenntnistheoretisch neuartiger Sachverhalt ergeben soll, eine neue Seinsweise geradezu, die in elementarster Körperlichkeit die alte Mensch-Boden-Beziehung und das ganze Wirtschaftsstilproblem verschlingt, will zunächst nicht recht durchdringen. Die Sachlage stellt ungewöhnliche Anforderungen an unser Selbstvertrauen als Urteilsinstanz. Noch nie hatte es bisher eine Gelegenheit gegeben, in der ein sozialwissenschaftlicher Befund so unmittelbar in eine allgemeine Kritik des Weltbildes hineintrieb.

Ein umfassender Einwand wird deshalb der Regel nach der sein, daß der Veränderungsvorgang nicht für durchschlagend und endgültig gehalten wird. Gewisse Stellen aus dem Briefwechsel (19. und 28. 1. 1932) mit einem mir befreundeten Verleger lassen sich als kennzeichnender Ausdruck solcher Bedenken gebrauchen:

„... ich habe das Gefühl, als ob Sie das ganze Problem der dem Menschen entgegenstehenden Naturgewalt viel zu mechanisch sehen. Sie tun fast, als ob Sie fortschrittgläubig seien. Kann sich der Mensch überhaupt aus der Bindung des Lebens in seiner Gesamtheit — kann er sich daraus mit seinem Willen lösen? Gewiß, er hat in den letzten 100 Jahren wieder einmal ein ganzes Gebäude, seinem Willen, seinem Denken entsprungen, zwischen sich und die Bindung an das vegetative Leben gelegt. Den Erfolg sehen wir heute: er stirbt ab. Aus allen Winkeln, aus ihm selbst quillt der Tod — diese andere Form des Lebens und jenes Zusammenhangs, den er überwunden zu haben meinte.

Das ist es, was ich als die „List" der Natur empfinde. Daß sie ein Gesamtzusammenhang ist, der über die geographisch-bedingten biologischen Zusammenhänge immer und in jedem Augenblick auf den jeweiligen Sozialzusammenhang einwirkt — sei er nun antik, mittelalterlich oder höchst modern — ist mir offenbar. Nur die Form wechselt. Sie aus dem Augenblick zu erkennen, ist schwer; denn der Zwang, der dort wirkt, kommt doch aus ganz weiten Regionen, unmerksam fast, und sichtbar nur den wenigsten Augen ..."

„... Mir erscheint der ganze ‚neue Sozialzusammenhang' unbedeutend, weil er nur die Form der Anpassung an den übervölkerten Raum darstellt und in weiterer Sicht zur Entvölkerung und damit zur Anpassung an den Raum bzw. seine Tragkraft führt, weil er mithin nur die Form ist, in der die Natur — ich weiß: ein nicht hoffähiger Begriff — den Menschen überlistet, um ihn wieder den Gesetzen des Raums zu unterwerfen ..."

Gewiß kommt der Mensch nicht über das Menschsein hinaus. Gewiß ist alles, was uns Fortschritt dünkt, nur Fortschritt in der Technik und nur an konkreten Gebilden bestimmbar. Gewiß ist die letzte Schicksalsinstanz unverändert dieselbe geblieben. Aber was sich in den Mechanismus des Lebens apparaturhaft eingeschaltet hat (Wirtschaft, Ingenieurkunst, Medizin, Verwaltung und Gesetz, Schule und Bildung), verändert doch die Lage des Menschen im Rahmen seiner Menschlichkeit so wesentlich, daß man sub specie historiae von einem vollendeten Anderssein sprechen muß. In einer Hegel-Interpretation erhielte dieses Thema folgende Wendung: die Lehre vom objektiven Geist und seiner Vektorialität zum absoluten Geist ermöglicht sich erst auf einer Lehre von der Eigeninstanz des einzelnen

Menschen. Gerade der technische, mechanische Charakter der neuen Bedingungen bürgt für ihre allgemeine, von Stimmung und Idee unabhängige Wirksamkeit.

Arm, Auge und Ohr haben eine neuartige Reichweite gewonnen. Verluste an Volkszahl können die technischen Lebensbedingungen nicht gefährden. Es müßte schon eine Sintflut kommen, die den stetigen Verlauf der Geschichte bis auf die letzten Fäden unterbricht und nur bewußtseinslose Keime weiterbestehen ließe. Das Problem von Technik und Kapitalismus ist von der Bevölkerungsfrage völlig unabhängig, weshalb wir es auch für völlig abwegig und für den Ausdruck eines überwertigen Fachstandpunktes halten, von einzelnen „Wirtschaftsrassen" zu sprechen [1]). Auch ist das Problem in seinen Grundzügen ganz unabhängig von politischen Ideen. Es enthält einen Faktor, der alle politischen Umstellungen überlebt. Es betrifft ganz einfach die Naturgeschichte der Menschheit.

Und doch wollen wir es wagen, für den neuen Sachverhalt einen ideengeschichtlich belasteten Begriff vorzuschlagen. Ich kenne keinen anderen, der das Entscheidende des Zusammenwachsens und der Geschehenseinheit ähnlich stark schon enthält wie der kirchenhistorische Begriff der Ökumene, der durch das Konzil von Nicäa berühmt geworden ist. Mit Hegel nunmehr erst von Geschichte zu sprechen, wäre zu eigenwillig und zu ungerecht den früheren Geschlechtern gegenüber, die genau so vollwertig gewesen sind in Schaffensdruck und Erlebnis wie wir.

Wir setzen also den Begriff der weltlichen Ökumene. Was im Bilde der christlichen Ideologie die Gleichheit der Seele war [2]), ist im Weltbild von heute die durch Bildung, Freizügigkeit, Fernkontakt usw. geförderte Gleichheit des Könnens, der das moralische Limit fehlt. Züge, die für die Sachlage vor der Ökumene typisch sind, wollen wir als „vorökumenisch-primitiv" bezeichnen. Häufig genug werden beide Elemente miteinander verbunden auftreten.

Zu dreifacher Aufgabe verpflichtet uns der neue Sachverhalt:

1) wissenschaftstheoretisch, das Verhältnis von Raumbildung und Gestaltverhängnis zu prüfen,
2) politisch, das Schicksal von Staat und Wirtschaft unter der zwieschlechtigen Problematik (Kausalität: Spontaneität/Finalität) zu durchdenken,
3) sittlich, das Wertleben auf den neuen Boden zu retten.

In allen Fällen ist es so, daß die sozialwissenschaftliche Gedankenarbeit eigentlich erst jetzt ernst wird. Erst der ökumenisch entwickelte, in das Drama des doppelten Bedingungsfeldes geratene Sozialzusammenhang

---

1) Berthold Josephy in s. Preisarbeit „Wirtschaft, Rationalismus, Mensch", Leipzig, G. A. Gloeckner, 1931, S. 32/33:

„In Holland und teilweise in Großbritannien und Deutschland kann man diesen Vorgang bereits beobachten. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Ausbildung einer Wirtschaftsrasse durch die doppelte Selektion stark beschleunigt worden, da die Einwanderung der Vorväter der heutigen Amerikaner zum großen Teil bereits durch die rationalistische Veranlagung der Wanderlustigen veranlaßt wurde ..."

Eine der leichtfertigen Kombinationen ohne wirklichen Grund, wie sie der Naturforschung so unbegreiflich vorkommen. **2)** Nietzsche: „Das Evangelium der Niedrigen macht niedrig", „Antichrist", 27. Auswahlausgabe Kröner, o. J., S. 234.

schließt sich zum problemhaft gestalteten Thema zusammen. Erst die doppelträumig entwickelte, allseitig sich durchdringende Wirtschaft des „statistischen Geldes“ [1]) berechtigt zu einer besonderen Wissenschaft. Das landschaftlich haftende Gewerbe hat es nicht getan. Erst der dem festen Rahmen entwachsene, in Teilerlebnis und Teilkönnen zerflatternde, auf eigenes Wagnis und ständigen Verantwortungsdruck gebrachte Mensch hat den vollen Beruf zur Ethik.

Solange die Menschheit stammes- oder landschaftsweise in urtümlichen Religionsstrukturen geborgen war — so lange war Ethik nur Wächterdienst. Unsere schwachheitfördernde Gegenwart erhebt sie in vollendeter Dämonie zur schöpferischen Aufgabe. Die Gegenwart, von der die Männer des Kommunistischen Manifestes meinten:

> „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen ...“ [2])

Ich halte es als Deutscher für ein berechtigtes Verlangen nach Versöhnung mit dem Unglück, von der lebendigen Funktion des nunmehr zum Stillstand gekommenen Verfallserlebnisses zu glauben, daß es auch eine Hoffnung ist. In dem Sinne, wie Eduard Spranger von der „tragischen Bestimmung“ spricht, die „neue Weltstufe durchzukämpfen für die anderen“ [3]). —

Wir müssen an einem Punkte abschließen, der alles andere ist als ein Endpunkt. Das Bild, das sich aufgetan hat, darf nicht zum starren Erlebnis werden. Der Weg führt weiter. Die Züge des industriellen Zusammenlebens lockern sich wieder. In den großen Städten kündigen die toten Augen verlassener Häuser neue Ruinenschicksale an und den Übergang zu weiteren Schichten der Geschehensform. Die Not ist nicht einfach Müdigkeit der letzten Stunde. Das Werden der Geschichte steht unter neuem Druck. Die Pflege, die heute der Gedanke, das Schicksal in die Hand zu nehmen, erfährt, ist nicht einfach dekadentes Übergreifen von Gewerkschafts- und Genossenschaftsidee auf die zweite Linie. Nein, in ihr haben wir allem Anschein nach endlich das glückliche Produkt aus bürgerlicher und proletarischer Gegenwehr gegen das zügellose Schwimmen im Strome industriellen Übermenschentums. Erst jetzt, erst da sich dieses Übermenschentum aus Ingenieur und Verdiener an der Härte handgreiflicher Gesichte den Kopf stößt — erst jetzt findet die Gegenaktion ihre Stunde, die aus dem Produkt von Sozialismus und traditionsgerechtem Gestaltbewußtsein kommt. Einstweilen gehen wir noch dem Höhepunkt der Wehen entgegen. Einstweilen hat noch niemand den Ausweg angegeben. Wir stecken gerade in dem Stadium, das die Widersprüche und die Unstimmigkeiten aufdeckt. Noch wissen wir nicht zwischen Segen und Unsegen Klarheit zu schaffen. Noch suchen wir uns erst zurechtzufinden. Dazu ist es zunächst nötig, die Bedingungen zu überblicken, von denen die Form der Gegenwart abhängt.

1) Der Ausdruck stammt m. W. aus dem Tat-Kreis. 2) Vorwärts-Ausgabe, 1899, S. 12.
3) „Kulturzyklentheorie und Problem des Kulturverfalls“, S. 90.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Friedrich Leyden, „Groß-Berlin". Geographie der Weltstadt. Breslau 1933, Ferdinand Hirt. 219 S., 73 Kartenskizzen.

In den letzten Jahren ist eine Fülle städtegeographischer Arbeiten in Deutschland entstanden, wobei das Verhältnis von Menge und Qualität des Gebotenen nicht immer befriedigend war. Um so dankbarer wird man begrüßen, daß die vielleicht schwerste Aufgabe in mustergültiger Weise gelöst worden ist; Leydens „Groß-Berlin" ist das Muster einer städtegeographischen Monographie. Aufbauend auf reichem, vollendet beherrschtem Material wird eine Gesamtschau Berlins in Werden und Erscheinung geboten, die niemand ohne Gewinn aus der Hand legen wird, der sich von geographischem, geschichtlichem, wirtschaftlichem oder politischem Ausgangspunkt her mit der Hauptstadt zu beschäftigen hat.

Irmfried Siedentop, „Eisenbahngeographie der Schweiz". Beiheft 1 zur „Geographischen Wochenschrift", Breslau 1933, Ferdinand Hirt. 126 S., Abbild. u. Skizzen.

Die Schweiz bietet zahlreiche Verkehrsprobleme. Ein Teil dieser Probleme ist in vorliegender Schrift systematisch behandelt — freilich in einer so enggefaßten verkehrsgeographischen (und gelegentlich statistischen) Abgrenzung, daß der Verfasser häufig dort abbricht, wo die reizvollsten Probleme beginnen. Für geopolitische Betrachtung hat diese Eisenbahngeographie in erster Linie den Wert einer gediegenen Materialzusammenstellung.

Kasimir Edschmid, „Das Südreich". Berlin 1933, Zsolnay. 436 S., 10 Tiefdrucktafeln.

Es gibt vielleicht keine Landschaft Europas, die ein so vielfaches geschichtliches Antlitz trüge wie „das Südreich": Sizilien und Unteritalien. Dieses Antlitz zu schildern, ist eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe gerade für den Deutschen; denn es gibt wenige Denkmäler, die so nachdenklich stimmen wie die schweren Porphyrsarkophage der Staufen im Dom von Palermo. — Dies Buch eines bekannten Schriftstellers legt man enttäuscht beiseite; es gibt zu viel Stimme des Tages; zu wenig Eindruck und zu wenig Gestaltung.

Leo Waibel, „Probleme der Landwirtschaftsgeographie". (Wirtschaftsgeographische Abhandlungen Nr. 1.) Breslau 1933, Ferdinand Hirt. 94 S., 3 Abb.

Eine Sammlung von größeren Aufsätzen, deren zwei („Das System der Landwirtschaftsgeographie" und „Das Thünensche Gesetz") grundsätzliche Fragen behandeln, während aus den drei anderen („Die Wirtschaftsform des tropischen Plantagenbaus", „Die Treckburen als Lebensform", „Die Versorgung der gemäßigten Zone mit landwirtschaftlichen Produkten der Tropen") der genaue Kenner Afrikas mit scharfer Beobachtungsgabe und geistigem Ordnungswillen erkennbar wird. Eine sehr dankenswerte Veröffentlichung!

Hans Spethmann, „Zwölf Jahre Ruhrbergbau". Bd. V. Der Ruhrkampf 1923 bis 1925 in Bildern. Berlin 1931, Reimar Hobbing. 544 S., 509 Bilder.

Die Geschichte des Ruhrkampfes in Wort und Bild — ein ungemein wertvolles Werk, das seine Widmung an kommende Geschlechter vollauf zu Recht trägt: Als ein Mal der Erinnerung an Zeiten, die nicht vergessen werden dürfen!

Ernst Schmidt, „Die verfassungsrechtliche und politische Struktur des rumänischen Staates in ihrer historischen Entwicklung". (Schriften der Deutschen Akademie Heft 9.) München 1932, Ernst Reinhardt. 156 S.

Eine sehr dankenswerte Untersuchung überwiegend staatsrechtlich-historischen Charakters, die mit einem handlichen Anhang von Urkunden die Rechtsformen der rumänischen Staatswerdung behandelt.

Richard Pfalz, „Das Ausland-Italienertum seit dem Friedensschluß und seine kulturelle Bedeutung". (Deutschtum und Ausland. 52. Heft.) 43 S. Aschendorff, Münster 1933.

Das Ausland-Italienertum ist ein wirtschaftlicher und politischer Faktor von erheblicher Bedeutung sowohl im Mittelmeer (Tunis, Südfrankreich) wie in Übersee (Nord- und Südamerika). Eine übersichtliche Gesamtdarstellung seiner Probleme wie die vorliegende kann daher nur dankbar begrüßt werden.

Ewald Banse, „Raum und Volk im Weltkriege". Gedanken über eine nationale Wehrlehre. Oldenburg i. O. 1932, Gerhard Stalling. 424 S., 11 Kartenbeilagen.

Wehrwissenschaft im ganzen und Wehrgeographie im besonderen bedürfen zu ihrer Pflege besonderer Vielseitigkeit des Blicks

bei besonderer Sicherheit des Standorts — aber auch besonderer Prüfung dessen, was gesagt und was nicht gesagt werden sollte. Wir haben die Befürchtung, daß vorliegendes Werk — an sich ein dankenswerter Versuch einer Wehrgeographie des Weltkrieges — der drittgenannten Bedingung nicht in der nötigen Weise gerecht wird. Ganz abgesehen vom Text, dessen Kritik wir uns versagen, enthält der Kartenanhang Dinge, die schlechterdings nicht gezeichnet und gedruckt werden dürften!

Das Auslandsdeutschtum des Ostens. (Auslandsstudien 7. Bd.) Königsberg i. Pr. 1932, Gräfe und Unzer. 176 S.

Eine Sammlung von Königsberger Vorträgen, die natürlich keinen streng systematischen Zusammenhang geben, aber eine gute Übersicht über einzelne Gebiete vermitteln. Es werden behandelt: Der Weg des deutschen Volks in den Osten (Baethgen), Das baltische Deutschtum in Vergangenheit und Gegenwart (Rothfels), Die deutsche Stadt in Polen (Bruhns), Die sudetendeutsche Literatur von heute (Nadler), Das Deutschtum als Kulturträger in Südosteuropa (v. Loesch), Minderheiten- und Agrarrecht in Polen (Mosberg).

Erich Alport, Nation und Reich in der politischen Willensbildung des Britischen Weltreichs. (Staats- u. Kultursoz. Bd. 8). Berlin 1933, Junker u. Dünnhaupt. 117 S.

Der Versuch, auf weniger als 100 Seiten ein überzeugendes Bild von dem Strukturwandel des englischen Weltreichs vom Beginn des modernen Imperialismus (der bezeichnenderweise zusammenfällt mit der Entwicklung der ersten Dominion-Verfassung!) bis zum Statut von Westminster zu zeichnen, ist ein kühnes Unternehmen. Dem Verfasser ist es gelungen. Wer sich mit der Willensbildung des britischen Weltreichs befaßt, wird zu dieser aus genauer Kenntnis britischen Wesens geschriebenen Analyse greifen, in der die alte Frage: Imperium aut libertas? für die Common Wealth of Nations wieder mit: Imperium et libertas beantwortet wird.

Franz Knieper: Politische Geographie (Geopolitik) für die Unterrichts-Praxis. F. & F. Kamp, Bochum, 1932, 82 S. RM. 2,40.

Auch hier verbreitet einer jener heimlichen Herde strahlende Wärme und führendes Licht, von denen aus — von der Schulpraxis und innerem Drang zur Aktivierung der Schätze politischen Wissens über die politische Erdkunde durch Geopolitik entflammt — endlich auf dem Wege über die Schule die lebensnotwendige volkstümliche politische Wissenschaft errungen werden könnte.

Das kleine und handliche Buch bietet, wie der Geopolitische Atlas von Springenschmid, der Volksschullehrerschaft Anregungen, aus denen ein geübter Pädagog jahrelang Lehrstoff gewinnt. Nicht die Seitenzahl macht den Wert einer solchen Schrift aus, sondern die Mitteilungskraft der darin schwingenden Seele. Es ist kein Zweifel, daß die nächste Auflage auch äußerlich dem vermehrten Gedankengut der Volkserneuerung und ihren Vorstellungen von Blut und Boden im Zusammenwirken zu Reichsbauten Rechnung tragen wird, da sie schon so viel davon in und zwischen den Zeilen vorausnahm. Denn es gilt nun eben, die noch klaffenden, großen Lücken im kühn hingestellten Bau „mit dem Rüstzeug des Staatsbürgers" auszufüllen, und sehr mit Recht sagt der Verfasser, „der Begriff Staatsbürgerkunde wird nach meiner Meinung zu eng gefaßt" (nicht nur nach der seinigen); und auch der Begriff der „Staatenkunde", wie er nun zuweilen als Ladenhüter vergangener Tage und „Ersatz" von Erziehern angepriesen wird, die uns glauben machen wollen, sie seien mit der Zeit gegangen oder gar ihr voran gewesen, während man sie doch deutlich hinter dem Kraftwagen drein laufen sieht. Das ist im gleichen Grad den führenden Köpfen der Volksschule nicht nachzusagen; darum begrüßen wir sie über alles Rückständige hinweg, wo wir sie finden, und freuen uns, in Franz Knieper einem zu begegnen! K. Haushofer.

Die diesem Heft beigefügten Werbeblätter: „Der große Weltatlas" (Bibl. Inst. Leipzig), „Autarkiegedanke u. Wirtschaftsgeschichte" (Verl. J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen) empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

KARL HAUSHOFER:

Auftakt zu einem Ostasienheft

Warum wir weltüber Fernschau treiben müssen

Wie kommt in einem so tiefbewegten, binnenwärts mit sich selbst beschäftigten Mitteleuropa gerade die „Geopolitik" dazu, ein Volkserneuerungsjahr, wie 1933, mit einem Fernost-Heft abzuschließen?

Weil wir alle, Hand aufs Herz, in diesem Jahr aus einem tiefen, heiligen Recht dazu ein wenig zu sehr ins Innere geschaut und darüber in weiten Kreisen vergessen haben, daß die Außenpolitik und ihr rastloses Kräftespiel unentwegt weitergeht und „am sausenden Webstuhl der Zeit" oft gerade an unbeobachteten Stellen die dauerhaftesten Fäden gesponnen werden. Wir könnten uns auch rühmen: weil wir schon im Jahr 1923 und 1924 Dinge gesagt haben, die vielen anderen, heute Gleichgeschalteten, erst nach den Neujahrsglocken von 1933 eingefallen sind.

Aber das Damals und das Heute stehen eben für die Geopolitik unter demselben Zeichen breiterer, auf erdhafte Dauerwerte eingestellter Anschauung. Sie gebietet uns, zum Jahresende zu prüfen, warum die zwei schlagfertigsten Mächte des pazifischen Zeitalters, U.S.Amerika und Japan, nachdem sie sich noch eben die gepanzerten Fäuste unter der Nase geschüttelt hatten (die pazifische, verstärkte Flotte der USA. von Hawai aus, die westpazifischen Flotten- und Luftwehrübungen der Japaner im ganzen Westpazifik) nun auf einmal das Jahr mit zwei großartigen Friedensgesten schließen. Das sind die Ankündigung der Rückkehr der pazifischen Flotte in die u.s.amerikanischen Heimatgewässer und die Friedenstagungsvorschläge der Regierung des Generals Araki, eigentlich des Admirals Saito.

Mißtönig erschallt dazu gleichzeitig im Chor von Chabarowsk und Moskau aus, mit vielen Propagandanebenstellen auf 9000 km Ausdehnung, das Säbel- und Trommelgerassel der Sowjets, als Begleitgeräusch zu Litwinows Besuch im Dollarlande. Kommen Dollar und Rubel zusammen, um rund 30 Mill. Quadratkilometer Erdoberfläche und 280 Mill. heterogener Menschen in unberechenbare gemeinsame Abenteuer fortzureißen — zunächst gegen den fernöstlichen Faschismus?

Allein die Größe des Gegenstandes und die dem Faschismus wie dem Nationalsozialismus innerlich ideen- und wesensverwandte Eigenart des ersten wahrscheinlichen Zieles einer solchen unwahrscheinlichen Koalition müßte wenigstens die faschistische und die nationalsozialistische Großmacht Inner-Europas, Italien wie Deutschland zum Aufhorchen bringen — auch wenn sie noch so sehnsüchtig nur nach innen, auf den eigenen, tiefbewegten Herzschlag lauschen möchten.

Dazu kommt aber die ungeheure Rückwirkung, die unvermeidliche Druckverlagerung, die sich als Rückstoß in das verkünstelte und verstümperte europäische Machtgebäude notwendig aus Spannungen und ihrer friedlichen oder kriegerischen

Lösung im Fernen Osten, im ganzen pazifischen Machtkreis auch an den Grenzen des deutschen Volksbodens äußern muß.

Welche Wirkung hat allein schon der zweifellos vermehrte Abwehrblutdruck des Sowjetreiches im Fernen Osten, die Notwendigkeit, bei dem erschöpften, ausgebluteten Wirtschaftszustand Riesensummen für Unterhalt und Verpflegung von einigen vierzehn Divisionen im Fernen Osten aufzubringen und zunächst nicht die rentierenden, sondern die abseitigen Verkehrswege, die Amurbegleitbahn, Ussuribahn, Turksib u. a., wieder in Verkehrsschwung oder doch Brauchbarkeit zu bringen! Folgen davon sind Nichtangriffspakte mit Gott und der Welt im Westen: den baltischen Staaten, Polen, Rumänien; Sonderpakte mit der Türkei (mit der neue Verträge von Moskau aus wirklich kaum mehr geschlossen werden können) über gemeinsame Meerengenverteidigung. Da kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, brachten die Russen nach Ankara drei Bombenflugzeuge und einen mächtigen Dreimotor mit und interessierten sich sonst für alles, was es wehrpolitisch zu sehen gab. Kurz: man verriegelte die europäische Rückseite der Sowjets so gut wie möglich und brachte viele grundsätzliche Opfer um der Freundschaft der endlich anerkennungsweich gewordenen USA. willen. Das alles aber macht bisher druckempfindliche Stellen des Ostringes um den deutschen Volksboden druckfrei!

Unberechenbar dagegen erweitert sich die asiatische Angriffs- und Vorderfront der Sowjets durch die Vorgänge in Afghanistan und Chinesisch-Turkestan.

Mit dieser Fronterweiterung, die den Sowjets gegenüber unklare, zum Fischen im Trüben geeignete Verhältnisse auf rund 8100 km ihrer asiatischen Festlandgrenze schafft, allerdings auch Reizzustände auf rund 9000 km ihrer pazifischen Küstenentwicklung, kann natürlich eine jahrelange, völlige Ableitung ihrer etwa überschüssigen Kräfte in großasiatischer Richtung verbunden sein. Allein daraus geht die Wichtigkeit der weiteren Frage hervor, wer sich bei unfreundlichen Entwicklungen zuerst der groß- oder panasiatischen Idee und ihrer Werbekraft bedienen kann.

Denn die Japaner wissen natürlich genau, daß ihre Landstreitkräfte zwar ursprünglich mehr als stark genug waren, um eine Landgrenze von etwa 1500 km im staatspolitischen Sinne zu halten, daß sie aber für eine bloße Behauptung der mandschurischen Glacislandschaft mit ihren fast $1^1/_2$ Mill. Quadratkilometer ganz unzulänglich sind, wenn sie deren 37 Mill. Einwohner nicht für sich gewinnen und China mindestens in Gleichgewichtszuständen halten können, die seine Schlagkraft nach außen lähmen wie bisher. Gewiß ist die japanische Seemacht trotz der Empfindlichkeit eines Küstenumzugs von mehr als 45 000 km stark genug, um die wenigen hochwertigen Küstenpunkte des weiten pazifischen Küstenanteils der Sowjets gewissermaßen im Nebenamt zu lähmen; der Sowjetführer in Chabarowsk wird sich klar darüber sein, daß er schwerlich lange über Nordsachalin und Wladiwostok verfügen kann, von wo die Nervenzentren des Japanischen Reiches durch

Bombenflüge erreichbar sind. Daher wohl der Wink mit dem Zaunpfahl des Schaufluges der Japaner über der „Zwingburg des Ostens".

Aber ein großasiatisches Ringen wird gewiß noch weit mehr als das seinerzeit von Bismarck Napoleon III. in Aussicht gestellte mitteleuropäische durch „coups révolutionnaires" geführt werden müssen; ihnen gegenüber kommt es vor allem auf das feste Gefüge der tragenden Kernräume an. Nun ist Japan, wie Deutschland vor dem Weltkrieg, ein auf viel zu schmalem Grunde mit ungeheurem Volksdruck zu hoch getürmter, überindustrialisierter Wirtschaftsbau, der allerdings weite Rückhalträume auf dem Festland gewonnen, sich rechtzeitig durch eine Volksbewegung im Stil des Nationalsozialismus innerlich verschmolzen und verfestigt hat.

Das ist einer der wesentlichsten Schlüsse gewesen, die Japan aus seiner sehr sorgfältigen Beobachtung der europäischen Mittelmächte im Weltkrieg gezogen hat. Man sieht allein daraus, wieviel man von ferngeschauten, überseeischen Versuchsergebnissen (weltpolitischen Experimenten) auf fremde Kosten lernen kann! Schon diese Tatsache würde uns berechtigen, vor dem Schluß des ereignisreichen Jahres 1933 ein Heft mit den Einblicken durch scharfe Suchlichter in den pazifischen Machtbereich hinein zu füllen.

Wir können vieles mittelbar und unmittelbar daraus an Erfahrung gewinnen, unter anderem, wie man sich bei einer weltpolitischen Isolierung innerlich verfestigt, wie man durch geistige Beweglichkeit und schnelles Ausdehnen und Zusammenziehen der politischen Belange den Gegnern ihr Einkreisungsspiel erschwert, wie wichtig es endlich ist, sich im eigenen Volk nicht durch Abblenden gegen außen, sondern weit eher durch ein überscharfes, überwaches Weltbild auch der Masse einen sicheren Schallkörper für die eigene Außenpolitik zu schaffen.

Dieser Schallkörper ist nun in Japan genau so gegeben wie im Deutschen Reich nach den Wahlen des 12. November 1933; die Unsicherheit der Roten Armee, durch lautes Pfeifen im finstern Walde übertönt, auf der einen Seite, die Unsicherheit der schwergerüsteten Mächte gegenüber dem fast wehrlosen, aber innerlich zur Einheit geschmolzenen Deutschland auf der anderen beweisen gleichmäßig, wie wertvoll ein solches Einheitsgefühl als außenpolitischer Geltungshebel ist.

Genau wie einer der wohlwollenden Freunde der deutschen Volkheitserneuerung von Übersee aus, der scharfe indische weltpolitische und weltwirtschaftliche Beobachter B. K. Sarkar, erkannte und aussprach, daß Hitlers Hauptaufgabe eigentlich eine außenpolitische sei: den Minderwertigkeitskomplex aus der deutschen Volksseele „herauszuexerzieren" (wörtlich so!), der sich durch den Eindruck von 1918 aus einem einzigartigen Zusammenballen fremder Mächte gegen sie festgesetzt habe — genau so erkannten die Führer des japanischen Nationalsozialismus eine Schicksalsstunde, in der dem Volk vor der Größe seiner pazifischen Sendung und ihren riesigen Raumabmessungen bange wurde, und sie exerzierten dieses Bangen hinweg.

Fast gleichzeitig dämmerte in China und Indien die Erkenntnis auf, daß die

Anläufe, das Heil der großen Völkermassen von 353 Millionen an Indus und Ganges, 480 an Hwangho und Yangtse mit reinen Verwestlichungsmethoden, mit der flachen Weisheit drittklassiger u.s.amerikanischer Universitäten und unreifer Missionsstudenten zu suchen, auf Irrwege, ja zur Vernichtung führen könnten, und daß dieses Heil aus dem eigenen Boden, aus angestammten, erdhaften Grundzügen gewonnen werden müsse. Noch ist freilich diese Einsicht längst nicht allgemeines Gut und deshalb der Vorsprung Japans vor den zwei anderen unter den drei Hauptkulturländern des Ostens, den „sankoku", so weit, sein Führeranspruch auf diesen Vorsprung gegründet und durch ihn begründet.

Aber trotzdem tritt auch in China und Indien der Eindruck hervor, daß die Zukunft von einer Milliarde Menschen wieder einmal im Schmelztiegel (in the melting pot) im Wallen ist, daß viel davon abhängt, in welche Kanäle sich das nun einmal glühend und flüssig gewordene Erz ergießt. Daher die Riesenverantwortung dessen, der den Zapfen ausstößt!

Verstehen unsere Leser jetzt besser, warum die pazifische Flotte nach den u.s.amerikanischen Gewässern zurückfährt, wenn Roosevelt gut beraten ist, warum der japanische Nationalismus zu einer Verständigungskonferenz einlädt, obwohl er gewisse Wehrgesichtspunkte und die Anerkennung von Manchukuo als schwer durchschreitbares Joch vor die Türe dieser Tagung stellt? Warum nur in Moskau Kriegsgeheul angestimmt wird, obwohl man sich schwer hütet, den ersten Brand zu zu werfen, und warum Litwinow, zusammen mit u.s.amerikanischen Kriegsindustrien — welche seltsame Interessenverknüpfung! — sein möglichstes tut, um die USA. mit den SSSR. weitergehend zu verknüpfen, als wozu ein warnender Instinkt seinen Segen gibt?

Freilich: in „Kontinenten", in großen Räumen und Zusammenhängen muß man denken wollen, um sie zu überschauen. Das ist die Voraussetzung! Aber ohne sie kommen wir auch nie aus dem zweifelhaften „Glück im Winkel" heraus, in das wir von 1918 bis 1932 so kunstvoll hineinmanövriert worden sind, auch mit dem Segen Ramsay Macdonalds, der als Parteiführer Indien wie Mitteleuropa dieselben schönen Dinge mündlich und gedruckt versprochen und sie als Premier nie gehalten hat. Ist es ein Wunder, wenn es nun gerade Macdonald und seinem Kabinett aus dem Nahen Westen und dem Fernen Osten gleichmäßig entgegenschallt: Worte haben wir von euch gerade genug gehört! Eure Seite ist es, die nun endlich wirkliche Taten zeigen muß, Taten der Gleichberechtigung, Taten der Selbstbestimmung, der Abrüstung, der Wiedereröffnung der Erde, mit offener Tür und gleicher Gelegenheit für alle!

Hier aber wirkt sich die ganze Ungunst der Lage der großen Raubmächte der Erde aus, der ausschließlichen Kolonialausbeuter alten Stiles, gerade gegenüber dem Wandel der Gelegenheiten im indopazifischen Machtbereich. Sie bedeutet zugleich eine Lagengunst für die am Raub der „Goldfransen am Bettelmantel Asiens" nicht beteiligten Großkulturvölker diesseits und jenseits der Alpen, in

Deutschland und Italien. Und sie sollte im Grunde eine Interessengemeinschaft dieser Mächte mit den anderen raumbeengten, über See nicht mit Rohstoffgebieten oder Wandermöglichkeiten ausgestatteten Kleinstaaten Mittel- und Zwischeneuropas bedeuten, wenn deren Völker offene Augen für ihre geopolitischen Dauervorteile hätten. Wir haben diese Notgemeinschaft schon einmal in einer Skizze der „Geopolitik" (1931, Bd. 1, S. 352) nachgewiesen.

Wer Reiche mit 353, mit 25, mit 61 Millionen nach Selbstbestimmung ringender Menschen unterm Fuß halten will, wie England, Frankreich und ihre Trabanten, der kann eben schwer abrüsten; und alles Gerede um Abrüstung von Unterdrückern wirkt als Betrug! „Dies ist keine Zeit für irgendeine Kulturnation, mit ihrem Heer ein Possenspiel zu treiben, oder mit seinen Rivalen im Haag" (stimmt auch für Genf!) „Taschenspielerkünste durch Vertrauens-Tricks zu treiben. Abrüstungsgeschwätz aus dem Mund der Herren Indiens wäre im höchsten Grad lächerlich, wenn es nicht so gefährlich wäre." Mit diesen ehrlichen, harten, metallenen Sätzen eines geraden Soldaten hat einst Jan Hamilton sein Tagebuch über den Russisch-Japanischen Krieg eingeleitet (A Staff Officer's scrap book, London 1906, S. 7). Es sind dort noch viele andere Keulenschläge für das Lügenspiel in Genf aufgezeichnet, für solche, die aus Britenmund Wahrheit darüber hören wollen. Aber diese ist die härteste unter ihnen! — —

Ist noch irgendwer im Deutschland von 1933, der findet, daß solche Erinnerungen an scheinbar weit zurückliegende Zeiten, um 1906, nicht sehr zeitgemäß sind? Geopolitik arbeitet nicht von heute auf morgen, im Staube des Kampfgewühls eines einzigen Tags, sondern auf lange Sicht. So muß sie ihre Kraftlinien auch weit zurück verfolgen, soweit sie eben klar erkennbar sind. Noch schwanken die U.S.Amerikaner, ob sie in den Philippinen, auf Kuba und sonst im amerikanischen Mittelmeer sich in diese Schicksalskette einfügen oder lieber fernbleiben sollen. Der größte Entschluß in dieser Richtung wird vielleicht eben in diesen Tagen in Washington gefaßt oder abgewiesen werden müssen. Werden die U.S.Amerikaner eine Riesenrevolution gegen die Macht nicht nur des Pfundes, des Franken, des holländischen Gulden, des Yen, sondern auch des Dollars entfesseln, die am Ende ihres gemeinsamen Anfangs mit Moskau stehen könnte, ja mit großer Wahrscheinlichkeit als Schluß eines großasiatisch-pazifischen Krieges stehen muß? Ein solcher Ausgang — vor dem namentlich die „Far Eastern Review" immer wieder warnt — könnte mit der Vernichtung des chinesischen Markts auf lange Jahre verknüpft sein, den zu erobern die U.S.Amerikaner 1898 in den Pazifik auszogen, mit dem von ihnen selbst am eignen Boden verleugneten Wort „von der offenen Tür und gleichen Gelegenheit für alle".

Wo ist denn unterm Sternenbanner selbst nun „diese offene Tür, die gleiche Gelegenheit für alle"? Etwa in der Einwanderungsgesetzgebung, in der u.s.amerikanischen Küstenschiffahrtsauffassung der einen Ozean überspannenden Fahrt Ma-

nila—Hawai—Pudgetsund—Panama—New York? Oder in der Monopolherrschaft über die Philippinen? Im zweifelhaften Betreuungsglück von Kuba, Haiti, Nikaragua, Panama und Konsorten? Wird sie etwa durch das Schütteln von Panzerfäusten unter fremden Nasen herbeigeführt? Auch Japan steht vor schweren Entscheidungen, die freilich nicht erleichtert werden, wenn man ihm ausgerechnet von den Eroberern von Hawai, der Philippinen, Guams, Tutuilas, den Hochwarten der Rassensperrgesetzwächter aus zuruft: Quo vadis, Japan? „Quo vadis, Germany", hat uns auch schon um die Ohren geklungen! Wir wissen, was der sogenannte gute Wille dahinter wert war, als Narren auf Wilsons Rattenfängerpfiffe hin die Gewehre aus der Hand legten. Nach seinen Lügenpunkten kam Versailles! Ist es ein Wunder, wenn Japan schweigend auf Deutschlands Erfahrungen hinweist? — —

Auch Japan ist gewiß weltpolitisch weit vom Stande der unschuldigen Kindlein entfernt. Das zeigen wir in einer Reihe von Aufsätzen dieses Hefts. Aber wer hat es gezwungen, ein Raubtier unter Raubtieren zu werden? Ein Schütteln der bewaffneten Faust der USA. unter der Nase von 1854! Und wer hat es gezwungen — das am meisten ozeanische Reich der Erde —, mit einem heroischen Landheer auf das Festland zu steigen? Die Erwerber der russischen Rechte auf Ostasien, die heute die Sowjets innehaben, ohne auch nur auf den Gedanken zu kommen, die Ostasiaten östlich des Baikalsees als Ostasiaten nach ihrer Fasson selig werden zu lassen! Man frage die Burjäten, man frage Mongolen, die etwas zu verlieren hatten, man frage die deutschen, von dort geflüchteten Bauern, was sie an Selbstbestimmung unter den Sowjets erlebt haben.

Stehen wir aber im Westen dem Kampf- oder dem Freundschaftsgedränge zwischen den Dollar- und Tscherwonjez-Gläubigen auf der nordamerikanischen und der russischen Erde wirklich so fern, daß wir nicht mindestens aus dem lernen sollen, was die Ostasiaten im gleichen Gedränge erleben? Ein wertvolles Lehrbuch der Außenpolitik weltüber ist aufgeschlagen! Wollen wir nur die kleineuropäische Enge darin zur Kenntnis nehmen? Dann wird schwerlich eine Gelegenheit weltüber richtig benutzt werden, die unsere Dränger bindet und uns unverhoffte Bewegungsfreiheit bringen kann. In Wirklichkeit aber müßten wir doch Späher mit der Scharfsicht der hungernden Raben im Winter auf allen weltpolitischen Zäunen sitzen haben, auf nichts anderes bedacht, als wie sie den eigenen Raben Brot und Lebensraum erhalten, gewinnen und schaffen können. Auch als Spiel des Geistes betrachtet, gehört weltüberschauende wissenschaftliche Politik zu den dämonischen Reizen des Lebens. Wieviel mehr, wenn sie so untrennbar vom Brot mit den Lebensnotwendigkeiten für unseren Volksdruck verbunden ist! Die politische Erdoberfläche ist längst eine Einheit: keine Erschütterung, die nicht, wie ein Erdbeben, die Wellen auch an einen scheinbar geschützten, fernabliegenden Strand wirft und auch dort schwache Bauten zum Einsturz bringt, dem Willenstarken aber Möglichkeiten schafft, drückenden Gefängnismauern zu entrinnen!

OSKAR VON NIEDERMAYER:

Die Mandschurei

Eine wehrgeographische Betrachtung

Als Grenz- und Übergangsland hat die Mandschurei im Kampfe zwischen Japan, China und Rußland immer eine strategisch hervorragende Rolle gespielt und wird sie, worauf die jüngste Entwicklung im Fernen Osten hindeutet, auch in Zukunft spielen. Jede Kriegführung dort rückte das wehrgeographische Moment stets besonders in den Vordergrund. Das beweisen alle bisherigen kriegerischen Unternehmungen und die Art, wie die drei rivalisierenden Mächte von verschiedenen Standlinien aus die Beherrschung des Raumes erstrebten. Strategische Erwägungen bestimmten zuvörderst den Ausbau des Verkehrsnetzes; Bahnen und Begleitumstände des russisch-japanischen Krieges 1904/05 gaben den Hauptanstoß zu einer beispiellos schnellen wirtschaftlichen Entwicklung. Wirtschaftliche und militärische Fragen sind in der Mandschurei eng verknüpft.

Gewaltig sind die Ausmaße des Raumes: eine gerade Linie von Mandschuli bis Pogranitschnaja, in der Flucht der Ostchinabahn, und eine ebensolche Linie von der Sungarimündung bis Dairen mißt je 1200 km. Weitgreifend und kühn sehen wir die politischen Pläne der Anrainer im Frieden. Naturbedingungen und Verkehrserschließung werden aber die Kampfoperationen im Kriege immer auf gewisse Brennpunkte räumlich zusammendrängen. Entscheidend für den Charakter dieses Kampfes ist die beiderseitige Ausgangsbasis: die kontinentale des Amur-Ussuri-Bogens und die ozeanische der Japansee und des Gelben Meeres.

Im japanisch-chinesischen Krieg 1895 waren die Hauptkampfoperationen noch an die Küste gebunden; sie spielten sich am Jalu und auf Liaotung ab. 1905 zogen sie sich bereits mehr ins Innere. Sie erreichten ihr Ende zwischen Mukden und Tschangtschun, der alten und der neuen Hauptstadt. Weihaiwei, Formosa und Sachalin waren nur kleine, wenn auch in ihren Folgen bedeutsame Begleitoperationen des seebeherrschenden Inselreiches. Wurde der raumverachtende, durch zeitlichen Vorsprung begünstigte ozeanische Übergriff den Russen zum Verderben, so mußten die Japaner ihren festländischen Übergriff mit dem Rückzug des Jahres 1920 büßen. Das Festland muß mit festländischen Mitteln erobert und gehalten werden. Diese Erkenntnis haben sich die Japaner bei ihrem Eisenbahn- und Luftkrieg der letzten Jahre zu eigen gemacht. —

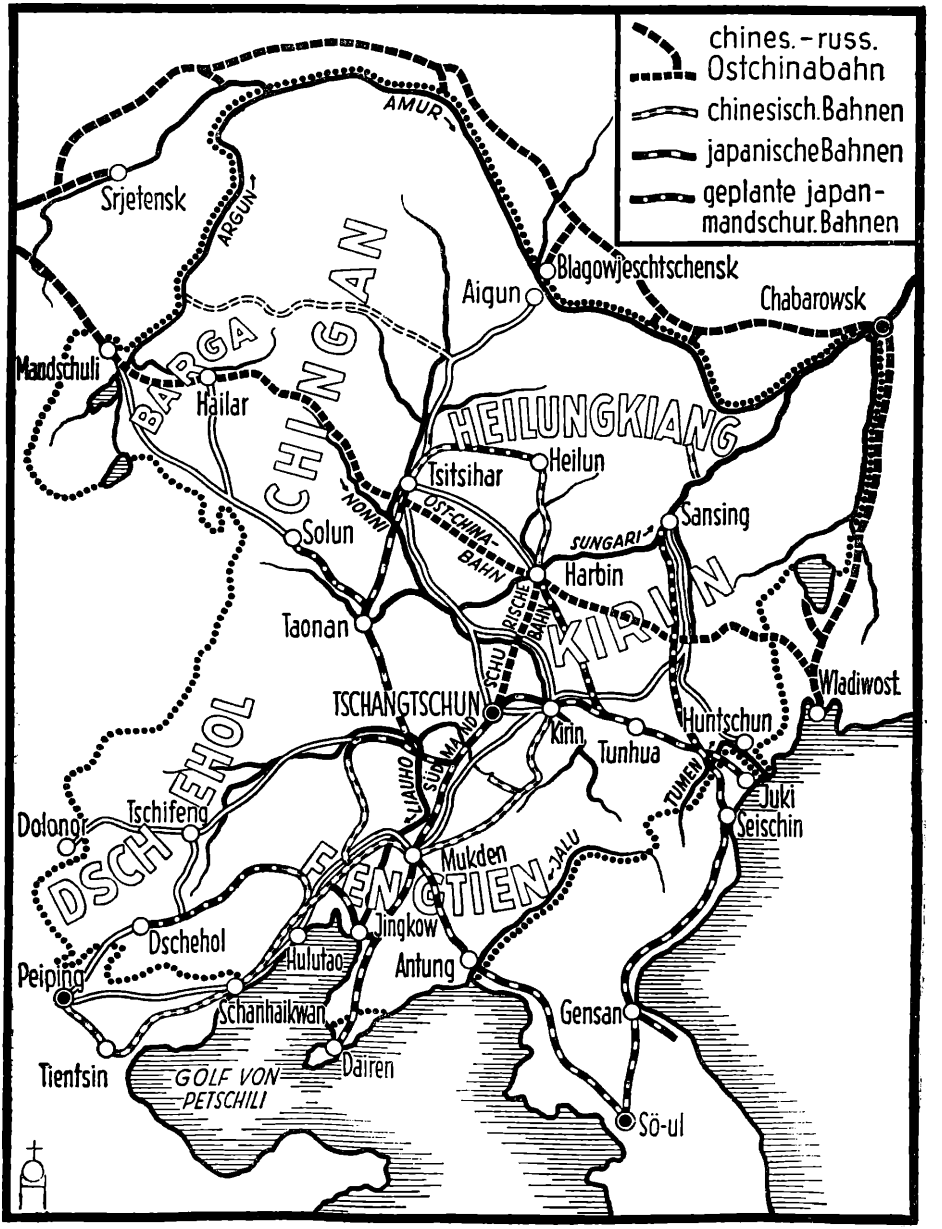
Soweit zum Grundsätzlichen der wehrgeographischen Raumnutzung seit Bestehen des mandschurischen Problems. Bevor wir weitere Schlußfolgerungen ziehen, sehen wir uns dieses ganze kontinental-ozeanische Übergangsland, dieses natürliche und politische Zerrungsgebiet, näher an.

Für unsere wehrgeographische Betrachtung wollen wir nicht die weite und geo-

graphisch wohl richtigere Begrenzung der Mandschurei nehmen, die man in der nördlichen Wasserscheide des Amur-Einzugsgebietes sehen kann, sondern die politische Grenze des heutigen Mandschureistaates, dessen innere Entwicklung sich im wesentlichen innerhalb augenfälliger, wenn auch nicht überall scheidender Naturgrenzen vollzieht: den Lauf des Amur im Norden, das langgestreckte Gebirge des Großen Chingan im Westen, das Gelbe Meer im Süden, den Talweg des Jalu und Tumen im Südosten, den Ussuri im Osten. Das politische Gebiet mit seinen fünf Provinzen Fengtien, Kirin, Heilungkiang, Chingan und Dschehol geht über diese Naturgrenzen hinaus und begreift nicht nur den alten mandschurischen Teil, sondern bereits verschiedene mongolische Landschaften im Westen ein. Auf der längsten Strecke ist die Mandschurei vom russischen Besitz umschlossen, aus dem die weit auseinander gelegenen Einfallspforten und -wege von Mandschuli, Aigun, der Sungarimündung und Pogranitschnaja auf der Linie Tsitsihar—Harbin zusammenführen. Im Süden hat sie nur einen schmalen Zugang zum Weltmeer, dessen Schlüssel in japanischer Hand sind. Die wertvollste und dichtest bevölkerte Provinz, Fengtien, wird durch das japanische Korea flankiert. Zwei Drittel des gesamten Landes, nämlich die nordmandschurischen Provinzen Heilungkiang, Kirin und Chingan, sind dem Amursystem tributär, ein Umstand, der wirtschaftlich besonders für die Erschließung der waldreichen Teile des Großen und Kleinen Chingan und der südöstlichen Randgebirge (Tschangpaischan) ins Gewicht fällt. Der Sungari und sein großer Nebenfluß Nonni waren im russisch-japanischen Krieg wichtige Etappenstraßen.

Die Sammelader und zugleich wirtschaftsgeographische Leitlinie der südlichen Mandschurei ist der Liaoho, der die südwestliche, mongolische Züge tragende Steppen- und Sawannenlandschaft Dschehol aufschließt und in seiner fruchtbaren Niederung die Hauptkulturzentren des Landes entstehen ließ. Das weit verzweigte Bahnnetz mindert hier die Bedeutung des für größere Schiffahrt zu seichten und zu Überschwemmungen neigenden Flusses als Verkehrsstraße sehr herab. Beide Tieflandskammern, die nördliche und die südliche, sind durch eine westöstlich gerichtete niedere (250 m) Schwelle getrennt, auf der die heutige Hauptstadt Tschangtschun (Hsingking) liegt, ein Knotenpunkt wichtigster Nord-Süd- und Ost-West-Verkehrswege. Durch die Südmandschurische Bahn ist diese Stadt verbunden mit dem Mittelpunkt der nördlichen Ebenenregion, der russischen Kolonialstadt Harbin, und dem Mittelpunkt des südlichen Tieflandes, dem für den neuen Staat zu sehr traditionsbelasteten, aber auch strategisch überflügelten Mukden. Der politische und strategische Schwerpunkt wanderte so nach Norden, 300 km Luftlinie von der koreanischen Grenze nach Nordwesten vorgeschoben, auf zwei Schienensträngen von der Meeresküste bei Antung und Seischin aus erreichbar.

Für China war die Mandschurei immer ein Grenzland gewesen. Nordöstlich von Peiping ist zwischen Gebirge und Meer ein schmaler Landstreifen frei gelassen, der


chines.-russ. Ostchinabahn
chinesisch. Bahnen
japanische Bahnen
geplante japan-mandschur. Bahnen
AMUR
ARGUN
Srjetensk
Blagowjeschtschensk
Aigun
Chabarowsk
Mandschuli
Hailar
BARGA
CHINGAN
HEILUNGKIANG
Heilun
Tsitsihar
NONNI
OST-CHINA-BAHN
Solun
SUNGARI
Sansing
Harbin
SÜDMANDSCHURISCHE BAHN
KIRIN
Taonan
SCHU
TSCHANGTSCHUN
Kirin
Tunhua
Huntschun
Wladiwostok
LIAUHO
SUNGARI
TUMEN
Juki
Seischin
Dolonor
Tschifeng
DSCHEHOL
Mukden
LIAO-TUNG
JALU
Jingkow
Dschehol
Hulutao
Antung
Peiping
Schanhaikwan
Gensan
Tientsin
GOLF VON PETSCHILI
Dairen
Sö-ul

bei Schanhaikwan die Verbindung zwischen beiden Ländern herstellt. Hier endet auch die Große Mauer, die an dem Gebirgs-Meertor den besten und kürzesten Abschluß fand. Auch an diesem Tor wacht heute Japan, die Chinesen hinter ihre alte Schutzmauer zurückdrängend und die Wege nach dem Süden beherrschend. Der dünne Verbindungsfaden zwischen China und der Mandschurei ist die strategische Schwäche von Chinas Stellung, die Japan mit seiner überlegenen militärischen Organisation sich zunutze machte.

Das so von China abgeschlossene Außenland hatten die mandschurischen Herrscher jahrhundertelang als ihr Krongut von chinesischer Einwanderung frei halten können, auch dann noch, als es durch Abgabe des Verwaltungspersonals fast menschenleer gepumpt worden war, bis schließlich das Bevölkerungsgefälle zu stark wurde und keine Mauer und kein Meer die chinesische Einwanderung im 19. Jahrhundert mehr aufzuhalten vermochte. In den letzten Jahrzehnten ergoß sich nun ein wachsender Strom von Chinesen, die vor dem Elend und den Unruhen ihrer Heimat flohen, in die Mandschurei, eine Völkerwanderung, wie sie die Geschichte in dieser Konzentration nicht kennt. Die Leitlinien dafür bildeten Bahnen und Flüsse, denen entlang die Besiedlung sich nach Norden vorschob, mit der Südmandschurischen Bahn als Hauptachse. Erst russische und dann japanische Kolonialtätigkeit und Ausbau der Verkehrswege schufen für diese chinesische Durchwanderung die Voraussetzungen.

Zahlenmäßig treten Russen, Japaner und Koreaner weit zurück hinter die Chinesen, die mit den stammverwandten, aber unvermischt nur noch in ganz geringer Zahl existierenden Mandschu etwa 95 v. H. einer Bevölkerung von 35 Millionen ausmachen. Noch sind weite Strecken, besonders im Nordwesten, menschenleer, noch beträgt die Dichte auf den Quadratkilometer dort kaum 1, während sie in Teilen der Provinz Fengtien schon sich dem Wert von 100 nähert. Das Land scheint fähig zu sein, die doppelte und dreifache Zahl seiner gegenwärtigen Bewohner aufzunehmen. Welch ein gewaltiges völkerpolitisches Problem taucht hier auf! Welch anderes wehrpolitisches Gesicht erhält dieser Raum, wenn er mit Menschen, mit chinesischen Menschen erfüllt sein wird, für Japan und für Rußland!

Schon geht die chinesische Unterwanderung über den Amur und Ussuri in menschenarmes, vom russischen Siedler ungern betretenes Land. Kein Kosakenkordon schützt mehr die Grenze. Die Revolution hat einen Teil der früheren russischen Kosaken auf die andere Seite des Amur getrieben. An wehrgeographisch wichtigen Stellen versuchen die Japaner heute eine Art eigenen Kosakentums anzusiedeln. Heute beherrscht Japan mit seiner Armee und seinem Verwaltungsapparat im wesentlichen das Land. Wie aber, wenn es noch viel dichter mit einer chinesischen Bevölkerung erfüllt sein wird, die in einem vielleicht doch einmal geordneten Staatswesen im Süden einen Rückhalt findet, und wenn dann der Russe immer noch in der Amurküstenprovinz sitzen sollte? Entscheidende militärische

Kampfhandlungen werden sich, wie erwähnt, immer schon wegen der Natur des Landes räumlich und zeitlich in engen Grenzen halten. Man bedenke nur, daß das Waldareal etwa 30 v. H. der Gesamtfläche ausmacht und besonders im Norden und Osten ein kaum überwindliches militärisches Hindernis bildet. Welchen Einfluß auf die Kriegführung aber die weiten einem Kampfschauplatz anliegenden Gebiete, die von einer zahlenmäßig überlegenen und feindlichen Bevölkerung bewohnt sind, einmal haben können, das läßt das heutige Bandenwesen ahnen, das in den waldreichen Gebirgs- und Grenzgegenden Unterschlupf und Rückhalt findet. Man denke hier nur an die Gefahren für die rückwärtigen Verbindungen und die Schienenwege.

Wie unfertig und politisch wie militärisch ungenügend geschützt der heutige Staat Mandschukuo ist, das zeigt seine Westgrenze, die im Norden über den Großen Chingan hinweg die am Argun gelegene Landschaft Barga und im Süden die Provinz Dschehol einbegreift. Damit zeigt der neue Staat eine klare Tendenz zur Entwicklung in die Innere Mongolei. Auch hier wieder mit strategischem Hintergrund: den westlichen Gebirgswall mit seinen Übergängen und das davor gelegene Glacis zu beherrschen, über das die großen Verbindungen des Westens, die Sibirische Bahn und die Linie Urga—Kalgan, führen. Der militärische Raid der Russen nach Barga im Jahre 1929 und die russische Stellung in der Äußeren Mongolei weisen auf diese Notwendigkeit hin. Der mäßig hohe Große Chingan selbst ist ein wechselnd starkes Hindernis. Heute verbietet sein nördlich der Ostchinabahn gelegener Teil durch Wald und Sumpf jegliche militärische Operation. Den einzigen militärisch bedeutenden Übergang stellt die Ostchinabahn dar, die den höchsten Teil in einem 3 km langen Tunnel überwindet. Südlich davon gibt es verschiedene alte Übergänge, vom Bahnendpunkt Solun nach Hailar und aus der Provinz Dschehol in die mongolische Hochsteppe, deren Ausbau für militärische Zwecke in Angriff genommen ist.

*

Selten tritt irgendwo so deutlich in die Erscheinung, daß die Verkehrserschließung die Grundlage aller militärischen und politischen Raumbeherrschung ist, wie in der Mandschurei, die Goblet geradezu eine „Eisenbahnschöpfung" nennt.

Die Seebasis beherrscht Japan, das alle militärisch wichtigen Häfen, wie Dairen, Seischin, und die Häfen der koreanischen Landbrücke in Händen hält. Dieser Entwicklung gegenüber sinken die verspäteten und unzureichenden Versuche der Chinesen im Golf von Petschili oder das alte, zum Absterben verurteilte Wladiwostok allmählich zur Bedeutungslosigkeit herab. Der einzige eisfreie, aber für größeren Schiffahrtsverkehr ungeeignete Hafen ist der von Port Arthur. Alle anderen Häfen von Mandschukuo und Kwantung sind in der Zeit von Dezember bis Februar zugefroren, werden aber teilweise, so besonders der weitaus wichtigste unter ihnen, Dairen, durch Eisbrecher offen gehalten. Der Entwicklung der Häfen des Golfes von Petschili und Antungs sind das seichte Wasser und Sandbänke hinderlich. Die

japanischen Häfen im Kwantungpachtgebiet und in Korea sind die Ausgangspunkte der japanischen Herrschaft und in naher, von der eigenen Flotte beherrschten Seeverbindung mit den Heimatinseln.

Das Flußsystem des Liaoho und Amur gibt die besten natürlichen Verbindungswege. Der Sungari ist auf einer Länge von 700 km für Schiffe von 1000 t passierbar. Die winterliche Vereisung schränkt freilich die Verwendung dieser Flüsse erheblich ein. Sie beträgt im Norden 5—6 Monate, im Süden 1—2 Monate weniger. Im Winter werden die Flüsse zu viel benutzten Fahrwegen; ihre Eisdicke ermöglicht größte Tragfähigkeit. Sie haben um so größere Bedeutung, als das Land bis heute moderne Straßen so gut wie gar nicht kennt. Wohl zählt man 15 000 km mit Kraftwagen befahrbare Wege, doch werden diese durch Überschwemmungen und die sommerliche Regenzeit meist unbenützbar. Erst der gefrorene und mit einer leichten Schneedecke geschützte Boden ermöglicht größeren Überlandverkehr mit Wagen, der sich seit alters im Winter abzuspielen pflegt, ungeachtet der hohen Kältegrade (Mukden: Januar-Mittel -13^0, Tsitsihar -22^0). Welche außerordentliche Behinderung für militärische Operationen diese klimatischen Bedingungen und dieser Mangel an brauchbaren Landstraßen darstellen, liegt auf der Hand. Diese klimatischen Bedingungen sind es auch, die zu Winterbeginn die sich verschärfende diplomatische Sprache zwischen Rußland und Japan gefahrloser zu machen pflegen. Die alten Regierungsstraßen waren wohl einmal besser im Stande; sie führten von Peiping über Mukden nach Kirin, von wo eine östliche Straße durch das Mutantal an den Unterlauf des Sungari und eine westliche den Nonnifluß aufwärts nach Tsitsihar und Aigun an den Amur weiterging.

In einem solchen Lande mußte der Bahnbau entscheidende Bedeutung gewinnen; in ihm drückte sich der Kampf um Raumbeherrschung zwischen Rußland, Japan und China am sinnfälligsten aus. Um die Bahnen kristallisierte sich die neue Besiedlung; an sie haben sich auch alle militärischen Operationen zu klammern. Wo sie verlassen werden müssen, entstehen ungeheure Schwierigkeiten, auch für kleinere Truppenkörper, wie der japanische Vormarsch in Dschehol bezeugt. Die Linienführung folgte vielfach den alten Regierungsstraßen. Seit Ende des 19. Jahrhunderts tobt ein latenter Eisenbahnkrieg, dessen Ausgangspunkt der gegen Japans Vordringen gerichtete russisch-chinesische Geheimvertrag vom Jahre 1896 war. Nach dessen Abschluß baute Rußland in einer erstaunlich kurzen Zeit die Ostchinabahn mit ihrer von Harbin auf Liaotung führenden Zweiglinie aus. Dieses gewaltige und kühne Verkehrskreuz war der Rückhalt für Rußlands Vorgehen zur Gewinnung eines eisfreien Hafens am Gelben Meer, dem sehr bald der japanische Flankenstoß gefährlich wurde. Rußland verteidigt heute die Reste seiner aus einer kolonial-imperialistischen Zeit überkommenen und sogar noch in der jüngsten Zeit (1929) militärisch beschützten Rechte an dieser Bahn, zum Schutze seiner fernöstlichen Provinz und seiner Stellung in der Nordmandschurei (Harbin!). Ein

Kampf, dessen geringe Erfolgsaussichten Rußland veranlassen, mit allen Mitteln, und sei es auch mit einer starken militärischen Demonstration, einen kriegerischen Konflikt mit Japan zu vermeiden und sich angesichts der unzweifelhaften japanischen Rüstungen wie seiner heutigen zeitlichen und räumlichen Lagegunst der amerikanischen Hilfe zu versichern.

Die Russen konnten nicht verhindern, daß die Japaner durch Parallelbahnen und Zweiglinien die Ostchinabahn wirtschaftlich und militärisch entwerteten und den Hauptverkehr auf ihre Seehäfen ablenkten; werden sie auch den Vorstoß japanisch-mandschurischer Zweiglinien bis an den Amur, die Voraussetzung für eine Pazifizierung dieses unruhigen Grenzgebiets, ruhig geschehen lassen? Drohend weisen die neuen Verkehrsrichtungen und Bahnansätze nach Blagoweschtschensk und Chabarowsk, dem russischen Mittelpunkt der Verteidigung des Fernostbesitzes. Auch die breite russische Spur der Ostchinabahn ist für Mandschukuo-Japan wirtschaftlich und militärisch künftig untragbar.

Während so im Norden der russische Einfluß in der Verkehrspolitik mehr und mehr aus dem Lande gedrängt wird, geht der Ausbau des südlichen Bahnnetzes, das sich um die mit außerordentlichen Vorrechten und Mitteln ausgestattete Südmandschurische Bahn gruppiert, rasch vorwärts. Von wirtschaftlich und strategisch hervorragender Bedeutung ist die nunmehr fertiggestellte Verbindung von dem auch im Winter offenen Hafen Seischin über Kainei, Tunhua nach Kirin, die es ermöglicht, Truppen nicht mehr auf dem längeren gefährdeteren Südweg durch das Gelbe Meer, sondern erheblich kürzer, schneller und sicherer über die Japansee von den Ausgangshäfen Tsuruga und Niigata nach dem Festland zu bringen. Ein Blick auf die Karte genügt, um die strategische Rolle der Provinz Kirin bei einem kriegerischen Konflikt zwischen Rußland und Japan erkennen zu lassen. Die von chinesischer Seite in Angriff genommenen Bahnen, in denen der Gedanke der Ablenkung und Richtung auf das Stammland und der Schwächung der Südmandschurischen Bahn durch den Bau westlich und östlich geführter Parallellinien zum Ausdruck kommt, wurden von Japan abgefangen oder in ihrer strategischen Linienführung beeinflußt. Sie sind heute in dem „unabhängigen" Mandschukuo unter seiner ausschließlichen militärischen Kontrolle. Der Anschluß von Dschehol an das mandschurische Bahnnetz ist nur mehr eine Frage der Zeit.

So hat dieser militärische Eisenbahnkrieg der Mandschurei ein Verkehrsnetz gegeben, das dichter ist als das Chinas und des angrenzenden Rußland, und das die Grundlage für den wirtschaftlichen Ausbau des Landes bildete. Aber in einer bestimmten von Japan gewollten Richtung. Tanaka hat als Schlüssel der japanischen Kontinentalpolitik den Bau eines „Umgehungsbahnnetzes" in der Mandschurei und Mongolei bezeichnet, das Chinas militärische, wirtschaftliche und politische Entwicklung hintanhalten und das Eindringen russischen Einflusses verhindern sollte. —

*

Bahnbau, Wirtschaft und Kriegführung hängen aufs engste zusammen. Erst die strategisch-wirtschaftliche Betrachtung des Landes gibt uns die Erklärung seiner Bedeutung für die angrenzenden Mächte und deren erbitterten Kampf.

Die um Flüsse und Bahnen gruppierten Ebenen bestehen aus Flußanschwemmungen und Löß und bieten günstigste Bedingungen dem Anbau, der infolge der heißen und genügend feuchten Sommer auf künstliche Bewässerung verzichten kann. Die Mandschurei scheint berufen, eine reiche Kornkammer zu werden, bebaut von chinesischen Bauern. Das anbaufähige Land wird auf 28 v. H. der Gesamtfläche geschätzt; davon ist heute noch nicht einmal die Hälfte unter Kultur. Wo das Land verkehrserschlossen ist, also vor allem im ganzen Bereich der Südmandschurischen Bahn, ist es auch am stärksten bebaut; die abgelegenen nördlichen Gebiete harren noch der Erschließung.

Beherrscht Kauliang, Hirse, Mais und Reis vor allem den Süden, so Weizen den Norden. Die Hauptfrucht aber ist die nahrhafte und vielseitig verwendbare Sojabohne, die etwa an der Schwelle von Tschangtschun den Mittelpunkt ihres Anbaues hat und sich nach Süden und noch mehr nach Norden immer weiter verbreitet. Sie bildet den Hauptexportartikel für alle Welt und die Ölkuchen sind ein unentbehrliches Düngemittel für die japanische Landwirtschaft.

Die trockeneren westlichen Teile des Landes an der mongolischen Grenze eignen sich vorzüglich zur Viehzucht und Wolleerzeugung, die Japan von fremder Wolle unabhängig machen könnte. Die Baumwollanbaufläche (Fengtien) steht im Begriff, erheblich erweitert zu werden. Der ganze Anbau und Handel ist heute vorwiegend unter japanischer Kontrolle, Dairen zum Hauptausfuhrhafen geworden; über ihn gehen drei Viertel des gesamten Exports.

Japan hat auch den früheren russischen und chinesischen Raubbau in den östlichen und nördlichen Wäldern unterbunden und besondere Maßnahmen zur Erschließung dieser Wälder getroffen. Die Hauptsammel- und Transportader für das Holz ist der Sungari, dessen Nordabfluß hier wieder die wirtschaftliche Bedeutung des Amur-Unterlaufs für Japan erkennen läßt. Noch ist die Entwicklung nicht so weit vorgeschritten; man kann sie aber ahnen, wenn man sich vor Augen hält, daß die Mandschurei durch ihren Waldreichtum berufen erscheint, einmal der Hauptholzlieferant im ganzen westlichen Pazifik zu werden.

Was die Mandschurei ferner für Japan besonders begehrenswert macht, das sind ihre Bodenschätze, vor allem Kohle und Eisen, die in der Provinz Fengtien besonders günstig für die Ausfuhr liegen. Dort kommen auch reiche ölhaltige Schiefer vor. Diesen Bodenschätzen gegenüber treten die anderen, wie Kupfer, Aluminium, Magnesium, Silber, Blei und Gold, zurück. Die Ausbeute der Bodenschätze ist im wesentlichen der Südmandschurischen Bahngesellschaft übertragen, die hierin gewaltige Geldmittel investiert hat.

Man hat von japanischer Seite für das Vorgehen in der Mandschurei die Notwendigkeit der Gewinnung neuen Siedlungsraumes und der Nahrungs- und Rohstoffergänzung angeführt. Es sei hier nur auf das so offene und aufschlußreiche Tanaka-Memorandum über die positive Politik Japans in der Mandschurei hingewiesen.

Daß die Mandschurei kein Siedlungsraum für den japanischen Bevölkerungsüberschuß ist, hat die ganze bisherige Entwicklung bewiesen. Klimatische Bedingungen und der höhere Lebensstandard des Japaners verhindern das. Die japanische Bevölkerung beträgt noch nicht einmal $^1/_4$ Million, von der vielleicht 3 v. H. in der Landwirtschaft tätig sind. Dafür aber begünstigt Japan die koreanische Einwanderung, die es besonders an der russischen Grenze für militärisch bedeutungsvoll hält.

Als Absatzmarkt für japanische Industriewaren steht die Mandschurei trotz der gewaltigen Steigerung der japanischen Ausfuhr noch weit hinter China und anderen Ländern zurück.

Die Kohle von Fuschun ist zweifellos eine wertvolle Ergänzung der einheimischen Bestände Japans. Die gesamten Reserven werden auf 2,5 Milliarden t geschätzt. Die Eisenerzlager (1,2 Milliarden t) dagegen haben infolge des geringen Eisengehaltes und der kostspieligen Aufbereitung rein wirtschaftlich nicht die Bedeutung wie die aus China und der Malaienhalbinsel bezogenen Erze. Ähnlich steht die Erdölgewinnung, die heute noch nicht mit der Zufuhr von Übersee konkurrieren kann. Die Ölschieferreserven werden mit 5,2 Milliarden t beziffert.

Und doch hat Japan alle Vorbereitungen zu einem großzügigen Abbau dieser Erdschätze getroffen. Kein Zweifel, es will sich ihrer für den Fall eines Krieges und der Unterbrechung seiner überseeischen Verbindungen versichern. Vorausschauend scheut es keine finanziellen Opfer, um im Bedarfsfalle aus diesen liegenden Reserven seine eigene Rohstoffversorgung ergänzen zu können.

Ganz ähnlich steht es mit der Ernährungsergänzung. Wenn man bedenkt, daß Japans eigener Reisbau zur Ernährung der eigenen Bevölkerung auch heute noch hinreicht, und wenn man ferner berücksichtigt, daß der mandschurische Export überwiegend — vielfach mit japanischer Vermittlung — in andere Länder geht, und schließlich, daß heute ein japanisch-mandschurischer Wirtschaftsplan das gesamte Verkehrswesen und die Ausbeute der für die Kriegsversorgung wichtigsten Rohstoffe monopolartig zusammenzufassen und auszubauen sucht, dann kann man über den strategisch-wirtschaftlichen Charakter solchen Vorgehens keinen Zweifel haben. Daß die Industrie- und Handelskreise des Mutterlandes sich gegen ein solches Wirtschaftsprogramm, das rein wirtschaftlich schwere Nachteile mit sich bringt, zur Wehr setzen, ist nicht verwunderlich. Sie dürften aber keine großen Erfolge erringen gegen die staatlichen Hauptträger einer großzügigen Reichs-

politik in der Mandschurei, die Südmandschurische Bahn und — den japanischen Generalstab.

Japan hat bis heute in der Mandschurei über 3 Milliarden Mark investiert und besitzt damit 73 v. H. aller fremden Kapitalsanlagen. In weitem Abstand folgen Rußland, England, Amerika und Frankreich mit zusammen 550 Millionen Mark. Der russische Besitz an der Ostchinabahn ist heute praktisch wenig mehr wert. Der große japanische Besitz und der mit ihm zusammenhängende Handel mußte so lange schwer getroffen werden, als die seit 25 Jahren China beunruhigenden Wirren auch in die Mandschurei übergreifen konnten. Dem ist durch die Schaffung des neuen von China abgetrennten Staates vorläufig ein Riegel vorgeschoben.

*

Überblicken wir noch einmal kurz die gesamte Lage: China hat den großen mandschurischen Lebensraum jahrhundertelang abseits liegen gelassen, bis Rußland sich in ihm festzusetzen und ihn kolonisatorisch auszubeuten begann und Japan ihn dann als Rußlands Nachfolger mit modernem Leben erfüllte. Rußland brauchte ihn als Verbindungsglied zum Fernen Osten auf seinem Wege zu einem eisfreien Hafen. Wirtschaftlich kann Rußland auf die Mandschurei verzichten. Die Hauptgrundlagen seiner Stellung hat Rußland heute verloren: der Weg zum eisfreien Port Arthur ist ihm verbaut, die Ostchinabahn durch die japanische Bahnentwicklung entwertet. Freilich stellt sein heute militärisch stark geschützter Fernöstlicher Küstenbesitz, der ihm seit 1857 gehört, mit Chabarowsk und Wladiwostok eine latente Bedrohung der vom japanischen Inselreich nach Westen ins Festland hineinreichenden strategischen Verbindungen dar.

Japan mußte der Bedrohung seines Meeres durch Rußland begegnen: von der Verteidigung seines koreanischen Besitzes schritt es mit beispielloser Zähigkeit und Folgerichtigkeit, gestützt auf seine nahe Seebasis, bis zur heute fast vollzogenen Beherrschung eines aus dem Verband des Chinesischen Reiches gelösten Staates, dessen Naturschätze und kontinentale Verbindungen es strategisch nicht entbehren kann. Was es in einem Kriege gegen Rußland oder im Pazifik braucht, kann es ausschließlich aus der Mandschurei nehmen. Es hat klar die ihm in Zukunft drohenden Gefahren erkannt, von chinesischer, russischer und anderer Seite. Aber noch lange nicht ist China geeinigt, und der wirtschaftliche Ausbau Russisch-Asiens stark genug (Ural—Altai!). Noch sind die anderen Länder zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Noch immer hat Rußland zur Führung militärischer Operationen im Fernen Osten nur die einzige ungenügende, wenn auch jetzt größtenteils zweigleisig ausgebaute Bahn. Und die anderen Mächte, die selbst so reichen Kolonialbesitz in China und seinen Meeren haben, vermag Japan mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Was Wunder, daß es heute die Gunst der Zeit nützt, seinen Festlandsbesitz noch weiter auszudehnen und zu sichern? Auf seinem „kaiserlichen Weg" schreitet Japan zwangsläufig fort nach Westen. Seine strategischen Gedanken kreisen

heute um den Anschluß und die Durchdringung der Inneren Mongolei; über sie führt der Weg zum Besitz der Nördlichen Mandschurei. Die neue Ausgangsbasis dafür ist die Linie Schanhaikwan—Tsitsihar.

Und China? Es beherrscht nicht mehr das große Einfallstor aus dem Norden, dessen Gefahren es im Laufe seiner Geschichte so oft zu spüren bekommen hat. Es braucht die Mandschurei als Puffer gegen Japan und Rußland, als Rohstoff- und Siedlungsgebiet für seine Übervölkerung. Es beruft sich mit Recht darauf, daß chinesische Arbeit das Land bebaut. Freilich vermochte es bis heute der militärisch straffen Organisation der japanischen Wirtschaft nur seine alte organisationslose Einzelwirtschaft entgegenzustellen. Auf lange Sicht aber dürfte den Kampf um Boden und Raum nur der gewinnen, der ihm durch Leistung der Urproduktion am engsten verbunden ist. So scheint es, als ob die Zeit im Streit der Großmächte um die Mandschurei für China arbeite.

SIEGFRIED WARNECK:

Das Problem der Ostchinesischen Bahn

Harbin, Herbst 1933

Seit dem 26. Juni dieses Jahres tagte in Tokio die russisch-mandschurische Konferenz. Neben den fast gleichzeitig abgehaltenen großen Weltkonferenzen in Genf und London erschien sie dem Uneingeweihten vielleicht als nicht sehr bedeutend: ihr Zweck ist die Übergabe der sowjetrussischen Rechte an der Ostchinesischen Bahn in mandschurische Hände. Diese Konferenz ist aber in zweierlei Hinsicht von erheblichem Interesse. Es ist der erste Fall, daß eine europäische Großmacht in direkte und offizielle Verhandlungen mit Manchukuo tritt. De facto hat diese Großmacht — Rußland — durch ihre Teilnahme an der Konferenz den Staat Manchukuo anerkannt. Zweitens kennzeichnet die Tatsache der Einberufung der Tokioer Konferenz den Eintritt einer neuen Phase im politischen und wirtschaftlichen Ringen um das Stammland des ehemaligen chinesischen Kaiserhauses. Es handelt sich keineswegs um die nur technisch interessante Frage des Verkaufs eines verhältnismäßig bedeutungslos gewordenen Transportunternehmens — wie Manchukuo die Sache darzustellen sucht. Auf dem Spiel steht vielmehr alles, was die Sowjetunion unter dem Aushängeschild „Ostchinesische Eisenbahn" in der Mandschurei vom zaristischen Rußland geerbt hat: neben dem eigentlichen, weitverzweigten Millionenunternehmen der Bahn mit ihren Waldkonzessionen, Kohlengruben, großem Grundeigentum, ein nicht zu unterschätzender politischer und wirtschaftlicher Einfluß, verbunden mit verschiedenen, zum Teil allerdings schon erloschenen Vorrechten und Privilegien. Die Eisenbahnen sind die einzig wirksamen Verbindungslinien in der Geschichte der wirtschaftlichen und politischen Erschließung der Mandschurei seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts;

unter ihnen hat die Ostchinesische Bahn seit jeher den Eckstein und die tatsächliche Grundlage des russischen Einflusses im Lande gebildet. Rußlands Stellung in der Mandschurei war auch nach dem Weltkriege von so großem Wert für die gesamte politische Haltung der Sowjetunion im Fernen Osten, daß Moskau sich nicht zur bedingungslosen Preisgabe des zaristischen Nachlasses entschließen konnte, wie dies z. B. in Persien der Fall war, sondern im Gegenteil bemüht war, sich diese Hinterlassenschaft durch die Verträge von Peking und Mukden im Jahre 1924 zu sichern. Im Januar 1925 sicherte man sich auch von japanischer Seite, indem dem neuen russisch-japanischen Vertrag von Peking die Bestimmung hinzugefügt wurde, daß der Friedensvertrag von Portsmouth (1905) auch fernerhin in Kraft bleibe.

Die Verträge von 1924 sind insofern beachtenswert, als sie die rechtliche Basis der russischen Ansprüche auf die Ostbahn bilden. Beide Verträge, die einander in der Abfassung höchst ähnlich sind, suchen die, trotz aller entgegengesetzten Behauptungen, immer noch „imperialistische" Natur der Bahn durch die Klausel zu verschleiern, daß die Bahn ein gemeinsames, rein kommerzielles Unternehmen Rußlands und Chinas sei. Mit dieser Bestimmung bekräftigen die mandschurischen Vertreter in Tokio ihre Behauptung, der Verkauf der Bahn sei politisch völlig bedeutungslos, und es handle sich nur um die rein geschäftliche Auseinandersetzung zweier Mitinhaber eines gemeinsam auszuübenden Rechts. Der Vertrag von Mukden setzt ferner die Frist der russischen Bahnkonzession von den ursprünglichen 80 bis auf 60 Jahre herab. Demnach muß die Bahn 1963 unentgeltlich in Chinas Hände übergehen. Außerdem ist in beiden Verträgen Chinas Recht festgesetzt, die Bahn jederzeit, jedoch nur mit rein chinesischem Kapital auszukaufen[1]). Diese Klausel ist bei den jetzigen Verhandlungen von besonderer Wichtigkeit, da sie die Einberufung der Tokioer Konferenz ermöglichte. Allerdings muß man berücksichtigen: wenn man sogar Manchukuo als rechtlichen Erben Chinas an der Ostbahn anerkennt, wenn der Verkaufskontrakt wirklich zustande kommen sollte, ist auf jeden Fall mit einer gröblichen Verletzung gerade dieses Artikels zu rechnen; denn Manchukuo verfügt ja vorläufig noch nicht über rein mandschurisches Kapital! Neben weiteren Bestimmungen über die Organisation der höchsten Bahnverwaltung, die derart zusammengesetzt wird, daß die russischen Vertreter in allen wichtigen technischen und finanziellen Fragen die entscheidende Stimme haben, enthalten die Verträge von 1924 noch eine wichtige Klausel: die alten Verträge Rußlands mit China von 1896 und 1898 sowie die vom russischen Kaiser bestätigten Satzungen der Eisenbahngesellschaft müssen binnen vier Monaten revidiert werden; ihre Bestimmungen bleiben jedoch, soweit sie nicht vertragswidrig sind, bis zur erfolgten Durchsicht und Umarbeitung in Kraft. Da nun die erwähnte Revision der alten Verträge und Satzungen bis heute noch nicht

1) Laut dem Baukontrakt von 1896 bestand solch ein Recht erst nach Ablauf von 33 Jahren seit der Inbetriebnahme der Bahn (also nach 1936).

erfolgt ist, betrachtet Rußland sie als bindend und rechtskräftig, ein Standpunkt, der bei den Vertretern der Mandschurei höchste Erbitterung hervorruft. Diese Unzufriedenheit ist leicht erklärlich, wenn man etwa bedenkt, daß die Verträge von 1924 die Frage nach dem Eigentümer der Bahn nicht direkt berühren und sie offen lassen, während aus den ursprünglichen Verträgen sinngemäß klar hervortritt, daß nur Rußland oder, genauer, die russische „Aktiengesellschaft der Ostchinesischen Eisenbahn", als Eigentümer gelten kann, keineswegs China bzw. Manchukuo.

Wie große Bedeutung die Sowjetunion der damit geschaffenen Ordnung beilegt, zeigte der russisch-chinesische Konflikt von 1929, in dem die Sowjetregierung vor der Anwendung von Waffengewalt nicht zurückschreckte, trotzdem sie soeben erst den Kellogpakt unterzeichnet hatte und Gefahr lief, in der ganzen Welt als „imperialistisch" verschrien zu werden. Am 22. Dezember 1929 erreichte sie durch das Protokoll von Habarowsk die Wiederherstellung der vorkonfliktlichen Lage an der Ostchinesischen Bahn nebst Wiederbestätigung der Rechtsgültigkeit der Verträge von 1924 (Art. 1), die Wiedereröffnung der russischen diplomatischen Vertretungen innerhalb der Mandschurei (Art. 5) und die Wiederaufnahme der normalen Tätigkeit der sowjetrussischen Handelsorganisationen daselbst (Art. 6). Die bereits 1924 vorgesehene endgültige Regelung verschiedener noch ausstehender Streitfragen, wie z. B. die Frage der Sungarischiffahrt, wurde einer zu berufenden russisch-chinesischen Konferenz anheimgestellt, die auch tatsächlich Anfang Sommer 1930 in Moskau zusammentrat, um ergebnislos bis zu Beginn des gegenwärtigen chinesisch-japanischen Konflikts zu tagen.

Rechtlich sind die in Habarowsk von neuem festgelegten Grundsätze auch heute noch in Kraft. Das folgt, wie aus den beim Ausbruch des Konflikts gegebenen und später mehrmals wiederholten Versicherungen der kaiserlich japanischen Regierung, so auch aus der an die Sowjetunion gerichteten Note der Regierung von Manchukuo vom 12. März 1932, in der die Einhaltung aller Bestimmungen der Verträge mit China feierlichst versprochen wird. Man darf sich jedoch der Tatsache nicht verschließen, daß sie durch die 1931—33 geschaffene vollständige Umwandlung der politischen Lage in der Mandschurei bereits vom Leben überholt und veraltet sind. Die bisherigen Verträge zwischen Japan, Rußland und China über die Mandschurei bildeten stets den Ausdruck des tatsächlichen Kräfteverhältnisses im Lande und hatten als solche ihre Berechtigung. — Die immer vorhandene, jedoch mehr oder weniger verschleierte Eifersucht zwischen den beiden Großmächten, Rußland und Japan, wurde jahrelang von dem beiderseitigen Wunsche überwogen, das Auftreten einer dritten Macht in der Mandschurei zur Unmöglichkeit zu machen und den status quo aufrechtzuerhalten. Der Umstand, daß das Hoheitsrecht über das Land China gehörte, war der dauernden Erhaltung des Friedens ungemein günstig. Vieles, worüber man sich nicht einigen konnte, wurde bis auf

weiteres den Chinesen überlassen. Mit der Gründung von Manchukuo ist dieses, immerhin noch ziemlich „glückliche" Verhältnis zerstört worden, da der neue Staat in dem Sinne, wie China es war, nicht mehr als „neutral" betrachtet werden kann: er vertritt ausgesprochen die Sache Japans, eine Einstellung, die von der neuen Regierung dringend die Ausmerzung aller nichtjapanischen politischen und wirtschaftlichen Einflüsse in der Mandschurei fordert — vor allem natürlich der russischen. Politisch besitzen die Russen zwar keine vertraglich anerkannten Vorrechte mehr, wirtschaftlich können sie jedoch mittels der von ihnen geleiteten Ostbahn einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Nordmandschurei ausüben. Die von den Russen hartnäckig aufrechterhaltene Selbständigkeit und die tatsächliche Unabhängigkeit der Ostbahn von der Hsinkinger Regierung bei gleichzeitiger Abhängigkeit von Moskau ist der Anstoßpunkt, den Manchukuo beseitigt sehen will. Grundsätzlich hätte man nichts gegen eine weitere Anteilnahme der Russen an der Verwaltung und den Profiten der Bahn einzuwenden, unter der wichtigen Bedingung jedoch, daß die Ostbahn auf ihre Sonderstellung verzichtet und sich vollkommen dem von der Südmandschurischen Bahn geleiteten System der Staatsbahnen von Manchukuo anschließt. Die Ostchinesische (oder Nordmandschurische, wie sie neuerdings genannt wird) Bahn soll aufhören, ein Staat im Staate zu sein, mit eigenen Zwecken, eigener Verwaltung, ja sogar eigener Währung (Goldrubel). Dies ist das hauptsächliche Bestreben der mandschurischen Regierung. Die Ostbahn soll den Zwecken Manchukuos und nicht denen Rußlands dienen wie bisher. Alle Maßnahmen der Regierung von Hsinking und ihrer Berater und Mitarbeiter japanischer Nationalität (jedoch mandschurischer Staatsangehörigkeit!) seit Anfang 1933 waren dahin gerichtet, diesen Zweck möglichst schnell zu erreichen.

Unter dem Vorwande, daß Rußland vertragswidrigen Transitverkehr zwischen den russischen Bahnen über die Ostbahn unterhalte und daß es ferner das rollende Material der Ostbahn in seinen Bereich über die Grenze schmuggle, haben die Vertreter des mandschurischen Verkehrsministeriums Anfang April den Durchgangsverkehr über Manchuli und am 31. Mai auch den über Pogranitschnaja nach Wladiwostock gesperrt. Die Ausgangsweichen der betreffenden Stationen wurden im wörtlichen Sinne des Wortes „abgeschlossen". Vom russischen Standpunkte aus handelte es sich dabei um offenen Vertragsbruch, da das bei der, besonders im Winter, schwachen Durchlaßfähigkeit der Amurbahn für Rußland überaus wichtige Recht, Transitverkehr über die Mandschurei zu unterhalten, durch die alten Verträge zugesichert war. Um so mehr widerrechtlich erschien die Schließung des auch durch spätere Abmachungen zwischen der Ost- und der Ussuribahn geschützten Durchgangsverkehrs nach Wladiwostock. Mit dieser Maßnahme wurde die gesamte Tarifpolitik der Sowjetvertreter über den Haufen geworfen und die Hauptstrecke der Ostbahn lahmgelegt. Um die Russen zur schnelleren Aufgabe ihrer Stellung an

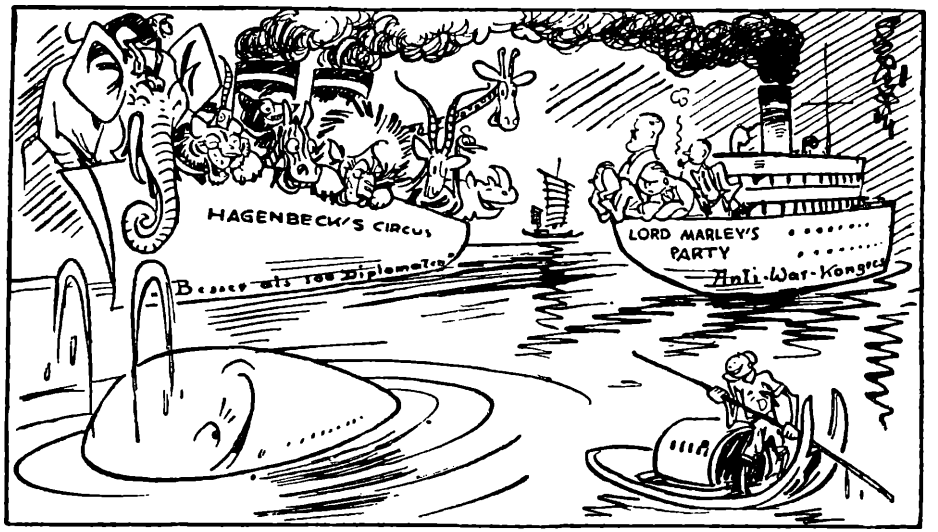
der Ostbahn zu bewegen, wurde ferner alles unternommen, die Einnahmen der Bahn auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Die im Frühjahr erfolgte Vollendung der die Hulan—Hailun-Bahn mit dem Gesamtnetz der unter japanischer Kontrolle stehenden Normalspurbahnen verbindenden Köschan—Hailun-Bahn[1]) ermöglichte die vollständige Meidung der Südstrecke der Ostbahn für viele wichtige Stapelgüter der Nordmandschurei. Die von den Sowjetvertretern starrköpfig aufrechterhaltenen unnormal hohen Goldtarife der Strecke Harbin—Changchun (Hsinking) haben bei dieser Entwicklung eine bedeutende Rolle gespielt. Auch auf dem Weg der Verschiffung auf dem Sungari gelang es dem großen japanischen Transportunternehmen, der Kokusai Uniu Kabusiki Kaisha, große Gütermengen (Bohnen) der Ostbahn zu entreißen: auf langem Umwege, vom Unterlauf des Sungari an Harbin vorbei, wurden sie über den Nonni, südlich von Tsitsikar der Tsitsikar—Taonan-Bahn zugeführt. Weitere Einbußen drohen der eben schon verlustbringenden Ostbahn durch die bevorstehende Inbetriebsetzung der Bahn Lafachan (unweit Kirin) —Harbin, welche Harbin mit der Kirin—Korea-Bahn verbinden soll. Letztere (Kirin—Dunhua—Tunhwa—Hoiren—Seihsin in Korea) ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Rußland hat sich bis jetzt all diesen Schritten der mandschurischen Regierung gegenüber sehr zurückhaltend verhalten. Seine Vertreter beschränkten sich auf formelle Protestnoten und suchten Zeit zu gewinnen. Dieses Verhalten schien auf Schwäche zu deuten; daher stehen, wenn man den offiziellen Erklärungen Hsinkings glauben soll, weitere tiefgehende Eingriffe in den Status der Ostbahn bevor. Falls die jetzt gleichzeitig in Tokio und Harbin geführten russisch-mandschurischen Verhandlungen, erstere betr. des Verkaufs der Bahn, letztere betr. der Lösung der verschiedenen bestehenden Streitfragen, scheitern sollten, ist auf jeden Fall mit einer baldigen Klärung der Lage zu rechnen. Entweder wird die Sowjetunion zeigen, daß ihre angebliche Ohnmacht nur scheinbar ist, oder wir werden Zeugen des Abschlusses einer einstmals großzügigen russischen Fernost-Politik werden.

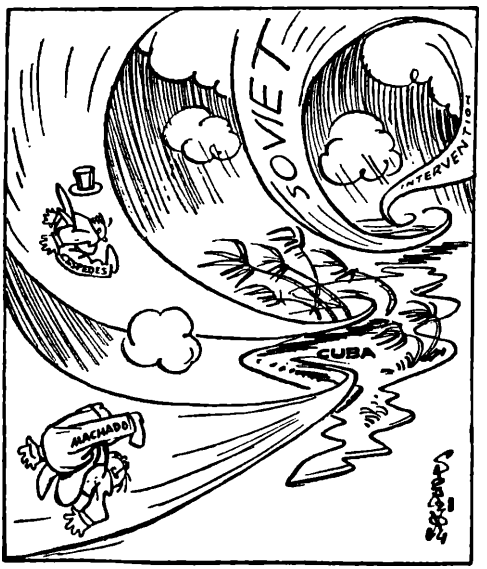
1) Siehe Karte der Mandschurei zum Aufsatz Niedermayer auf Seite 709 dieses Heftes.

KARL HAUSHOFER:

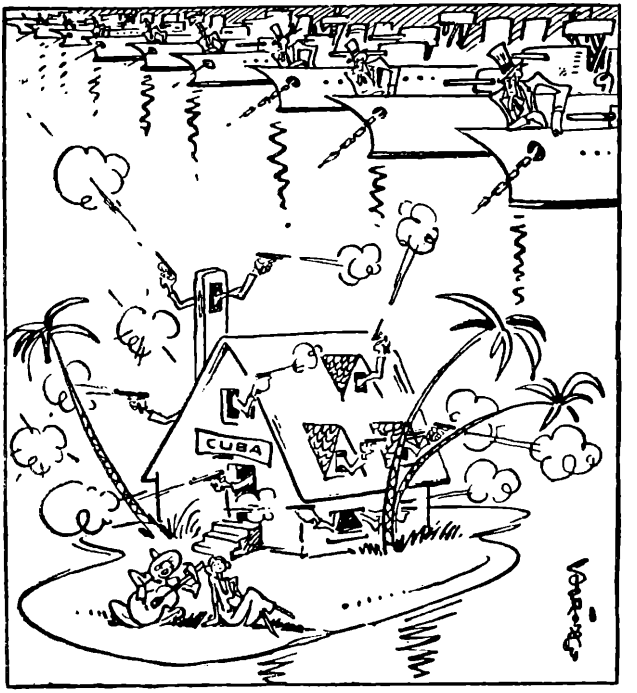
Ein Bilderbogen — der Fürsorge des Völkerbundes ins Stammbuch

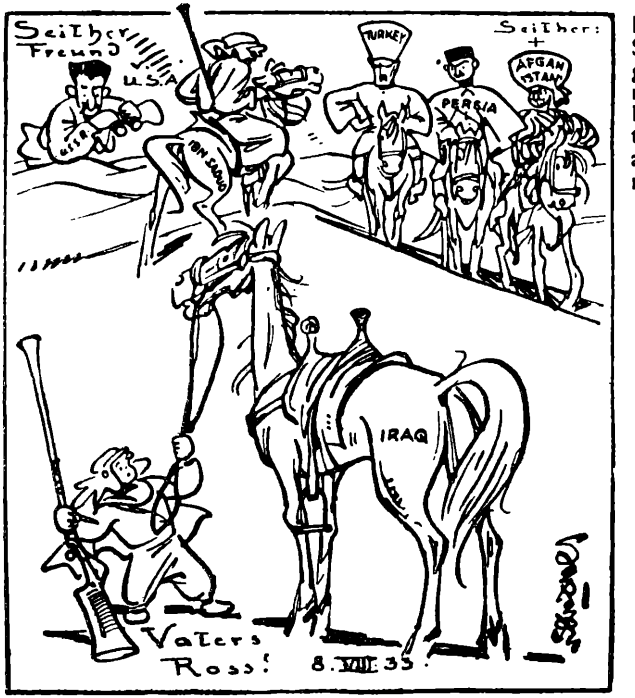


Der Zirkus Hagenbeck hat im Fernen Osten eine ausgezeichnete Presse. Man wertete ihn als einen der besseren diplomatischen Erfolge der letzten Zeit, die der Westen überhaupt davontrug. Um so schlechter war die Presse des Anti-War-Kongress der sogenannten Friedensfreunde, von denen Wissende behaupteten, daß sie weit eher Krieg als Frieden in den Falten ihrer Toga trügen.

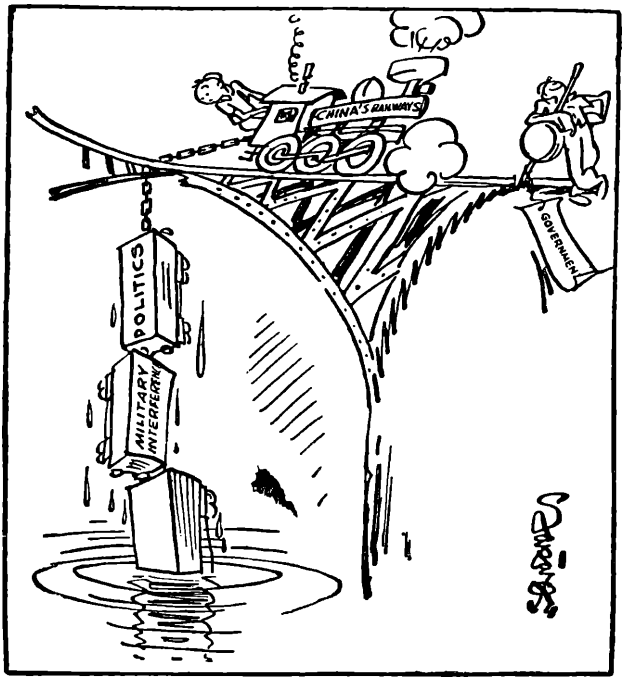


Ähnlich klangen die Stimmen zur russisch-u.s.amerikanischen Verständigung, deren segensreiche mögliche Folgen für die Welt „Sapajou" drastisch in zwei Schicksalsbildchen über Kuba darstellt.





Dazwischen stehen zwei Skizzen zu intimeren Fragen des Nahen und des Fernen Ostens. Wird er Vaters Roß reiten können? So lautet die eine, inzwischen auch für Afghanistan, nicht nur für das Irak brennend gewordene.



Wird der Rest von Ordnung und Verkehrssicherheit dem bereits bachab geschwommenen Teil in China nachfolgen, oder werden die Notpfiffe des Führers Hilfe wachrufen? So lautet die andere!

WALTER FLEMMIG:

Japans zweites Schwert: die Wirtschaft

Vor einigen Jahren äußerte sich der Chef der politischen Abteilung des Völkerbundes, Yotaro Sugimaro: bei dem jährlichen Bevölkerungswachstum Japans um etwa 1 Million Menschen sei der Staat gezwungen, alle möglichen Mittel und Wege zu gehen, die sich als Ventil gegen eine kritische Zuspitzung eignen. Je mehr die Einwanderungsländer — in der Hauptsache die Vereinigten Staaten — sich gegen die japanische Menscheneinfuhr absperren, muß nach eigenen Auswegen gesucht werden. Japan besitzt, mit Ausnahme von Formosa, keine Kolonien, die irgendeine bedeutendere Rolle für die japanische Wirtschaft spielen oder zur Aufnahme des Bevölkerungsüberschusses in Frage kommen können. Formosa allerdings soll eine erstaunlich günstige Entwicklung genommen haben. Diese Insel glaubt man als eines der reichsten Gebiete im Stillen Ozean bezeichnen zu können. Das bringt aber die Japaner nie von der Meinung ab, daß ihr Land viel zu schlecht bei der Verteilung der Kolonialgebiete weggekommen sei. Die Engländer, gegen die diese Spitze mit in erster Linie gerichtet war, wußten vor dem Krieg geschickt die japanische Mißstimmung zu dämpfen; das englisch-japanische Flottenbündnis, das

im Weltkrieg seinen praktischen Nutzen beweisen konnte, wurde nach Ablauf der ersten Vertragszeit wieder erneuert. Nach Friedensschluß wurden Japan vom Völkerbund die deutschen Kolonien in der Südsee als Mandat verliehen. Mit dem Austritt Japans aus dem Völkerbund wurde die Frage akut, was mit diesen ehemaligen deutschen Südseekolonien geschehen soll. Bemerkenswert ist, daß die japanische Regierung diese Frage bereits von sich aus entschieden hat, indem sie den Beschluß faßte, diese Kolonien als japanisches Gebiet in Anspruch zu nehmen. Daß Japan jederzeit bereit ist, rein machtpolitisch vorzugehen, das beweist nicht allein dieser Beschluß, dafür zeugt auch der Mandschurei-Konflikt.

Die Aktivität Japans, die in der Welt außenpolitisch gewertet wird, hat letzten Endes ausgesprochen wirtschaftspolitische Hintergründe. Die Besetzung der Mandschurei durch Japan, sie ist ein Ausschnitt aus dem weltwirtschaftlichen Vormarsch dieses Landes. Daß die Außenwirtschaftspolitik Japans zu einer Gefahr für den Weltmarkt wird, zu einer Gefahr, die schwere Erschütterungen der Weltwirtschaft heraufbeschwört, steht auf einem anderen Blatt.

Schon längere Zeit vor dem Kriege hatte Japan ein Programm aufgestellt, das neben der eigenen wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Auslande nichts Geringeres zum Ziel hatte als die Verdrängung der alten Industriestaaten. Japan, von Natur aus ein vollautarkes Agrarland, vollzog innerhalb von 10 Jahren einen Ausbau der industriellen Produktion, für den Deutschland ein halbes Jahrhundert gebrauchte. Der wirtschaftliche Aufbau Japans, der — wie das Mitglied im japanischen Außenministerium, N. Kawatshina, einmal sagte — anfangs in einem wahren Schneckentempo vor sich ging, erfuhr gewaltigen Auftrieb mit der Anlehnung an die westeuropäische Kultur. Regierung und Volk verstanden, wo das Geheimnis des nationalen Wohlstandes lag, und sie arbeiteten Hand in Hand, um diesen Wohlstand zu erreichen.

Bis zum Jahre 1928 stieg die Gesamtsumme des japanischen Außenhandels (Einfuhr und Ausfuhr) in einem Zeitraum von 50 Jahren von etwa 50 Mill. Yen auf über 4 Milliarden Yen. Wenn man auch die starke Expansion des japanischen Außenhandels keineswegs allein auf den Weltkrieg zurückführen soll, da er sich schon vordem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stark gehoben hatte, so ist natürlich die weitgehende Einwirkung des Weltkrieges nicht wegzuleugnen. Der japanische Export nach allen Teilen der Welt steigerte sich in ungeheurem Maße, da in den außereuropäischen Ländern starke Warenknappheit eintrat. Die zahlreichen Japaner, die vor dem Kriege in Europa die modernen Industrie- und Handelsbetriebe kennengelernt hatten, verstanden, eine großzügige Industriewirtschaft aufzuziehen und den Außenhandel zu intensivieren. Im Jahre 1919 erreichte die japanische Ausfuhr mit 2,06 Milliarden Yen ihren Höhepunkt. Die aktive Handelsbilanz Japans erreichte in den 4 Jahren von 1915 bis 1919 die Summe von 1,4 Milliarden Yen (1 Goldyen = 2,08 Mark). Die Depositen japanischer Banken stiegen bis zum Jahre 1922 auf 10,2 Milliarden Yen. Die Tonnage der japanischen Handelsschiffahrt wuchs von etwa $1^1/_2$ Mill. t im Jahre 1913 auf $3^1/_4$ Mill. t im Jahre 1923. Mit diesen Ziffern nahm Japan unter den großen seefahrenden Nationen der Welt den dritten Platz ein.

Man soll jedoch nicht glauben, dieser Weg der japanischen Wirtschaftsentwick-

lung sei dauernd geradlinig gegangen. Machten sich schon in Nachwirkung der Kriegsereignisse höchst ungünstige Einflüsse bemerkbar (z. B. stieg das Warenpreisniveau stark, und der Preisindex stand im Jahre 1922 auf 206 gegenüber 100 im Jahre 1913), so ist die japanische Wirtschaft von den Folgen der treibhausartigen Entwicklung nicht verschont geblieben. Als die Kriegskonjunktur nachließ, als die starken Geldzuflüsse aus dem Auslande aufhörten, als der Bedarf an Erzeugnissen der Rüstungsindustrie plötzlich stockte, kam der Rückschlag. Die Wirtschaftskrise des Jahres 1920 erschütterte die japanische Wirtschaft in ihren Grundfesten. Im Jahre 1923 brach das nationale Unglück des Erdbebens über Japan herein. Die seit 1920 anhaltende Passivität der Handelsbilanz entwickelte sich in Auswirkung der gewaltigen Naturkatastrophe weiter. Im Jahre 1927 folgte eine schwere Finanzkrise, die man wohl als eine unvermeidliche Folge der außergewöhnlichen Kreditexpansion während des Krieges bezeichnen muß[1]).

Man bemühte sich, nun neue Absatzgebiete außerhalb der Länder des Fernen Ostens zu erschließen, man bemühte sich vor allem aber, den Export den Bedürfnissen des fremden Marktes anzupassen, was bis dahin nur bei verschiedenen Ausfuhrartikeln, z. B. bei Rohseide für die Vereinigten Staaten, der Fall gewesen ist. An Stelle der an greifbare Äußerlichkeiten sich haltenden Nachbildung versucht man es mit einer auf systematische Untersuchung der individuellen Bedürfnisse des Absatzmarktes sich stützende Produktion.

Studienreisen von Kaufleuten, vermehrte Ausstellungen fremder Bedarfsartikel in Japan, stärkere Beteiligung an ausländischen Messen und Ausstellungen, auf denen Gelegenheit besteht, spezielle Wünsche des fremden Konsums zu sammeln, stellten einige Wege zur Erreichung des Zieles dar. Japan zeigte erstmalig im Frühjahr 1928 auf der Leipziger Messe eine Ausstellung, die noch nicht als maßgebliche Repräsentation der japanischen Produktion angesehen werden konnte. Vorwiegend waren es handwerkliche bzw. handgefertigte Erzeugnisse und einige Qualitätsseidenwaren, Produkte von sehr unterschiedlicher Qualität, meist unter dem Durchschnitt, die nicht für den Absatz in Deutschland zugeschnitten waren. Japan, das schon zu dieser Zeit in seiner Produktion wesentlich mehr bot, hatte die Fehlerquellen einer Exportbetätigung nach Europa aber noch nicht erkannt. Die sogenannte Exporttechnik schien ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Alles, was zum Export gehört — wie die Preisstellung mit cif- oder fob-Angabe, Preislisten, Kataloge und sonstiges Informationsmaterial — fehlten. Welch ein Sprung bis heute! Japan zeigte sich als ein sehr gelehriger Schüler. Kein Kaufmann in der ganzen Welt wußte sich veränderten Verhältnissen so rasch und mit solcher Geschicklichkeit anzupassen wie gerade der japanische.

Der Erfolg der japanischen Exportförderung zeigt sich in den Außenhandelsziffern. Die japanische Außenhandelsbilanz, seit 1920 passiv, wird im Jahre 1932 wieder aktiv; die weitere Entwicklung zu rasch steigender Aktivität ist nicht zu verkennen, wenn auch genaue Angaben schwierig sind, da die Statistiken nur mit großen Verzögerungen veröffentlicht werden.

*

1) Vgl. den Aufsatz E. Rüdenberg: Zur Wirtschaftskrise in Japan, Zeitschr. f. Geopolitik, IX. Jahrg. 1932, Heft 3, S. 147—156.

Das nächstliegende Absatzgebiet war China. Allerdings traf die japanische Exportpolitik dort auf die starken Ausfuhrinteressen der Amerikaner. Diese Rivalität suchte man von beiden Seiten, besonders aber von Japan aus, zu dämpfen, denn die engen wirtschaftlichen Beziehungen des größten Seidenproduzenten der Welt mit den Vereinigten Staaten (USA. beziehen 90% der japanischen Seidenproduktion), ließen keine Handelskonflikte zu. In China liegt die Lebensfrage Japans, weil dieses China sein größter Absatzmarkt ist. Man sollte daher annehmen, daß die Boykottbewegung in China gegen die japanische Ware den Lebensnerv der japanischen Wirtschaft getroffen hat. Nach den statistischen Ermittlungen scheint es, als ob dieser Boykott keine einschneidende Wirkung hat. Wenn auch die japanische Gesamtausfuhr nach China zurückging, so hat der Export nach einzelnen chinesischen Gebieten und in einzelnen Erzeugnissen sogar zugenommen.

In den ersten 10 Monaten des Jahres 1932 stieg die Ausfuhr nach der Provinz Schantung von 54 Mill. Yen auf 94 Mill. Yen; die Ausfuhr nach Manchukuo konnte um 50% erhöht werden. Hatte im Oktober 1931 Japan 6,7 Mill. qm Stoffe ausgeführt, so stieg diese Ziffer in dem gleichen Monat des Jahres 1932 auf 17,9 Mill. qm. Zu gleicher Zeit ging die englische Ausfuhr an Stoffen um die Hälfte zurück.

Diese recht eigenartige Entwicklung des japanischen Handels mit China ist auf verschiedene Umstände zurückzuführen, die nicht zuletzt von der ganzen innenpolitischen Lage Chinas ausstrahlen. Während der Boykott gegen Japan in China stark propagiert wird, werden gleichzeitig Stimmen laut, die einer solchen Bewegung entgegenarbeiten. Inwieweit die japanische Vorstellung, ein gegen Japan gerichteter Boykott schade China mehr als Japan, auf realen Tatsachen beruht, sei hier nicht untersucht. Daß auch der chinesischen Geschäftswelt aus einem Boykott beträchtliche Verluste erwachsen, ist verständlich.

Im Jahre 1928 hat der Direktor der „Mitsui Bussan Kaisha Ltd.", Yunosuke Yasukawa, einmal in längeren Ausführungen zu der Japan-China-Frage Stellung genommen. Diese im japanischen Wirtschaftsleben anerkannte Persönlichkeit stützte sich bei ihren Ausführungen auf die gegenseitigen Außenhandelsziffern; danach hat in den letzten 5 Jahren der Export Japans nach China ungefähr 20% des japanischen Gesamtexports betragen; dagegen betrage der Gesamtexport Chinas nach Japan 30% des chinesischen Außenhandels. Das Chinaproblem dürfte von ihm zu einseitig gesehen worden sein, denn die geographische Lage und die Schwergewichtsverhältnisse lassen das japanische Interesse an China mindestens ebenso stark — wenn nicht noch wesentlich stärker — erscheinen als umgekehrt. China wird für Japan stets das gegebene Hinterland bleiben.

Das zweite heiß umstrittene Absatzgebiet Japans ist Indien. Dort hat die japanische Ware einen energischen Kampf gegen die englische Konkurrenz zu führen[1]). Aber der Zusammenschluß der japanischen Ausfuhrinteressen in den indischen Häfen gab dem Absatz japanischer Erzeugnisse einen besonderen Vorsprung. Man fürchtet heute in England den japanischen Wettbewerb in Textilien auf dem indischen Markt mehr als den der indischen Spinnereien und Webereien. Ein Bild von

1) Vgl. den Kampfruf japanischer Baumwollhändler auf Seite 748 dieses Heftes.

der jeden normalen Wettbewerb ausschaltenden japanischen Schleuderkonkurrenz bietet Holländisch-Indien. Hier macht sich der japanische Wirtschaftsvorstoß besonders fühlbar, weil nämlich Wirtschaftszweige niederkonkurriert werden, die vor der Krise für verschiedene Teile Asiens ein Monopol inne hatten.

Nach einem Bericht des „B.B.C." vom Februar d. J. beherrschte früher das holländische Baumwollzentrum Twente die holländischen Kolonien. Heute wird japanische Baumwolle nach Twente eingeführt, wo die Industrie zum Erliegen kommt. Die „Große Brauerei" von Surabaya, das größte Unternehmen dieser Art in den holländischen Kolonien, belieferte vor der Krise das ganze holländische Kolonialgebiet in Asien. Heute erwägt man die Schließung dieses Betriebes, denn die „Große Brauerei" verlangt für die Kiste mit 48 Flaschen guten Qualitätsbieres über das Doppelte des japanischen Preises von 9 holländischen Gulden. Ähnlich ergeht es der javanischen Seifenindustrie. Die Japaner verkaufen einen Artikel für 0,05 Gulden, die Holländer müssen das Doppelte verlangen. Und so geht es weiter mit Glaswaren, Autoreifen, Glühbirnen, Photoapparaten usw.

Welche Folgen ein solcher Vorstoß Japans nach seiner völligen Durchführung auf Europa und Amerika haben kann, ist kaum auszudenken. Denn Japans Ziele gehen weit über China und Indien hinaus. Man plant eine Intensivierung des Handels mit den Gebieten Kleinasiens, aber auch an Afrika sucht man Annäherung.

In Europa beginnt die Durchdringung des englischen, französischen, belgischen, holländischen, spanischen und portugiesischen Marktes. Die englische Textilindustrie wird auf dem eigenen Inlandsmarkt von der Konkurrenz der japanischen Baumwoll- und Kunstseidenerzeugnisse bedrängt, auf dem Markt von Lyon machen die Seidenerzeugnisse Japans der dortigen Seidenindustrie schon sehr gefährliche Konkurrenz, für die holländische Wasserversorgung liefert Japan die Röhren. Glühlampen, Strümpfe, Spielwaren, Fahrräder sucht man gleichfalls unterzubringen, und japanisches Eisen erscheint auf dem deutschen Markt.

*

Im Vordergrund der japanischen Ausfuhrentwicklung stehen drei Textilerzeugnisse: Seide, Baumwollfabrikate und Kunstseide. Seide nimmt in der japanischen Wirtschaft etwa dieselbe Stellung ein wie die Kohle in Deutschland. Der japanische Seidenexport allein beträgt wertmäßig ein Drittel des Gesamtexportes. Die Seide ist für Japan das Hauptäquivalent für die eingeführten industriellen Rohstoffe.

Als größter Produzent von Rohseide hatte Japan den Wunsch, die Faser in seinen eigenen Grenzen zu verspinnen und zu verweben. Was lag näher als der Gedanke, dies auch auf andere Spinnstoffe — vor allem auf Baumwolle — auszudehnen. Die japanische Baumwollindustrie hat sich in der Folgezeit vor allem auf dem asiatischen Markt entwickelt. Billige japanische Ware überflutete Indien. Um den Massenartikeln der Baumwollindustrie von Lancashire den indischen Markt zu sichern, hatte man der indischen Heimindustrie eine nicht unerhebliche Produktionsabgabe (Cotton Excise Duty) zugunsten der indischen Staatskasse auferlegt, die den Preis indischer Textilien nach oben regulierte. Diese indische Akzise erleichterte der japanischen Textilindustrie das Eindringen in der Kriegs- und

Nachkriegszeit, weil sie imstande war, die englischen wie die indischen Preise zu unterbieten. Jm Jahre 1926 hob man darum die indische Produktionsabgabe auf Baumwollwaren wieder auf, um der indischen Textilindustrie zu ermöglichen, die japanische Konkurrenz abzuwehren. Gleichzeitig verzichtete die Baumwollindustrie von Lancashire auf die Ausfuhr ganz billiger Massenwaren nach Indien und lieferte dorthin nur bessere Qualitäten. Der Markt für Massenfabrikate wurde den Indern überlassen. Dieser Versuch, die japanische Gefahr einzudämmen, blieb ohne Erfolg. Seit dem Jahre 1921/22 hat sich in fünf Jahren die japanische Einfuhr von Baumwollgeweben nach Britisch-Indien verdoppelt. Indien, das früher einen gewinnbringenden Handel mit China betrieben hat, wird durch Japan vom chinesischen Markt verdrängt. Japan erobert nach und nach den Persischen Golf, Ägypten und Südafrika. Selbst auf dem englischen Markt erscheinen japanische Textilien. Woran liegt es, daß Japan mit seinen Baumwollwaren jede Konkurrenz verdrängt? Abgesehen von den kostenmäßigen Vorteilen ist es die Behandlung des Marktes, ist es die Organisation, die der japanischen Ware überall Eingang verschafft: Die Standardisierung macht ihre Produktion stark. Auf Grund einer Studienreise nach dem Fernen Osten kommt Pearse, der Sekretär des internationalen Verbandes der Spinnervereinigungen, zu dem Ergebnis, daß die grundlegenden Ursachen der überraschenden Entwicklung der japanischen Textilindustrie in dem Gruppeninstinkt der Japaner lagen, der durch den Familienaufbau des Volkskörpers gegeben ist und der sehr schnell zur Bildung riesiger Trusts führte. Die Kriegsgewinne haben den Japanern ermöglicht, ungeheure Rücklagen zu sammeln. Bei den Mitgliedern des japanischen Spinnerverbandes beliefen sie sich durchschnittlich auf 60% des eingezahlten Kapitals, bei den großen Trusts sogar auf über 100%. Mit diesen Kriegsgewinnen haben die Japaner ihre Spinnereien in China gebaut, die heute etwa ein Drittel der japanischen Spinnereiindustrie darstellen. Als die dritte Stärke der japanischen Textilindustrie bezeichnet Pearse ihre Organisation. Es gibt vier Konzerne, die 60% der Industrie beherrschen. Dann bestehen drei große Einkaufshäuser, die auch den Verkauf von Fertigwaren übernommen und jeden Zwischenhändler zwischen sich und dem indischen Großhandel ausgeschaltet haben. Sie verfügen über viele Niederlassungen in China, Indien und Java und begnügen sich bei dem Absatz der Fertigwaren mit sehr geringen Gewinnen.

Ist heute noch die Baumwollindustrie eine der wichtigsten Industrien Japans, so trat in den letzten Jahren die Kunstseidenindustrie stark in den Vordergrund. Wie Japan in den letzten 20 Jahren seine Baumwollindustrie beispiellos schnell aufgebaut hat, so wiederholt sich jetzt — vielleicht noch schneller — eine solche Industrialisierung bei der Kunstseide.

Vor zehn Jahren war von einer Kunstseidenerzeugung in Japan noch keine Rede. Das Jahr 1926 brachte die erste nennenswerte Erzeugung von 2 Mill. kg bei einer Welterzeugung von

102 Mill. kg. Die japanische Kunstseidenerzeugung ging in den folgenden Jahren dann schnell nach oben: 1929: 12,5 Mill. kg, 1930: 16 Mill. kg und 1931: 21 Mill. kg bei einer Welterzeugung von 224 Mill. kg. Bei einer Steigerung der Weltkunstseidenerzeugung im Jahre 1932 auf 234 Mill. kg haben Großbritannien und Japan nicht nur die ganze Welt-Mehrerzeugung, sondern darüber hinausgehend anderen Ländern Mengen abgenommen. Die japanische Erzeugung ist auf 31 Mill. kg, d. h. gegenüber 1931 um 48% gestiegen. Die Hauptländer, in welche anfangs die japanischen Kunstseidefabrikate gingen, waren die indischen Gebiete sowie Schanghai, Hongkong und die Philippinen. Inzwischen hat Japan aber auch in Australien einen recht beträchtlichen Absatz erreicht. Im letzten Jahre erschien japanische Kunstseide zum ersten Male in den südafrikanischen Ländern. Aber auch Europa, insbesondere der ungeschützte deutsche Markt, interessiert die Japaner sehr. Musterlieferungen sind schon erfolgt. Befürchtete man zunächst in Japan, die Kunstseide werde der Naturseide starken Abbruch tun, so hat man inzwischen festgestellt, daß diese Befürchtung unbegründet war; ja man findet sogar, daß sich beide Fabrikate in gewisser Weise ergänzen. Da Japan Seidenerzeuger und -verbraucher seit jeher ist, vermochte sich Volk und Arbeiterschaft leicht auf das künstliche Material umzustellen.

Wenn man berücksichtigt, daß Japan vor dem Kriege als Eisenindustrieland kaum eine Rolle spielte, daß es von der Einfuhr aus Europa und Amerika abhängig war, so muß man den Ausbau seiner Eisenindustrie bewundern. Allerdings kann Japan auch heute noch nicht mit den großen Eisenländern verglichen werden. Aber der Ausbau ist um so bemerkenswerter, als er während einer Zeit der allgemeinen weltwirtschaftlichen Krisenerscheinungen und trotz eines rückläufigen Bedarfs vollzogen wurde.

Für die Entwicklung der japanischen Eisenindustrie sind die bis in die letzte Zeit hinein verhältnismäßig gut behaupteten Produktionszahlen ebenso wie die rückläufigen Einfuhrziffern kennzeichnend. Wenn Japan immer stärker zur Selbstversorgung überging, ist verständlich, daß die Betätigung der Eisenländer am japanischen Exportmarkt erheblich eingeengt wurde. Die Entwicklung der japanischen Eisenerzeugung, besonders im Jahre 1932, hat zu einer Aktivität geführt, die japanisches Eisen sogar auf den Auslandsmärkten erscheinen ließ. Sogar die deutsche Eisenindustrie führt Klage über das Vordringen japanischer Konkurrenz am deutschen Markt.

Aufschlußreich für den allgemein beobachteten starken Expansionsdrang ist der durch Japan entfesselte Glühlampenkrieg. Vor dem Kriege war Deutschland im ausländischen Glühlampengeschäft so stark, daß es 54 Mill. Stück im Jahre 1913/14 exportieren konnte, während es im Inlande nur 33 Mill. Lampen verbrauchte. Abgesehen davon, daß innerhalb der letzten 5 Jahre die deutsche Glühlampeneinfuhr um 56% gestiegen ist, fiel durch den starken Konkurrenzkampf die deutsche Glühlampenausfuhr in der gleichen Zeit um rund 40%.

Wie stark die japanische Glühlampenindustrie geworden ist, das merken wir insbesondere an unserer Ausfuhr. Deutschland konnte 1931 nach China noch 2,5 Mill. Stück Glühlampen absetzen, 1932 aber nur noch etwa 1 Mill. Stück; der Wert unserer Glühlampenausfuhr nach China fiel gleichzeitig von 1,1 Mill. auf 142 000 RM. Ähnlich ist es mit unserem Absatz nach Niederländisch-Indien, Britisch-Indien, Siam, der Türkei, überhaupt nach Asien. Aus Japan haben im Jahre 1931 die Malaienstaaten nicht weniger als 691 000 Glühlampen bezogen, aus Großbritannien dagegen nur 148 000, aus den Vereinigten Staaten 147 000 Stück. Sumatra bezog im gleichen Jahr aus Japan 177 000 Lampen, aus dem früher wichtigsten Lieferland dagegen nur 68 000 Stück. Mit den Preisen, die die japanische Glühlampenindustrie stellt (etwas über 5 Pfg. je Lampe), können die anderen Länder, selbst wenn sie mit Verlust

verkaufen, einfach nicht mit. Der Aufschwung des japanischen Glühlampenexports ist daher geradezu phantastisch. Im Jahre 1926 betrug er 30,4 Mill. Stück, im Jahre 1931 151,5 Mill. Stück und in den ersten 10 Monaten des Jahres 1932 bereits 211,1 Mill. Stück. Vor der japanischen Glühlampe, die bis in die Südafrikanische Union und Brasilien dringt, sind selbst die Vereinigten Staaten nicht sicher. Man erhöhte die Zölle — aber vergebens. Das japanische Angebot ging nicht zurück. Von 1930 bis 1931 stieg die Zahl der aus Japan nach den Vereinigten Staaten eingeführten Glühlampen von 35,08 auf 61,92 Mill. Stück. Zwei Drittel der amerikanischen Glühlampeneinfuhr bestreiten die Japaner.

In erster Linie ermöglicht die Loslösung des Yen vom Goldstandard und sein Abrutsch den scharfen japanischen Wettbewerb. Die Yen-Entwertung hat die Japaner anscheinend in einen Zahlenzauber versetzt. Japans Industrien unterbieten die Angebote europäischer Länder um durchschnittlich 30%; auf verschiedenen Marktgebieten liegt das japanische Angebot noch erheblich darunter. Die Entwertung der japanischen Valuta stellt allerdings keine volle Ausfuhrprämie dar, weil eine Reihe anderer Währungen ebenfalls die Goldparität aufgegeben haben. Z. B. sind auf dem asiatischen Markt die indische Rupie und der Tael von Schanghai stark gesunken. Erleichtert wird aber die billige Preisstellung für japanische Waren vor allem durch die billigen Arbeitskräfte. Der Lebensstandard des japanischen Arbeiters ist für unsere europäischen Begriffe äußerst niedrig, die Löhne sind dementsprechend gering. Der Erhöhung der Lebenshaltungskosten in Japan sind die Löhne nicht gefolgt; sie sanken im Gegenteil gegenüber 1926 um wenigstens 10%. Dazu kommt das überaus rückständige Sozialrecht. Der Beschluß der Washingtoner Internationalen Arbeitskonferenz von 1919, in allen Industrieländern die nächtliche Fabrikarbeit zwischen 10 Uhr abends und 5 Uhr morgens für Frauen und Kinder zu verbieten, wurde seinerzeit von Japan nicht ratifiziert. Dies führte zu heftigen Angriffen, besonders aus Kreisen der englischen und indischen Baumwollindustrie, bis schließlich mit Wirkung vom 1. Juli auch in Japan das Verbot in Kraft trat. Einen wesentlichen Einfluß auf die Produktion hatte diese Neuregelung nicht, da man sie seitens der Unternehmer mit entsprechenden Gegenmaßnahmen kompensieren konnte. Das Washingtoner Arbeitszeitabkommen über den 8-Stunden-Tag macht Japan allerdings auch heute noch nicht mit. Es wird durchschnittlich 60 Wochenstunden gearbeitet. Von den Subventionen, die weite Teile der japanischen Industrie bis vor kurzem bezogen, ist fast alles gestrichen worden, da der japanische Staat dem Kriegsministerium große Summen zur Verfügung stellen muß.

Staunend muß die Welt diesen rapiden Wirtschaftsaufstieg Japans verfolgen; sie soll dabei niemals vergessen, daß das Vorwärtsstürmen der Japaner in den verschiedenen Absatzgebieten Asiens, Australiens, Afrikas, Amerikas und selbst Europas Spannungen heraufbeschwören muß. Für die wichtigsten Industriestaaten der Alten Welt, aber auch für die Vereinigten Staaten entsteht eine Situation, die die betroffenen Länder zu wirksamen Gegenmitteln umsehen lassen muß. Durch die Konferenz von Ottawa ist das japanische Vordringen in den britischen

Dominions teilweise gehemmt worden; in Südafrika belegte man japanische Kunstseide mit einem Zollsatz von 70% ad valorem. Australien hat einen Wertzoll für japanische Garne von 17,5%, während englische zollfrei sind. In englischen Wirtschaftskreisen wurde Anfang dieses Jahres ernsthaft der Vorschlag diskutiert, die japanische Textilindustrie durch ein Angebot von einigen Millionen lbs Textilwaren zurückzudrängen, die in Lancashire hergestellt werden und die zu außerordentlich billigen Preisen auf den Weltmarkt geworfen werden sollten. Eine Forderung der englischen Seiden- und Kunstseidenindustrie, die Zölle weiter zu erhöhen, dürfte noch mehr Anklang finden.

Noch ist Japan von dem großen ostasiatischen Problem allzu stark in Anspruch genommen. In dem Augenblick, wo hier eine Beruhigung eintritt, wird Japan aller Voraussicht nach sich wesentlich stärker den europäischen Interessen zuwenden. Japans Wirtschafts-Außenpolitik ist auf größte Intensität eingestellt — zwangsläufig, weil es bei seiner Übervölkerung die Ausfuhr forcieren muß. Auf einer Konferenz in Osaka, wo sämtliche Handelskammern vertreten waren, wurde folgendes beschlossen: Zur weiteren Belebung des japanischen Exporthandels ist es unumgänglich, das System der Bezuschussung weiter auszubauen. Darüber hinaus sollen, um auf dem Weltmarkt auch qualitativ konkurrenzfähig zu sein, sämtliche Exportartikel einer Regierungskontrolle unterworfen werden, die nur hochqualifizierte Ware dem Außenhandel übergeben darf. Um in den einzelnen Ländern aktiver für japanische Waren werben zu können, werden neue japanische Niederlassungen gegründet, wo sie noch nicht bestehen; in den übrigen Ländern wird die Zahl der vorhandenen vermehrt. Bei jeder Beurteilung des weltwirtschaftlichen Vormarsches von Japan muß man beachten: den Erfolg dankt Japan dem entschlossenen Zusammenstehen des ganzen Volkes, insbesondere dem Zusammenspiel einer auf das Wohl des Volksganzen stärker als auf den eigenen Nutzen eingestellten Gemeinschaft von Industrie und Exporthandel mit der Außenpolitik. In Japan ist die Wirtschaft ein meisterhaft benutztes Instrument zur Mehrung des Reiches.

J. KUNST:
Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer

Am 19. August hat die japanische Regierung durch ihren Geschäftsträger in Paris offiziell erklären lassen, sie könne die im Juli bekanntgegebene Hissung der französischen Flagge auf den Hsinan- oder Paracel(sus)-Inseln nicht anerkennen, da die japanische Phosphatgesellschaft „Rasa" schon seit 1918 auf diesen Inseln Phosphat abgebaut und dazu dauernde Anlagen, wie Feldbahnen, Landungsstege usw., geschaffen habe.

Der Zeitungskampf über die Inseln ist im Fernen Osten schon seit Mitte Juli

sehr lebhaft im Gange; in Europa scheint er, nach den hier angekommenen deutschen Zeitungen zu schließen, fast gar nicht beachtet worden zu sein. In der japanisch gerichteten Emigrantenpresse Harbins erschienen in den 16 Tagen vom 27. Juli bis zum 11. August nicht weniger als 13 meist ziemlich lange und aufgeregte Berichte der „Kokutzu"-Agentur über die Frage, davor und danach noch mehrere weitere. Die Berichte widersprachen einander zunächst in der tollsten Weise; sie waren offenbar von Leuten zusammengestellt, die selbst erst im Laufe der Zeit einigermaßen Klarheit über die Sachlage erhielten; sie litten außerdem unter schlimmster Verstümmelung der vorkommenden Namen sowie besonders darunter, daß ständig zwei weit auseinanderliegende Inselgruppen miteinander vermengt wurden: die eigentliche Paracelsus-Gruppe, südöstlich der bekannten chinesischen Insel Hainan gelegen, und die volle fünf Breitengrade südlicher liegenden Inseln des sog. „Gefährlichen Bodens" zwischen Französisch-Indochina, den Philippinen und Borneo. Vermutlich ist aus der Masse verworrener Berichte niemand recht klug geworden, der sich nicht vorher eingehend mit den Inseln befaßt hatte.

Im April d. J. hatte Frankreich durch Fahrzeuge seiner fernöstlichen Flotte seine Flagge auf sämtlichen Inseln am Westrand des „Gefährlichen Bodens" hissen lassen, nachdem das schon 1930 durch die „Malicieuse" auf der südwestlichsten Insel, auf Spratley (Storm) Island, geschehen war.

Die Spratley-Insel ist zufolge dem einschlägigen Seebuch (amerik. Asiatic Pilot, vol. IV) „eine kahle, flache Sandinsel von etwa 8 Fuß Höhe, 500 (fünfhundert!) Yards Länge (= rund 450 m) und etwa 300 Yards Breite (= rund 270 m)". Sie wird von zahlreichen Schildkröten und Seevögeln belebt, aber „1889 waren keine Anzeichen wahrnehmbar, daß jemals jemand darauf gewohnt habe". Diese Insel wird übrigens nicht von Japan beansprucht, dagegen wohl das benachbarte Amboyna Cay, worauf die japanische Phosphatgesellschaft „Rasa" am 23. Dezember 1918 zu arbeiten begann, aber trotzdem im April 1933 die französische Flagge gehißt wurde. Nach dem angeführten amerikanischen Seebuch ist es „8 Fuß hoch und hat 150 Yards Durchmesser... Reste von Hütten, die aus Steinen, Korallenstücken, Bohlen und Bambusstäben errichtet waren, Stücke eines alten Bootes usw. wurden 1889 auf dem Inselchen gesehen, alles das mit einer weißen Kruste von Guano bedeckt, woraus hervorging, daß seit langem niemand mehr dort Guano abgebaut oder gewohnt hatte". Immerhin war das noch nicht so lange her, denn nach dem „Gothaischen Jahrbuch" erteilte 1877 die Regierung der britischen Kolonie Brunei auf Borneo eine Konzession für Schildkrötenfang und Guanogewinnung auf Spratley (Storm) Island und Amboyna Cay. Dadurch sind beide Inseln unzweifelhaft britische Besitzungen geworden, was bisher noch nirgends hervorgehoben worden ist. Aber Großbritannien hat weder gegen die französische Flaggenhissung auf Storm Island noch gegen die japanische Ausbeutung und französische Flaggenhissung auf Amboyna Cay protestiert und hat damit beide Inseln als sogenannte Derelikte, d. h. wieder herrenlos gewordene Gebiete, anerkannt.

Auch weiter nördlich, entlang dem Westrand des „Gefährlichen Bodens", hat Großbritannien niemals Ansprüche erhoben. Französische Flaggenhissung im April 1933 wird ausdrücklich erwähnt für Itu Aba, Thitu, Loaita und North-Danger-Riff, letzteres mit den beiden Inseln Nordost- und Südwest-Cay. Mit Amboyna Cay ergibt das sechs Inseln, aber neun mit Einschluß des schon 1930 besetzten Spratley (Storm) Islands sowie der Inseln Namyit und Lankiam Cay, die unmittelbar bei

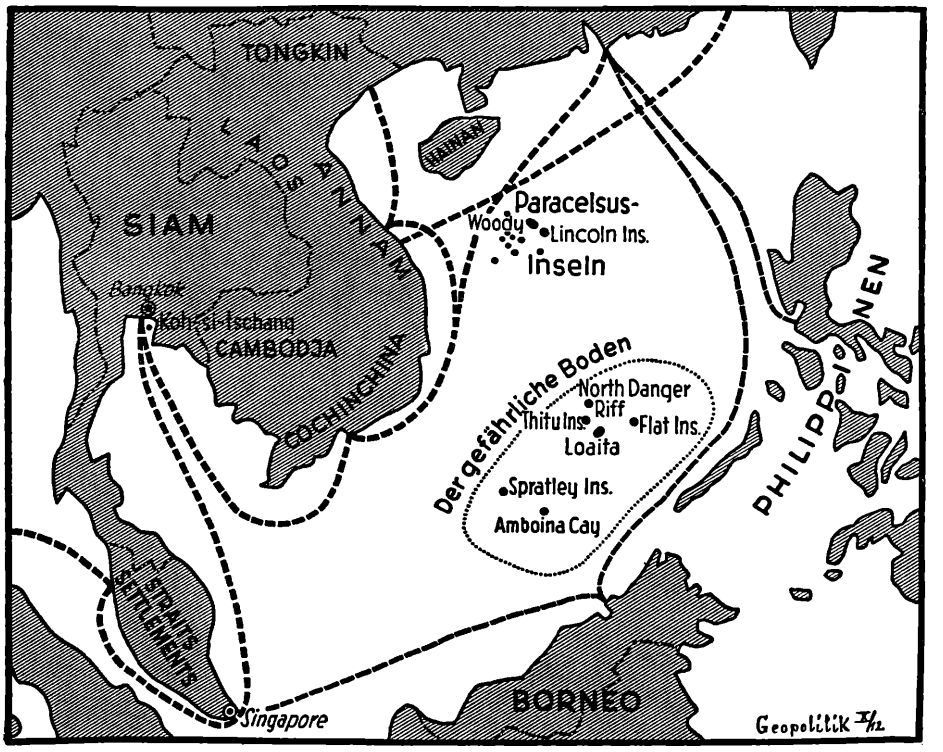
Itu Aba bzw. Loaita liegen und vermutlich in deren Besitznahme eingeschlossen sind, ohne daß dies besonders hervorgehoben ist. Die größte ist Itu Aba, immerhin 1200 Meter lang, bedeckt mit kleinen Bäumen und Büschen, darunter einigen Kokospalmen bei einem Brunnen. Die übrigen, kleineren, haben ähnlichen Charakter. Auf alle oder die meisten beziehen sich folgende Bemerkungen des englischen Vermessungsschiffs „Rifleman", das 1867/68 die Karte dieser Inseln aufnahm:

„Fischer von Hainan (also Chinesen), die vom Einsammeln von Trepang (Seewalzen, Seegurken) und Schildkrötenschalen leben, wurden auf den meisten dieser Inseln gefunden; viele von ihnen verbleiben jahrelang zwischen den Riffen. Dschunken von Hainan besuchen alljährlich die Inseln und Riffe des Südchinesischen Meeres mit Vorräten von Reis und sonstigen Bedarfsartikeln, wofür die Fischer Trepang u. dgl. im Austausch geben."

Chinesische Staatsangehörige haben mithin die Inseln mindestens ein halbes Jahrhundert vor der 1918 erschienenen japanischen Phosphatgesellschaft „Rasa" ausgenutzt. Zahllose andere Inseln der Erde sind in ähnlicher Weise von Angehörigen der seefahrenden Nationen nicht nur lange benutzt, sondern in Privatbesitz genommen und dauernd bewohnt worden, ohne daß sie dadurch Bestandteile der Heimatstaaten wurden. Das geschieht nur durch feierliche Flaggenhissung oder Verleihung von Besitztiteln (Konzessionen) an die Benutzer seitens einer Regierung. Die chinesische Regierung scheint nie derartige Hoheitsrechte auf den Inseln ausgeübt zu haben, wohl aber gibt die japanische Gesellschaft „Rasa" an, Besitztitel auf die Phosphatlager durch das Bezirksgericht Tokio erhalten zu haben. In ähnlicher Weise haben britische Gesellschaften, wie die „Pacific Plantation Co" u. a., vom Londoner Kolonialamt oder von entsprechenden Stellen britischer Kolonien Konzessionen auf zahlreiche herrenlose Inseln erhalten, und diese Inseln gelten infolgedessen als britischer Besitz. Wenn also das Bezirksgericht Tokio als gleichstehend dem britischen Kolonialamt usw. zu betrachten ist, und das ist eine Frage der japanischen Verfassung, so hat Japan zweifellos frühere und darum bessere Rechte auf die neun Inseln als Frankreich.

Die Inseln erhalten trotz ihres winzigen Umfanges einen bedeutenden wirtschaftlichen Wert durch die Lager von Phosphat, d. h. ursprünglichem Guano, aus welchem der leicht lösliche Stickstoff durch Regen ausgewaschen und die als Düngemittel sehr begehrten Phosphate übriggeblieben sind. Frankreich hat sich schon bereit erklärt, die japanischen privaten Eigentumsrechte auf die Phosphatlager anzuerkennen; aber Japan kann sich dabei wegen der strategischen Bedeutung der Inselchen nicht beruhigen. Die meisten von ihnen liegen auf Atolls, ringförmigen Riffen, welche, als natürliche Wellenbrecher, die von ihnen eingeschlossenen Lagunen zu geschützten Ankerplätzen machen. Namentlich gilt das vom Thitu-Atoll mit der gleichnamigen Insel, wo das umgebende Riff auf weite Strecken bis an die Wasseroberfläche emporreicht und eine Lagune mit den sehr günstigen Tiefen von 12—18 Faden (22—33 m) bei etwa 8 km Länge und

2—5 km Breite einschließt; mehrere Stellen des umgebenden Riffs weisen Tiefen von 5—6 Faden (9—11 m) auf. Sie gestatten also Marinefahrzeugen bis zu mittlerem Tiefgang, wie leichten Kreuzern, Zerstörern, Unterseebooten, und Wasserflugzeugen die Einfahrt in die geschützte Lagune. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei North-Danger-Riff mit den Inseln Nordost- und Südwest-Cay, während allerdings Loaita-Riff mit den Inseln Loaita und Lankiam Cay sowie Tizard-Bank mit Itu Aba und Namyit viel weniger günstige Vorbedingungen für einen Flottenstützpunkt besitzen (vgl. die Pläne auf der amerikanischen Seekarte Nr. 2786).



Zwischen den neun Inseln und Französisch-Indochina verläuft die hochwichtige Meeresstraße, die in den Seebüchern bezeichnenderweise „Hauptweg (Main-Route) in die China-See" benannt ist. Nach etwaiger Einrichtung eines Flottenstützpunkts auf den neun Inseln beherrscht Frankreich deren östliche wie westliche Seite. Ein Blick auf eine gewöhnliche Landkarte läßt das als unerheblich erscheinen, da anscheinend östlich von den neun Inseln bis zu den Philippinen ein mächtiger Raum freien Meeres verbleibt. Einen ganz anderen Eindruck vermittelt jedoch eine Seekarte (z. B. die amerikanische Nr. 799). Auf einer solchen ist der Raum östlich der neun Inseln fast bis an die Küste von Palawan (Philippinen)

mit einer punktierten Linie umzogen und trägt die Aufschrift „Gefährlicher Boden", und über diesen heißt es im (amerik.) Asiatic Pilot, Vol. V, S. 374:

„Die zwischen Palawan und Pulo Sapatu (Küsteninsel von Französisch-Indochina) gelegene Gruppe von Sandbänken, Klippen und Riffen über wie unter Wasser ist so ausgedehnt, und die sie zusammensetzenden Gefahren sind so zahlreich, daß eine genaue Beschreibung wenig Zweck hat, denn sie sollte entschieden von allen Schiffen gemieden werden. Kein Fahrzeug kann sich in diese gefährliche Gruppe hineinwagen, ohne zwischen den Untiefen gefährdet zu werden. Es gibt zwischen ihnen starke Strömungen und unregelmäßige Gezeitenströme, welche den Standort eines Schiffes sehr ungewiß machen, wenn keine astronomischen Beobachtungen angestellt werden können. Wenn auch einige Schiffe mit Schwierigkeit und Gefahr durchgekommen sind, so sind manche andere aufgelaufen oder haben ihre Anker auf den weiten Flächen von Korallenboden verloren oder sind gescheitert."

Mit anderen Worten, das Gebiet östlich der neun Inseln ist etwas wie ein natürliches Minenfeld, durch das keine Regierung ihre Flotte schicken darf. Der „Hauptweg in die China-See" ist daher nur auf den durch die Philippinen führenden und von diesen beherrschten Durchfahrten zu umgehen! Diese Sachlage erklärt zur Genüge, weshalb keine an freier Aus- und Einfahrt in das Chinesische Meer interessierte Regierung der drohenden Beherrschung beider Seiten des „Hauptwegs" durch Frankreich gleichgültig gegenüberstehen kann.

Merkwürdigerweise hat Frankreich vier weitere Inseln des „Gefährlichen Bodens" unberücksichtigt gelassen, die nicht unmittelbar am Rand des „Hauptwegs", sondern weiter östlich innerhalb der Sandbänke, Klippen und Riffe liegen. Darunter ist die größte Insel des „Gefährlichen Bodens" West York, benannt nach einem 1905 daran gescheiterten Schiffe, fast 1 Seemeile (1,8 km) lang und halb so breit, bestanden mit einigen Kokospalmen und etwas sonstiger Vegetation, belebt von Schildkröten und Seevögeln, offenbar gelegentlich besucht von chinesischen Fischern, da ein Tempelchen, drei Gräber und eine alte eiserne Kanone nebst Wrackstücken darauf gefunden wurden. Die „Rasa"-Gesellschaft erklärt, es am 10. Januar des 8. Jahres der Taischo-Ära (1918) in Besitz genommen zu haben, und hier wenigstens kommen höchstens noch widerstreitende chinesische Ansprüche in Frage. Südöstlich von West York liegt Flat Island, ein niedriger Sandfleck von nur 250 Yards Durchmesser, der zufolge einer „Kokutzu"-Meldung vom 9. August von der japanischen Regierung ebenfalls als japanisches Gebiet erklärt werden soll. Von niemandem beansprucht sind bisher noch Nanshan, benannt nach einem amerikanischen Schiff, 600 Yards im Durchmesser und mit kleinen Büschen bestanden, sowie Sin Cowe Island, von welchem sogar der Asiatic Pilot nur zu sagen weiß, es sei „in 9^0 42′ nördl. Br. und 114^0 23′ östl. L. auf der Karte eingetragen". Diese Inseln liegen auch westlich, außerhalb der Westgrenze der Philippinen, welche nach dem 1898 zu Paris zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Friedensvertrage in dieser Gegend vom Schnittpunkt des Parallels von 7^0 40′ nördl. Br. mit dem 116. Längengrad nord-

ostwärts zum Schnittpunkt des 10. Grades nördl. Br. mit dem 118. Längengrad verläuft und dann letzterem nordwärts folgt. Alle vier Inseln sind offensichtlich als Flottenstützpunkte unbrauchbar, und das mag ihre Außerachtlassung durch Frankreich erklären. Es ist durchaus möglich, daß in dieser unbesuchten Meeresgegend noch unbekannte Inselchen entdeckt werden.

Die oben angeführte Kokutzu-Meldung vom 9. August besagte, außer West York, Flat, Namyit und North Danger sollten auch Lincoln und Woody Island als japanisches Gebiet erklärt werden. Diese beiden Inseln liegen nicht auf dem „Gefährlichen Boden", sondern gehören zur eigentlichen Paracelsus-Gruppe.

Diese Gruppe liegt volle 550 km (wie die Nordseeküste von Stuttgart) nördlich des „Gefährlichen Bodens", wird aber in der eingangs angeführten japanischen Note mit dessen Inseln als „Hsinan (die südöstlichen) oder Paracel(sus)-Inseln" zusammengefaßt und auch von den Chinesen gemeinsam mit diesen als „Schaihsi" (Westlicher Sand) bezeichnet. Nebenbei bemerkt, ist die Gruppe 1881—1884 von der deutschen Marine kartographisch aufgenommen worden, und daher kommen darin Namen wie Bremen- und Iltis-Bank vor. Lincoln ist die östlichste der elf Paracelsus-Inseln, fast 2½ km lang und 1 km breit, bedeckt mit Bäumen und Büschen, und hat einen von chinesischen Fischern gegrabenen Brunnen. Woody Island, die südlichste und größte der Gruppe, ist etwa 1 Seemeile (1,8 km) lang, von einem weißen Sandstrand umgeben und mit Bäumen bedeckt. Mehr weiß das amerikanische Seebuch (Ausgabe 1915) nicht anzugeben. Aber nach der Beanspruchung durch Japan zu schließen, müssen Lincoln und Woody die Inseln sein, auf denen die japanische Hirata-Gesellschaft seit 1917 Phosphat abbaute, obschon die Waldbedeckung der Inseln keineswegs auf das Vorkommen von Phosphatlagern hindeutet.

Die staatliche Zugehörigkeit der Gruppe ist sehr umstritten, wie aus einer Vergleichung folgender Nachrichten hervorgeht:

Zufolge dem (amerik.) Asiatic Pilot, Vol. IV, wurde der Archipel 1909 von China annektiert; das in solchen Dingen zunächst zuständige „Statesman's Yearbook" und „Gothaische Jahrbuch" schweigen jedoch vollständig. Dafür berichtete am 14. März vorigen Jahres (1932) die „North China Daily News": „Das Recht zur Ausbeutung der Guanolager auf der Parasee-Insel südlich der Provinz Kuangtung wurde letzten Donnerstag (d. h. am 8. März 1932) auf dem Amt für Wiederaufbau zu Kanton öffentlich versteigert. Die ‚China Products Company' machte das höchste Angebot von 212 700 Dollar jährlich und erhielt den Kontrakt." Dagegen sagt ein späterer, aus Schanghai vom 2. August 1932 datierter Zeitungsbericht: „In einer Note an das Auswärtige Amt zu Nanking besteht der französische Gesandte für China darauf, die Insel Schaihsi vor der Küste von Kwangsi (richtig: Kwangtung) gehöre zu den Annam-Gebieten. Die Insel soll sehr reich an Guano und Heilkräutern sein. Das Recht zur Ausbeutung ihrer Er-

zeugnisse, das auf eine Reihe von Jahren an eine japanische Gesellschaft übertragen war, ist kürzlich einem chinesischen Syndikat verliehen worden." Nach dieser letzteren Notiz zu schließen, hätte die japanische Phosphatgesellschaft ihre Konzession durch die chinesische Regierung erhalten, aber die kürzlichen ausführlichen Berichte der „Kokutzu"-Agentur über die von 1917 bis 1929 fortgesetzte Abbautätigkeit der japanischen Hirata-Gesellschaft erwähnen nichts von einer solchen Konzession. Beachtenswert ist, daß Frankreich nicht gegen die Phosphatgewinnung der Japaner protestiert hat. Im August 1933 hat China gegen die französische Besitznahme Einspruch erhoben, aber aus der hierhergekommenen Fassung der Meldung ist nicht ersichtlich, ob die diesjährige Flaggenhissung auf den neun Inseln des „Gefährlichen Bodens" oder die vorjährige Besitzerklärung über die eigentliche Paracelsus-Gruppe oder beides zugleich gemeint ist.

Es müssen weitere Nachrichten abgewartet werden, bevor ein Urteil über die größere oder geringere Berechtigung der widersprechenden Ansprüche Chinas, Frankreichs und Japans auf die eigentliche Paracelsus-Gruppe möglich ist. Eins jedoch kann jetzt schon ausgesprochen werden: Nach einer etwaigen Einrichtung von Flottenstützpunkten auf den Paracelsus-Inseln, die vor dem Ausgang des „Hauptwegs" in das Chinesische Meer liegen, beherrscht Frankreich den Ausgang der Meeresstraße, ebenso wie es mit Indochina schon jetzt deren Westseite und durch die neun Inseln ihre Südostseite beherrscht.

* * *

Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien

Wir geben zur Beleuchtung der japanischen Fernziele im folgenden einem vorzüglichen Kenner der Länder und Menschen Südostasiens das Wort, der ohne Nennung seines Namens aus eigenster Anschauung schreibt, da er lange Jahre im Staatsdienste eines hinterindischen Landes tätig war.
Die Schriftleitung.

Die Japaner sind ursprünglich von Süden her kommend in ihr Inselreich eingewandert. Ihre Vorliebe für ein warmes oder doch zum mindesten mildes Klima haben sie sich bis heute erhalten. Das ist auch der Hauptgrund, weshalb innerhalb der letzten drei Jahrzehnte neben mehr als 30 Millionen chinesischen Siedlern nur etwa 280000 Japaner in die ihnen doch offenstehende, aber für japanische Ansprüche viel zu kalte Südmandschurei einwanderten, trotzdem das Mutterland Japan mit fast 70 Millionen Einwohnern (Groß-Japan zählt einschließlich Korea, Formosa und den ehemals deutschen Inselgruppen im Stillen Ozean sogar insgesamt 95 Millionen Einwohner) und einer Fläche von der Größe Preußens nicht weiß, wie es die in sehr raschem Tempo alljährlich um mehr als 600000 Menschen (1932: über 1 Million) zunehmenden, dichtgedrängten Massen seiner Bevölkerung unterbringen soll.

Wären die japanischen Inseln nicht von einem fischreichen Meer umgeben, so hätte sich schon längst schwerste Hungersnot eingestellt. Jedes Fleckchen des fruchtbaren, vulkanischen Bodens wird heute sorgfältig ausgenutzt. Und doch muß Japan viele Nahrungsmittel, darunter Soyabohnen, aus der Mandschurei und Reis aus Südostasien (Burma, Siam, Französisch-Indochina) importieren, um die Massen seiner dichtgedrängten und allerdings auch erstaunlich genügsamen Bevölkerung zu ernähren.

Viel besser als die zwar sehr fruchtbare und mit Bodenschätzen, Kohlen und Erzen reich gesegnete, aber viel zu kalte Mandschurei eignen sich die ebenfalls von der Natur reich bedachten, jedoch trotzdem verhältnismäßig dünn bevölkerten Länder Hinterindiens für eine japanische Besiedlung. Hier wohnen in Französisch-Indochina auf 720000 qkm 19 Millionen Menschen, im Königreich Siam auf 520000 qkm 10 Millionen und in Britisch-Malakka auf 137000 qkm 4 Millionen, also auf einer Gesamtfläche von 1377000 qkm mit vielfach für landwirtschaftliche Siedlungen sehr günstigem Boden nur insgesamt 33 Millionen Menschen. Tatsächlich könnten aber allein diese drei hinterindischen Länder mindestens 180 Millionen Menschen Lebensmöglichkeiten bieten.

Im Rahmen seiner ostasiatischen Hegemoniepläne hat das übervölkerte Japan schon seit langem ein Auge auf Hinterindien geworfen.

Daher nun auch der energische japanische Protest gegen die Besetzung der doch offensichtlich im Bereich von Französisch-Indochina liegenden kleinen Inselgruppe im Golf von Tongking[1]) durch Frankreich. Die französische Politik hat allen Grund dazu, sich allgemein für die Abwehr japanischer Eingriffe in ihrem eigenen Hoheitsgebiet und darüber hinaus auch in China einzusetzen. Denn eben neuerdings zielt die japanische Spionage über China hinaus wieder mitten hinein in das Herz Hinterindiens und Südostasiens, einem der Ziele japanischer Auswanderungspläne, deren Verwirklichung in naher Zukunft eine zwangsläufige Notwendigkeit zu werden droht.

Zweimal schon kam es vor dem Weltkriege zwischen Japan und Frankreich wegen Französisch-Indochinas zu scharfen diplomatischen Auseinandersetzungen.

Als im Jahre 1904 die unter dem kaiserlich russischen Admiral Rojestwensky zum Entsatz der Festung Port Arthur nach Ostasien ausgereiste russische Kriegsflotte sich zur Vornahme von Reparaturen und zur notwendigen Übernahme von Kohlen und Proviant mehrere Wochen hindurch mit Erlaubnis Frankreichs in der annamitischen Bucht von Kamranh vor Anker legte, da erhob Japan durch seine Botschaft in Paris gegen diesen offensichtlichen Bruch der französischen Neutralität ernsten Protest. Admiral Rojestwensky mußte die Kamranh-Bucht verlassen. Nach

1) Vgl. den Aufsatz J. Kunst: Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer, Seite 732 dieses Heftes.

langem Zögern wurde er so gezwungen, in sein Schicksal hineinzufahren: in der Straße von Tsuschima wurde seine stolze Flotte von den Japanern unter Admiral Togo vernichtet.

Wenige Jahre darauf hatte Frankreich Gelegenheit zum Gegenschlag. Der französischen Botschaft in Tokio fiel durch ihren Geheimdienst ganz unvermutet ein vom Militärgouverneur der Insel Formosa, General Kuroki, dem berühmten Russenbesieger, ausgearbeiteter Feldzugsplan zur Eroberung Französisch-Indochinas in die Hände. (Wurde er nicht in die Hände gespielt? Und war er nicht vom G. St. Ch. Baron Kodama? D. Schriftl.)

Paris war in größter Erregung. Denn mit den kaum 30 000 Fremdenlegionären und eingeborenen Truppen sowie den wenigen Kriegsschiffen, die Frankreich in seinen fernöstlichen Besitzungen zur Verfügung standen, war die Abwehr eines überlegenen japanischen Geschwaders, das die Ausschiffung der Landungskorps zu decken hatte, wohl völlig aussichtslos.

Der französische Botschafter in Tokio überreichte ein energisch gehaltenes Schreiben, worin eine präzise Erklärung gefordert wurde. Mehr konnte man am Quai d'Orsay nicht unternehmen, denn der Entente-Partner England war ja damals noch eng mit Japan verbündet, und Amerika hatte kein Verlangen, die Rolle eines Beschützers französischer Interessen im Fernen Osten zu übernehmen.

Japans Antwort war die in solchen Fällen übliche. Sie lautete, General Kuroki habe jenen Feldzugsplan nur als ein strategisch interessantes Problem aus rein militärwissenschaftlichen Gründen bearbeitet. Sein Plan habe daher politisch gar keine Bedeutung, und selbstverständlich käme die Durchführung derartiger Pläne für das Frankreich durchaus freundlich gesinnte japanische Kaiserreich gar nicht in Frage.

Frankreich hatte übrigens auch beim siamesischen Auswärtigen Amt in der Hauptstadt Bangkok Schritte unternommen, weil man den Siamesen Zusammenarbeit mit Japan vorwarf, die allerdings wohl nur von Japan ausgegangen war, das dabei nur seine Interessen im Auge hatte. Bangkok war damals wirklich unschuldig.

Der Plan des Generals Kuroki zur Eroberung Französisch-Indochinas sah gleichzeitig Landungen von drei Expeditionskorps vor, und zwar 1. bei Hanoi in Tongking, 2. bei Hue in Annam und 3. bei der Hauptstadt Saigon in Kotschinchina. Eine vierte Abteilung sollte im Verein mit der zum Bündnis gezwungenen siamesischen Armee die in westlicher Richtung über den großen Mekong-Fluß zurückgehenden Franzosen auffangen. Ganz zweifellos ein glänzend durchdachter Plan, der übrigens heute wieder in Japan erörtert wird.

Schon damals, kurz nach dem siegreichen Kriege gegen Rußland, ließen sich überall in den hinterindischen Haupt- und Hafenstädten, in Singapore, in Kuala-Lumpor, Penang, der siamesischen Hauptstadt Bangkok und nicht zuletzt auch in

Saigon, der Hauptstadt Französisch-Indochinas, immer mehr Japaner als Kaufleute, Händler, Photographen, Friseure und gelegentlich auch als Ärzte und Apotheker nieder.

Etwa vierzig Kilometer flußaufwärts von der Mündung des Menam-Tschauphya-Flusses liegt die siamesische Hauptstadt Bangkok, zu der wegen einer vor der Flußmündung gelegenen Sandbarre nur Dampfer unter 6000 Tonnen hinauffahren können. Vierzig Kilometer in südöstlicher Richtung von der Mündung entfernt liegt die gebirgige kleine Insel Koh-si-tschang, in derem Schutze größere, nach Siam bestimmte Schiffe vor Anker gehen, um hier durch die zwischen Bangkok und der Insel verkehrenden Leichter beladen oder gelöscht zu werden.

Es hieß übrigens, daß Kaiser Wilhelm II. schon früh einen Blick auf diese für die Beherrschung Siams und seines Handels strategisch äußerst wichtige Insel geworfen, und daß er 1909 sogar den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinzregenten von Braunschweig, bei dessen offiziellem Besuche am Königshofe in Bangkok beauftragt habe, Verhandlungen über eine Pachtung der Insel Koh-si-tschang durch das Reich einzuleiten. Die Insel diente damals schon seit mehreren Jahren dem Norddeutschen Lloyd als Kohlenhafen, Umlade- und Ankerplatz für die Schiffe seiner zwischen Singapore und Bangkok sowie Bangkok und Hongkong-Swatow verkehrenden Küstenlinien. Der Herzog wurde bei seinem Besuch von den Siamesen so sehr mit Festlichkeiten überhäuft, daß er offenbar keine passende Gelegenheit fand, seinen Auftrag betreffend die Pachtung der Insel Koh-si-tschang zu erledigen. Denn dazu, so wurde in jenen Tagen erzählt, gehörte eine große Audienz, die aber vor lauter Festen niemals stattfand.

Zwölf Kilometer östlich von der Insel Koh-si-tschang liegt am Fuße der bis hart an das Meer herantretenden, vulkanischen Gebirgsketten des Kau-tschalak das kleine, von Europäern und vornehmen Siamesen gern als Seebad benutzte Fischerdorf Sriracha, wo die Sriracha-Company, ein anglo-siamesischer Konzern mit ausgedehnten Waldkonzessionen, ihr großes Sägewerk nebst Verschiffungsanlagen besitzt. Eine Schmalspurbahn führt in das eigentliche Waldgebiet, wo besonders die für Wasser- und Hafenbauten sowie für Schiffsbauten sehr wertvolle Hartholzart „Hopea odorata" (siamesisch: mai takien) mit Baumstämmen von gewaltigen Dimensionen gewonnen wird. Dieses Hartholz ist einfach unverwüstlich und gegen Angriffe von Schädlingen unempfindlich.

Hinter dem Kau-tschalak-Berg hatten Japaner mit Erlaubnis der siamesischen Regierung eine Versuchsplantage für Baumwolle angelegt. Die Versuche waren angeblich sehr günstig ausgefallen, und die Japaner wollten nunmehr um Bewilligung eines großen Urwaldgebietes an der Küste zwecks Anlage großer Baumwollpflanzungen einkommen. Selbstverständlich waren die drei dort stationierten japanischen Baumwollsachverständigen sämtlich Offiziere oder doch Reserveoffiziere des

Heeres. Den Siamesen erregte der Plan dieser Baumwollplantage schon längst Besorgnis.

Auf einem Jagdausflug erkletterte ich damals, nur begleitet von einem siamesischen Jäger aus dem unten gelegenen Dorfe Ban-Rai, den Kau-tschalak-Berg. Oben auf der felsigen Kuppe wehte ein scharfer Wind. Die Sonne strahlte, und mitten im tiefblauen Meer lag im Westen lang hingestreckt die etwa fünf Kilometer lange und fast zwei Kilometer breite Insel Koh-si-tschang mit ihren vielfach von Dschungel bedeckten Höhen. Wer dort auf den Inselhöhen und hier oben auf dem Kautschalak starke Forts mit weittragenden Geschützen anlegte, der beherrschte unbedingt das Tor zum Königreiche Siam, die Mündung des Menam-Tschauphya-Stromes.

Mein Begleiter und ich traten auf eine lichte Fläche der Bergkuppe hinaus und sahen dort zu unserer Überraschung einen Japaner. Er hatte vor sich einen Theodoliten aufgebaut und schoß Winkel hinüber nach verschiedenen Punkten der Insel und der Festlandlinie. Ganz vertieft in seine Arbeit, fuhr er offenbar überrascht aus seiner gebückten Stellung am Instrument empor. Doch sogleich hatte er sich auch gefaßt. Sein Gesicht zeigte das unergründliche Lächeln. Ich hatte ihn einige Wochen vorher kennengelernt. So begrüßte er mich besonders freundlich und überschüttete mich, ganz gegen die sonst bei den Japanern stets übliche Ruhe, mit einem Schwall von Erklärungen über die beabsichtigte Anlage der großen Baumwollplantagen im Umkreise des Kau-tschalak-Berges. Offenbar wollte er mich ablenken, denn er wußte, daß ich mit derartigen Meßinstrumenten genau vertraut war.

Wenige Wochen darauf erzählte mir ein dem Hofe sehr nahestehender Siamese von hohem Range, daß der japanische Gesandte im Auftrage der Baumwoll-Gesellschaft dem siamesischen Auswärtigen Amt zur Weiterleitung an den König ein Projekt unterbreitet habe, worin vor allem auch die Ansiedlung von 2000 japanischen Kulis im Gebiete der Baumwollkonzession am Kau-tschalak-Berge bei Sriracha vorgesehen war. Die siamesische Regierung habe das Gesuch nicht direkt abgelehnt, aber zur Bedingung gemacht, daß als Plantagenarbeiter nur siamesische Staatsangehörige (selbstverständlich auch Chinesenkulis) beschäftigt werden dürften. Zur Ansiedlung von japanischen Landarbeitern sei jedoch kein Grund vorhanden.

Alle weiteren Bemühungen der Japaner waren vergeblich. Sie ließen den Plan der „Baumwollplantage" fallen. Immerhin war ihre Tätigkeit im Gebiete des Kautschalak-Gebirges gegenüber der Insel Koh-si-tschang nicht ganz umsonst gewesen. Denn sie hatten ihre strategisch für spätere Zeiten so äußerst wichtige Karte der Schlüsselstellung vor der Mündung des Menam-Tschauphya-Stromes fertig und längst dem Generalstab in Tokio einverleibt.

Auch in der Hauptstadt Bangkok sowie in einer Reihe von anderen Plätzen Siams machten sich die Japaner immer stärker bemerkbar. Von dem Hauptfriseur

in Bangkok wußte man, daß er japanischer Offizier außer Dienst war und ein ganzes System von Spionen in Siam leitete. Heute ist der japanische Geheimdienst dort und in allen Hauptplätzen der südostasiatischen Länder bis in alle Einzelheiten hinein auf das sorgfältigste organisiert. Er arbeitet vollkommen unauffällig, aber geradezu meisterhaft. (Das ist wohl der Sinn eines solchen, zugleich dem Nachrichtenwesen und der „Propaganda" geweihten Dienstes! D. Schriftl.)

Häufig wird mit verwegenen Mitteln gearbeitet. So erlebte ich es, daß mehrfach japanische Spitzel, die, als chinesische Curry- und Reisverkäufer verkleidet, mit ihrer fliegenden Küche am Tragbambus auf der Schulter bis in die Höfe siamesischer Militärkasernen, ja sogar bis in die verbotenen innersten Straßen des Hauptpalastes in Bangkok eindrangen, von aufmerksam gewordenen Wachsoldaten festgenommen wurden. Man konnte ihnen dann allerdings nicht viel anhaben, da Japan ja in Siam damals noch exterritoriales Recht und eigene Gerichtsbarkeit besaß.

*

Als der Weltkrieg zu Ende war, schloß Japan mit dem seit Juli 1917 den Ententeverbündeten beigetretenen Siam einen besonderen Freundschafts- und Handelsvertrag ab, worin sich beide Mächte ihr Gebiet garantierten. Dieses japanisch-siamesische Abkommen ist also in Wirklichkeit ein gegen weiße Eingriffe gerichtetes Militärbündnis, allerdings zunächst nur defensiver Art.

Im Weltkriege war es Japans Ziel, die Macht der Europäer und Amerikaner im Fernen Osten so weitgehend wie nur möglich zu schwächen. Wie heute, so strebte auch schon damals Japan nach der Hegemonie in Ostasien. Nach dem Fall von Port Arthur 1905 kam 1914 unser deutsches Tsingtau an die Reihe. Am liebsten hätten die Japaner auch die Briten aus Hongkong hinausgejagt, aber leider hatte man sie noch als Verbündete nötig.

Wiederholt waren während des Weltkrieges die englisch-japanischen Beziehungen durchaus nicht herzlicher Natur. Es war den Briten zum Beispiel sehr unangenehm, als sie 1917 den Chef der japanischen Flotte, die den Seehandel im Indischen Ozean überwachte, als rangältesten Oberbefehlshaber in ihrem Hauptflottenstützpunkte Singapore anerkennen mußten. Bei Friedensschluß noch lag dort neben dem stolzen, japanischen Kreuzergeschwader nur ein kleines, völlig veraltetes Kanonenboot als einziger Repräsentant der früher stets weltbeherrschenden britischen Flotte. Denn aus Furcht vor einer Wiederholung der Jütland-Schlacht und einem deutschen Einfall in England selbst waren fast alle britischen Kriegsschiffe in europäischen Gewässern zusammengezogen worden.

Im Weltkriege, da die britische Industrie nicht genügend liefern konnte und die Schiffahrt Kriegsdienste leisten mußte oder durch U-Boote und Kaperkreuzer behindert war, verursachte die japanische und auch die amerikanische Konkurrenz dem englischen Handel ganz besonders in Ostasien und in Südasien großen Schaden. Damals gingen die Regierungen der einzelnen britischen Kolonialländer,

darunter Hongkong, Straits-Settlements (Singapore und Penang), Britisch-Malaya, Indien und Burma, in ihrer Verzweiflung so weit, daß sie durch besondere Gesetze der japanischen Einfuhr und der japanischen Einwanderung beträchtliche Schwierigkeiten machten. Überall in den britischen Handelsplätzen wurde der japanische Handel stark behindert. Dieses Verhalten der Briten gegenüber ihren Verbündeten führte natürlich zu heftigen Protesten der japanischen Presse. Die ewig lächelnde Maske fiel vorübergehend ab, und Japan zeigte sein wahres Gesicht.

Die in Tokio als Organ der großjapanischen „Rigigento-Partei" erscheinende und dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Okuma nahestehende Zeitung „Jamatoschimbun" schrieb einen sehr scharf gehaltenen, im Februar 1915 erschienenen Artikel gegen England, dessen Inhalt offenbar als Warnung dienen sollte. Darin hieß es unter anderem:

„In Kanada und in Australien ist den Japanern der Zutritt streng verboten. Das zeigt deutlich, wie falsch und ohne Bundestreue die Briten an uns handeln. Aber nicht nur in diesen zwei Dominien erlauben die Engländer keine japanische Einwanderung, nein, sie sagen nun sogar, daß die in Hongkong, Singapore, Rangoon und in vorderindischen Handelsplätzen lebenden Japaner lauter Spione sind."

„Auch die in China lebenden Engländer hegen Haß und Neid gegen die Japaner (das ist heute wieder besonders stark der Fall. Der Verfasser). England ist der Ansicht, daß der Handel und die Erschließung des Yangtsetales alleiniges Monopol der Briten bilden, und daß dort auf keinen Fall andere Völker ähnliche Vorrechte besitzen dürfen. Seitdem nun aber der japanische Handel im Yangtsegebiet aufblüht, sind die Engländer sehr neidisch geworden und können uns das nicht vergessen."

„Alle diese Tatsachen zeigen deutlich, daß die Engländer vom höchsten Beamten bis herab zum niedrigsten Gefangenen durchweg antijapanisch gesinnt sind. Uns Japanern ist es genau bekannt, wie der englische Ratgeber in China, Dr. Morrison, sich gegen uns beträgt. Eben dieser Dr. Morrison ist das Beispiel eines Engländers, der die Japaner haßt."

„Es ist zum Beispiel doch wohl völlig berechtigt, daß auch wir Japaner Sitz und Stimme im Stadtrat von Schanghai verlangen. Gerade in dieser Stadt werden wir von den Engländern besonders scharf gehaßt."

„Wie ist es denn überhaupt möglich, daß die Engländer jetzt mitten im Weltkriege dennoch mit aller Gemütsruhe Welthandel treiben können?! Haben sie solches nicht einzig und allein dem treuen Wachdienst der japanischen Flotte im Indischen und im Pazifischen Ozean zu verdanken?"

„Mögen die Engländer doch nur bedenken, was sich wohl ereignen würde, wenn wir Japaner das Bündnis zu England einfach lösten und unseren eigenen Interessen nachgingen. Gegenwärtig sind die Engländer in einen Krieg mit Deutschland verwickelt. Wenn wir Japaner nun auch Krieg gegen England anfangen, dann wird es uns wahrhaftig nicht schwerfallen, alsbald Singapore, ja, auch Australien und die englischen Besitzungen im Fernen Osten und in der Südsee einfach zu nehmen. Die Engländer können gegenwärtig keine Kriegsschiffe von Europa fortschicken, denn das erlaubt ihnen die deutsche Flottengefahr nicht. Würde tatsächlich ein Teil der englischen Flotte gegen uns in Bewegung gesetzt, so würde sich ja den Deutschen eine willkommene Gelegenheit bieten, in England einzufallen und London zu zerstampfen."

„Das ist aber nicht alles! Wir Japaner können auch in Indien einfallen und die dortige Bevölkerung zur Revolution und zum Abfall von England aufreizen. Dann aber wird die englische Großmachtstellung in der Welt zusammenbrechen."

„Für uns Japaner ist es eine Kleinigkeit, Hongkong zu erobern und es den Chinesen zurückzugeben. Das ist ebenso leicht, als wenn man seine Handfläche zum Scherz umdreht. Auch könnten wir ohne viele Mühe die Engländer aus Schanghai verjagen. Was werden dann

wohl die werten Herren Dr. Morrison (englischer Ratgeber in China) und Sir John Jordan (damaliger britischer Gesandter in Peking) machen? Diese zwei Leute können doch nur zusehen, wenn wir Japaner das alles leicht und spielend ausführen."

„Darum lassen wir heute den Engländern diese Warnung zugehen und fordern sie ernstlich auf, künftig die Japaner nicht mehr zu beleidigen und vor allen Dingen nicht mehr zu glauben, wir seien ein kleines, unbedeutendes Inselvolk."

Wirklich haben sich auch die Briten diese scharfe Warnung damals zu Herzen genommen. Den Japanern wurde mit Bezug auf ihren Handel keine Schwierigkeit mehr in britischen Besitzungen bereitet. Aber dem britischen Welthandel erwuchs dadurch, sogar in früher fast nur von England bedienten Gebieten des eigenen Weltreiches, wie in Indien, ganz empfindlicher Schaden. Von jenem japanischen Schlag, der noch durch amerikanische Konkurrenz im Weltkriege bedeutend verschärft wurde, haben sich die Engländer in Ostasien bis herüber nach Hinterindien und Vorderindien niemals ganz erholen können. Heute richten sich die Bestrebungen der Japaner nach der Hegemonie im Fernen Osten auf die Zurückdrängung des immer noch allzu mächtigen europäischen und amerikanischen Einflusses in Ostasien überhaupt. Das Reich des Mikado strebt nach der Verwirklichung einer japanischen Monroe-Doktrin in Ostasien.

Ein großer Nachteil für Japan in diesem Wettkampfe um die Vorherrschaft über die Gebiete des Fernen Ostens bildet der Charakterzug des Japaners, daß er nur sehr ungern seine Inselheimat verläßt und auswandert. So fortschrittlich er sonst auch denkt, in dieser Beziehung ist der Japaner heute noch fast so wie vor dreihundert Jahren, als sich das Land nach der überaus grausamen Christenverfolgung hermetisch abschloß und erst mehr als zwei Jahrhunderte später durch ein kleines amerikanisches Geschwader von Kriegsschiffen unter Commodore Perry im Jahre 1854 zur Öffnung seiner Häfen gezwungen wurde. In jener langen Zeit der Abgeschlossenheit war jedwede Auswanderung durch strenges Gesetz untersagt. Japaner, die aus fremden Ländern damals in ihre Heimat zurückkehren wollten, verfielen dem Scharfrichter.

Vielleicht läßt sich das heute immer noch so starke Hängen des Japaners an seiner Heimat durch diese langdauernde, strenge Periode der Abgeschlossenheit erklären.

Auch der Chinese hängt mit allen Fasern seines Herzens an der Heimat. Seitdem aber nach Schluß des britisch-chinesischen Opiumkrieges im Jahre 1842 eine Reihe von Vertragshäfen der europäischen Schiffahrt geöffnet wurden und China sich dem internationalen Handel erschloß, setzte auch schon sehr bald eine rege Auswanderung ein.

Ihr Ziel bildeten damals und heute immer noch vor allen Dingen die äußerst fruchtbaren Länder des benachbarten und den Chinesen schon seit langer Zeit gut vertrauten Südostasien.

Wie in der Mandschurei, so wird wahrscheinlich auch in Süd-

ostasien der Wettlauf zwischen den beiden Hauptvölkern Ostasiens wirtschaftlich zugunsten der Chinesen ausgehen. Allerdings machen die Japaner neben der vollkommen arbeitenden Organisation ihres Geheimdienstes auch überall in den hinterindischen Haupt- und Hafenplätzen, darunter vor allem in Bangkok, in Singapore und in Saigon, energische Anstrengungen, um maßgebenden Einfluß im Handels- und Wirtschaftsleben zu erlangen. Japanische Großbanken, darunter die Taiwan-Bank, japanische Handelsgesellschaften, allen voran die bekannte Mitsui-Bussan-Kaischa, haben eigene Niederlassungen in sämtlichen südostasiatischen Handelszentren von Batavia im Süden bis hinauf nach Rangun im Nordwesten und Hanoi im Nordosten. Dasselbe gilt für mehrere der großen japanischen Schiffahrtsgesellschaften, darunter die Nippon-Yusen-Kaischa und die Osaka-Schosen-Kaischa. Dazu kommen viele mittlere und kleine Firmen, Kaufleute und Handwerker.

Aber das Zahlenverhältnis schlägt überall zugunsten der Chinesen aus. In der siamesischen Hauptstadt Bangkok mit fast 600000 Einwohnern leben mehr als dreihunderttausend reine Chinesen sowie viele chinesische Mischlinge, aber daneben noch nicht einmal tausend Japaner. Ähnlich ist das Verhältnis in dem britischen Welthafen Singapore und in Britisch-Malaya überhaupt, wo schon jetzt über die Hälfte der Bevölkerung aus Chinesen besteht, während demgegenüber die Zahl der Japaner noch sehr gering ist.

In Britisch-Malaya beträgt die Zahl der chinesischen Einwanderer jährlich rund dreihunderttausend, denen nur rund 100000 Rückwanderer gegenüberstehen. Ähnlich ist es in den übrigen hinterindischen Ländern. Allerdings hat das Königreich Siam neuerdings aus Furcht vor zunehmender Chinesifizierung den Zustrom der gelben Nachbarn aus dem Reiche der Mitte erschwert. Jeder in Siam einwandernde Chinese muß jetzt 120 Tikal (1 Tikal = 1,23 RM.) Einlaßgebühren bezahlen. Auch weigert sich Siam der alten Überlieferung gemäß immer noch, eine chinesische Gesandtschaft in Bangkok zuzulassen. Denn die Furcht vor dem alles überwuchernden chinesischen Einfluß ist groß.

Die Chinesen haben heute schon in Batavia, Soerabaya, Singapore, Kuala-Lumpor, Penang, Bangkok, Saigon und Hanoi das Übergewicht im Handel, im Handwerk und in verschiedenen, neuerdings neben dem Bergbau sowie neben Reis- und Sägemühlen allerdings zunächst in kleinen Anfängen aufkommenden Industriebranchen. Das Handwerk gehört ihnen fast ganz. Immer größer wird auch in der Malaiischen Halbinsel und in Siam der chinesische Einfluß in der Landwirtschaft. Auch im Großhandel und in der Finanz stehen die Europäer nicht mehr an erster Stelle. Längst wurden sie von den Chinesen überholt. Südostasien ist heute das Dorado, das ersehnte Hauptziel der Auswanderer aus Südchina.

Im Gegensatz zu früheren Gepflogenheiten lassen seit einigen Jahren schon die meisten dieser chinesischen Kulis usw. ihre Frauen aus China nachkommen. Sie

nehmen nur in der ersten Zeit noch eine Landeseingeborene, eine Siamesin, Kambodschanerin, Annamitin, Malaiin, Burmanin usw. als sogenannte kleine Frau, um sich dann, sobald sie einigermaßen Geld verdient haben, mit einer Chinesin zu verheiraten.

Denn die meisten Chinesen bleiben neuerdings in Südostasien wohnen, das sie zu ihrer zweiten Heimat erwählen. Überall werden die Kinder in chinesischen Schulen von modern ausgebildeten, chinesischen Lehrern unterrichtet. So bewahren diese chinesischen Auswanderer ihre chinesische Art, Kultur und Sprache, während sie früher ja vielfach von der einheimischen Bevölkerung, insbesondere von den Siamesen und Malaien, aufgesaugt wurden.

Diese Chinesifizierung dürfte aber die japanische Expansionspolitik im Ernstfalle ebensowenig beeinflussen wie jetzt in der Mandschurei. Japan denkt ja auch nirgendwo daran, die Chinesen auszumerzen, sondern ist vielmehr bestrebt, die chinesische Wirtschaft und Arbeit in die geplante japanische Wirtschaftshegemonie des Fernen Ostens einzuspannen.

Im gesamten ostasiatischen Raum bleibt als klimatisch für japanische Siedler wirklich vorzüglich geeignetes Niederlassungsgebiet eigentlich nur noch das bodenreiche, aber zugleich volksarme Hinterindien übrig. Wohl wandern seit einigen Jahren Japaner auch im beschränkten Maße nach lateinamerikanischen Ländern aus. Aber diese Leute sind vielfach für das Mutterland verloren. Der kaiserlich japanischen Regierung kann im Sinne der von ihr erstrebten Hegemonie im Fernen Osten nur an einer Auswanderung japanischer Siedler nach geopolitisch günstigen Gebieten im ostasiatischen Raume selbst gelegen sein. Die Mandschurei liegt auf dem rechten und Französisch-Indochina mit Siam und Britisch-Malakka liegen auf dem linken Flügel der japanischen Umklammerung des gesamten Fernen Ostens.

Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck

Vorbemerkung

Für solche Leser, denen sich eine Mauer unfreundlicher, einkreisender Gewalten wieder einmal um Mitteleuropa zu schließen scheint, haben wir die beiden folgenden, uns urschriftlich zugegangenen Schriftstücke aus Genf und dem Fernen Osten zusammengestellt, damit sie die klaffenden Risse in diesem Bau erkennen. Auch die Liebesbotschaften zwischen Moskau und Washington sind nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert — aber diesmal für andere als Mitteleuropäer und ganz anderswo.

Aus diesen Gründen bitten wir, beide Dokumente aufmerksam zu lesen und dabei zu bedenken, daß bei Angelsachsen und Japanern der Spaß aufhört, wenn es sich um den Absatz von Webwaren handelt, wenn also nicht von „God", sondern von „cotton" gesprochen wird; und daß man mit der Geduld von 353 Millionen lange spielen kann, aber nicht immer, so wenig wie mit den Hoffnungen von 120 und

160 Millionen, von denen Roosevelt zu Kalinin sprach. Denn schon Lincoln mahnte: man kann einen Teil der Menschheit die ganze Zeit, und die ganze Menschheit einige Zeit zum Narren halten, aber nicht die ganze Menschheit allezeit. Nun scheint es so oder so zum Aufbruch zu kommen! Der Herausgeber.

Cotton — wo niemand Spaß versteht.

Wildgewordene Baumwolleute aus Lancastershire haben mit drohender Gebärde ihre Waffen gegen Japan gerichtet. Die indische Regierung hat in überraschender Weise die Erhöhung der Zollsätze auf Baumwollstückgut japanischen und anderen nichtbritischen Ursprungs auf 75% ad valorem angekündigt, und der neue Tarif ist unmittelbar in Wirksamkeit getreten. Die Vorherrschaft der japanischen Ware auf dem indischen Markt ist zunichte gemacht worden. Diese Nachricht hat die Textilkreise in England, so sagt man, sehr erfreut. Führende Kreise der offiziellen und geschäftlichen Welt in England und Indien, welche die Entwicklungsrichtung in unserem Lande beobachteten, hatten bisher ein anglo-japanisches Handelsgespräch geplant und angekündigt, daß die Erhöhung des Zolltarifs nicht vor Oktober wirksam würde. Dieselben Kreise haben plötzlich ihre Haltung gewechselt, um ihre übliche scharfe Methode durchzuführen im Hinblick auf die sichtliche Unfähigkeit und Unentschlossenheit unserer Regierungs- und Wirtschaftsautoritäten.

Es ist klar, daß die von England begonnene Politik nicht gut für dessen heimische Industrie ist. Die Engländer bewegen sich nur auf den Ruin ihrer alteingerichteten Industrie zu. Wenn die Sache so weitergeht, bleibt uns nur die einzige Möglichkeit, daß wir unsere Haltung als Zuschauer bei der indischen Unabhängigkeitsbewegung verwandeln in die Haltung des Mitarbeiters. Wir müssen die militärischen Autoritäten ermahnen, die indische Entwicklung gründlich zu beobachten im Hinblick auf Vorbereitungen für einen möglichen Notfall. Es ist eine unserer hehren Aufgaben, 300 Millionen indischer Menschen, die unter britischer Tyrannis stöhnen, zu befreien und ihnen im Namen der Gerechtigkeit bei der Errichtung ihrer Unabhängigkeit zu helfen. An jeder Straßenecke in Osaka sind Plakate zu sehen, die antibritische Gefühle ausdrücken, wie etwa „Vertreibt die britischen Kräfte aus der Region östlich von Suez!" Wie Lord Lytton gesagt hat, ist Japan jetzt eine hochgeladene Bombe, gerade wie die drei japanischen Helden in der Shanghai-Sache.

Der Boykott gegen die indische Baumwolle wurde als Gegenmaßnahme durch den japanischen Baumwollspinnerei-Verband beschlossen. Dagegen ist von manchen Seiten Widerspruch erhoben worden mit der Begründung, daß der Boykott von indischer Rohbaumwolle nur für die Textilindustrie von Lancastershire segensreich sei und nicht für Japan. Im Kampf um Gerechtigkeit jedoch sollten Geschäftsinteressen geopfert werden. Wir müssen auf China als möglichen Versorger mit Rohbaumwolle achten; dessen Gesamternte steht an dritter Stelle der Welt. Nach den Statistiken für 1930 machen die Baumwollfelder ungefähr 6,5 Millionen acres aus, und die jährliche Ernte erreicht 2 350 000 Ballen. Wir raten unserem Baumwollspinnerei-Verband zu wirksamen Maßnahmen, die gegenüber dem indischen Problem einen Kontakt mit China sichern. Solange der Plan großer Baumwollpflanzungen in der Mandschurei und Mongolei noch im Werden ist, kann man die Einfuhr chinesischer Baumwolle als Ersatz für indische Baumwolle empfehlen, um den laufenden Bedarf zu decken. In sichtlicher Weise haben sich in jüngster Zeit Chinas Gefühle gegenüber Japan freundlicher gewandelt. Treibt die Macht Englands, die China zur Durchführung des antijapanischen Boykotts angestachelt hat, hinaus und schließt britische Waren von den chinesischen Märkten aus!

In der Tat, japanische Baumwollkleider sind trächtig mit glorreicher Zukunft! Unser Kampfruf, der an der wirtschaftlichen Front erhoben werden sollte, heißt: Die Förderung nationaler Freundschaft mit Amerika und China und der rücksichtslose Kampf gegen England! Wir müssen die Engländer, die jetzt aus Indien eine Puppe machen, hart auf den Kopf schlagen!

Cotton Piece Goods Weekly Report No. 913 vom 9. Juni 1933, Osaka (Japan).

III. Internationale Konferenz für Indien (Genf, 19. September 1933)

Angenommene Resolutionen

1. Die Konferenz anerkennt Indiens Recht auf völlige Unabhängigkeit und Indiens Recht, die eigene Regierungsform ebenso zu bestimmen wie die künftigen Beziehungen zu Großbritannien und zu anderen Nationen.

2. Die Konferenz übermittelt den Ausdruck ihrer Bewunderung an Mahatma Gandhi und alle Inder, die für die Befreiung ihres Landes und für die Beseitigung der „Unberührbarkeit" kämpfen, ohne von ihrer Verurteilung aller Gewaltanwendung abzuweichen. Die Konferenz entbietet britischen und anderen Freunden der indischen Freiheit herzliche Anerkennung.

3. Die Konferenz verurteilt die Praxis der Mißhandlung politischer Gefangener in indischen Gefängnissen und Konzentrationslagern, besonders auf den Andamanen, wo zwei politische Gefangene kürzlich am Hungerstreik gestorben sind. Sie verlangt menschliche Behandlung politischer Gefangener in Indien und den Verzicht auf die Andamanen als Gefängnis für politische Gefangene.

4. Die Konferenz erwartet von den britischen Amtsstellen den Verzicht auf das grausame und ungerechte System des Bombenwerfens aus der Luft, das unschuldige Opfer trifft und ein Grund ist für die Verzögerung der Annahme einer internationalen Abrüstungskonvention.

5. Die Konferenz lenkt die Aufmerksamkeit der Abrüstungskonferenz auf die schwere Last, die Indien auferlegt ist, um auf indischem Boden eine Besatzungsarmee im Dienst einer fremden Macht aufrechtzuerhalten. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf den seltsamen Zustand, der dadurch zwischen zwei Mitgliedern des Völkerbundes geschaffen ist.

6. Die Konferenz hält es für Unrecht, daß Streitigkeiten zwischen Indien und anderen Gliedern der britischen Commonwealth nicht in den Entscheidungsbereich des Völkerbundes, fallen, und betrachtet es als unfair gegenüber den anderen Mitgliedern des Völkerbundes, daß eines seiner Glieder (Großbritannien) die Delegierten eines anderen Gliedes (Indien) ernennt.

7. Die Konferenz unterstützt aus ganzem Herzen das Programm des Allindischen Nationalkongresses in bezug auf die Regelung der indisch-britischen finanziellen Verpflichtungen durch eine unparteiische internationale Kommission, deren Vorsitzender ein neutrales Mitglied des Haager Gerichts sein muß, der weder Indien noch der übrigen britischen Commonwealth angehört. Die Konferenz verurteilt die Politik der finanziellen Ausbeutung Indiens durch England und verurteilt die Empire-Vorzugszölle, die Indien aufgezwungen worden sind — sehr zu seinem Schaden insofern, als diese Maßnahme einer einzelnen auswärtigen Macht monopolistische Vorteile gewährt und den anderen Nationen ungerechtfertigten Schaden zufügt.

8. Die Konferenz verurteilt alle unterscheidenden Maßnahmen, die gegen indische Menschen aus Rassegründen in verschiedenen Staaten, vor allem innerhalb des Britischen Reiches, eingeführt worden sind. Sie verurteilt im besonderen den Plan der Regierung der Südafrikanischen Union, der vorsieht, daß in Südafrika geborene Inder als Kolonisten nach Britisch-Guinea geschickt werden sollen. Dieses Prinzip ist verhängnisvoll für die wahren Interessen der Inder gegenüber den übrigen Mitgliedern der britischen Commonwealth und vor allem, was Südafrika angeht.

9. Die Konferenz beklagt, daß Regierung durch Ordonnanzen rechtsgültig sein soll, und ist der Meinung, daß die Anklagen wegen brutaler Unterdrückungsmethoden gegenüber „non-violent Indians" unparteiisch untersucht werden sollten.

10. Die Konferenz erwartet von dem Internationalen Indienkomittee, daß es alles tue, um ungenaue Nachrichten richtigzustellen und zu verhindern, daß der Westen nur eine Seite der indischen Angelegenheiten kennenlerne.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt.

Wir hatten unseren letzten Bericht mit einem kurzen Blick auf Spanien geschlossen und eine einigermaßen bewegte Weiterentwicklung vorausgesehen. Mittlerweile haben die spanischen Wahlen bewiesen, daß man ein unter starkem kirchlichen Einfluß stehendes Land nicht ungestraft in antiklerikalem Sinn regiert. Es ist ein starker Ruck in die konservativ-klerikale Richtung eingetreten, der die radikal-demokratische Verfassung mit ihrem starken sozialistischen Einschlag vor schwierige Belastungsproben stellen wird. Dies um so mehr, als nun, nach Abschluß der Verselbständigung der Katalanen, die Selbstverwaltung der vier baskischen Provinzen zur Entscheidung steht, die seit altersher ein Sammelpunkt konservativ-regionaler Kräfte gewesen sind. Ist man sich darüber klar, daß auch die Durchführung der Landreformgesetze praktisch erst jetzt einsetzt — einer Landreform, die den Besitzwechsel für ungefähr ein Drittel des gesamten spanischen Bodens vorsieht —, so erkennt man eine Fülle von Konfliktstoff, durchaus zureichend, um die spanische Republik in ihren keineswegs sicheren Grundfesten zu erschüttern. Daß die ländliche Besitzverteilung Spaniens alte Schäden aufweist, ist bekannt; ob eine Landreform von solchem Ausmaß wie die geplante geeignet ist, ohne ganz schwere Störungen nach der anderen Seite zu den Verbesserungen der landwirtschaftlichen Betriebsführung und Besitzverteilung zu leiten, deren Spanien bedarf, ist eine andere Frage. Das Ziel wird immer sein müssen, die Latifundienwirtschaft vor allem Estremaduras, Andalusiens und Südkastiliens aufzulockern (die mediterrane Küstenregion und die alten Stammlandschaften des Nordwestens haben ganz andere Probleme des Kleinbesitzes, der Bodenzersplitterung zu lösen). Jedenfalls steht Spanien am Beginn eines großen Wandels seiner agrarischen Struktur und wird auf lange Zeit ein unsicherer Faktor in der Politik des westlichen Mittelmeeres sein — eine politische Zentrale, deren Willensbildung nicht fest genug ist, um Versuche der Außeneinmischung wirksam auszuschalten. Daß diese Lage von der französischen Machtpolitik benutzt wird, ist begreiflich. Angesichts der Entwicklung der Flugtechnik ist man sich in Paris darüber klar, daß die Verbindung von Algier nach Marseille im Fall eines Mittelmeerkonflikts unsicher ist. Selbst wenn man sich gegenüber dem italienischen Sardinien auf das neubefestigte spanische Minorca stützen könnte, daß Korsika als östliche Flankensicherung für den nördlichen Abschnitt ausreichen würde, ist die Gefährdung zu groß; die Aussicht, französische Truppen aus Nordafrika durch das Innere der Pyrenäen-Halbinsel nach Norden befördern zu können, hat etwas sehr Verlockendes. Aber auch in dem Fall einer Zusicherung der Transportgenehmigung durch Spanien bleibt die Straße von Gibraltar mit ihren völlig unzulänglichen Nordsüdverbindungen, am britischen Felsklotz von Gibraltar vorbei, ein ernstes Hindernis. So ist es zu verstehen, wenn

Pläne eines Gibraltartunnels beginnen ernst genommen zu werden. Freilich ist es bis zum ersten Spatenstich noch weit. Eine wissenschaftliche Durchforschung der Meeresstraße, technische Planung des Durchstichs, Finanzierung der Bauten müßte vorhergehen; aber der Grundgedanke des Planes ist vom französischen Standpunkt aus so wichtig, daß er einige Aussicht zur Durchführung hat, wenn Spanien schwach genug bleibt, um seine Neutralität in künftigen Konflikten verkaufen zu müssen. Es wäre derselbe geopolitische Vorgang des Hineinziehens verkehrsnahe gewordener Randgebiete in die Konflikte der Erdteilmitte, wie er sich im Weltkrieg in Griechenland vollzogen hat und an Skandinavien eben noch vorüberging. — Daß man für die Notwendigkeit des Gibraltartunnels schöne wirtschaftspolitische Gründe anführen kann, ist selbstverständlich. Man kann dafür eintreten, gerade im Hinblick auf die Konkurrenz des Flugverkehrs den Landstoß der Südatlantikschiffahrt von Lissabon nach Dakar zu verlegen; man kann davon sprechen, die nordafrikanischen Kolonien durch einen Schienenstrang auch wirtschaftlich besser mit Spanien und Frankreich zu verbinden. Man kann selbst davon reden, daß man durch den Bau einer afrikanischen Norduferbahn das Rote Meer näher an Europa heranbringen wolle (wir möchten allerdings diejenige italienische Regierung sehen, die den Plan einer solchen Bahn durch Tripolitanien erlaubte!); das alles ist Teil einer durchaus zielbewußten Propaganda. Schwerlich würde man etwa den Reiseverkehr nach Ägypten über Gibraltar lenken können; und wie man für eine solche Bahn den notwendigen Güterverkehr fände, bliebe vollends ein Rätsel. Wenn der Gibraltartunnel gebaut wird, dann wird er nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus politischen, genauer aus strategischen Gründen gebaut; kommt es dazu, dann wird man einen guten Gradmesser der englisch-französischen Freundschaft daran haben, ob die nördlichen und südlichen Tunnelausgänge in der Sicht von Gibraltar zu liegen kommen, oder ob sie in geschickter Linienführung hinter den Bergen von Algeciras und hinter dem Dschebel Musa ans Licht treten werden, unerreichbar auch in der weiteren Streckenleitung den eingebauten Geschützen des Felsenkopfes von Gibraltar.

Spanische, französische und britische Sorgen um die Dauerbedeutung der Gibraltarstellung sind Sorgen auf lange Sicht. Es gibt dringlicheren Kummer vor allem für die britische Reichspolitik in der Stützpunktreihe am Mittelmeer, und nicht nur da. Der November dieses Jahres hat eine Reihe von Beispielen schwieriger Grenzfälle in der Anwendung von „imperium et libertas" gebracht, deren zwei im Mittelmeer liegen, zwei am Rand des Atlantischen Ozeans. Malta, Palästina, Neufundland und Irland . . . Beginnen wir zunächst im Mittelmeer!

Die Malteser sind ein Mischvolk aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen und sprechen eine jener Sprachen, die an der Grenze zwischen Hochsprache und Haussprache stehen. Sprache der Verwaltung war, solange die Inselgruppe als Kronkolonie ohne jede Selbstverwaltung regiert wurde, natürlich das Englische. Aber

man hat auch in Malta die staatsrechtliche Form gelockert und außerhalb des rein militärischen Bereichs ein hohes Maß von Selbstverwaltung eingeführt. Nun gibt es eine maltesische Oberschicht, die den kulturellen Anschluß an Italien vollzogen hat und nun auch die gesamte Bevölkerung italienisch machen möchte. Hierfür versucht man den altbekannten Weg einseitiger Schulpolitik zu gehen, unter planmäßigem Beiseiteschieben der Verfassungsbestimmungen, die dem Italienischen erst eine zweite oder dritte Stelle im Sprachenstreit der Insel anweisen. Das nationalistische Maltaministerium der letzten zwei Jahre, unter der Führung von Sir Ugo Mifsud (ein ausgesprochen italienisch anmutender Name!), hat eine ausgesprochene Italienisierungspolitik getrieben, nachdem die Malteser Autonomisten unter Führung von Lord Strickland die Feindschaft der Kirche auf sich gezogen hatten, welche in Malta italienische Politik treibt. Das englische Kolonialministerium hat lange zugesehen und plötzlich zugegriffen. Die Verfassung von Malta wurde außer Kraft gesetzt, Sir Ugo Mifsud seines Amtes enthoben, die Begünstigung der italienischen Sprache beseitigt. Malta ist ein Teil des Britischen Weltreichs und soll es bleiben; wozu freilich notwendig ist, die Malteser davon zu überzeugen, daß sie eben Malteser sind und keine Italiener, und daß man im Britischen Weltreich mit englischer Sprachkenntnis weiterkommt als mit italienischer. Daß man sich in Rom der maltesischen Vorgänge freute, wäre zuviel gesagt.

Am östlichen Ende des Mittelmeers ist noch gefährlichere Unruhe: hier handelt es sich um den alten arabisch-jüdischen Gegensatz in Palästina, der mit der Balfour-Deklaration beginnt und immer stärker gewachsen ist, je mehr Zionisten in das Land ihrer Väter einzogen. Zweifellos bedeutet die jüdische Einwanderung für Palästina wirtschaftlichen „Fortschritt"; das Land ist keineswegs genügend genutzt worden; intensivere Wirtschaft kann für eine weit größere Bevölkerungszahl eine Lebensmöglichkeit in Palästina schaffen, als bisher in dem Lande sitzt. Aber die jüdische Einwanderung bedeutet zunächst für die dünne arabische Oberschicht den Verlust der wirtschaftlichen Herrschaft; und außerdem geht dauernd arabischer Bodenbesitz in jüdische Hände über, weil die jüdische Kaufkraft größer ist als die arabische. Wäre die englische Mandatsmacht nicht, so würde das „jüdische Heim" in Palästina schon jetzt eine sehr unbehagliche Heimstätte sein; und es läßt sich voraussehen, daß die britische Zentrale je länger, je stärker in eine peinliche Lage gerät. Sie will weder die jüdische noch die arabische Seite gegen sich aufbringen; ein Schaukelspiel, wie es in Indien zwischen Mohammedanern und Hindu geübt wird, ist deshalb noch erschwert, weil es sich nicht wie in Indien um das Ausbalancieren an sich stabiler Kräfteverhältnisse handelt, sondern um einen Zustand, der durch die jüdische Einwanderung dauernd in einer bestimmten Richtung verändert wird. Hier wachsen Zukunftskonflikte heran, deren Rückwirkung sowohl in die westliche wie in die arabische Welt noch nicht abzumessen ist.

Zum Dauerzustand scheint auch die irische Spannung zu werden. De Valera geht Schritt um Schritt auf das alte Ziel der völligen Unabhängigkeit Irlands zu. Es ist ein Vorgang langsamen Aushöhlens der englischen Vertragsrechte. Bis jetzt hat man von London aus zugesehen. Jüngst aber hat der Dominionminister Thomas eine Rede gehalten, in der er sehr deutlich darauf hingewiesen, daß man auf die Dauer nicht gleichzeitig die Vorteile der Reichs-Gliedschaft haben und alle Pflichten von sich wegweisen könne. Fahre De Valera mit seiner bisherigen Methode fort, dann werde allerdings der Augenblick kommen, wo auch von England aus die Rechte Irlands nachgeprüft werden müßten Da entstehen nun reizvolle Fragen: Wie steht es mit dem Recht freiwilligen Ausscheidens aus der British Commonwealth of Nations? Wie steht es mit dem Ausschluß eines widerspenstigen Mitgliedes? Wer entscheidet? Wie erfolgt die Auseinandersetzung? Gibt es Zwangsmaßnahmen? Alles Fragen, die schwer zu beantworten sind. Kann England sich erlauben, ein völlig unabhängiges Irland neben sich zu haben, einen Irischen Freistaat, der das Recht auf eigene Luftflotte, eigene Unterseeboote hätte? Kann England den Irischen Freistaat zwangsweise im Reichsverband halten oder, falls es ausschiede, Verträge wiederum erzwingen, die eine Einschränkung der irischen Souveränität bedeuten? Das alles ist schon schwierig genug; hinzukommt die territoriale Teilung Irlands, die Abgliederung von Ulster, auf das der Irische Freistaat nicht verzichten will trotz der überwiegend englisch-schottischen, protestantischen Bevölkerung Ulsters. An dieser Binnengrenze zwischen dem Freistaat und Ulster bereitet sich nun die nächste Phase des englisch-irischen Konfliktes vor. Bei der Abgrenzung Ulsters hat man im Süden und Westen einige Grafschaften zu Ulster geschlagen, die große national-irische und katholische Bevölkerungsteile aufweisen, die also zu De Valera neigen. Nun finden in Nordirland (der offizielle Name für Ulster) Wahlen zum Parlament statt, und De Valera hat beschlossen, sich als Kandidat der Grafschaft Down aufstellen zu lassen; Lord Craigavon, der Ministerpräsident von Nordirland, hat darauf antworten lassen, er werde De Valera verhaften lassen, sobald er den Versuch mache, die nordirische Grenze zu überschreiten. Ein freundlicher Verkehrston zwischen zwei Gliedern ein und desselben Reiches! Ulster wird sich niemals ohne Gewalt an den Irischen Freistaat anschließen lassen, solange der Freistaat ein irisch-nationaler Staat ist. Der Konflikt zwischen der geographischen Einheit der Insel und der Trennung ihrer Bewohner in zwei feindliche Völker ist und bleibt unlösbar, solange nationale Toleranz weder hier noch dort geübt wird. Bleibt also die Frage, wie lange die Londoner Zentrale den irischen Entwicklungen wird zusehen können. Daß sie ebenso ungern eingreifen würde wie die amerikanische Regierung im Falle Kubas, ist sicher — denn das Eingreifen in Irland würde weltüber ganz andere Rückwirkungen haben, als das Eingreifen z. B. in Neufundland.

Neufundland ist die älteste britische Kolonie und zugleich die jüngste: ein Do-

minion, das zum mindesten vorübergehend seine Selbständigkeit verloren hat. Neufundland ist bankrott und muß die Bereitstellung finanzieller Hilfe mit vorübergehender Aufgabe seiner Selbstverwaltung bezahlen. Diese Selbstverwaltung hat in schlimmer Weise versagt. Aber es ist nicht nur persönliches Versagen verantwortlicher Stellen, Korruption und ähnliches, worauf der wirtschaftliche und politische Zusammenbruch Neufundlands zurückgeht: es ist die Einseitigkeit seiner Wirtschaft, der Raubbau, der mit Land und Menschen dort getrieben wird. Neufundland ist eine Kolonie, die wirtschaftlich noch nicht aus der Raubwirtschaft herausentwickelt ist. Raubwirtschaft wird an seinen Wäldern getrieben, Raubwirtschaft an seinen Fischgründen. Das Land ist reich an Bodenschätzen; sie werden erst zum kleinsten Teil ausgebeutet; vor allem aber fehlt die Landwirtschaft und damit eine gesunde Bevölkerungsverteilung. So haben die Folgen der Weltwirtschaftskrise die Insel stärker getroffen als selbst die benachbarten nordöstlichen Teile Kanadas und der Vereinigten Staaten. Sie wird nun wieder unter Vormundschaft gestellt, in Formen, die klug genug gewählt sind, um keinerlei Mißtrauen etwa in Kanada oder Südafrika aufkommen zu lassen.

Aus den Vereinigten Staaten ist eine weitere Verschärfung der Farmerkrise zu melden; außenpolitisch die Abberufung des bisherigen Gesandten in Havanna — ein Schritt, dem wohl in absehbarer Zeit die Anerkennung der neuen kubanischen Regierung folgen wird; immer unter der Voraussetzung, daß nicht neue Revolutionen neue Zustände schaffen. Bewaffnete Landung in Kuba wird man nach Möglichkeit vermeiden — mindestens in dem Zeitraum, der vor der nächsten panamerikanischen Konferenz liegt. Die Rückkehr der amerikanischen Flotte aus den pazifischen Gewässern in die atlantischen ist nicht als eine Unfreundlichkeit nach der atlantischen Seite zu deuten, sondern als betonte Friedenserklärung nach der pazifischen. Das Zusammentreffen dieses Vorgangs mit dem Abschluß der Verhandlung mit Litwinow ist nicht ohne Reiz. Die Anerkennung Rußlands ist auf wirtschaftlichem Gebiet mehr eine Hoffnung als ein Erfolg — wenigstens für die Amerikaner (für die Sowjetunion ergeben sich zum mindesten neue Kredite). Aber auch Hoffnungen sind im Lande Roosevelts willkommen. Freilich bleibt auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet (abgesehen von mehr oder weniger sinnvollen und mehr oder weniger wirksamen Währungsexperimenten) etwas zweifellos Günstiges zu melden: die endgültige Abschaffung der Prohibition. Nachdem Präsident und Kongreß ihre Zustimmung gegeben haben, liegt nun die Zustimmung von 36 der 48 Bundesstaaten vor; das Alkoholverbot ist damit begraben; ein ebenso interessantes wie in seinen Wirkungen verhängnisvolles Experiment ist zu Ende.

Aus dem südamerikanischen Bereich ist eine langsame Besserung der wirtschaftlichen Gesamtlage im allgemeinen, betonte Weiterführung des argentinisch-brasilianischen Zusammenwirkens im besonderen zu berichten. Argentiniens Präsident, General Justo, hat einen Staatsbesuch in Rio de Janeiro gemacht. Abgesehen von

zahlreichen klingenden Reden bringt er wichtige Verbesserungen im wirtschaftlichen Austausch der beiden Staaten (Küstenschiffahrt, Handelsverträge) nach Buenos Aires zurück. Daneben drängt sich die Frage auf, wie lange die südamerikanischen Großstaaten noch zusehen werden, daß im Herzen des Erdteils ein sinn-, weil entscheidungsloser Krieg zwischen Bolivien und Paraguay von Monat zu Monat sich hinschleppt.

Vordringen des japanischen Außenhandels wird mit neuen Zahlen auch aus Südamerika gemeldet. Die Ziffern sind der absoluten Höhe nach gering, relativ schon sehr bedeutend. Die japanische Offensive auf die Reste dessen, was von einem Weltmarkt übriggeblieben ist, nimmt langsam Formen an, die an die russischen in der ersten Zeit des Fünfjahresplanes erinnern. So ist es nicht verwunderlich, daß gegen die japanische Ausfuhr ähnliche Maßnahmen getroffen werden wie seinerzeit gegen die russische (und wie sie z. B. von Kanada immer wieder gegen die russische Holzausfuhr auch heute noch bei Wirtschaftsverhandlungen des Empire verlangt werden). Von dem Eindringen des japanischen Handels in Persien war schon im vorigen Bericht die Rede; neuerdings melden auch Irak, Palästina und Syrien Verdreifachung, Verfünffachung und Versechsfachung des Außenhandels mit Japan (in erster Linie natürlich der japanischen Ausfuhr nach diesen Ländern). Man mag darin rein wirtschaftspolitische Vorgänge sehen; schon der japanische Versuch, große Konzessionen für Plantagenbau in Abessinien zu erwerben, mag weniger harmlos gedeutet werden. Hier wird über den Indischen Ozean hinweg fast an die Grenze des atlantischen Bereichs vorgefühlt; wir kennen aus Siam und anderen ostasiatischen Gebieten Beispiele dafür, daß japanische Plantagenwirtschaft an Stellen aufgenommen wurde, die auch sonst von Interesse waren...

Im vorderen Orient ist die türkische Außenpolitik besonders aktiv. In Angora sind in den letzten Wochen durchaus berechtigte Feiern gehalten worden. Die Türkei ist heute ein in sich gefestigter Staat, der es sich leisten kann, von einem stattlichen, freilich noch sehr entwicklungsfähigen Raum aus tätig in die Beziehungen sowohl der arabischen Staaten wie der Balkanmächte einzugreifen. Des türkischen Einflusses bei der Bereinigung russischer Grenzkonflikte haben wir schon früher gedacht.

Kehren wir in unserer Umschau nach Europa zurück — diesem Kontinent, der in einem politischen Sinn vielleicht früher einmal bestanden hat, aber heute gewiß nicht mehr besteht —, so bleibt uns die Aufgabe, das Bild der Großmachtbeziehungen zu zeichnen, wie es sich nach dem Austritt Deutschlands aus Völkerbund und Abrüstungskonferenz und nach der eindrucksvollen Bestätigung dieses Schrittes durch die Volksabstimmung im November darstellt. Auch ein vorsichtiger Beurteiler wird sich daran freuen dürfen, daß eine gewisse Entlastung von dem Druck der Deutschland Anfang Oktober gegenüberstehenden Einheitsfront erreicht ist. Es ist immerhin ein Unterschied, ob der englische Außenminister den Pariser Standpunkt

französischer verficht als die Franzosen oder ob er wenigstens in akademischer Form zugibt, daß er sich auch in die deutsche Seelenverfassung hineindenken könne. Aber von diesem Zugeständnis bis zu einem Verzicht auf die praktische Unterstützung der französischen Forderungen ist weit; und auch im Quai d'Orsay versteht man die Bereitschaft zu Verhandlungen von der Bereitschaft zu Zugeständnissen wohl zu unterscheiden. Alte Versuche, mit Italien zu gewissen Übereinkommen zu gelangen, werden wieder aufgenommen; die überirdischen und unterirdischen Organe der französischen Ostpolitik sind tätiger als je; und die letzte Monatsübersicht eines Jahrgangs darf über dem wiederhergestellten Selbstbewußtsein des deutschen Reichskörpers die besondere Notlage der Außendeutschen nicht vergessen, die von der Ostsee bis zur Adria mit Methoden unterdrückt werden, die an die schlimmste Zeit der ersten Nachkriegsjahre erinnern.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Es gehörte früher zu den guten Sitten des Fernen Ostens, daß um die Jahreswende nicht nur Bilanzen gemacht, sondern auch sämtliche Schulden bezahlt wurden. Wer es nicht tat, verlor sein Gesicht und konnte nicht am Neujahrstag reinen Herzens den Besuch seines früheren Gläubigers und Bedrängers empfangen, der seinerseits mit guter Miene zum festlichen Glückwunsch antreten mußte, nach dem guten alten Spruch: Teufel von gestern kommt heute zum Staatsbesuch!

Nur erinnern wir uns aus den Tagen von Serajewo, daß die britische Flotte damals zum Staatsbesuch nach Kiel gekommen war, und dennoch eine gewaltige Rechnung noch unbeglichen war. Aus dem gleichen Grunde legen wir den beiden jüngsten Freudenbotschaften aus dem Pazifik nicht die gleiche Bedeutung bei, wie viele Menschen, die eines guten Willens sind, aber die Kraft des bösen Willens zu leicht vergessen.

Diese Botschaften sind die Ankündigung von der Heimfahrt der pazifischen Flotte der U.S.Amerikaner aus ihrer Drohstellung von Hawai, sowie von der geplanten Verständigungskonferenz der im Osten beteiligten Mächte in Tokio durch den Wortführer des japanischen Nationalismus Kriegsminister Araki.

Aber auch das Säbelrasseln in Moskau und Chabarowsk, das gedämpftere in Wladiwostok, über dessen uns wohlbekannten Gewässern die japanischen Fluggeschwader etwas naiv dahingezogen waren, nehmen wir — bei aller Achtung vor einigen hohen Leistungsgraden der Roten Armee — nicht so tragisch, wie man es bei den Sowjets gern genommen sehen möchte. Denn wir kennen zu gut den jammervollen Zustand der wichtigsten russischen Kolonialeisenbahn, den Amur entlang, von deren Leistung die tapferen zehn Divisionen am untern Amur und Ussuri leben und ihren Schieß- und sonstigen Kriegsbedarf beziehen müßten. Mit

den Japanern aber glauben wir, daß eine gegenseitige Hilfeleistung zwischen USA. und SSSR., trotz dem Besuch von Litwinow in Washington, nicht so einfach ist wie viele glauben.

Lassen wir also auch diese äußersten möglichen Gewinn- und Verlustposten des Weltfriedens in der indopazifischen Bilanz weder mit ihrem Hoch- noch mit ihrem Tiefausschlag zu schwer in die Waage fallen, so bleiben dennoch unvermeidlich zu übertragende und nicht kurzfristig ausgleichbare Spannungsposten genug. Aber es handelt sich beinahe in allen indopazifischen Fällen um weiträumige Partner mit ansehnlichen Reserven und ziemlicher Ellenbogenfreiheit. Sie können sich sogar solche herausfordernde Gesten gestatten, wie den Aufmarsch der pazifischen U.S.Amerika-Flotte in Hawai und die Antwort der japanischen Flottenmanöver mit anderthalbhundert Einheiten zwischen Südjapan, den Mandatsinseln in der Südsee und Hawai, oder die Drohung des Flottenausbaus bis zur äußersten Grenze des Londoner Pakts (Transpacific, 3. 8. 33, S. 5) — ohne sich gleich in die Haare zu geraten.

Enger werden die Räume schon, wenn es weiter nach Westen, gegen die Grenze des Mittleren und Nahen Ostens zu geht, wo die plötzliche Ermordung des Königs von Afghanistan einen ohnehin kaum beruhigten Topf wieder zum Überkochen bringen wird, dessen Grenze an der „Durandlinie" zwischen beruhigter indischer N.-W.-Provinz und afghanischen Wildstämmen ohnehin schon unruhig genug ist.

Eine der kühnsten Vorhersagen, die uns 1933 unterkam, wagte über das indische weite Hinterland dieses unruhigen Puffergürtels Sir Malcolm Hailey, der Gouverneur der Vereinigten Provinzen in Vorderindien, mit einem Vortrag über „Indien — 1983" — also in fünfzig Jahren! Er prophezeit eine große Geldflüssigkeit für Indien, die Anlagen suche, weil die alten Sitten des Hortens und Geldverleihens zusehends verlassen würden. Damit würde Indien immer mehr in eine Schutzzollpolitik getrieben (wovon seine jetzigen Kämpfe mit Lancashire und Japan ja bereits ein Vorgeschmack sind). Der Baumwolle werde zunächst der Zucker folgen. Das ausgesprochenste Bauernland der Erde (mit nur 11% Verstädterung) würde zunehmend industrialisiert werden, damit aber auch der Wunsch nach höherer Lebenshaltung gesteigert, der ohnehin hohe Volksdruck vermehrt und eine Klassenverlagerung angebahnt.

Die Politisierung der Sikhs, Hindus und Mohammedaner bedeutet für ihn keine wirkliche Steigerung des religiösen Einflusses (der ehedem alles in Indien in seine Kreise zog), sondern eher eine Verweltlichung, eine Abschwächung des religiösen Geistes, eine Lockerung des Kastenwesens und des Hindufamiliengefüges. Aber auch der Islam könne dieser Verweltlichung auf die Dauer keinen Widerstand leisten, namentlich in der Erziehung.

Mit diesen Vorgängen verliere Indien seinen bisherigen Mittelpunkt des Interesses für den größten Teil seiner Volksmasse. Ein Vakuum öffne sich für das Ein-

strömen fremder Gedankenwelt politischer und sozialer Natur, größtenteils verwirrender Art. Die soziale Organisation der Hindus zerbröckelt: teils durch die Hebung der „Unberührbaren", der Parias, teils durch die Frauenbewegung. Der Islam würde eine Gesetzgebung im Sinne der Monogamie, mit Eigentums- und Scheidungsrecht für die Frauen hinnehmen müssen, ferner das Unterhaltsrecht für Witwen.

Bei beiden Religionen würde das Heiratsalter noch mehr hinaufgerückt. Es gibt kein „statisches" Indien mehr; Indien wird eine ganz andere Zugänglichkeit für Massenbewegungen erleben, eine Beschleunigung seiner Dynamik erfahren, die sich nicht nur, wie jetzt, hauptsächlich politisch auswirkt, sondern sich mehr und mehr auf soziale Bewegungen wirft, die für die Hauptmasse der Bevölkerung einen so starken Anteil wecken, wie ihn rein politische Antriebe nicht aufzubringen vermögen.

In diesen Anschauungen begegnet sich der erfahrene indische Verwaltungsbeamte mit solchen, die hier aus geopolitischen Gründen oft ausgesprochen worden sind. Dabei muß freilich beachtet werden, daß sich der Herrschaftsgedanke im anglo-indischen Regierungsbau gern sozialer Antriebe bedient, um damit die politischen Bewegungen abzuschwächen. Dabei gewinnt zweifellos vor allem die indische Landwirtschaft durch Verbesserung ihrer Ausrüstung, ihres Saatgutes, ihrer Zuchtviehbestände, vor allem der Ausbildung ihres höchst unwirtschaftlichen Personals. (S. u. a. „Review of Agricultural Operations in India", Imp. Counc. of Agr. Research.) Der wundeste Punkt ist freilich immer noch der viel zu teure Agrarkredit.

Wie immer man also versucht, die noch sehr hilflosen Massen der Festlandgebiete der Monsunländer Indien und China als Faktoren bei weltpolitischen Verwicklungen einzusetzen, darf man nicht vergessen, daß sie mit ihren 353 und 480 Millionen vorwiegend passiv, durch Streik, als Arbeitskraftreserven, sehr viel weniger aktiv eingreifen können, aber allerdings Kräfte in großem Umfang allein zu ihrer Niederhaltung zu binden vermögen.

Selbst in eisenbahntechnisch so hoch entwickelten Gebieten wie Indien bestehen heute noch empfindliche und der Aktivierung des Landes sehr schädliche Eisenbahnlücken, wie etwa das Fehlen einer normalspurigen Verbindung zwischen Bombay und Karachi, die Bombay-Sind-Bahn, oder die direkte Linie Karachi—Cawnpore. Empfindlich klafft auch die Eisenbahnleere zwischen Indien und Birma, wo nach den neuesten Entwicklungen Birmas zu einem eigenen Dominium auch die Grenzfrage akut wird.

Natürlich gleiten die eurasiatischen Luftverbindungen über solche Schönheitsfehler des Verkehrsnetzes leicht hinweg. Aber sie sind untauglich für jede Art von Massenleistung und auch nicht so unabhängig von geopolitischen Einflüssen, wie man leichthin annehmen möchte. Das beweist etwa die Lage des durchlaufenden

Luftdienstes Karachi—Kalkutta mit der starken nördlichen Ausbiegung über die Schwellenlandschaft von Delhi mit vorherigem Wüstenflug. Eine glänzende Wüsten- und Gebirgsflugleistung war die der zwei neuen „Eurasia"-Junkers-Maschinen, deren eine von Berlin nach Lanchow und Suchow, dann zurück nach Urumchi (mit einem Befriedungs-Kommissar an Bord), endlich über Nanking nach Schanghai mit knappsten Zeiten in ausgezeichneter, im Osten viel beachteter Haltung flog.

Aber unter dem ausgleichenden luftigen und erdenschweren Verkehrsnetz bleibt die gelbe, rote, braune und schwarze Erde mit ihrem Triebleben, bleiben die östlichen Volksdruckzahlen unverändert: für Japan z. B. 1 007 868 Zuwachs für 1932 bei steigenden Geburts- und sinkenden Sterbeziffern, wenn auch langsam sinkenden Eheschließungszahlen und Rückgang der Jungehen.

Darum bleibt es wichtig, dauernd die unvermeidlichen Folgen im Auge zu behalten.

Vorbildlich dafür sind, etwa als Zeitschriftaufsatz, die gedanken- und quellenreiche Arbeit von Vizeadmiral A. Meurer: „Japans Weltstellung und die Rolle der Seemacht in seiner neuesten Geschichte" (Marine-Rundschau 1933, Heft 8, S. 337—347), mit großer Linie und schlagenden Einzelheiten; Zeitungsaufsätze, wie der von Hans Heidrich: „Völkerbewegung im Fernen Osten" (2. Beilage d. „Reichsboten" v. 22. 10. 33, in seiner übersichtlichen Zusammenfassung mit der vereinfachten Pazifikskizze nach Dr. Wilhelm Ziegler u. a.). Aufschlußreich sind aber auch die fortgesetzten verschleierten Hilferufe der chinesischen periodischen Presse, wie etwa „The Peoples Tribune" seit Juni beinahe alle vierzehn Tage, oder wie die „Information Bulletins (z. B. Nr. 5—7) des Intelligence & Publicity Department des Waichiaopu, Nanking — auch über die Schaffung von Manchukuo, der natürlich entsprechende japanische Darstellungen entgegenstehen.

Einen u.s.amerikanischen Alarmruf von M. B. Goldsmith über die Unzulänglichkeit der u.s.amerikanischen Abwehrvorkehrungen am Pazifik beleuchtet scharf Gandenberger v. Moisy; er ist aber gerecht genug, festzustellen, daß Amerika seinen heute gefährlichsten Gegenspieler selbst durch einen sehr rauhen Rippenstoß vor 80 Jahren aus seinem Kirschblütentraum und seiner Bevölkerungsträgestauung zu den heutigen Formen peinlichen Wettbewerbs aufgestört habe. Wenn aber gutmütige, immer noch nicht belehrbare Dritte mit dem „Fangwort" (Catchword) von der „Solidarität der weißen Rasse" auch im Pazifik vor den Wagen eigensüchtiger Kolonialmachtinteressen gespannt werden sollen, stellen wir fest, daß wir es im Sinne von Hitlers Rede auf der Kulturkundgebung des Reichsparteitags der NSDAP. in Nürnberg, 1. 9. 33, bei den Japanern durchaus mit einer instinktsicheren und heroischen hochgezüchteten Rasse zu tun haben, die in großen Gefahrmomenten des Inselreichs heroisch denkt und handelt, und jedem, der an ihren Lebensnerv rührt, vor einem etwaigen Erfolg sehr peinliche Zeiten

bereiten wird, peinlichere vielleicht als irgendeine andere unter den augenblicklich schwer bewaffneten Mächten.

Das scheint mir eine notwendige Warnung, ob man mich deshalb nun projapanisch nenne oder nicht; es heißt einfach, ein Ding bei seinem Namen nennen!

Im Zusammenhang mit den jüngsten Bewegungen in Afghanistan lenken wir die Aufmerksamkeit auf die Aufsatzreihe, die in der „Koralle" unter der Sammelbezeichnung: „Sturmzentren der Welt" erscheint, deren jüngster („Die Wunde an der indischen Grenze"), mit einem guten Kartenausschnitt, treffend gewählten Bildern und schlagfertigem Text, ausgezeichneten geopolitischen Anschauungsstoff gibt. Hier steht ein Vorbild, wie auch die große Bilder-Presse mit ihren Massenverbreitungszwecken Massenerziehungsziele zu einem besseren Weltbild setzen kann, wohl des Ausschneidens und Bewahrens wert.

Gerade geopolitische Umwertungen können auf diese Weise rechtzeitig dem Volksferngefühl geoffenbart und zugeführt werden: gleichviel, ob Riesenbewegungen, wie die panasiatische in Sowjet- oder Ostasienfärbung aus dem Bereich politischer Träumerei heraus in sehr fühlbare Wirklichkeit hervortreten, oder ob einzelne mit politischem Druck belastete Erdenstellen, wie Aden, die Häfen der koreanischen N.-O.-Ecke (Rashin, Yuki als Landungsbrücken), Wladiwostok als Luftkriegsstützpunkt Neubewertungen erfahren.

Auch solche Blitzlichter, wie das von K. Matsuda (Tokio, 1. 7. 33) im „North China Herald" 1933, S. 55, über die „Dai To Bunka Kyokwai (Groß-Asiat. Kulturpolitische Gesellschaft) u. a. m. dürfen dann nicht übersehen werden. Sie hat den Gedanken des „Königsweges" (Kodo; Odo in Manchukuo) zumeist mit vorwärtsgetragen; wer glaubt, daß man sich im Fernen Osten nicht auf kulturpolitische Propaganda verstände, die beinahe den Wettbewerb mit der französischen aushalten kann, der liegt weit hinten im Wogengang der Zeit. Nur ist sie eben meisterhaft getarnt, kann jederzeit amtlich verleugnet werden und vermag doch auf einmal z. B. eine „asiatische Monroelehre" vor die Welt hinzustellen, kann helfen, ein 5-Milliarden-Budget voll Wehrausgaben ohne Murren zur Annahme zu bringen. Wie Deutschland, sagt auch Japan von sich: „Die Welt muß uns jetzt verstehen, oder es mag zu spät sein!" — „Die Geschichte zeigt, daß Japan nie halbwegs geht . . .", sagt K. Matsuda. Könnte sie es doch auch von Mitteleuropa sagen, das man drüben so aufmerksam in seinem Schicksal studiert, wie vielleicht von keiner anderen Stelle der Erde aus. „Eine Seelen- und Rassenbewegung zugleich, noch verborgen (?), trotzdem mächtig, durchflutet den Osten. Ihre Gewalt wächst von Tag zu Tag: eine großasiatische Grundeinstellung!"

Gibt es keine großeuropäische, ihr die Waage zu halten? Ihre Voraussetzung ist Friede in Ehren und Gleichberechtigung für Europas Herz und Mitte.

H. OCHSNER:
Wehrgeopolitik

Wehr-Geopolitik, Geographische Grundlagen einer Wehrkunde von **Karl Haushofer,** Professor an der Universität München und Generalmajor a. D., erschienen in der Reihe der „Fachschriften zur Politik und staatsbürgerlichen Erziehung" im Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1932.

„Was der Tatsachensinn eines wehrwissenschaftlich geschulten Vertreters der Erdkunde ... an objektiven, bodenwüchsigen, erdhaften Zügen wehrgeographischer Art im Antlitz der Erde" zu erkennen vermag, das hat der bekannte Vorkämpfer und Mitbegründer der Lehre von der Geopolitik nach seinen eigenen Worten auf dem engen Raum von 138 Seiten zusammengedrängt. Der Verfasser führt den Leser nach einer abgrenzenden Klärung der Begiffe zunächst in die geopolitischen Grundlagen des heutigen Wehrwesens ein und weist hier sehr anschaulich und an einer Fülle von geschichtlichen Beispielen und Namen nach, in welchem Ausmaß sich schon immer wehrgeographische Tatsachen politisch auswirkten. Er zeigt, wie sich dabei die großräumige Betrachtungsweise, z. B. die englische, die von der Oberfläche der Erde „soviel nehmen will, wie sie irgend kann", gegenüber der engen mitteleuropäischer Staaten überlegen erweist. Er deckt die Gefahren auf, die besonders für uns Deutsche in unserm verstümmelten Nachkriegs-Lebensraum aus dieser Enge heraus auch dem geistigen Blick für die Wirklichkeiten dieser Erde erwachsen.

Gerade die Überparteilichkeit, mit der der Verfasser seine geographischen und geschichtlichen, vor allem auch seine großen kriegsgeschichtlichen Kenntnisse und sein bedeutendes militärisches Wissen der Behandlung seiner Aufgabe dienstbar gemacht hat, beweist, welch scharfe Waffen für den Kampf um Deutschlands Recht und Gleichberechtigung auch das sorgfältige Studium wehrgeographischer Fragen und Einzelheiten uns Deutschen liefern kann. Sei es, daß Haushofer von der „Zusammenzwingung zweier nicht verschmelzbarer Rassen" durch die Diktatfrieden der Pariser Vororte spricht oder von der wehrgeographisch unsinnigen Grenzführung der Nachkriegszeit, immer hören wir einen treuen Mahner unseres Volkes.

Kriegsgeologie, Morphologie, die Pflanzendecke der Erde, die Kolonialpolitik, das Zusammenarbeiten von Land- und Seestreitkräften, der Einfluß von Gebirgen, Küsten und Tälern auf die Kriegführung, deren Abhängigkeit vom Verkehrsnetz, von der Bodenbedeckung (z. B. von Wäldern), das Problem von Ortschaften, von Großstädten für die Kampfführung, alle diese Fragen werden gewürdigt. Es gibt wohl keine Schrift, die dem Soldaten mit so eindringlicher Wucht zeigt, wie seine ganze Tätigkeit erdbedingt in des Wortes engstem Sinn ist und wie alle großen Feldherren wehrgeographischen Forderungen durch Einfühlen oder durch Kenntnis und Studium gerecht wurden. Aber auch dem Politiker und Staatsbürger werden nur wenige Bücher so wie das vorliegende zeigen, wie sehr auch die große Politik von wehrgeographischen Fragen beeinflußt, ja häufig sogar entscheidend bestimmt wird. Denn der Kampf z. B. um das Öl der Welt wäre nach Haushofer großenteils unverständlich, würde es — trotz allen Abrüstungsgesängen — nicht in erster Linie für Kriegsflotten, Tankgeschwader und Kriegsflugzeuge benötigt. Auch andere Fragen, wie z. B. ob man Bahnen vom Dampf auf Elektrizität als Antriebskraft umstellt, ob die Kohleverflüssigung uns von der Einfuhr an Treibstoffen unabhängig machen kann, ob wir die „Sparmetalle" des Krieges durch andere Stoffe zu ersetzen lernen, sie sind nicht nur wirtschaftliche im Sinne der Selbstversorgung, sondern daneben in höchstem Maß militärische, wehrgeographische.

Die Beschäftigung mit wehrgeographischen Dingen ist aber eine der wenigen, uns nach dem Versailler Diktat nicht verbotenen. Hier handelt es sich um geistige Werte als Grundlagen für unseren Wiederaufbau, wie sie allen Deutschen, vor allem aber den Soldaten und den Politikern, zu eigen werden müssen. Hierfür „einen der untersten Steine herbeizutragen und im gewachsenen Boden, in der Erde festzulegen", das bezeichnet Haushofer selbst als „den letzten Sinn seiner wehrgeographischen Gewissenserforschung". Eine Aufgabe, zu deren Lösung er als Soldat und Gelehrter in einziger Art und Weise vorbestimmt ist.

So bleibt nur zu wünschen, daß sich möglichst viele Volksgenossen mit dem Büchlein be-

schäftigen und es sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die ihnen der Verfasser durch die Anhäufung eines riesigen Stoffes auf kleinem Raum abfordert. Denn eine Unterhaltungsschrift ist die „Wehrgeopolitik" nicht, wohl aber eine wahre Fundgrube an Unterlagen und Einzelbeispielen für wehrgeographische und wehrpolitische Fragen aller Art.

R. von Schumacher: Josef März: Die Adriafrage

Tüchtige Völker gehen gern in komplizierte Räume hinein, um gewissermaßen ihre staatsbildende Kraft und ihre außenpolitische Gesellschaftsfähigkeit zu schulen und zu erproben. Es ist der Vorzug der komplizierten Räume, daß der Fremde — Gast, Eindringling oder Nachbar — lernt, innerlich unberührt, mit „verstaatlichtem" Denken dem Spiel der Kräfte gegenüberzustehen, um in kühler Betrachtung und mit nüchterner, überindividuell eingestellter Nutzenberechnung die Ansatzstellen für das eigene Interessengebäude herausgreifen zu können. In Räumen mit starker völkischer Splitterbildung und Verschachtelung ist dieser Ansatzpunkt für jeden staatlichen Fremdling in den stabilen Werten der Landschaftsgestaltung gegeben, so daß in solchen Gebieten politischer Betätigung Politik gleich Geopolitik par excellence ist.

Die deutsche Politik hat zweimal einen solchen Raum aufgesucht, sich in ihm erprobt und aus ihm die Lehren gezogen, die das Schicksal der staatlichen Willensbildung unseres Volkes entscheidend bestimmten. Es war die Kolonisation des Deutschen Ritterordens in Siebenbürgen und die süddeutsche Kolonisation im Südosten, die in Preußen und Österreich ihre Krönung fanden. Die Tradition der echtesten aller Staatsideen, man möchte fast sagen, der geopolitischsten, nämlich der „Reichs"-idee, hat aber nur der eine Teil bis zum greisenhaften Erlöschen aufrechterhalten, während der andere — der Kernstaat des Deutschtums — seine politische Wucht in wesensfremde Räume verlegte. So ist in der politischen Kenntnis unseres Volkes eine Lücke entstanden, die das vehemente politische Wollen und Geschehen unserer Tage durch eine überrasche Nachholung versäumten Interesses am Südosten auszugleichen sucht. So sehr aber die Verbreiterung des Wissens um diesen Raum zu begrüßen ist, so sorgfältig ist hier die Spreu vom Weizen zu sondern und nur das zu verwenden, was der Anforderung der innerlichen Unberührtheit und einer Haltung jenseits von Augenblicksstimmungen und kleinräumlichen Sympathien entspricht.

Ein solches Buch hat uns Josef März mit seiner „Adriafrage" gegeben. Unbeirrt von Schlagworten und Propagandaverbrämung, sucht er den Kern des Problems aus der Schale politischer Zweckberichterstattung herauszulösen, um das feine Netz der Interessenfäden aufzuspüren. Wenn der Verfasser auch manchmal mit den dröhnenden Schritten wissenschaftlicher Rüstung einherschreitet, bleibt er doch immer der intuitive geopolitische Künstler, der mit feinen Strichen und souveräner Stoffbeherrschung ein Gemälde von packender Lebendigkeit herstellt.

Es ist einfach erstaunlich, was der Verfasser in jahrelanger Arbeit als Journalist, Politiker und Fachgelehrter, als Beobachter, Forscher und Teilnehmer zusammengetragen hat, um eine Überschau über einen der wichtigsten Erdräume entstehen zu lassen, deren Schlußfolgerungen Leitsätze von meist unbedingter Gültigkeit und dem Praktiker absolut notwendiges Rüstzeug sind. Besonders dort, wo der Prognostiker auf den Spuren vergangener Politik wandelt, um die Brücke über die Gegenwart zu schlagen, dort klingt er an ein altes politisches deutsches Lied an, das schon der genialen Schöpfung des großen Staufers Friedrich II. eine andere Sympathienrichtung vorzog, die seither bei allen großen Staatsmännern des deutschen Volkes in dieser oder in jener Form sich als Beweis der Kontinuität des politischen Lebens eines Staatsindividuums erhielt. Schon darum muß man die geopolitische Wertung des Buches jeder anderen vorziehen. Der Schicksalsraum des Reiches — der Südosten — verträgt nur eine geopolitische Beurteilung; und die Schlüsse des Verfassers sind gerade dafür richtungweisend.

Meisterhaft prägnant ist auf Seite 11 die Charakteristik des adriatischen Raumes, die an die Schilderungen imperial-geschulter Angelsachsen erinnert: In so wenigen Sätzen eine erschöpfende Darstellung des Raumbildes, der Verkehrsbedeutung, der politischen Lage und des

politischen Raumgesetzes eines politischen Spannungsfeldes ersten Ranges zu geben, ist zweifellos eine Höhe politischer Erkenntnis und Andrucksfähigkeit, die dem Vorkriegsdeutschland gänzlich unbekannt und unerreichbar war.

Es gehört schon viel innere Festigung dazu, in ein Gebiet, wie in das um die Adria, hineinzugehen, um die Ansatzpunkte zu finden, die der Individualität das Gepräge geben. Ein wahres Mosaik verwirrt den Beobachter und verleitet ihn, sich in die Betrachtung des Teils zu versenken und darüber das Ganze zu vergessen. West- und Ostküste sind völlig verschieden, Träger besonderer Kulturen und wenig verwandter Geschicke. „Die lange Ostküste ist fast hafenlos", was seine Ursache allein in der geographischen Gestalt der Küste hat. Deshalb finden wir hier kein wirtschaftliches Eigenleben und keine Formung politischer Ideen: „. . . das Land zwischen Apennin und Adria hat immer die Geschicke größerer Einheiten geteilt und eine passive Rolle gespielt." — „Nie hat sich die italienische Ostküste entlang ein Längsstaat gebildet, sondern es ist bezeichnend, daß wiederholt ein Sprung vom Westufer nach dem Ostufer der Adria erfolgt ist, da nur die Ostküste die notwendigen Eigenschaften, und diese allerdings in reichlichem Maße bietet." Die Westküste des Meeres ist eben „Festlandsrand, nicht Verbindungsglied zwischen Land und Meer", während die Ostküste „des Adriatischen Meeres dadurch ausgezeichnet ist, daß zunächst physikalisch und dadurch bedingt politisch-geographisch in stärkstem Maße eine Kleingliederung stattgefunden hat, wie sie kaum noch irgend woanders zu finden ist". Trotz dieser geopolitischen Zersplitterung steht „die Ostküste der Adria unter einem einheitlichen Gesetz: an ihr entlang zieht sich ein schmaler Saum, vom Hinterland abgeschlossen durch hohe Bergketten: die Dinariden. Die reichen Wirtschaftsbezirke des Hinterlandes sind dadurch abgetrennt, und auf 600 km Länge mündet kein schiffbarer Fluß". In diesem Mangel einer leichten Verbindung des östlichen Küstengebietes zum Landinnern einerseits und der starken Aufgeschlossenheit meerwärts andererseits, und in der politisch an sich wenig verlockenden, aber dafür um so mehr landwärts zugängigen und als Ausfallstor über See anziehenden Westküste „liegt der Kern der ganzen Adriafrage: Wer die Westküste der Adria besitzt, die für jeden staatlichen und wirtschaftlichen Zweck zu wenig Vorteile bietet, strebt den Besitz der Ostküste an, weil nur diese den notwendigen Ausgleich und die gewünschte Ergänzung gewährt". Die entgegengesetzte Formung der beiden Küsten am Ausgang des Meeres — der „sehr abweisende Charakter" der albanischen Küste und die stärkere Aufgeschlossenheit der apulischen unterstützen nur die von März gezeichnete Dynamik des Raumes, die ein weiteres Kraftreservoir in der Raumwirkung der Apenninenhalbinsel findet, denn „die gesamte Küste von Ravenna ab bis Otranto hat nur dann auf das Meer hinauszuwirken begonnen, wenn Gesamtitalien oder große Teile Italiens sich ihrer bedienten: also zur Zeit des alten Rom und jetzt des neuen Königreiches Italien". Die Dynamik der Ostküste hingegen, die sich westwärts z. B. in der slawischen Namensgebung der Meeresarme und im byzantinischen Einfluß zeigt, ist immer durch die vielen „Sonderbildungen, Rest- und Übergangserscheinungen" gehemmt gewesen, die auch durch das abgesperrte Hinterland nicht beseitigt werden konnten. Manche Pufferstaatideen werden auch dem Laien an Hand dieser geopolitischen Erkenntnisse verständlich, und die Leitsätze des Buches dringen in sorgfältig gehütete Konzeptionen ein. Ein unendlich vielfältiges, durch eigene Anschauung unterstütztes Material liefert die Grundlagen der Folgerungen und bietet eine fast restlos erschöpfende Darstellung der Geschichte, Nationalitätenfragen, Wirtschaft, Rechtsverhältnisse, Geologie, Minderheitenangelegenheiten usw. des Adriaraumes, auf allen Gebieten den Beweis für die Richtigkeit der geopolitischen Gesetze liefernd.

Die Überfülle des Stoffes mag allerdings auch daran Schuld haben, daß die jenseits italienisch-jugoslawischer, oder besser gesagt, apenninisch-balkanischer Problemstellung stehende mitteleuropäische Frage, nur in Konturen angedeutet, an geopolitisch und volkspolitisch wegweisende Tatsachen erinnert. Das Reich Friedrich II., des großen Staufers, das seinen Mittelpunkt in Apulien hatte, die deutsche Herrschaft Habsburgs (nicht Parma-Lothringens!) bis zu den albanischen Bergen, das fränkische Fenster an der Adria und die Fahrten der nordisch-deutschen Wikinger sind wohl noch nicht verblaßt, und von dem imperialen Castel del Monte Friedrich des Staufers zieht bis zu den nach dem Vorbild der apulischen Stauferburgen errichteten deutschen Ordensburgen eine Idee deutscher Staatenbildung und deutscher Kolonisation,

in deren gewaltiger Perspektive der Raum um die Adria einen nicht geringen Schöpfungsanteil hat. Bis zum Isonzo 1915—18 reiht sich Glied an Glied einer Kette, von den Siegen der Langobarden angefangen, und wir haben keinen Grund, etwa die Insel des deutschen Sieges bei Lissa Viš zu nennen und so Stäubchen zu Dünen zu liefern, die sich langsam über heroische Größe und weise Werke lagern und die Kunde der Geschichte verwirren.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Alexander Melkich, Stand und Aussichten des Baumwollbaus in der Sovet-Union. (Berichte über Landwirtschaft. N. F. 82. Sonderheft) Berlin 1933, Paul Parey. 109 S., 15 Abbild. u. Karten.

Die Versorgung Rußlands mit Baumwolle ist eine Frage, die nicht erst die Sowjetregierung beschäftigt. Das Bestreben Rußlands, in den eroberten zentralasiatischen Gebieten einen eigenen Baumwollbau zu schaffen, ist fast so alt wie die Eroberung selbst. Aber erst die Wirtschaftsplanung der Sowjets hat zu dem Versuch geführt, die Baumwollfläche sprunghaft auszudehnen. Welche Voraussetzungen sind für einen Erfolg gegeben? Diese Frage sucht Melkich in einer ebenso gediegenen wie reichhaltigen Arbeit zu beantworten. Das Ergebnis ist folgendes: drei Möglichkeiten zum Ausbau der Baumwollkulturen sind vorhanden. Man kann Gebiete, deren Eignung zum Baumwollbau erwiesen ist (wie große Teile Turkestans und Transkaukasiens) zur Aufgabe aller anderen Kulturen, d. h. zur Baumwoll-Monokultur zwingen — wobei dann freilich die Frage entsteht, wie man diese Monokulturgebiete mit Brot versorgt. Man kann durch Um- und Ausbau bestehender Irrigationswerke den Baumwollbau erweitern; man kann schließlich den Versuch machen, neue Gebiete für den Baumwollbau zu erschließen. Alle drei Methoden sind in der Sowjetunion versucht worden; das Schwergewicht liegt auf der ersten. Denn es hat sich gezeigt, daß man bisher nicht imstande war, diejenigen Wasserkräfte der turanischen Hauptströme nutzbar zu machen, die bisher der großartigen Bewässerungskunst der einheimischen Bevölkerung widerstanden hatten. Und was die Ausdehnung der Baumwollkultur nach Ciskaukasien, nach der Krim und gar nach der Ukraine anlangt, so ist der Verfasser (unseres Erachtens mit vollem Recht) sehr skeptisch. Es sind nur wenige Stellen der Schwarzmeerküste und Daghestans, in denen ein Daueranbau von Baumwolle aus klimatischen Gründen möglich sein wird. So bleibt, beim einstweiligen Versagen der Technik gegenüber Amu- und Syr-Darja, der erste Weg: die Verdrängung aller anderen Kulturen aus dem Baumwollgebiet, vor allem Turkestans. Das ist mit bekannter Rücksichtslosigkeit geschehen. Das Ergebnis ist die Zerstörung aller organischen Wirtschaftsstruktur in Russisch-Zentralasien. Der Verfasser schließt mit der Meinung, „daß die jetzigen Maßnahmen im russischen Baumwollbau diesen nicht fördern, sondern schädigen, vielleicht sogar vernichten werden."

Gerade weil die Arbeit an sich ausgezeichnet ist, seien technische Mängel nicht verschwiegen: eine Umschreibung russischer Namen, die uns nicht glücklich scheint, und das Fehlen jeglichen Maßstabs auf den begleitenden Kärtchen.

Die ländlichen Siedlungen in verschiedenen Klimazonen. Herausgegeben von Fritz Klute. Breslau 1933, Ferdinand Hirt. 208 S., 77 Bilder und graphische Darstellungen.

Ein Sammelband, in dem in fruchtbarer und anregender Weise Fragen der ländlichen Siedlung im Hinblick auf die Verschiedenheit in den einzelnen Klimazonen behandelt werden. Daß nicht alle Landschaften und Klimazonen vertreten sein können, ist begreiflich. Im Vordergrund stehen das Mittelmeergebiet, Afrika und Indonesien. Amerika ist etwas knapp behandelt und der ganze Norden der Alten Welt fehlt mit einziger Ausnahme Norwegens; weder Iran noch Zentralasien, weder Indien noch China und Japan sind vertreten. Für die Gebiete, die behandelt sind, ergibt sich allerdings eine wertvolle Gesamtübersicht vorhandener (und auch fehlender) Kenntnis. Auf diesem Gebiet der ländlichen Siedlungsforschung ist noch viel zu tun.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68

REGISTER

ZUM X. JAHRGANG 1933 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON HANS HUMMEL

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 600*: auf S. 600 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 700**: auf S. 700 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

Abessinien: Berichterstattung 755.
Abrüstung: Berichterstattung 53, 237, 289 bis 290, 426—427, 483, 601, 675—676, 755—756 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 447—448.
Adachi, M. 360*.
Adams, C. C. 571**.
Aden: Berichterstattung 488—489, 760.
Afghanistan: Berichterstattung 757, 760.
Afrika: Berichterstattung 51—52, 84—86, 162, 241, 359, 544—545, 677—678 — Kolonien? 267 (s. a. einzelne afrikanische Staaten).
Ägypten: Berichterstattung 51—52, 359, 545, 677 — Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 10.
Akbar Siam, A. 571**.
Albanien: Berichterstattung 87.
Albrecht 204*.
Alport, E. 700**.
Alva Ixtlilxochitl, Don F. de 127**.
Amann, G. 134.
Amerika: Berichterstattung 46—49, 83 bis 84, 163, 238—241, 293—294, 359 bis 360, 429—430, 481, 484—486, 542—543, 595—596, 678—680, 753—755 — Das Chacoproblem II 136—141 — Die Vereinigten Staaten und Haiti 141—149 — Das französische Canada 469—479 — Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates 587—594 (s. a. einzelne amerikanische Staaten).
Andorra: Berichterstattung 543—544.
Andréades, A. 61*.
Andrews, F. F. 571**.
Anglo-Persian-Oil-Co.: Berichterstattung 51, 88, 484.
Antarktis: Polarpolitik II 349—353.
Arabien: Berichterstattung 50—51, 681.
Araki, S. 246*, 684*.
Argentinien: Berichterstattung 46, 84, 359, 678—679, 754—755 — Polarpolitik II 352—353.
Arktis: Berichterstattung 49—50, 294 — Polarpolitik II 349.
Armstrong, H. 571**.
Asien: Berichterstattung über asiatischen Völkerbund 164, 295, 360, 430—434, 602 bis 603, 606, 760 — Kolonien? 266 — Deutschland und der Stille Ozean 393 bis 401 — Auftakt zu einem Ostasienheft 701 bis 706 — Ein Bilderbogen 722—724 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 724—732 (s. a. Indopazifisch, Vorderer Orient, einzelne asiatische Staaten).
Assyrer-Konflikt: Berichterstattung 545 bis 547, 677.
Atlantische Welt: Berichterstattung 46 bis 54, 83—89, 157—163, 234—241, 289 bis 295, 354—360, 424—430, 480—486, 540 bis 547, 595—601, 675—680, 750—756 — Literaturbericht aus der atlantischen Welt 126—128, 442—444, 634, 699—700, 762 bis 764.
Australischer Staatenbund: Berichterstattung 50—51, 294—295, 298, 365, 553, 684 — Deutschland und der Stille Ozean 394, 396—397.
Autarkie: Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 8—17 — Monokultur und Staatsführung 24—25 — Autarkie-Monokultur-Spannungen im indopazifischen Raum 54—60 (s. a. Monokultur).

Banse, E. 320**, 699**.
Bauer, P. 568**.
Baum, G. 5*.
Baumann, M. 554.
Becker, C. H. 570**.
Belgien: Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik 210—211 — Die deutsche Maasgrenze 515—516.
Bentwich, N. 571**.
Bergman, St. 190**.
Bernstein-Kogan: 517*, 519*, 522*.
Bessarabien: Berichterstattung 483—484, 677.
Bevölkerungswissenschaft: Die Stellung der Monokultur in der Geschichte 38—41 — Die ländliche Entvölkerung in Großbritannien 98—100 — Zum Fragenkreis der Verstädterung 100—105 — Stadt oder Land? 105—113 — Die deutschen Juden als Beispiel für Aussterben bei Verstädterung 113—117 — Verstädterung und Entvölkerung Frankreichs 117—122 — Das bevölkerungspolitische Programm Mussolinis 123—125 — Über den Zusammenhang von Verstädterung und Geburtenrückgang 168—173 — Bemerkungen eines Biologen über den Begriff der Verstädterung 173—174 — Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt 175—188 — Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus 201—206 — Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik 207—213 — Biopolitik und Geopolitik 304—310 — Entwurzelung und Wurzellosigkeit 310—319 — Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper 334—348, 402—415 — Industrie in den Osten! 367—379, 437 bis 441 — Nicht Verstädterung, sondern Vergewerblichung — das Schicksal des Menschen in der Zivilisation 379—382 — Zur Biologie des Auslanddeutschtums 609—619 — Fragen zur Bevölkerungswissenschaft 619—634 — Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens 688—694.
Billy, R. de 165*.
Biologie: Monokultur im Reich der Organismen 2—6 — Bemerkungen eines Biologen über den Begriff der Verstädterung 174—175 — Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen" 493—500.
Bismarck, Fürst O. v. 272*.
Bitter, F. W. 383**.
Blanc, E. 685*.
Bland, J. O. P. 297*.
Bodenheimer, F. S. 40*, 173.
Bolivien: Berichterstattung 239—240, 484 bis 486, 678, 755 — Das Chacoproblem II 137—141 (s. a. Chaco-Konflikt).
Bonne, A. 571**.
Bose, R. B. 603*.
Brandt 182*.
Brasilien: Berichterstattung 46—47, 84, 163, 240—241, 430, 678—679, 754—755 — Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien 81—82.
Braun, G. 387*.
Brecht, E. 635**.
Brehm, M. H. 384**.
Britischer Sudan: Berichterstattung 51 bis 52.
Britisches Weltreich: s. Großbritannien.
Britisch-Indien: Berichterstattung 55, 93 bis 94, 96—97, 167—168, 244—246, 247, 295—296, 298, 365, 435, 487, 489, 492, 547—548, 552—553, 605, 683, 686 bis 688, 757—759 — Auftakt zu einem Ostasienheft 703—704 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 727—729 — Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck 747—749.
Britisch-Malaya: Berichterstattung 55 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 743—744, 746.
Britisch-Westindien: Berichterstattung 600.
Brix, J. 311*.
Brockhaus, Der große 254**, 569**.
Brutzkus, B. 127**, 444**.
Bulgarien: Der Süd-Ostraum 457, 459 bis 460.
Burgdörfer, F. 40*, 103*, 105, 105*, 211*, 609, 611*, 613*, 618*, 619*, 694*.
Burma: Berichterstattung 55, 295.
Burr, M. 682—683*.
Byrd, R. E. 128**.

Chaco-Konflikt: Berichterstattung 84, 239 bis 240, 359—360, 484—486, 678 — Das Chacoproblem II 136—141.
Chadbourne-Plan: Die Lage der Landwirtschaft in Kuba 534.
Chang, P. C. 492*.
Chen, E. 362*, 363*, 366*, 430*.
Chile: Berichterstattung 84, 239, 678—679

— Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 21—22 — Monokultur und Staatsführung 28—29.
China: Berichterstattung 55, 56, 57, 61, 89—93, 95—97, 164, 166, 167, 241 bis 244, 246, 296, 299—301, 361, 363, 366, 430—432, 434, 487—488, 489—492, 549—550, 607—608, 682—683, 758 bis 759 — Wer beherrscht die Nordmandschurei? 129, 132 — Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136 — Die Grenzen der Sowjetunion 152 — Deutschland und der Stille Ozean 395, 398—399 — Auftakt zu einem Ostasienheft 704 — Die Mandschurei 708—710, 717 — Das Problem der Ostchinesischen Bahn 718—720 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 727 — Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 734, 737—738 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 744—747 (s. a. Sinkiang).
Chinesisch-Turkestan: s. Sinkiang.
Chirguh, B. 571**.
Christaller, W. 635**.
Class, H. 634**.
Cleinow, G. 519*, 522*.
Condliffe, J. B. 481*.
Corbach, O. 567**.
Coudenhove-Kalergi, R. N. 320**, 321*.
Cournot 695*.
Cranmer-Byng, L. 97*.
Cunliffe-Listers, Sir P. 298—299*.
Czech, J. 384**.

Dänemark: Berichterstattung 49—50, 294 — Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 18—19 — Polarpolitik II 349 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 387, 389—390.
Danzig: Berichterstattung 53.
Das, T. 433*.
Dehn, W. E. 75*.
Deutschland: Berichterstattung 157—158, 234—235, 354—356, 358—359, 596—599, 675, 755—756 — Büchertafel 383—384, 635—636 — Monokultur und Staatsführung 23—24 — Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien 81—82 — Stadt oder Land? 105—113 — Die deutschen Juden als Beispiel für Aussterben bei Verstädterung 113—117 — Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt 175—188 — Handelspolitik als Instrument des sozialen Umbaus 196—200 — Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus 201—206 — Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik 207—213 — Der Harzraum, der Herzraum des Reiches 213—219 — Kolonien? 261, 265, 266—269 — Die geographischen Grundlagen der deutschen Seestellung 270—280 — Industrie in den Osten! 367—379, 437—441 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 388—392 — Deutschland und der Stille Ozean 393—401 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 445—455 — Der Süd-Ostraum 461—462 — Verbietet Deutschlands geographische Lage ein Hinaustreten auf See? 462—469 — Die deutsche Maasgrenze 509—516 — Von Herder zu Hitler 526—530 — Geopolitik als nationale Staatswissenschaft 573—574 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 574 bis 587 — Zur Biologie des Auslanddeutschtums 609—619 — Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen 638 bis 639, 640—646 — Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens 688—694 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 730 (s. a. Österreich).
Deutsch-Neuguinea: Deutschland und der Stille Ozean 394.
Deutsch-Südwestafrika: Berichterstattung 678 (s. a. Südafrikanische Union).
Dewall, W. v. 164*, 165*.
Dix, A. 127**.
Dix, M. 209*.
Dominikanische Republik: Die Vereinigten Staaten und Haiti 143.
Downar-Sapolski 75*.
Dubosq, A. 164*, 360—361*, 602*, 605 bis 607*.

Eddy, Sh. 570**.
Edschmid, K. 699**.
Ehrenburg, I. 127**.
Einzig, P. 63**.
Ekuador: Berichterstattung 47.
Elsaß-Lothringen: Zur Biologie des Auslanddeutschtums 618—619.
Elster, E. 311*.
England: s. Großbritannien.
Europa: Berichterstattung 52—54, 86—89, 157—162, 234—237, 239, 290—292, 354

bis 356, 357—359, 426—429, 483—484, 543—544, 596—599, 676—677, 680, 750 bis 753, 755—756 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 321 bis 329, 386—393 — Fromme Wünsche — die slawische Idee der Absperrung des Deutschtums vom Osten 330—333 — Der Süd-Ostraum 455—462 (s. a. einzelne europäische Staaten).
Europäische Wellenkonferenz: Berichterstattung 427—428.

Falklandinseln: Polarpolitik II 352—353.
Fecht, O. 635**.
Fensch, H. L. 198*.
Fester, G. 136, 349.
Fink, H. 509.
Flemmig, W. 724.
Forbes, R. 572**.
Formosa: Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 724.
Frank, J. P. 314—315*.
Frankreich: Berichterstattung 86—87, 165 bis 166, 236, 543—544, 596, 750—751 — Verstädterung und Entvölkerung Frankreichs 117—122 — Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik 210 — Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion 221 — Kolonien? 262, 265—266 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 451—452 — Der Süd-Ostraum 456—458, 460 — Das französische Canada 471—479 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 576, 578, 580, 581, 583—587 — Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 732—738 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 739 bis 740.
Französisch-Indochina: Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 735—738 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 739—740.
Freeman, J. 531*.
Friis, A. 128**.

Gackenholz, A. 635**.
Gandenberger von Moissy, F. 637, 759*.
Garhwaite, Sir G. 551*.
Gaulis, B. G. 571**.
Geisler, W. 383**.
Genfer Protokoll: Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 580, 583, 584 (s. a. Abrüstung).
Geopolitik: Berichterstattung 54—60 — Monokultur im Reich der Organismen 2—6 — Zur Geographie der Monokultur 7 — Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 8—17 — Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 18—22 — Monokultur und Staatsführung 22—29 — Die Maßstäbe der Monokultur 29—35 — Die Stellung der Monokultur in der Geschichte 35—45 — Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt 175—178 — Die Sprache als politische Größe im Kraftfeld der Staaten 247—253 — Geopolitik im Lexikon 255—256** — Kolonien? 257 bis 269 — Geopolitik als nationale Staatswissenschaft 301—304 — Biopolitik und Geopolitik 304—310 — Bergwirtschaft und Geisteswelt 416—421 — Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen" 495—500 — Adam Müller, ein Beitrag zum Thema „Geopolitik und Katholizismus" 501—505 — Geopolitische Weltwandkarte 505** — Raum und Staat 554 bis 559 — Geopolitik als nationale Staatswissenschaft 559—564 — Über Schönheit und Nützlichkeit der Geographie 564—565 — Geopolitik als nationale Staatswissenschaft 573—574 — Fragen zur Bevölkerungswissenschaft 624—634 — Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen 637 bis 646 — Der ökumenische Gedanke als Grundlage eines neuen Entwicklungsbegriffes 695—698 — Wehrgeopolitik 761 bis 762** (s. auch Autarkie, Bevölkerungswissenschaft, Monokultur).
Gerhard, W. 384**.
Gibb, H. A. R. 570**.
Gibraltartunnel: Berichterstattung 685, 750—751.
Godwin, F. 241*, 489*, 491*.
Goldsmith, M. B. 759*.
Goldstein, R. 317*.
Görres, J. 513*.
Grabowsky, A. 554—559*.
Green, O. M. 434*.
Griechenland: Berichterstattung 87, 239, 676.
Grondijs, L. H. 604*.
Groß, H. 634**.
Großbritannien: Berichterstattung 50 bis 51, 165, 292, 483, 486, 541—542, 545, 596, 680, 751—756 — Die ländliche Ent-

völkerung in Großbritannien 98—100 — Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion 221 — Kolonien? 259—261, 264 — Die geographischen Grundlagen der deutschen Seemacht 270—280 — Polarpolitik II 351—353 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 388—389, 390—391 — Ein englisches Stadt- und Landbaugesetz 421—423 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 451 bis 452 — Verbietet Deutschlands geographische Lage ein Hinaustreten auf See? 465—467 — Das französische Canada 471—475 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 727—729, 732 — Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 734 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 743—745 — Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck 747—749.
Grösser, M. 383**.
Grothe, H. 126**, 128**, 321*.
Grotjahn, A. 209—210*, 211*, 311*.
Grunwald, K. 636**.
Guatemala: Berichterstattung 293—294.

Hage, F. 614*, 617*.
Hahl, A. 393.
Hahn, K. 566**.
Hailey, Sir M. 757—758*.
Haiti: Berichterstattung 84, 543 — Die Vereinigten Staaten und Haiti 141—149.
Hamilton, J. 705*.
Handy 492*.
Hanika, J. 635**.
Hao Wu-teh 487*, 488*.
Harke, C. G. 213.
Harmsen, H. 117, 123, 172*, 207, 210*, 211*.
Hartke, W. 442**.
Haushofer, A. 29, 46, 83, 98, 126, 157, 234, 289, 354, 424, 442, 480, 540, 595, 634, 675, 699, 750, 764.
Haushofer, H. K. 201, 201*, 203*.
Haushofer, K. 39*, 54, 89, 101—102*, 126, 163, 173*, 188, 241, 254, 274*, 295, 330, 360, 382**, 430, 436, 487, 505, 506, 526, 547, 566, 602, 638*, 681, 700, 702, 722, 747, 756, 761 bis 762**.
Hausleiter, L. 63**.
Hawaii: Berichterstattung 756—757.
Heidrich, H. 759*.
Heilig, W. 421.
Heinemann, M. 288*.
Heiß, F. 635**.
Helbig, K. 76.
Heller, O. 242*, 508**.
Hennig, R. 568**.
Herder, J. G. v. 564.
Herder, Der große 254**, 569**.
Herholz, L. 198*.
Herrmann, G. 63, 195, 196*.
Hertwig, O. 305—306*.
Hesse, F. 445, 572**.
Hesse, K. 566**.
Ho Ying-chin 434*.
Hoare, Sir S. 552*.
Hocking, W. E. 570**.
Hoepli, H. U. 571**.
Hoetzsch, O. 442**.
Holborn, H. 383**.
Honduras: Berichterstattung 293—294.
Honyo, E. 435—436*.
Hsi Chia 436*.
Hummel, H. 8, 320, 383, 635.
Hunke, H. 383**.
Hwang-Tsong 506**.

Ikbal, A. Shah 572**.
Indopazifischer Raum: Berichterstattung 54—62, 89—97, 163—168, 241—247, 295 bis 301, 360—366, 430—436, 487—492, 547—553, 602—608, 681—688, 756—760 — Literaturbericht über den indopazifischen Raum 188—192, 254—255, 506 bis 508, 566—570.
Inseln des gefährlichen Bodens: Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 733—738.
Irak: Berichterstattung 545—547, 677, 755 — Ein Bilderbogen 723.
Irland: Berichterstattung 86, 162, 544, 753.
Irwin, Lord 97*.
Ishii, Graf K. 60*, 547*, 548*.
Italien: Berichterstattung 86—87, 160—161, 235—236, 596, 752, 756 — Das bevölkerungspolitische Programm Mussolinis 123 bis 125 — Ziele und Möglichkeiten deutscher Bevölkerungspolitik 211 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 454 — Der Süd-Ostraum 456—457, 459, 460.
Iwanami, S. 167*.

Jacobsen, A. 634**.
Jahrreiß, H. 321, 385, 385*.

Japan: Berichterstattung 55. 60—61, 94 bis 95, 96, 164—166, 167, 241, 246, 296 bis 298, 300, 360—364, 365, 432—433, 435 bis 436, 487, 542, 547, 548—549, 550 bis 552, 601, 603—604, 605—606, 607, 675, 681—682, 684—686, 687, 755, 756—757, 759—760 — Die Stellung der Monokultur in der Geschichte 39 — Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien 81—82 — Wer beherrscht die Nordmandschurei? 129 bis 133 — Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136 — Bemerkungen der japanischen Regierung 189** — Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion 221 — Deutschland und der Stille Ozean 395, 399—400 — Auftakt zu einem Ostasienheft 701—706 — Die Mandschurei 710—717 — Das Problem der Ostchinesischen Bahn 717—721 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 724—732 — Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 732—734, 736—738 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 738—747 — Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck 747—748.
Java: s. Niederländisch-Indien.
Jehol: s. Mandschurei.
Joffe, J. A. 75*.
Johann, A. E. 63**.
Josephy, B. 697*.
Juden: Die deutschen Juden als Beispiel für Aussterben bei Verstädterung 113 bis 117 — Von Herder zu Hitler 528—529.
Jugoslawien: s. Südslawien.
Jung, E. 571**.
Junghann, O. 384**.

Kampffmeyer, G. 570**.
Kanada: Berichterstattung 434—435 — Das französische Canada 469—479 — Kanadas Zukunft 652—663.
Katalanien: Berichterstattung 52—53, 86, 239 (s. a. Spanien).
Katz, R. 127**.
Kaufmann, E. 635**.
Kaup, J. 311*.
Kawakami, K. K. 60*, 189**, 508**.
Kawashima, Y. 602—603*.
Kawatshina, N. 725*.
Kenya: Berichterstattung 85—86, 677.
Keßner 106*.
Khemiri, T. 570**.
Kinkodo 167*.
Kintzel, W. 81.
Kircheiß, C. 634**.
Kirwans, Sir J. 365*.
Kisch, E. E. 90*, 191**.
Kitayama, J. 382.
Klute, F. 764**.
Knieper, F. 700**.
Knox, Ph. Ch. 143*.
Koegel, L. 533*.
Kohl, L. v. 304.
Kohn, H. 570, 572**.
Kolonialfrage: Kolonien? 258—269.
Kolumbien: Berichterstattung 46—47, 163. 240, 484.
Komai, T. 364—365*.
Konrich 319*.
Kopp, C. 384**.
Körholz, L. 568**.
Kornrumpf, M. 646.
Krüger, K. 571**.
Krumm 320**.
Kruse, W. 318*.
Kuba: Berichterstattung 294, 430, 542 bis 543, 600—601, 679, 754 — Die Maßstäbe der Monokultur 32—33 — Die Lage der Landwirtschaft in Kuba 531—536 — Ein Bilderbogen 722—723.
Kudrjaschow 75*.
Kummer, L. u. E. 128**.
Kundt 81*, 139*.
Kunst, J. 732, 739*
Künzel, W. 636**.
Kurilen: Berichterstattung 551.
Kuroki 740*.

Lachin, M. 684—685*.
Lange, F. 384**.
Langhans-Ratzeburg, M. 320**.
Lausanne: Wo steht die deutsche Außenpolitik? 446—447 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 584.
Laval, P. 686*.
Lehmann, H. 493.
Lenk, S. 61*, 507**.
Lerner, E. 536.
Leticia-Konflikt: Berichterstattung 46 bis 47, 84, 163, 240, 484.
Levonian, L. 571**.
Leyden, F. 175, 179*, 313*, 699**
Liautey, P. 436*.
Lindemann 241—242*
Linke, J. 506**.

Lloyd of Dolobran, Lord 571**.
Loesch, H. v. 127**.
Luftschutz: Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen 637—646.
Luftverkehr: s. Verkehr.
Lytton-Bericht: Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136.

Maaß, G. 559.
Machatschek, F. 321*, 322*, 324*, 326*.
Magrini, L. 190**.
Malta: Berichterstattung 751—752.
Manchukuo: s. Mandschurei.
Mandschurei: Berichterstattung 55, 57, 58, 60, 61, 92—93, 165—166, 246, 300, 364 bis 365, 366, 430, 432, 551—552, 603, 682, 760 — Wer beherrscht die Nordmandschurei? 129—133 — Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136 — Department of Foreign Affairs of Manchukuo 189** — Die Mandschurei 707—717 — Das Problem der Ostchinesischen Bahn 717—721 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 725, 727.
Martineau 320**.
März, J. 762—764**.
Masood, Sir R. 687*.
Matsuda, K. 760*.
Matsui 432—433*.
Matsumoto, G. 550*.
Matsunami, N. 167*.
Matsuoka 243*.
Maybon, A. 165*.
Meerengen: Berichterstattung 676 — Der Süd-Ostraum 457, 459.
Mehnert, K. 127**, 636**.
Meisner, M. 416, 420*, 421*.
Melkich, A. 764**.
Meulen, D. van d. 568**, 572**.
Meurer, A. 759*.
Meyer: Kleines Lexikon 255** — Großer Handatlas 256** — Volksatlas 256**.
Miller, H. A. 570**.
Millspaugh, A. C. 147*.
Mittelamerika: Berichterstattung 46, 47 bis 48, 84, 293—294, 542—543, 600—601, 679 — Die Vereinigten Staaten und Haiti 141—149 — Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates 587 bis 594 (s. a. einzelne mittelamerikanische Staaten).
Moeller van den Bruck 384**
Mongolei (äußere): Berichterstattung 491 — Die Grenzen der Sowjetunion 152 — Die Mandschurei 711.
Monokultur: Monokultur im Reiche der Organismen 2—6 — Zur Geographie der Monokultur 7 — Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 8—17 — Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 18—22 — Monokultur und Staatsführung 22—29 — Maßstäbe der Monokultur 29 bis 35 — Die Stellung der Monokultur in der Geschichte 35—45 — Autarkie-Monokultur-Spannungen im indopazifischen Raum 54—60 — Versuch über den Begriff „Biologische Monokulturen" 493—500.
Morgenroth, W. 106*.
Müller, A. 502—505*.
Müller, E. 128**.
Mussolini, B. 123—125*.

Natzmer, G. v. 2.
Nava, S. 571**.
Nearing, S. 531*.
Neigebaur 514*, 516*.
Nettesheim, F. 514*.
Neufundland: Berichterstattung 753—754.
Neuseeland: Deutschland und der Stille Ozean 395—396.
Niederlande: Berichterstattung 162 — Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 19—21 — Die deutsche Maasgrenze 510—516.
Niederländisch-Indien: Berichterstattung 162, 168, 244 — Bevölkerungsprobleme von Niederländisch-Indien 76—80 — Centraal Kantoor voor de Statistiek 188** — Die Meuterei in Indonesien als Warnungszeichen für alle Überseemächte 230—234 — Deutschland und der Stille Ozean 397 bis 398 — Die Entwicklung der Parteien der malayischen Bewegung in Niederländisch-Indien 536—539 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 728—730 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 746.
Niedermayer, O. v. 219, 334, 402, 664, 707.
Nietzsche, F. 697*.
Nikaragua: Berichterstattung 47—48, 543.
Nishi, K. 551*.

Nordirland: Berichterstattung 753 (s. Großbritannien, Irland).
Norwegen: Berichterstattung 49—50, 294, 680 — Polarpolitik II 349, 351—353.

Ochsner, H. 761.
Offe, H. 255.
Olbricht, K. 320**.
Oppenheim, M. Freiherr v. 128**.
Oppenheimer, F. 695*.
Österreich: Berichterstattung 160—161, 235 bis 236, 601 — Fromme Wünsche — Die slawische Idee der Absperrung des Deutschtums vom Osten 330—333 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 448—449 — Der Süd-Ostraum 456, 458 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 574 bis 587.
Ostgrönland-Konflikt: Berichterstattung 49—50, 294.
Ostturkestan: s. Sinkiang.
Ostwald, P. 636**.
Otani, R. 167*, 191**.
O'Zouk, R. 571**.

Palästina: Berichterstattung 752, 755.
Paracelsus-Inseln: Die strittigen Inseln im Südchinesischen Meer 732—733, 737 bis 738.
Paraguay: Berichterstattung 239—240, 359 bis 360, 484—486, 678, 755 — Das Chacoproblem II 137—141 (s. a. Chaco-Konflikt).
Passarge, S. 570**.
Paul, J. 390*.
Pearce, Sir G. 553*.
Peer, S. 78*, 79*.
Perizonius, A. 635**.
Pernot, M. 605*.
Persien: Berichterstattung 50—51, 88, 484, 677, 681, 685, 755.
Peru: Berichterstattung 46—47, 163, 240, 299, 360, 484.
Pfalz, R. 699**.
Pfeil, E. 113, 113*, 168, 314*, 619*.
Philby, H. St. J. B. 572**.
Philippinen: Berichterstattung 48—49, 55, 61—62, 83—84, 164, 241, 295 — Kolonien? 257—259, 263—264 — Auftakt zu einem Ostasienheft 705—706.
Pichon, J. 636**.
Pintschovius, K. 35, 619*, 695.
Polen: Berichterstattung 53, 87, 158, 237 — Industrie in den Osten! 368, 441 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 388 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 449—450 — Geopolitik als nationale Staatswissenschaft 573 bis 574.
Poletika, W. v. 444**.
Portugal: Berichterstattung 239 — Das französische Canada 470—471.
Pratep, R. 603*.
Prinzing, F. 311*.

Quante, P. 379.
Queensland: s. Australischer Staatenbund.

Ramming, N. N. 636**.
Ratzel, F. 509*.
Rea, B. 60*.
Rees, W. 383**.
Reinecke, M. 18.
Reuschke 322*.
Rhodesien: Berichterstattung 52.
Roccalta, P. di 571**.
Rohmeder, W. 128**.
Rohrbach, P. 566**.
Römer, H. 141.
Rosinski, H. 96*.
Roß, C. 257, 469, 652.
Rüdenberg, E. 726*.
Rühlmann, P. 384**.
Rumänien: Berichterstattung 87, 158—161, 483—484, 677 — Der Süd-Ostraum 456, 460.
Rundfunk: s. Verkehr.
Rußland: Berichterstattung 87—89, 95 bis 96, 158, 164, 166, 237, 242, 290—292, 359, 361, 363, 366, 429, 483—484, 486, 490—491, 677, 681—682, 686, 754, 756 bis 757 — Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans 65—75 — Wer beherrscht die Nordmandschurei? 130—133 — Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136 — Die Grenzen der Sowjetunion 149—156 — Wehrgeographische Betrachtungen über die Sowjetunion 219—229 — Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion 280 bis 288 — Wachstum und Wanderung im russischen Volkskörper 334—348, 402—415 — Polarpolitik II 349 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 389, 391—392 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 453—454 — Der Süd-Ostraum 456, 458—459, 461 — Die Wasserstraßen in der Sowjetunion 516—525 —

Die Eisenbahnen Rußlands 664—674 — Auftakt zu einem Ostasienheft 701—702, 706 — Die Mandschurei 710—713, 716 — Das Problem der Ostchinesischen Bahn 717—721.

Saargebiet: Wo steht die deutsche Außenpolitik? 448.
Sadiq, I. K. 572**.
Saghir, A. 571**.
St. Germain: Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 578—580, 583 bis 584.
St. Pierre et Miquelon: Das französische Canada 472—473.
Salter, Sir A. 63**, 634**.
Samhaber, E. 587.
Samoa: Deutschland und der Stille Ozean 394.
Sario, S. 324*.
Sarkar, B. K. 436*, 487*, 516.
Schauff, J. 383**.
Schepers, H. 96*.
Schewket Raschid 571**.
Schiebold, R. 383**.
Schierenberg, R. 567**.
Schiller, O. 442**.
Schmidt, A. 635**.
Schmidt, E. 699**.
Schmidt, H. 191**.
Schmidt, H. 314*.
Schmidt, M. G. 505**.
Schmidt, R. 385*, 391*.
Schmidt-Kehl, L. 314*.
Schmidt-Rohr, G. 247, 248*.
Schnoeckel, P. 383**.
Schrepfer, H. 324*, 386*.
Schroeder, H. 390*.
Schumacher, R. v. 762.
Schweden: Berichterstattung 158 — Europa — Germanische Gründung aus dem Ostseeraum 387—388, 390—391.
Schwendemann, K. 635**.
Seeberg, E. 320**.
Seeckt, v. 229*.
Semjonow, J. 65, 149, 280, 288*, 516.
Shinohara 604*.
Siam: Berichterstattung 168 — Japanische Pläne in Französisch-Indochina und Südostasien 739—743, 746—747.
Sibirien: s. Rußland.
Siedentop, I. 699**.
Siewert, W. 270, 462—469*.
Sind: Berichterstattung 553.
Sinha, K. B. 603*.
Sinkiang: Berichterstattung 489—490, 682 bis 683.
Smedley, A. 95*.
Snowden, J. 244*.
Solf 436*.
Soong, T. V. 299—300*, 431—432*.
Spanien: Berichterstattung 86, 239, 429, 543—544, 680, 750—751 — Das französische Canada 470—471, 473 — Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates 587—594 (s. a. Katalanien).
Spethmann, H. 383**, 699**.
Spiro Bey, S. 572**.
Spranger, E. 698*.
Springenschmid, K. 568**.
Staat: s. Geopolitik.
Staemmler, M. 212*.
Stalin 88—89*.
Stegner, A. 383**.
Sternberg, S. 63**.
Stolz, O. 128**, 442**.
Südafrikanische Union: Berichterstattung 52, 84—85, 162, 241, 359, 544—545, 678 — Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck 749.
Südamerika: Berichterstattung 46—47, 84, 163, 239—241, 359—360, 429—430, 484 bis 486, 542, 678—679, 754—755 — Das Chacoproblem II 136—141 — Das spanische Kolonialreich als Beispiel eines künstlichen Staates 587—594 (s. a. einzelne südamerikanische Staaten).
Süd-Orkney-Inseln: Polarpolitik II 352 bis 353.
Südslawien: Berichterstattung 53, 87, 158 bis 161 — Fromme Wünsche — Die slawische Idee der Absperrung des Deutschtums vom Osten 330—333 — Der Süd-Ostraum 456, 457, 459, 460 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 577 — Zur Biologie des Auslanddeutschtums 609—617.
Sugimaro, Y. 724*.
Sumatra: s. Niederländisch-Indien.
Sung, T. V. s. Soong.
Syrien: Berichterstattung 294, 546—547, 755.

Tagore, R. 97*.
Tallerand 361*.

Tanganyika: Berichterstattung 677—678.
Tawney, R. H. 90*, 92*.
Thalenhorst 383**.
Thomas, B. 572**.
Tietgens, W. 384**.
Toynbee, A. J. 570**.
Treitschke, H. v. 509*, 511*, 513*.
Tschechoslowakei: Berichterstattung 87, 158—161 — Fromme Wünsche — Die slawische Idee der Absperrung des Deutschtums vom Osten 330—333 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 449 — Der Süd-Ostraum 456—457, 459 — Der politische Weg Österreichs seit dem Weltkrieg 577, 579—581, 586.
Tsuji, Z. 167*.
Tuckermann, W. 324*.
Türkei: Berichterstattung 676, 755.

Ugrimoff, A. v. 444**.
Ukraine: s. Bessarabien, Polen, Rußland.
Ullmann, H. 127**.
Ungarn: Berichterstattung 53, 158—161, 235—236, 429 — Der Süd-Ostraum 457, 458.
Ural-Kusnezki-Kombinat: Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans 72 bis 74.
Utchida, Graf Y. 297*.
Uyeda, T. 492*.

Vereinigte Staaten: Berichterstattung 47 bis 49, 58—59, 83—84, 163, 164, 167, 238, 241, 293, 430, 481, 486, 542, 547, 548, 595—596, 679—680, 754, 756—757, 759 — Monokulter und Staatsführung 25 bis 27 — Survey of American Foreign Relations 126** — Das Chacoproblem II 140 bis 141 — Die Vereinigten Staaten und Haiti 141—149 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 453 — Das französische Canada 470 — Die Lage der Landwirtschaft in Kuba 531 — Kanadas Zukunft 565—569 — Auftakt zu einem Ostasienheft 701—702, 706.
Verkehr: Berichterstattung 50—51 (Persischer Golf-Luftweg), 240—241 (Südamerika-Luftverkehr), 247 (Indien-Luftweg), 356—357 (Verkehrsgeopolitik), 366 (Ostchinesische Eisenbahn), 427—428 (Wellenkonferenz und Rundfunkpolitik), 482 (Handelsflotten), 540—541 (Balbo-Geschwader, Transatlantik-Luftverkehr), 595—599 (Straßennetz, Autobahnen), 681 (Persischer Golf-Luftweg), 685 (Gibraltartunnel), 685 (Eisenbahnen im Orient), 750—751 (Gibraltartunnel), 758 (Eisenbahnen in Indien), 758—759 (Asiatischer Luftverkehr) — Das geplante deutsche Autostraßennetz 479 — Die Wasserstraßen in der Sowjetunion 516 bis 525 — Werdender Weltluftverkehr 646 bis 652 — Die Mandschurei 708—713 — Das Problem der Ostchinesischen Bahn 717 bis 721.
Versailles: Berichterstattung 289—290 — Wo steht die deutsche Außenpolitik? 446 bis 447.
Verschuer, O. Frhr. v. 318*.
Verstädterung: s. Bevölkerungswissenschaft.
Vêvre, E. d. 165—166*, 191**.
Viermächtepakt: Berichterstattung 426 bis 427.
Virchow, R. 318*.
Vogel, W. 321*, 324*, 325*.
Völkerbund: Berichterstattung 160—162, 484—486, 675 — Der Völkerbund in der Mandschurei 134—136.
Volz, W. 367, 368*, 437, 688*.
Vorderer Orient: Berichterstattung 50 bis 52, 294, 484, 545—547, 677, 752, 755 — Bibliographie des Vorderen Orients 570 bis 572.
Vortisch, F. 442**
Vowinckel, K. 22.

Wagemann, E. 112*.
Wai Chiao-chia 296*.
Waibel, L. 699**.
Waldeyer-Hartz, v. 462.
Warneck, S. 129, 717.
Washio, S. 550*.
Webb, L. E. 687—688*.
Weber, A. 63**, 311*.
Wegener 278*.
Wegener, G. 270*, 436*.
Weibull, C. 387*.
Weltwirtschaft: s. Wirtschaft.
Weltwirtschaftskonferenz: Berichterstattung 237—238, 424—426, 480—482.
Weniger 276*.
Westaustralien: Berichterstattung 294 bis 295, 298, 553 (s. a. Australischer Staatenbund).
Westindien: s. Mittelamerika.
Westphal, O. 326*, 386*.

Wiedemann, G. 688.
Wieser, F. 311*.
Wilson, A. T. 572**.
Winsauer 582*.
Wirtschaft: Berichterstattung 51, 55 bis 60, 237—238, 357, 424—426, 541—542, 600 — Weltwirtschaftlicher Literaturbericht 63—64 — Die Verteilung von Monokultur und Autarkie 8—17 — Arbeitsteilung, fixe Kosten und unnatürliche Preisbildung als Eigenschaften der Monokultur 18—22 — Monokultur und Staatsführung 22—29 — Die Maßstäbe der Monokultur 29—35 — Die Stellung der Monokultur in der Geschichte 35—45 — Die geographischen Leitlinien des Fünfjahresplans 65—75 — Berlin als Beispiel einer wurzellosen Großstadt 181—183 — Handelspolitik als Instrument des sozialen Umbaus 195—200 — Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaus 201—206 — Industrie in den Osten! 367—379, 437—441 — Nicht Verstädterung, sondern Vergewerblichung — das Schicksal des Menschen in der Zivilisation 379—382 — Bergwirtschaft und Geisteswelt 416—421 — Ein englisches Stadt- und Landbaugesetz 421—423 — Die Lage der Landwirtschaft in Kuba 532—536 — Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens 688—694 — Die Mandschurei 714—716 — Japans zweites Schwert: die Wirtschaft 724—732 — Warnende Pfiffe aus Ventilen unter Hochdruck 747—749 (s. a. Autarkie, Monokultur, Verkehr).
Wißmann, H. v. 568**, 572**
Wolff, M. 75*.
Wolgast 321*.
Woodhead, H. G. W. 549*.
Wüscht, J. 609—610*.
Wygodzinski 203*.

Yasukawa, Y. 727*.
Young, Sir H. 571**.

Zeck, H. F. 501.
Zeiler, A. 211*.
Zeiß, H. 310, 619*.
Zelle, A. 383**.
Ziegler, W. 759*.
Zischka, A. E. 296*.
Zitelmann, F. C. 531.

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

X. JAHRGANG 1933

11.

HEFT / NOVEMBER

GEOPOLITIK DES LUFTSCHUTZE

Gandenberger: Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen

Kornrumpf: Werdender Weltluftverkehr

Colin Ross: Kanadas Zukunft

Wiedemann: Das Fabrikdorf

Pintschovius: Der ökumenische Gedanke

Niedermayer: Die Eisenbahnen Rußlands

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Privatdozent Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 9, Schmargendorf 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

X. JAHRGANG / HEFT 11 / NOVEMBER 1933

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

F. Gandenberger von Moisy: Luftempfindlichkeit und geopolitische Forderungen 637
Martin Kornrumpf: Werdender Weltluftverkehr 646
Colin Ross: Kanadas Zukunft 652
Oskar von Niedermayer: Die Eisenbahnen Rußlands 664

BERICHTE

Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 675
Karl Haushofer: Bericht aus dem indopazifischen Raum 681

GRUNDFRAGEN

Günther Wiedemann: Das „Fabrikdorf" — die künftige Siedlungsform des deutschen Ostens 688
Karl Pintschovius: Der ökumenische Gedanke als Grundlage eines neuen Entwicklungsbegriffes . 695

LITERATURBERICHT

Albrecht Haushofer: Literaturbericht aus der atlantischen Welt 699

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Register M. 22.—
Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

F. *Gandenberger von Moisy*, Berlin-Friedenau, Laubenheimer Str. 19 — Dr. Albrecht *Haushofer*, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — cand. phil. Martin *Kornrumpf*, München, Leonrodstr. 51 — Dr. Oskar von *Niedermayer*, Oberstleutnant a. D., Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Str. 31 — Dr. Karl *Pintschovius*, Stuttgart, Lenzhalde 4 — Colin *Ross*, z. Zt. USA., Anschrift durch Verlag — Dipl.-Ing. Günther *Wiedemann*, Zinnowitz a. Usedom, Salzhorstweg 5.

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRUNEWALD
HOHENZOLLERNDAMM 83

Die Deutsche Hochschule für Politik

eröffnet am 15. Oktober 1933 das Wintersemester

Die Deutsche Hochschule für Politik widmet sich der Forschungsarbeit in ihren Seminaren und Instituten, während die Seminaristische und Akademische Abteilung jedem politisch interessierten, verantwortungsbewußten Volksgenossen, vor allem dem Amtswalter der NSDAP und aller Nebenorganisationen, dem Studenten, Beamten, Schriftleiter und Jungarbeiterführer die Möglichkeit wissenschaftlicher politischer Ausbildung geben.

Die Lehrtätigkeit der Deutschen Hochschule für Politik wird von folgenden Abteilungen durchgeführt:

1. **Staats- und Kulturphilosophie**
   Leiter: Dr. Klemmt
2. **Rassenkunde und Rassenpflege**
   Leiter: Dr. Groß, Leiter des Aufklärungsamtes für Bevölkerungspolitik und Rassenpflege
3. **Geschichte**
   Leiter: Univ.-Professor Dr. Hoppe
4. **Rechts- und Staatslehre**
   Leiter: Staatssekretär Dr. Lammers
5. **Presse und Propaganda**
   Leiter: Schulze-Wechsungen, Leiter der Landesstelle Berlin—Brandenburg—Grenzmark für Volksaufklärung und Propaganda, M. d. L.
6. **Innenpolitik**
   Leiter: Min.-Rat Dr. Löpelmann, M.d.L.
7. **Wirtschafts- und Sozialpolitik**
   Leiter: Ministerpräsident Klagges, M.d.R.
8. **Wehrpolitik**
   Leiter: Generalleutnant a. D. Kaupisch
9. **Außenpolitik und Auslandskunde**
   Leiter: Dr. von Leers
10. **Sprachen**

Der wissenschaftlichen Arbeit stehen folgende Seminare zur Verfügung:

1. **Geopolitisches Seminar**
   Leitung: Dr. Albrecht Haushofer. Studium aller Fragen der politischen Geographie
2. **Seminar für Volkstumsfragen** (Deutschtumsseminar)
   Leitung: Dr. Karl C. von Loesch, stellv. Leiter des Instituts für Grenz- und Auslandsstudien, Steglitz
3. **Staatsbürgerkundliches Seminar**
   Leitung: Komm. Oberstudiendirektor H. Ewerth. Einführung in Weltanschauung der nationalsozialistischen Bewegung für die Lehrerschaft
4. **Eurasisches Seminar**
   Leitung: Geh. Reg.-Rat Georg Cleinow. Arbeitskreis zur Behandlung osteuropäisch-asiatischer Fragen, besonders der Sowjetunion und Polens
5. **Seminar für Redekunst**
   Leitung: Min.-Rat Dr. Löpelmann, M.d.L. Rednerische Ausbildung für die wissenschaftlich-politische Schulung
6. **Bücherei, Lesesaal und Archiv**
   24000 Bände politischen Schrifttums, 275 Zeitschriften und Zeitungen

Aufnahmebedingungen: Die Aufnahme neuer Hörer erfolgt auf schriftlichen Antrag unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufes, zweier Lichtbilder und eines polizeilichen Führungszeugnisses sowie Angaben über Vorbildung. Über die Einreihung in die Seminaristische oder Akademische Abteilung entscheiden nach Rücksprache die Studienleiter.

Abschlußprüfung: Die Deutsche Hochschule für Politik gewährt als Abschlußprüfung das staatlich anerkannte Diplom DHP.

Gebühr: Die Einschreibegebühr beträgt in der Seminaristischen Abteilung RM 10.—, in der Akademischen Abteilung RM 20.—. Studierende anderer Berliner Hochschulen zahlen lediglich RM 7.50. Die Gebühren für Erwerbslose betragen RM 1.— im Semester.

Beginn der Vorlesung: 6. November 1933, 17 Uhr.

Zeit der Vorlesungen: 17—22 Uhr.
Das Vorlesungsverzeichnis (RM —.20) ist in der Geschäftsstelle der Hochschule erhältlich.

Ort der Vorlesungen: W 8, Schinkelplatz 6, Deutsche Hochschule für Politik.
Telefon: Merkur 2806, 2807, 2808.

Einführung in die Geopolitik

Von Prof. Dr. R. Hennig und Studienrat Dr. L. Körholz

Mit 53 Karten im Text. Kartoniert RM. 2.60

Nach 7 Monaten bereits in 2. Auflage erschienen

„Ich habe mich gefreut, daß es endlich gelungen ist, ein den Verständnissen des gesamten Volkes zugängliches Werk zu schaffen, das die Fragen der Geopolitik in einer leichtfaßlichen Form bringt. Wer das Buch von dem Engländer James Fairgrives gelesen hat, der freut sich darüber, **daß nun auch für die gesamte Volksbildung in Deutschland ein kleines Werk erschienen ist, an Hand dessen die Jugend in diesen äußerst wichtigen Gedanken vorgebildet werden kann.**"

(Landesbauernpräsident Dr. Wagner, Leiter des Amtes für Agrarpolitik der NSDAP., Gau Hessen-Darmstadt, Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.)

Geopolitik

Die Lehre vom Staat als Lebewesen · Von Prof. Dr. R. Hennig

2. Auflage. Mit 81 Figuren im Text. Gebunden RM. 16.20

In der 2. Auflage ist ein besonders bedeutsames Kapitel neu hinzugekommen, das die Begriffe Volk, Nation und Rasse in ihrer Beziehung zum Staat behandelt

„Das Buch ist ohne Zweifel **das zur Zeit wichtigste Werk auf geopolitischem Gebiet,** dessen Grundgedanken zumeist mit den Auffassungen unserer Bewegung zu vereinbaren sind. Alle wesentlichen politischen Fragen finden Erörterung und befriedigende Erklärung (Raumfrage, staatlicher Fortpflanzungstrieb, Internationalisierungsbestrebungen usw.). **Auch die Rassenfrage findet starke positive Beachtung.** Wie bereits oben gesagt: **Ein ausgezeichnetes und wertvolles Werk,** dessen Kenntnis nützlich ist."

(Völkischer Beobachter.)

Der Ferne Osten

Japan und die Japaner

Eine Landes- und Volkskunde · Von Prof. Dr. K. Haushofer

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 28 Karten im Text und 29 Abbildungen auf 15 Tafeln. Geheftet RM. 8.—, gebunden RM. 9.60

„Die Schilderungen über Volksleben und Volksgeist Japans sind ausgezeichnet, die wehrgeographischen Urteile über die Widerstandskraft des japanischen Heeres und der Flotte bilden das Spezialgebiet des ehemaligen Generalstabsoffiziers und dürften bei der Zuspitzung der weltpolitischen Lage in Ostasien gerade heute von besonderer Wichtigkeit sein ... Zusammenfassend kann gesagt werden, **daß mit der Neubearbeitung des Haushoferschen Buches die ausgedehnte Japanliteratur ihre modernste Landeskunde erhalten hat.** Im Sinne Kjellénscher Staatsdeutung stellt dieses Buch die umfassendste Japankunde dar."

(Zeitschrift für Politik.)

China

Eine Landes- und Volkskunde · Von Prof. Dr. G. Wegener

Mit 30 Abb. auf 16 Tafeln und 22 Textskizzen. Geheftet RM. 9.—, geb. RM. 10.80

„Die große anthropologische Bedeutung der **aus überlegener Landes- und Volkskenntnis und Kulturschau heraus gestalteten Landes- und Volkskunde** von G. Wegener liegt zunächst in **seiner groß aufgebauten Darstellung des Raumkörpers und Volksbodens mit ihrer Stromabhängigkeit,** in der Abrechnung mit den heute noch sehr gegenstrebigen Theorien über Herkunft und historische Entwicklung der Chinesen. Noch größere, grundsätzliche anthropologische Bedeutung aber gewinnt das Geschick, womit in den sparsamen Abbildungen geistige Führer der Neuzeit als Typen zur Volkskunde verwendet und der Plan- und Kulturlandschafts-Gegensatz in gegenübergestellten Tafeln ausgewertet wird."

(Anthropol. Anzeiger.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

)TANOX
:zyszczanie
II 2015

CZ.140.14
nr inw. 33124
ELBLĄG
3 1107